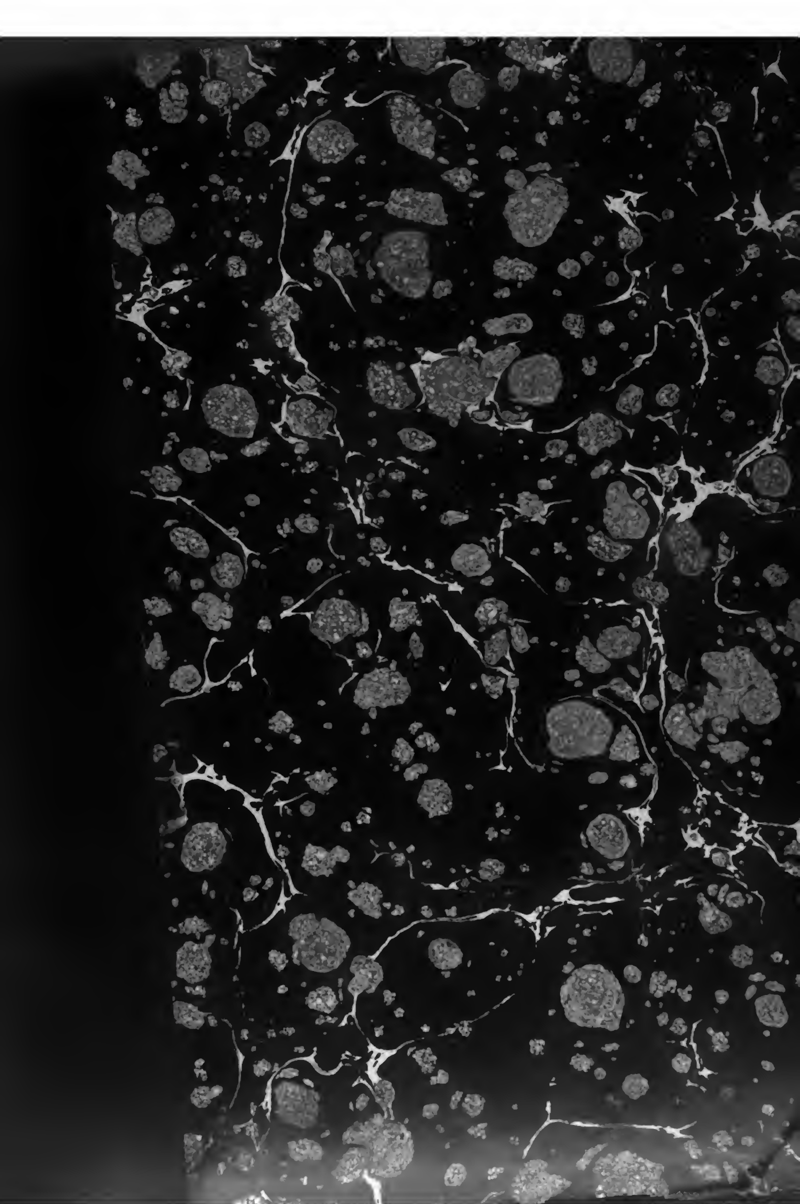


629 **LAVATER** (Gaspard). L'Art de connaître les hommes par la physionomie. Nouv. édit. corrigée et disposée dans un ordre plus méthodique; précédée ...

976 **LAVATER.** L'Art de connaître les hommes par la physionomie. Nouv. édit. corrigée et disposée dans un ordre plus méthodique, augmentée d'une exposition des recherches ou des opinions de La Chambre, de Porta, de Camper, de Gall, sur la physionomie; d'une histoire anatomique et physiologique de la face; précédé d'une notice historique sur l'auteur par Moreau (de la Sarthe). *Paris, Depelafol*, 1835, 10 tomes en 8 vol. gr. in-8, figures, demi-rel. veau fauve, coins, dos orné. 50 »
Ouvrage illustré de 600 planches hors texte, gravées en taille-douce.

977 **LAVATER.** La Physiognomonie, ou l'art de connaître les hommes, d'après les traits de leur physionomie, leurs rapports avec les divers animaux, leurs penchans, etc., etc. Traduction nouvelle par H. Bacharach, précédée d'une notice par F. Fertiault. *Paris*, 1841, gr. in-8, figures, demi-rel. veau brun avec le premier plat de la couverture conservé. (*Rel. de l'époque*). 12 »
Edition illustrée d'un portrait de Lavater et de 120 planches gravées en taille-douce.

820 **OTTIN** (N.-J.). Précis analytique et raisonné du système de *Lavater* sur les signes physiognomoniques. *Bruxelles, Wahlen*, 1839, in-12, planches noires et coloriées, demi-rel. maroq. noir, tête dor., n. rog. 5 »
Bel exemplaire en reliure neuve.

476. Ottino (N. I.)—Précis analytique et raisonné du système de Lavater sur les ... physiognomonique. Bruxelles 1839, in 12 leg m. ... con 23 tavole, alcune delle ... 3,=

721 **Lavater.** La physiognomonie ou l'Art de co... les hommes d'après les traits ... leur physionomie, leurs rapports avec les divers animaux, leurs penchants, etc. Traduction nouvelle par H. BACHARACH. Précédée d'une notice par A. d'Albanès. *Havard, s. d.*, pet. in-f., 1/2 bas., dos orné. (M. 11). 10 »
Orné d'un portrait de Lavater et de 120 planches représentant plus de 500 physionomies.

685 **LAVATER** (Le) portatif, ou précis de l'art de connaître les hommes par les traits du visage. 5ᵉ édit. augmentée d'une notice sur la vie de Lavater, d'un recueil d'anecdotes physionomiques. *Paris, Saintin*, 1812, in-16, figures, br. 10 »
Livre illustré de 33 jolies planches coloriées.

448 **LAVATER.** La Physiognomonie ou l'art de connaître les hommes d'après les traits de leur physionomie, leurs rapports avec les divers animaux, leurs penchans, etc. Traduction nouvelle par H. Bacharach, précédée d'une notice par F. Fertiault. *Paris*, 1841, in-4, figures, demi-rel. chag. noir. 10 »
Taches de rousseur. — Livre illustré de 120 planches gravées sur acier.

208 **Lavater.** Précis analytique et raisonné du système de Lavater sur les signes physiognomoniques par N. J. Ottin *Bruxelles, Dumont*, 1834, in-18, demi-veau br., dos orn. 4 fr.
Ouvrage curieux orné d'un portrait ... fig. hors texte.



Lavater.

J. C. Lavater's

Physiognomik.

Zur Beförderung

der

Menschenkenntniß und Menschenliebe.

Vervollständigte neue Auflage

der

verkürzt herausgegebenen physiognomischen Fragmente.

Zweiter Abdruck.

Berlin,
in der G. Fincke'schen Buchhandlung.

1834.

I. Einleitung.

„Und Gott sprach:

Lasset uns Menschen machen, unser Bild,
Gestalt der Aehnlichkeit, die uns gleiche.

Wie hier die Schöpfung stille steht und wartet — Wasser und Luft und Erde und Staub — Alles erfüllt, belebt, wimmelnd und wogend! Aber wo ist sinnlicher Zweck deß Alles? Einheit? Jedes für sich eine Insel! Jedes ein genießendes Geschöpf auf Einem Puncte! Wo Etwas, das gewissermaßen Alle genieße? Blick, der sie Alle sammle? Herz, das sie Alle fühle? Die ganze Schöpfung scheint zu trauern, zwecklos zu genießen und nicht genossen zu werden! Wüste! Ödes Gewimmel! Der Puls der Schöpfung harret!

Ist's möglich, ein solches Geschöpf, die Krone, die höchste sinnliche Einheit alles Sichtbaren! Wär's — Es wäre gleichsam ein Nachbild, ein Repräsentant der Gottheit in sichtbarer Gestalt... Ein Unter-Gott, ein Statthalter, ein Herrscher, die Gottheit im Bilde — Welch Geschöpfe! Die Gottheit berathschlaget — Noch schlafen die Kräfte dieser neuen Schöpfung! — Diese Gestalt im Bilde wäre sodann innig, unendlich schöner und lebender als Fluren, Hain und Gebirg und Elysium! Innig schöner und lebender, als Fische und Vögel, Gewürm und Thiere aller Gattung und Arten! In sie gleichsam der Gedanke, die Schöpfers- und Herrschungsgabe des Unsichtbaren gesenkt! Welch ein Blick! Welche That, Leben, Gestalt! Was wäre die ganze Natur gegen diese menschliche Seele? Was wäre rathschlagend, wie sie? Schaffend, herrschend, das sichtbare Ebenbild der Gottheit —

Der Rathschlag ist vollendet:

Gott schuf den Menschen, sein Bild!
Zum Gleichniß Gottes schuf Er ihn.
Er schuf sie, Einen Mann und Ein Weib.

Konnte in aller Welt mehr das Menschengeschöpf geehrt, und gleichsam vergöttert werden, als durch diese Pause, durch diesen Rathschlag Gottes? Durch Prägung zum Bilde Seiner?

Gott schuf den Menschen, sein Bild!
Er schuf ihn zum Gleichniß Gottes.

Einfältig, edel und aufschließend für die Natur des Menschen!

Siehe da seinen Körper! die aufgerichtete, schöne, erhabene Gestalt! Nur Hülle und Bild der Seele! Schleyer und Werkzeug der abgebildeten Gottheit! Wie spricht sie von diesem menschlichen Antlitz in tausend Sprachen herunter! Offenbart sich mit tausend Winken, Regungen und Trieben nicht darin, wie in einem Zauberspiegel, die gegenwärtige, aber verborgene Gottheit? So ein unnennbares Himmlisches im menschlichen Auge! Das Zusammengesetzte aller Züge und Mienen. — So zeichnet sich die unanschaubare Sonne im kleinen trüben Wassertropfen! Die Gottheit, in eine grobe Erdgestalt verschattet!

Gottheit! wie kräftig und freundlich hast du dich im Menschen geoffenbart!... Siehe das schönste Vorbild von Einkleidung und Schönheit — den menschlichen Körper! Einheit im Mannigfaltigen! Mannigfaltiges in Einem! Wie er da steht in seinem hohen Eins! Welche Wohlgestalt, Ebenmaße, Symmetrien durch alle Formen und Glieder! Und welch ein Mannigfaltiges! Immer Eins und immer, wie sanft, wie biegsam verändert...

Betrachte dieß göttliche, seelenvolle Menschenantlitz! Mannigfaltigkeit und Einheit — Einheit und Mannigfaltigkeit! Der Gedanke dieser Stirn, Blick des Auges, Hauch des Mundes, Miene der Wange! Wie Alles spricht und zusammenfließt! Ein Klang! Alle Farben in Einem Strahl der Sonne!... Gemählde des sanftesten, unermeßlichsten Inhalts.

Gott schuf den Menschen, sein Bild!
Zum Gleichniß Gottes schuf Er ihn.
Er schuf sie, Mann und Weib.

Da steht er! In all seinem Göttlichen! Gleichniß Gottes und der Natur! Inbegriff aller Rege, Schöpferskraft und Wirkung! Studiert ihn; zeichnet seine Gestalt, wie die Sonn' im Wassertropfen.... All' eure Götter, Helden und Göttinnen, weß Alters, Zeichens, Stellung, Bedeutung sie seyn mögen — disjecti membra poëtae! Und das höchste aus aller Welt gesammelte Engels-Ideal, wie es etwa Plato-Winkelmann träumen, und Apelles-Raphael mit einem zitternden Zuge schaffen kann — Venus Anadyomene und Apollo wird es nimmer werden. Nur schöne Schattenbilder, diese in Einer Gestalt oft tiefgeneigte Schatten am Untergange der Sonne — Lasset Künstler und Dichter, wie Bienen, den Reichthum, und Kraft und Süßigkeit, und Fülle aus der ganzen sichtbaren Natur sammeln; Bild Gottes, Inbegriff der Schöpfung, Gemächte voll Rege und Bedeutung nach hohem Gottesrathschluß — Es wird Ideal der Kunst seyn und bleiben!... Menschheit! Heiliges und entweihtes Bild Gottes! Geschwächter und zerrissener Inbegriff aller Schöpfung! Tempel, in dem und an dem sich die Gottheit zuerst, und nach Wunderzeichen und Propheten, zuletzt, zu offenbaren würdigte — durch den — Sohn! den Abglanz der Herrlichkeit Gottes! den Ein- und Erstgebornen, durch den, und in dem Welten verfasset worden! den zweiten Adam! — O Menschheit! was solltest du seyn, und was bist du geworden? *)"

Wäre die große Wahrheit, die in dieser Stelle liegt, mir immer gegenwärtig, inniglebendig in mir, welch ein Buch würde ich schreiben? Sobald ich sie vergesse, wie unerträglich werde ich Dir seyn, Dir — für den ich eigentlich allein schreibe — Glaubiger an die Würde und Gottähnlichkeit der menschlichen Natur!

---

*) Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechtes. 1r Theil.

II. Ueber die menschliche Natur.

Grundlage der Physionogmik. Der Mensch ist von allen Producten der Erde das allervollkommenste, das allerlebendigste.

Jedes Sandkorn ist eine Unermeßlichkeit, jedes Blatt eine Welt; jedes Insect ein Inbegriff von Unbegreiflichkeiten. Und wer will die Zwischenstufen zählen vom Insect bis zum Menschen? In ihm vereinigen sich alle Kräfte der Natur; er ist der Extract der Schöpfung. Er ist zugleich der Sohn und der Herr der Erde, die Summe und der Mittelpunct aller Existenzen, aller Kräfte, aller Leben des Erdballs, welchen er bewohnt.

Von allen organischen Wesen, welche uns durch unsere Sinne bekannt sind, ist keines, in welchem sich drei ganz verschiedene Arten von Leben auf die wunderbarste Weise zu einem einzigen Ganzen vereinigen: das thierische, das intellectuelle und das sittliche Leben. Jedes von diesen Leben ist ein Inbegriff der mannigfaltigsten Kräfte, die sich auf die unbegreiflichste Weise vereinfachen.

Erkennen — verlangen — handeln — oder wohl beobachten und denken — empfinden und angezogen werden — sich bewegen und widerstehen — das ist es, was den Menschen zu einem intellectuellen, moralischen und physischen Wesen macht.

Der Mensch mit diesen Fähigkeiten, diesem dreifachen Leben, ist an sich selbst der allerwürdigste Gegenstand der Beobachtung, so wie er zu gleicher Zeit der würdigste Beobachter ist. Von welcher Seite man den Menschen immer ansehen mag — was kann beobachtungswürdiger seyn als er? In ihm erscheint jede Art Leben einzeln. Aber nimmer wird er in seinem ganzen Umfange anders erkannt werden, als durch das Medium seiner äußerlichen Anschaulichkeiten, durch seinen Körper, seine Oberfläche. Wie geistig, wie unkörperlich sein innerer Urstoff immer seyn mag, wie weit er immer über den Begriff der Sinne erhaben seyn mag — so wird er doch sichtlich, begreiflich durch seine Harmonie, seine Unzertrennlichkeit mit dem Körper, den er bewohnt, wo er lebt und webt, als in seinem Elemente. Dieser Urstoff wird also das Ziel der Beobachtung — und Alles, was im Menschen erkennbar ist, wird es erst durch das Medium der Sinne.

Dieses dreifache Leben, das dem Menschen auf keinerlei Weise abgesprochen werden kann — wird erst darum Gegenstand der Beobachtung und der Untersuchung, weil es sich durch den Körper äußert, weil der Mensch sehbare, fühlbare, empfindbare Fähigkeiten hat.

In der ganzen Natur ist kein Gegenstand, dessen Eigenschaften und Kräfte uns auf eine andere Weise merkbar werden, als durch äußerliche, in die Sinne fallende Anschaulichkeiten. Auf diesen äußerlichen Bestandtheilen ruhet die Charakteristik aller Wesen — sie sind die Grundlage aller menschlichen Erkenntnisse. Der Mensch würde in der äußersten Unwissenheit — in Absicht auf die Gegenstände, die ihn umgeben, und in Absicht auf sich selbst herumirren, wenn nicht jede Kraft, jedes Leben in ein fühlbares Aeußerliches sich hinausdehnte, wenn nicht jeder Gegenstand einen seine Natur und seine Ausdehnung bestimmenden Charakter hätte, der uns das bezeichnet, was er ist, und uns in den Stand setzt, ihn von dem zu unterscheiden, was er nicht ist.

Alle Wesen, die wir erblicken, erscheinen uns unter irgend einer Form, irgend einer Oberfläche — wir sehen sie mit Gränzlinien bezeichnet, die das Resultat ihrer Organisation sind. Man verzeihe mir, daß ich hier diese alltäglichen Wahrheiten wiederhole, aber gerade diese sind die Grundlage der Physiognomik, oder der unmittelbaren Menschenkunde. Was wahr ist in Ansehung der Wesen außer uns und der organischen Körper insbesondere, ist noch zehnmal wahrer, wenn wir es auf die Natur des Menschen beziehen. Seine Organisation zeichnet den Menschen hauptsächlich vor allen Bewohnern des Erdballs aus, und seine Physiognomie, das ist, die Oberfläche und der Umriß seiner Organisation, erhebt ihn unendliche Stufen über alle sichtbaren Wesen außer ihm.

Wir kennen keine edlere, erhabnere, majestätischere Gestalt, um die sich so viele Fähigkeiten, so viele Arten von Leben, so viele Kräfte, so viele Wirkungen und Bewegungen, wie um ihren Mittelpunct, drehen, als die seinige. Mit kühnem Schritte schreitet er auf der Oberfläche der Erde einher, und erhebt sein Haupt gegen den Himmel. Sein Blick verliert sich in die Unendlichkeit. Mit der unbegreiflichsten Leichtigkeit und Geschwindigkeit handelt, wirkt er durch die unmittelbarste und vielfachste Berührung. Wer zählt und beschreibt die Zahl seiner Wirkungen? In dem nämlichen Momente kann er wirken, und zugleich unendlich mehr leiden, als jedes andere Geschöpf. An seine Kühnheit knüpft er Biegsamkeit, an seine Kraft Geschicklichkeit, und an seine Wirksamkeit Ruhe. Unter allen Geschöpfen hat er die meiste Biegsamkeit und den meisten Widerstand — keines gleicht ihm an Vielfältigkeit und Einklang seiner Kräfte. Die Fähigkeiten des Menschen sind einzig, wie seine Gestalt.

Und wie viel herrlicher, anstaunenswürdiger, anziehender muß uns nicht diese Gestalt seyn, wenn sie uns ihre edelsten Kräfte — handelnd und leidend — enthüllt? Nur in jenen Theilen, die die Behausung thierischer Kräfte sind, gleicht sie der Thiergestalt; aber wie sehr erhebt sie sich über das Thier in den Theilen, in welchen Kräfte höherer Abkunft, Kräfte des Geistes und der Thätigkeit wirken!

Die Gestalt, das Ebenmaß des Menschen, seine erhabene und doch so vieler Veränderungen, so verschiedener Bewegungen fähige Größe — Alles dieses kündigt dem unpartheiischen Beobachter eine hervorstechende Kraft und die erstaunlichste Bewegsamkeit an — Alles bezeichnet ihm im ersten Anblick die Trefflichkeit und die physiologische Einzigkeit der menschlichen Natur. Das Haupt, und am vorzüglichsten das Gesicht, die Gestaltsamkeit seiner festern Theile in Vergleichung mit den festern Theilen jedes andern Thieres enthüllen dem tiefern Beobachter, der Sinn hat für echte Wahrheit, den Vorzug und die Erhabenheit der intellectuellen Kräfte. Das Auge, der Blick, die Wangen, der Mund, die Oberfläche der Stirne — man betrachte sie nun in dem äußersten Stande der Ruhe, oder in den unzähligen Biegungen ihrer Bewegung — mit Einem Wort: Alles das, was man Physiognomie nennt, ist der redendste, lebendigste Ausdruck des innern Gefühls, der Begierden, der Leidenschaften, des Willens, kurz alles dessen, was das sittliche Leben so sehr über das thierische erhöht.

Obgleich das physiologische, das intellectuelle und das moralische Leben des Menschen mit allen ihren untergeordneten Kräften und deren Bestandtheilen sich auf die herrlichste Weise zu Einem Wesen vereinigen; obgleich diese drei Arten von Leben nicht, wie drei abgesonderte Familien, jede einen besondern Platz des Menschenkörpers, eine besondere Etage

bewohnt, sondern in jedem Puncte coexistiren, und durch ihren Zusammenlauf Ein Ganzes ausmachen: so ist es doch ausgemacht, daß jede dieser Lebenskräfte einen eigenen Standpunkt hat, wo sie vorzüglich sich entwickelt und wirkt.

Sonnenklar ist es, daß die physische Kraft, wenn sie sich gleich durch den ganzen Körper, hauptsächlich durch alle thierische Theile, ausdehnt, doch auf die frappanteste Weise im Arm von seiner Wurzel bis an die äußerste Fingerspitze wirkt.

Eben so klar ist es, daß das intellectuelle Leben, die Kräfte des Verstandes und des Geistes sich vorzüglich in dem Umrisse und der Lage der festeren Theile des Hauptes, besonders der Stirn, entwickeln, ob sie gleich dem geschärften Blick eines aufmerksamen Beobachters in jedem Puncte des menschlichen Körpers merkbar sind durch Harmonie und Homogenität, davon im Verlaufe dieses Werkes öfters gesprochen werden soll. Braucht es eines Beweises, daß die Denkkraft weder im Fuß, noch in der Hand, noch im Rückgrath, sondern im Haupte und dem innern Theile der Stirn ihren Sitz hat?

Das moralische Leben des Menschen enthüllt sich vorzüglich in den Zügen und Veränderungen des Gesichts. Die Summe seiner moralischen Kräfte und Begierlichkeiten, seine Reizbarkeit, jede Sympathie und Anthipathie, deren er fähig ist, seine Macht, Gegenstände außer ihm an sich zu ziehen und wegzustoßen, mahlt sich auf seinem Gesichte, wenn es ruhig ist. Und der wirkliche Augenblick der gereizten Leidenschaft zeichnet sich in der Bewegung der Muskeln, die immer mit dem lebhaften Klopfen des Herzens so genau verschwistert ist, daß Ruhe des Gesichtes immer Ruhe in der Gegend des Herzens und der Brust voraussetzt.

Dieses dreifache Leben des Menschen, wie eng es auch in jedem Puncte des Körpers vereint ist, könnte doch wieder in verschiedene Fächer abgetheilt werden, und wir würden Stoff genug haben, auch darüber zu physiognomisiren, wenn wir in einer weniger ausgearteten Welt lebten.

Das thierische Leben, die unterste, der Erde nächste Stufe, würde sich aus dem Kreise des Bauches bis zu den Zeugungs-Organen ausdehnen, die sein Brennpunct wären. Das mittlere oder das moralische Leben würde die Brust zum Sitz und das Herz zum Centrum und Brennpuncte haben. Das intellectuelle Leben, die erhabenste Stufe, würde das Haupt beherrschen, und das Auge wäre sein Brennpunct. Lasset uns nun das Gesicht als den Repräsentanten oder den Auszug dieser drey Abtheilungen annehmen, so ist die Stirne bis zu den Augenbraunen Spiegel des Verstandes — Nase und Wangen Spiegel des moralischen und empfindsamen Lebens — Mund und Kinn Spiegel des animalischen Lebens, indeß das Auge Centrum und Summe des Ganzen wäre — ich könnte auch sagen: der verschlossene Mund im Zeitpuncte der höchsten Ruhe — ist das Centrum, der Zusammenfluß und Inbegriff aller Radien der Physiognomie, ob man gleich nicht genug wiederholen kann, daß diese drei Leben, bei ihrer engen Verbindung unter einander in jedem Theile des Körpers, auch überall ihren Ausdruck haben.

Alles, was wir bis dahin gesagt haben, scheint so bekannt, so sonnenklar, so allgemein, daß wir uns schämten, bei diesen Gemeinplätzen der Wahrheit zu verweilen, wenn sie nicht auf der einen Seite Grundlage alles dessen wären, was wir zu sagen haben, und wenn nicht auf der andern Seite eben diese Wahrheiten (wird es das künftige Jahrhundert glauben?) in unserm Jahrhundert so tausendmal mißkannt und mit der unbegreiflichsten Affectation bezweifelt worden wären.

Die ganze Physiognomik, in dem ausgedehntesten und engsten Verstande genommen, beruhet ohne Widerrede auf diesen allgemeinen und unumstößlichen Sätzen. Aber so sonnenklar sie seyn mögen, bleiben sie doch nicht unangetastet. Man heuchelt, die frappanteste, fühlbarste, beweisbarste Wahrheit zu bezweifeln, ohne die jede andere Erkenntniß, jede andere Wahrheit für uns verloren ist. — Man bezweifelt keineswegs die Physiognomie dessen, was in der Natur ist, — und doch sollte man die Physiognomie der menschlichen Natur selbst, des Schönsten, Beschauenswürdigsten, Lebendigsten, das die Natur hat, bezweifeln?

Wir haben unsern Lesern schon vorher gesagt, daß sie keineswegs eine vollständige Abhandlung über die Physiognomik von uns zu erwarten haben; vielleicht am Ende — oder einmal besonders eine Skizze des ganzen Systems. Um etwas Vollständiges zu liefern, müßte man abgesondert den physiologischen Theil, oder die äußere Charakteristik der physischen und thierischen Kräfte des Menschen — den intellectuellen, oder den Ausdruck der menschlichen Verstandeskräfte — den moralischen Theil oder den Ausdruck der fühlenden oder empfindlichen Kräfte des Menschen und seiner Reizbarkeit untersuchen.

Jede dieser drei Classen verfiele dann von selbst in zwei Haupttheile: in die unmittelbare Physiognomik, die den Charakter im Stande der Ruhe untersuchte, und in die Pathognomik, die ihn in seiner Bewegung entwickelte.

Ehe wir uns aber über eine dieser Hauptclassen näher erklären, wird es nicht ohne Nutzen seyn, wenn wir einige Einleitungs-Fragmente vorausschicken. Aber noch einmal wiederholen wir, daß wir in keinem Falle ein systematisches Ganzes weder geben wollen, noch können.

III. Physiognomik, Pathognomik.

Im weitesten Verstande ist mir menschliche Physiognomie, das Aeußere, die Oberfläche des Menschen in Ruhe oder Bewegung — sey's nun im Urbild, oder in einem Nachbilde.

Physiognomonik, oder kürzer und deutscher Physiognomik, das Wissen, die Kenntniß des Verhältnisses des Aeußeren mit dem Innern, der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalte.

In einem engern Verstand ist Physiognomie die Gesichtsbildung, und Physiognomik die Kenntniß der Gesichtszüge und ihrer Bedeutung.

So vielerlei besondere Seiten der Mensch hat, so vielerlei Arten der Physiognomik sind möglich. Man kann sich eine animalische, eine moralische, eine intellectuelle denken.

Wer bloß nach den ersten Eindrücken, welche das Aeußere des Menschen auf uns macht, richtig von seinem Charakter oder einem Theile seines Charakters urtheilt, ist ein natürlicher Physiognomist; ein wissenschaftlicher (Gelehrter), wer die Aeußerlichkeiten, die Züge bestimmt anzugeben und zu ordnen weiß, und ein philosophischer, der die Gründe von diesen so und so bestimmten Zügen und Ausdrücken,

die innern Ursachen dieser äußern Wirkungen anzugeben im Stande ist.

Man unterscheidet richtig — Physiognomik und Pathognomik.

Jene — (wofern sie der Pathognomik entgegen gesetzt wird) ist Kenntniß der Zeichen der Kräfte und Anlagen des Menschen; diese — Kenntniß der Zeichen der Leidenschaften.

Die Physiognomik zeigt den stehenden, die Pathognomik den bewegten Charakter.

Der stehende Charakter liegt in der Form der festen, und in der Ruhe der beweglichen Theile. Der leidenschaftliche in der Bewegung der beweglichen.

Physiognomik zeigt die Summe der Capitalkraft; Pathognomik das Interesse, das jene abwirft. Jene, was der Mensch überhaupt ist; diese, was er in dem gegenwärtigen Moment ist. Jene, was er seyn kann; diese, was er seyn will. Die erstere ist die Wurzel und der Stamm der andern; der Boden, worauf die andere gepflanzt ist.

Wer die letztere ohne die erstere glaubt, glaubt Früchte ohne Stamm, Getreide ohne Boden.

Alle Welt liest pathognomisch; sehr wenige lesen physiognomisch.

Pathognomik hat mit der Verstellungskunst zu kämpfen; nicht so die Physiognomik.

Für den Freund der Wahrheit sind beide Wissenschaften unzertrennlich. Doch weil die Physiognomik zehnmal unbearbeiteter ist, als die Pathognomik, werde ich vielmehr physiognomisiren.

IV. Von der Wahrheit der Physiognomik.

Alle Gesichter der Menschen, alle Gestalten, alle Geschöpfe sind nicht nur nach ihren Classen, Geschlechtern, Arten, sondern auch nach ihrer Individualität verschieden.

Jede Einzelnheit ist von jeder Einzelnheit ihrer Art verschieden. Es ist die bekannteste, aber für unsere Absicht die wichtigste, die entscheidenste Sache, die gesagt werden kann: „Es ist keine Rose einer Rose, kein Ei einem Ei, kein Aal einem Aale, kein Löwe einem Löwen, kein Adler einem Adler, kein Mensch einem andern Menschen vollkommen ähnlich."

Es ist dieß (damit wir nun bei dem Menschen stille stehen) der erste, tiefste, sicherste, unzerstörbarste Grundstein der Physiognomik: daß bei aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menschlichen Gestalten, nicht zwei gefunden werden können, die, neben einander gestellt und genau verglichen, nicht merkbar unterschieden wären.

Nicht weniger unwidersprechlich ist es, daß eben so wenig zwei vollkommen ähnliche Gemüths-Charaktere, als zwei vollkommen ähnliche Gesichter zu finden sind.

Mehr sollte man nicht wissen dürfen, als dieß — um es als eine, keines weitern Beweises bedürfende, Wahrheit anzunehmen — „diese äußere Verschiedenheit des Gesichtes und der Gestalt muß mit der innern Verschiedenheit des Geistes und Herzens, in einem gewissen Verhältnisse, einer natürlichen Analogie stehen." — Die innere zugestandene Verschiedenheit des Gemüths aller Menschen, diese — sollte von der, abermals zugestandenen, Verschiedenheit aller menschlichen Gesichter und Gestalten, diese von jener kein Grund seyn? Nicht von innen heraus soll der Geist auf den Körper, nicht von außen herein soll der Körper auf den Geist wirken?

Zorn schwillt zwar die Muskeln auf, aber aufgeschwollene Muskeln und ein zorniges Gemüth sollen nicht als Wirkung und Ursache angesehen werden dürfen?

Ferner, schnelle blitzähnliche Bewegung des Auges, und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen zwar hundertmal beisammen gefunden werden; aber keine Beziehung auf einander haben? sollen zufälliger Weise zusammen treffen? Zufall — soll es seyn, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbare wechselseitige Wirkung, wenn gerade in dem Augenblicke, da der Verstand tiefblickend, der Witz am geschäftigsten ist, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls sich am merklichsten verändert?

Ein offenes, heiteres, uns gleichsam entgegen kommendes Auge und ein offenes, heiteres, uns entgegen wallendes Herz sollen sich bei tausend Menschen zufälliger Weise beisammen finden, und keines des andern Wirkung und Ursache seyn?

In Allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen, — allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dieß unaufhörliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen — und in dem schönsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat, — soll sie willkührlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? da, im menschlichen Angesichte, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, — da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältniß zwischen dem Aeußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursache und Wirkung Statt haben?

Und das ist es, was alle Bestreiter der Wahrheit der Physiognomik im Grunde behaupten.

Sie machen die Wahrheit selbst zur unaufhörlichen Lügnerin; die ewige Ordnung zur willkührlichsten Taschenspielerin, die immer etwas anders zeigt, als sie sehen lassen will.

Der gesunde Menschenverstand empört sich in der That gegen einen Menschen, der behaupten kann: daß Newton und Leibnitz allenfalls ausgesehen haben könnten, wie ein geborner Narr, der keinen festen Tritt, keinen beobachtenden Blick thun kann, und nicht vermögend ist, den gemeinsten abstracten Satz zu begreifen, oder mit Verstand auszusprechen; daß der eine von ihnen, im Schedel eines Lappen, die Theodicee erdacht, und der andere, im Kopfe eines Labradoriers, der weiter nicht als auf Sechse zählen kann, und was darüber geht, unzählbar nennt, die Planeten gewogen und den Lichtstrahl gespalten hätte?

Der gesunde Menschenverstand empört sich gegen eine Behauptung, wie diese: ein starker Mensch könne vollkommen gerade so aussehen, wie ein schwacher; ein vollkommen gesunder, wie ein vollkommen schwindsüchtiger; ein feuriger, wie ein sanfter und kaltblütiger. Er empört sich gegen die Behauptung: Freude und Traurigkeit, Wollust und Schmerz, Liebe und Haß, hätten dieselben, das ist, gar keine Kennzeichen im Aeußerlichen des Menschen. Und das behauptet der, der die Physiognomik in's Reich der Träumereien verbannt. Er verkehrt alle Ordnung und Verknüpfung der Dinge, wodurch sich die ewige Weisheit dem Verstande so preiswürdig macht. Man kann es nicht genug sagen: gesetzlose Willkührlichkeit ist die

Philosophie der Thoren, die Pest für die gesunde Naturlehre, Philosophie und Religion; diese allenthalben zu verbannen, ist das Werk des echten Naturforschers, des echten Weltweisen und echten Theologen.

Alle Menschen (so viel ist unwidersprechlich) urtheilen in allen, allen, allen — Dingen, nach ihrer Physiognomie, ihrer Aeußerlichkeit, ihrer jedesmaligen Oberfläche. Von dieser schließen sie durchgehends, täglich, augenblicklich auf ihre innere Beschaffenheit.

Welcher Kaufmann in der Welt beurtheilt die Waaren, die er kauft, wenn er seinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Physiognomie? anders, als nach dieser, wenn er sie auf den Mann hin gekauft hat, und seiner Erwartung gemäß, oder anders, als seine Erwartung, findet? Beurtheilt er sie anders, als nach ihrer Farbe? ihrer Feinheit? ihrer Oberfläche? ihrer Aeußerlichkeit? ihrer Physiognomie? alles Geld nach seiner Physiognomie? Warum nimmt er denn einen Louisd'or an, wirft den andern weg? warum wiegt er den dritten auf der Hand? Um seiner bleichern oder röthern Farbe, seines Gepräges, seiner Aeußerlichkeit, seiner Physiognomie willen? — Kommt ein Unbekannter, der ihm etwas verkaufen oder abkaufen will, auf sein Comptoir: wird er ihn nicht ansehen? nichts auf sein Gesicht rechnen? Wird er nicht, kaum mag er weg seyn, ein Urtheil über ihn fällen? „Der Mann hat ein ehrliches Gesicht," oder: „Er hat was Widriges oder Einnehmendes!" Er urtheilt nicht ganz, aber doch zum Theil von dem Aeußern des Menschen. Er macht daraus einen Schluß auf sein Inneres.

Der Bauer, der durch seine Felder oder durch seinen Weinberg geht, bestimmt seine Hoffnung, wornach? Nach der Farbe, Größe, Stellung, Aeußerlichkeit — nach der Physiognomie des blühenden Stammes, der Halmen, der Aehren, des Weinstockes, der Reben. „Diese Kornähre ist krank, dieß Holz gesund. Dieß wird gedeihen, jenes nicht," sagt er auf den ersten oder zweiten Blick; sagt bisweilen: — „Wie schön diese Weinrebe scheine — sie wird wenig Trauben bringen," — warum? er bemerkt, wie der Physiognomist am schönen leeren Menschengesicht, Leerheit des Triebes — und wie? abermal an irgend einer Aeußerlichkeit?

Der Arzt, sieht er oft nicht mehr aus der Physiognomie des Kranken, als aus allen Nachrichten, die man ihm von seinem Patienten bringt? Wie erstaunlich weit es hierin gewisse Aerzte bringen — kann Zimmermann unter manchen Lebenden, und unter vielen Verstorbenen Kämpf, dessen Sohn von den Temperamenten geschrieben hat, Beispiel seyn.

Der Maler? ... doch von dem will ich nicht reden, die Sache redet, redet allzu beschämend für den, bei Manchem eben so kindischen als stolzen Eigensinn der angeblichen Ungläubigen an die Physiognomie. —

Der Reisende, der Menschenfreund, der Menschenfeind, der Verliebte — und wer nicht? Alle handeln nach ihrem wahren oder falschen, klaren oder confusen physiognomischen Urtheil und Gefühle. Dieß Urtheil, dieß Gefühl erregt Mitleiden oder Schaden, Freude, Liebe oder Haß, Mißtrauen oder Zuversicht, Zurückhaltung oder Offenherzigkeit.

Und wird der Himmel nicht täglich nach seiner Physiognomie beurtheilt? Keine Speise, kein Glas Wein oder Bier, keine Schale Kaffee oder Thee kommt auf unsern Tisch, von deren Physiognomie, deren Aeußerlichkeit, wir nicht sogleich auf ihre innere Güte oder Schlechtigkeit einen Schluß machen.

Ist nicht die ganze Natur Physiognomie? Oberfläche und Inhalt? Leib und Geist? äußere Wirkung und innere Kraft? unsichtbarer Anfang; sichtbare Endung?

Welche Kenntniß, die der Mensch immer besitzen mag, gründet sich nicht auf Aeußerlichkeit, auf Charakter, auf Verhältniß des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Wahrnehmlichen zum Unwahrnehmlichen? —

Die Physiognomik *in weiterm und engerm Verstande* ist die Seele *aller menschlichen* Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Furchten, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch *Dinge außer uns* veranlaßt werden.

Von der Wiege an, bis zum Grabe, in allen Ständen und Altern, bei allen Nationen, von Adam an, bis auf den letzten, der sterben wird; vom Wurm an, den wir zertreten, bis auf den erhabensten Weisen, ist die Physiognomie der Grund von Allem, was wir thun und lassen.

Jedes Insect kennt seinen Freund und Feind; jedes Kind liebt oder fürchtet, ohne zu wissen warum, durch die Physiognomik; und es lebt auf dem Erdboden kein Mensch, der sich nicht täglich durch die Physiognomie leiten läßt; kein Mensch, dem sich nicht ein Gesicht vorzeichnen ließe, das ihm entweder äußerst liebenswürdig, oder äußerst abscheulich vorkommen müßte; kein Mensch, der nicht jeden Menschen, der das erste Mal zu ihm kommt, mehr oder minder anschaut, mißt, vergleicht, und physiognomisch beurtheilt, wenn er auch das Wort Physiognomie in seinem Leben nie gehört hat; kein Mensch, der nicht alle Sachen, die ihm durch die Hände gehen, physiognomisch, das ist, den innern Werth derselben nach ihrem äußerlichen beurtheilt.

Selbst die der Physiognomik so sehr entgegengeworfene Verstellungskunst gründet sich bloß auf die Physiognomik. Warum ahmt der Heuchler den Redlichen nach? als weil er, und wenn's noch so leise, noch so wenig herausgedacht wäre, weil er denkt: aller Augen bemerken den Charakter der Redlichkeit?

Welcher Richter, — von Verstand und Unverstand — er mag's sagen oder nicht, dawider protestiren oder nicht, — richtet in diesem Sinne nie nach dem Ansehen der Person? Welcher kann, darf, soll ganz gleichgültig seyn, in Ansehung des Äußerlichen der Personen, die ihm vorgestellt werden? — Franciscus Vallesius sagt: „Sed legibus etiam civilibus, in quibus iniquum sit censere esse aliquid futile aut varium, cautum est: Ut si duo homines inciderent in criminis suspicionem, is primum torqueatur, qui sit aspectu deformior." Welcher Regent erwählt einen Minister, ohne auf sein Aeußerliches ein Auge zu werfen, und ihn darnach, wenigstens zum Theil, wenigstens bei sich selbst zu beurtheilen? Der Officier wählt keinen Soldaten, ohne auf sein Aeußerliches — die Länge nicht gerechnet, mitzusehen. Welcher Hausvater wählt einen Bedienten, welche Frau eine Magd, ohne daß ihr Aeußerliches, ihre Gesichtsbildung, sie mögen richtig, oder unrichtig urtheilen, mögen sich's bewußt oder unbewußt seyn, — bei der Wahl nicht mit in Anschlag komme?

Bloß das flüchtige Andenken an die unzähligen vor Augen liegenden Beispiele, die das allgemeine stillschweigende Eingeständniß aller Menschen, daß sie ganz von der Physiognomie geleitet werden, unwidersprechlich bestätigen, ermüdet mich, und Widerwillen ergreift mich,

daß ich, um Gelehrte von Wahrheiten zu überzeugen, Dinge schreiben muß, die jedes Kind weiß, oder wissen kann.

Wer Augen hat zu sehen, der sehe; wen aber das Licht, nahe vor's Gesicht gehalten, toll macht, der mag mit der Faust darein schlagen, und sich die Finger daran verbrennen. Ich rede nicht gern diese Sprache; aber ich darf, ich muß dreist reden, weil ich dessen, was ich sage und sagen werde, gewiß bin, und weil ich im Stande zu seyn glaube, mich der Ueberzeugung aller redlichen und aufmerksamen Freunde der Wahrheit durch Gründe, die nicht zu widerlegen seyn dürften, bemächtigen zu können, und weil ich es nicht für unwichtig halte, den muthwilligen Kitzel einiger großen Tongeber zur bescheidenen Zurückhaltung ihrer despotischen Urtheile herabzustimmen. Es bleibt also dabei, nicht deßwegen, weil ich es sage, sondern weil es auffallend wahr ist — weil es wahr seyn würde, wenn es nicht gesagt würde — es bleibt also dabei, daß die Physiognomie alle Menschen, sie mögen es wissen oder nicht, täglich leitet; — daß, wie Sulzer sagt, jeder Mensch, er mag es wissen oder nicht, etwas von der Physiognomik versteht; daß nicht ein lebendiges Wesen ist, welches nicht aus dem Aeußerlichen auf das Innere, wenigstens nach seiner Art, Schlüsse macht, nicht von dem, was in die Sinne fällt, das beurtheilt, was an sich nicht in die Sinne fallen kann.

Diese Allgemeinheit des, wenigstens stillschweigenden, Eingeständnisses, daß das Aeußere, das Sichtbare, die Oberfläche der Sache — das Innere, die Eigenschaft derselben anzeige; daß alles Aeußere Ausdruck von der Beschaffenheit des Inwendigen sey, ist, däucht mich, in Absicht auf die menschliche Physiognomie von der äußersten Wichtigkeit, und einer entscheidenden Klarheit.

Wenn jede Birne, muß ich wieder sagen, wenn jeder Apfel eine eigenthümliche Physiognomie hat: sollte der Herr der Erde keine haben? Das Allereinfacheste und Lebloseste hat sein charakteristisches Aeußerliches, wodurch es sich von Allem, selbst von Allem seines Gleichen, unterscheidet — und das Schönste, Edelste, Zusammengesetzteste, Belebteste soll keine haben? —

Was man also auch immer und immer, von berühmten Akademien an, bis zum blödsichtigen Pöbel herunter, wider die innere Zuverlässigkeit und Wahrheit der Menschen-Physiognomie sagen wird, so sehr man auch immer auf jeden, der sich merken läßt, daß er an die Allbedeutsamkeit des menschlichen Körpers glaube, mit dem beleidigendem Blicke des philosophischen Stolzes oder Mitleidens herablächeln mag: so ist und bleibt dennoch auch in dieser Absicht keine interessantere, nähere, beobachtungswürdigere Sache, als der Mensch, und es kann überhaupt schwerlich eine interessantere Beschäftigung geben, als dem Menschen die Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur aufzudecken.

V. Einige Gründe der Verachtung und Verspottung der Physiognomik.

Ehe ich weiter schreite, zu beweisen, daß die Physiognomik eine wahre, in der Natur gegründete Wissenschaft sey; ehe ich von ihrem ausgebreiteten Nutzen rede, — finde ich nöthig, einige Ursachen anzuführen, warum man so sehr wider die Physiognomik, besonders die moralische und intellectuelle, eingenommen ist, warum man so sehr dagegen eifert, oder so laut darüber lacht.

Daß dieß geschieht — das wird wohl keines Beweises bedürfen! Unter Hundert, die darüber urtheilen, werden immer über Neunzig seyn, die, obgleich sie insgeheim, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, an die Physiognomik glauben, öffentlich dawider sich erklären, und darüber lachen. Einige thun es auch von ganzem Herzen .... Die Ursachen dieses Betragens sind nicht alle zu ergründen; und wenn sie es wären, wer wäre kühn genug, sie alle aus der Tiefe des menschlichen Herzens herauszuholen, und dem hellen Lichte des Mittags vorzulegen!

Aber es ist dennoch möglich und wichtig, einige der unläugbarsten Ursachen anzuzeigen, warum der Spott und der feindschaftliche Eifer wider diese Wissenschaft so allgemein, so heftig, so unversöhnlich ist. — Ich glaube, man wird folgende nicht ganz verwerfen können.

1. Man hat erbärmliche Dinge über die Gesichtsdeutung geschrieben. Man hat die Herrlichkeit dieser Wissenschaft in die unvernünftigste und abgeschmackteste Charlatanerie verwandelt. Man hat sie mit der weissagenden Stirndeutung und Chiromantie, oder Handwahrsagerei vermischt. Es kann nichts Seichteres, Grundloseres, allen Menschenverstand Empörenderes gedacht werden, als was von Aristoteles Zeiten bis jetzt darüber geschrieben worden. Und dagegen, was hatte man Gutes, das dafür geschrieben war? Welcher Mann von Verstand und Geschmack, welches Genie hat die Unparteilichkeit, die Geistesstärke, die Wahrheitsliebe bei der Untersuchung dieser Sache angewandt, die sie, sie möchte gegründet oder ungegründet seyn, allemal deßwegen zu verdienen scheint, weil wenigstens vierzig bis fünfzig Schriftsteller aus allen Nationen davon und dafür geschrieben haben. Wie leise und schwach ist die Stimme aller Männer von entscheidendem Ansehen für die Wahrheit und Würde dieser Wissenschaft!

Wer ist männlich, fest und selbstständig genug, etwas für heilig zu halten, was durch Entheiligung ganzer Jahrhunderte lächerlich und abgeschmackt geworden ist? — Ist es nicht der alltägliche Gang aller menschlichen Dinge: erst zu sehr vergöttert, dann zu tief erniedrigt zu werden? mit schlechten Gründen vergöttert; dann mit schlechten Gründen mißhandelt? Durch die ekelhafte Weise, wie diese Wissenschaft mißhandelt worden, wurde sie selbst ekelhaft. Welcher Wahrheit, welcher erhabenen Religionslehre ist es anders ergangen? Welche gute Sache in der Welt kann nicht durch schlechte Gründe und schlechte Sachwalter, wenigstens eine Zeit lang, zur schlechtesten gemacht werden? Wie viel Tausende haben sich deßwegen von dem Glauben an die Wahrheit entfernt, weil man diese Wahrheit mit den elendesten Gründen vertheidigt, die Wahrheit selbst in einem verfälschenden Lichte vorgetragen hat?

2. Andere eifern wider die Physiognomik mit dem besten, menschenfreundlichsten Herzen. Sie glauben, und nicht ganz ohne Gründe, daß die meisten Menschen sie zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen mißbrauchen würden. Sie sehen die vielen erbärmlichen und beleidigenden Urtheile voraus, die unwissende und bösherzige Menschen über Andere fällen würden. Die Verläumdungssucht, die keine Thaten erzählen kann, wird die Absichten — und um dieß zu können, die Gesichtsbildung verdächtig machen. Diese liebenswürdigen Seelen, um deren Willen allein schon die Physiognomik wahr zu seyn verdiente, weil sie ge-

wiß bei ihrem Lichte in neuer Schönheit erscheinen würden — müssen dawider eifern, weil nicht sie, sondern so manche Menschen, die sie für viel besser halten, als ihre Gesichter, verlieren würden, wenn die Gesichtsdeutung eine wahre Wissenschaft werden sollte.

3. Sollten nicht auch sehr viele aus Schwachheit des Verstandes dawider eifern? — Wie Wenige haben beobachtet? können beobachten? Wie Wenige selbst von denen, denen nicht alle Beobachtungsgabe abgesprochen werden kann, können ihre Beobachtungen fest genug halten? genug zusammen fassen? — Und sind unter Hundert wohl Zwei, die sich nicht vom Strom allherrschender Vorurtheile mit fortreißen lassen? Wie Wenige haben Stärke oder Ehrbegierde genug, eine neueröffnete Bahn zu betreten? — Die Alles umfassende, allbezaubernde Trägheit — o wie stumpft diese den menschlichen Verstand ab! wie ist sie mächtig wirkende Ursache unversöhnlicher Feindseligkeiten gegen die schönsten und nützlichsten Wissenschaften?

4. Es mag auch solche geben, die aus Bescheidenheit und Demuth dawider eifern. Man hat ihnen wegen ihrer Gesichtsbildung Complimente gemacht, die sie nicht wollen an sich kommen lassen. Sie halten sich in ihrem Herzen, geheimen, demüthigenden Erfahrungen zu Folge, für schlimmer, als sie, nach ihrer Physiognomie, geschätzt werden, und darum halten sie die Physiognomik für eine betrügliche, grundlose Sache.

5. Die Meisten aber — Traurige, aber Gott weiß, wahre Beobachtung! — die Meisten eifern wider die Physiognomik, weil sie das Licht derselben scheuen. Feierlich erkläre ich mich, wie es aus dem bisher Gesagten bereits erhellet: „Nicht alle, die wider die Physiognomik eifern, sind böse Menschen." — Ich habe die verständigsten, die liebenswürdigsten Menschen dawider eifern gehört. Aber das darf ich behaupten: „Beinahe alle bösen, schlimmen Menschen eifern dawider." Und wenn ein böser Mensch sie in seinen Schutz nimmt, so hat er vermuthlich seine besonderen Ursachen dazu, die leicht zu begreifen sind. Und warum eifern die meisten bösen Menschen öffentlich dawider? — — Weil sie heimlich daran glauben; weil sie bei sich empfinden, daß sie nicht so aussehen, wie sie aussehen würden, wenn sie gut wären, und ein frohes, heiteres Gewissen hätten.

Es ist ihr größtes Interesse, diese Wissenschaft als eine Chimäre zu verwerfen, und lächerlich zu machen.

Je stärker ein Zeuge wider uns zeuget, je wichtiger und unverwerflicher uns sein Zeugniß vorkommt, — desto unerträglicher ist er uns; desto mehr werden wir allen unsern Witz aufbiethen, ihn von irgend einer andern Seite lächerlich zu machen.

Und gerade diesen heftigen Eifer der Lasterhaften wider die Physiognomik sehe ich als einen merkwürdigen Beweis ihres geheimen Glaubens an dieselbe an. Sie sehen an andern Menschen die Wahrheit derselben, und fürchten um so viel mehr, daß andere an ihnen nicht weniger Beweise für ihre Wahrheit finden dürften. Dieß wird um so viel wahrscheinlicher, weil ich sicherlich weiß, daß eben die Leute, die öffentlich am meisten darüber spotten, dennoch größten Theils von einer unüberwindlichen Neugier getrieben werden, physiognomische Urtheile zu lesen und zu hören; und ich darf mich sicherlich auf jeden Leser, der wider die Physiognomik eingenommen ist, oder es zu seyn affectirt, — berufen, ob er nicht heimlich wünsche, daß jemand, den er nicht persönlich kennte, und seinen Namen nicht wüßte, sondern nur etwa ein Bild von ihm hätte, ihm den Commentar über seine Physiognomie machte? Und fragen möchte ich, ob irgend einer, der vorgibt: „er halte die ganze Sache für eine Grille, die keiner Aufmerksamkeit werth sey" — deßwegen diese Fragmente nicht lesen werde? — O ich weiß, — ich weissage es — ohne ein Prophet zu seyn: Ihr, heftigsten Eiferer wider die Physiognomik, Ihr werdet mich lesen und studieren, mir oft beistimmen — Euch oft freuen, Bemerkungen ausgesprochen zu finden, die Ihr bei Euch selbst, ohne sie in Worte zu fassen, gemacht habt — und dennoch — mich öffentlich widerlegen! Mir in Euerem Cabinett bisweilen brüderlich Beifall zulächeln, und dann über eben das spotten, was Ihr als Wahrheit fühltet; Ihr werdet von nun an mehrere Beobachtungen machen, für Euch selbst sicherer werden, und dennoch immer fortfahren, alle Beobachtungen lächerlich zu machen; denn es gehört auch mit zu dem respectablen philosophischen Bonton des Jahrhunderts — „öffentlich das mit Hohngelächter anzufallen, was man heimlich glaubt und glauben muß."

VI. Zeugnisse für die Physiognomik.

Daß Zeugnisse und Autoritäten selbst in Sachen des Verstandes bei den Meisten mehr gelten, als Gründe, — ist gewiß. Ich führe also, um die Schwächern meiner Leser einiger Maßen stutzig zu machen, und um den Stärkern einige Populargründe für die Schwächern an die Hand zu geben, einige mehr und minder wichtige Zeugnisse weiser und gelehrter Männer an, in deren Gesellschaft ausgelacht zu werden — ich mir zur Ehre rechne. Wenige unvollständige Zeugnisse, — die aber dennoch vielleicht Manchem unerwartet und wichtig seyn dürften.

1. Salomo. „Ein schalkhafter falscher Mensch gehet daher mit einem verkehrten Munde; mit seinen Augen winkt er; er scharret mit seinen Füßen. Er zeigt es mit seinen Fingern. Er blinzelt mit seinen Augen, verkehrte Dinge zu denken; und wenn er seine Lippen zusammen beißet, so vollbringt er Böses." Sprichw. VI. 12. 13.

„Das Angesicht des Weisen zeiget Weisheit an; aber die Augen des Thoren schweifen durch alle Lande." XVI. 30.

„Wo Hoffart der Augen ist, da ist Stolzheit des Herzens." XVII. 24.

„Wenn sich schon der Gottlose in seinem Angesicht fest hält, so verstehet doch der Fromme sein Vornehmen wohl." XXI. 4. 29.

„Es ist eine Art, die ihre Augen erhöhet, und ihre Augenbrauen hoch aufwirft." XXX. 13.

2. Jesus Sirachs Sohn. „Das Herz des Menschen ändert das Angesicht, es sey gut oder böse. Ein fröhliches Angesicht zeiget ein gut Herz an." XIII. 29. 30. XXV. 18.

„Aus dem Angesicht erkennet man den Mann, und ein Vernünftiger merket den Mann an seinen Geberden. Die Kleidung des Menschen, das Gelächter, und das Weisen seiner Zähne, auch sein Gang zeigen an, was in ihm sey." XIX. 26. 27.

3. Sulzer. „Es ist eine nicht erkannte, aber gewisse Wahrheit, daß unter allen Gegenständen, die das Auge reizen, der Mensch in allen Absichten der interessanteste ist. Er ist das höchste und unbegreiflichste Wunder der Natur, die einen Klumpen reiner Materie so zu bilden gewußt hat, daß er Leben, Thätigkeit, Gedanken, Empfindungen und einen sittlichen Charakter

sehen läßt. Daß wir nicht beim Anblicke eines Menschen voll Verwunderung und Erstaunen stille stehen, kommt bloß daher, daß die unabläßige Gewohnheit den größten Wundern ihre Merkwürdigkeit benimmt. Daher hat die menschliche Gestalt, und das Angesicht des Menschen selbst für gemeine unachtsame Menschen nichts, das sie zur Aufmerksamkeit reizet. Wer aber über das Vorurtheil der Gewohnheit sich nur einiger Maßen wegsetzen, und beständig vorkommende Gegenstände noch mit Aufmerksamkeit und Nachdenken ansehen kann, dem ist jede Physiognomie ein merkwürdiger Gegenstand. Wie ungegründet den meisten Menschen die Physiognomik oder die Wissenschaft, aus dem Gesicht und der Gestalt des Menschen seinen Charakter zu erkennen, vorkommen mag: so ist doch nichts gewisseres, als daß jeder aufmerksame und nur einiger Maßen fühlende Mensch etwas von dieser Wissenschaft besitzt; indem er aus dem Gesicht und der übrigen Gestalt des Menschen etwas von ihrem in demselben Augenblick vorhandenen Gemüthszustand mit Gewißheit erkennt. Wir sagen oft mit der größten Zuversicht, ein Mensch sey traurig, fröhlich, nachdenkend, unruhig, furchtsam u. s. f. auf das bloße Zeugniß seines Gesichtes, und würden uns sehr darüber verwundern, wenn jemand uns darin widersprechen wollte. Nichts ist also gewisser, als dieses, daß wir aus der Gestalt des Menschen, vorzüglich aus seiner Gesichtsbildung, etwas von dem erkennen, was in seiner Seele vorgeht. **Wir sehen die Seele in dem Körper.** Aus diesem Grunde können wir sagen: **Der Körper sey das Bild der Seele,** oder die **Seele selbst sichtbar.**"

Allgemeine Theorie der schönen Künste, II. Th. Art. Porträt.

4. **Wolf.** „Wir wissen, daß nichts in der Seele vorgehet, dem nicht zugleich eine Veränderung im Leibe zuträfe, absonderlich aber keine Begierden in der Seele hervorkommen, auch kein Wollen in ihr entsteht, wo nicht zugleich eine ihnen gemäße Bewegung in dem Leibe zu gleicher Zeit erfolgte. Weil nun alle Veränderungen der Seele aus ihrem Wesen, und alle Veränderungen des Leibes aus seinem Wesen hervorkommen, das Wesen aber des Körpers in der Art der Zusammensetzung bestehet: so muß die Zusammensetzung des Leibes, folgends seine Gestalt, und die Gestalt der Gliedmaßen mit dem Wesen der Seele übereinkommen. Und solcher Gestalt muß sich der Unterschied des Gemüthes durch den Unterschied des Leibes zeigen. Nämlich, der Leib muß etwas in sich haben, sowohl in seiner Gestalt, als in der Gestalt seiner Theile, daraus man die Beschaffenheit des Gemüthes von Natur abnehmen kann. Ich sage mit Fleiß, **von Natur;** denn hier ist nicht die Rede von dem, was durch die Auferziehung, den Umgang mit Andern, guten Unterricht u. s. w. kommt. Solcher Gestalt hat die Kunst der Menschen, Gemüther aus der Gestalt der Gliedmaßen und des ganzen Leibes zu erkennen, welche man die **Physiognomik** zu nennen pflegt, wohl einen richtigen Grund. Ob man aber bisher es getroffen, wenn man besondere Auslegungen von dieser Verwandtschaft des Leibes mit dem Gemüthe machen wollen, laß ich für dießmal an seinen Ort gestellt seyn. Wenn ich hier von der **Gestalt** des Leibes und seiner Gliedmaßen rede: so verstehe ich dadurch Alles, was sich davon deutlich erkennen läßt, als da sind: die Figur, das Verhältniß ihrer Theile gegen andere, und ihre eigentliche Lage."

„Unterdessen, da der Mensch durch die Auferziehung, Gesellschaften, guten Unterricht und geschickte Uebungen seine natürlichen Neigungen ändern kann, welches ich als eine aus der täglichen Erfahrung bekannte Sache annehme: so kann man aus der Beschaffenheit der Gliedmaßen des Leibes nur erkennen, wozu der Mensch von Natur geneigt ist, nicht aber, was er ergreifen wird, indem er durch die Vernunft oder eingewurzelte Gewohnheit seinen natürlichen Neigungen widersteht. Es ist wohl wahr, daß sich in der Seele keine Aenderungen ereignen können, es muß auch eine mit ihnen übereinstimmende im Leibe geschehen. Allein gleichwie man befindet, daß die natürlichen Neigungen sich noch beständig wider die Vernunft und Gewohnheiten, ja auch, wenn sie gut sind, wider die bösen Gewohnheiten regen: so ist auch daher zu schließen, daß die im Leibe vorgegangene Veränderung die mit ihnen übereinstimmende Gestalt der Gliedmaßen nicht völlig aufheben kann. Die Sache ist delicat, und ich fürchte gar sehr, die Physiognomik erfordere mehr Einsicht, als zu der Zeit in der Welt gewesen, da man sie in Regeln zu bringen sich unterfangen." — — —

„Da die Lineamente des Angesichtes hauptsächlich zu den Mienen dienen, die Mienen aber eine Anzeige der natürlichen Neigungen geben, wenn sie ungezwungen sind: so dienen auch die Lineamente zur Erkenntniß der natürlichen Neigungen, wenn man sie in ihrer rechten Lage betrachtet."

Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen. §. 213. 14. 16. 19.

5. **Gellert.** „Auf den Mienen beruht (in Ansehung der Wohlanständigkeit) unglaublich viel. — — Das, was sich der Welt in der Miene am meisten empfiehlt, oder beschwerlich macht, ist der Charakter des Geistes und Herzens, der durch das Auge und Gesicht redet. Ein heiteres, bescheidenes, sorgenfreies, edles, sanftmüthiges, großdenkendes Herz, ein Herz voll von Leutseligkeit, Aufrichtigkeit und gutem Gewissen, voll von Herrschaft über seine Sinne und Leidenschaften; dieß Herz bildet sich gern an den Gebehrden des Gesichtes und in den Wendungen des Körpers ab; dieß Herz erzeugt meistens die bescheidene, gefallende, einnehmende und bezaubernde Miene, die gesetzte, edle, erhabene und majestätische Gestalt, das Sanfte und Leutselige der Gesichtszüge, das Aufrichtige und Treuherzige des Auges, den Ernst der Stirne mit Heiterkeit gemildert, das Freundschaftliche des Blickes mit Schamhaftigkeit verbunden; und die beste Farbe des Gesichtes, oder die beste Miene ist die gute Farbe des Herzens und Verstandes. Die Miene trügt, werden sie sagen? Ja, — man kann sie nachäffen; aber selten, daß man die Nachäffung nicht durch den Zwang verräth .... Und die Wahrheit in der Miene läßt sich eben so leicht unterscheiden, als die Wahrheit eines richtigen und eines bloß schimmernden schönen Gedanken. Die Schminke wird nie die Haut selbst, so fein sie auch aufgetragen ist. Ferner irrt mich auch dieses nicht, daß Gesichter mit guten Mienen oft ungesittete Herzen haben. Ich schließe vielmehr daraus, daß diese Personen viel natürliche Anlagen zu diesen Eigenschaften gehabt, deren Merkmale in ihrer Bildung anzutreffen sind. Endlich mag es wahr seyn, daß oft unter einer finstern Miene ein sanftes und frohes Herz, und unter einem drohenden, trotzigen Auge ein liebreicher Charakter verborgen ist. Diese Mißhelligkeit kann entweder von übel angenommenen Gewohnheiten der Miene, und einem schlechten Umgange, oder daher ent-

stehen, daß der Charakter, den sie verkündigen, Naturschuld ist, oder von den ersten Jahren an unser eignes böses Werk auf lange Zeit gewesen ist, ob wir es gleich nachher unterdrückt haben."

„Daß böse und lasterhafte Neigungen aus dem Herzen gern in die Miene übergehen, dessen versichert uns eine untrügliche Erfahrung; wenigstens von gewissen Lastern. Und was ist die schönste Bildung des Gesichtes, in die sich die gehässigen Züge der Wollust, des Zorns, der Falschheit, des Neides, des Geizes, des Stolzes und der Unzufriedenheit eingedrückt haben? Was ist aller äußerliche Anstand, wenn ein unedles, oder leichtsinniges Herz durch die Miene hervorblickt? Das sicherste Mittel, sein Gesicht, so viel in unserer Gewalt steht, zu verschönern, ist also dieses, daß man sein Herz verschönere, und keine bösen Leidenschaften darin herrschen lasse. Das beste Mittel, keine leere und einfältige Miene zu haben, ist, daß man richtig und fein denken lerne. Das beste Mittel, einen edeln Reiz über sein Gesicht auszubreiten, ist, daß man ein Herz voll Religion und Tugend habe, welche Hoheit und Zufriedenheit in demselben ausbreitet. Der große Young sagt an einem Orte, daß er sich keinen göttlichern Anblick denken könnte, als ein schönes Frauenzimmer auf ihren Knieen in der Stunde der Andacht, die sie unbemerkt verrichtete, und auf deren Stirne die Demuth und Unschuld einer frommen Seele sich vereinigten. Und in der That müßte das liebreiche und dienstfertige Wesen, das wir in dem äußerlichen Betragen so sehr schätzen, uns nicht freiwillig und überall folgen, wenn wir immer die liebreichen und dienstfertigen Menschen wären, die wir zu scheinen uns so viele Mühe geben? Eine Mühe, die wir kaum nöthig hätten, um es wirklich zu seyn. Man nehme zwei Minister von gleichen Naturgaben und gleichen äußerlichen Vortheilen an. Der eine soll ein gebildeter Christ, der andere nur ein gebildeter Weltmann seyn; welcher wird am meisten durch sein äußerliches Betragen gefallen? Jener, dessen Herz voll edler und dienstfertiger Menschenliebe wallt, oder dieser, den die Selbstliebe gefällig macht?"

„Auch die Stimme ist oft der freiwillige Ausdruck unsers Charakters, und sie wird also auch das Gute und Fehlerhafte desselben an sich nehmen. Es gibt einen gewissen Ton, der das Leere des Verstandes verräth. Man würde ihn verlieren, wenn man denken lernte — — Das Leben der Stimme bleibt allezeit das Herz mit seinen guten Neigungen und Empfindungen."

Moralische Vorlesungen S. 303—307.

6. Unter allen mir bekannt gewordenen Schriftstellern, die die Physiognomik berührt oder abgehandelt haben, ist mir keiner so tief und so wahr, so groß und rein, so — heilig, hätt' ich bald gesagt — wie Herder. Die Stellen, die ich hier aus seiner Plastik — (einem Büchelchen, bei dem man alle Nationen fragen dürfte: — „Wo ist seines Gleichen?" *) ausschreiben möchte, sind nicht nur Zeugnisse für die Physiognomik, die alle bisher angeführten gleichsam verschlingen — sie sind beinahe eine Physiognomik in nuce! Geist und Summe der Physiognomik.

*) Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalions bildendem Traume. Τι καλλος; ερωτημα τυφλου. Riga, bei Hartknoch, 1778.

7. Herder. „Was im Haupt, unter dem Schädel eines Menschen wohne, welche Hand kann es fassen! welch ein Finger von Fleisch und Blut diesen Abgrund inwendig gährender oder stiller Kräfte ertappen an der äußern Rinde? Die Gottheit selbst hat diese heilige Höhe, den Olympus oder Libanon unsers Gewächses, als den Aufenthalt und die Werkstätte ihrer geheimsten Wirkung mit einem Haine *) bedeckt, mit dem sie sonst auch alle ihre Geheimnisse deckte. Man schauert, wenn man sich das Rund umfaßt denkt, in dem eine Schöpfung wohnet, in dem Ein Blitz, der da aus dem Chaos leuchtet, eine Welt schmücken und erleuchten — oder eine Welt zerschmettern und verwüsten kann.

Durch die kleine Höhle Ohr, und durch das, was nur Anschein einer Pforte ist, Auge, kommen zwei Wunderwelten von Licht und Schall, von Wort und Bildern in unsern Himmel von Gedanken und Kräften.

Wie bedeutend ist selbst der Hain dieses Olymps? das Haupthaar? sein natürlicher Wuchs? das Fallen oder Scheiteln oder Wirbeln der Haare?

Das Haupt steht auf dem Halse, das ist, der Olympus auf einer Höhe, die Festigkeit und Freiheit, oder Schamsanftheit und Weiche zeigt, wo sie ist, was sie seyn soll. Der Hals ist es, der eigentlich exserirt, nicht was der Mensch in seinem Haupte ist, sondern wie er sein Haupt und Leben trägt. Hier der freie, edle Stand, oder das geduldige Vorstrecken, ein Opferlamm zu werden, oder die starke Herkulesfeste, oder seine Mißgestalten, seine Krümmen und Verletzungen zwischen den Schultern — rc. sind auch in Charakter, in That und Wahrheit unsäglich.

Ich komme zum Antlitz des Menschen, zur Tafel Gottes und der Seele. . . .

Auf der Stirn wohnet Licht, Freude; dunkler Kummer, Angst, Dummheit, Unwissenheit und Bosheit. Kurz, wenn wir Gesinnung des Menschen im reinsten Verstande (sofern sie weder bloß Sinn, noch schon Charakter ist) meinen — so ist dieß, glaube ich, die leuchtende eherne Tafel. — Ich weiß nicht, wie je einem Anblickenden Eine Stirn gleichgültig seyn kann. Hinter dieser spanischen Wand singen doch einmal alle Grazien oder hammern alle Cyklopen, und sie ist von der Natur offenbar selbst gebildet, daß sie das Angesicht solle leuchten lassen oder verdunkeln. . . .

Wo sich die Stirn heruntersenkt, scheint Sinn in den Willen überzugehen. Hier ist's, wo sich die Seele zusammenzieht zum Widerstande. Das sind die Cornua addita pauperi, mit denen er entweder in seliger Dumpfheit blind gehet und trifft, oder, wie jener indianische Götze, das versunkne Gesetz aus dem Schlamme des Abgrunds heraufholt.

Unter der Stirn steht ihre schöne Gränze, die Augenbraue. Ein Regenbogen des Friedens, wenn sie sanft ist, und der aufgespannte Bogen der Zwietracht, wenn sie zürnt und unwillig ist. In beidem Falle also Verkündigerin der Gesinnung. — —

Ich weiß nicht, was für ein Wink dem Verständigen angenehmer, anziehender seyn könne, als hier ein scharfer, fester und doch sanfter Winkel zwischen Stirn und Auge. — —

Die Nase gibt dem ganzen Gesicht Haltung;

*) Das Haar.

sie ist die Linie der Festigkeit, und gleichsam das Scheidebirge an Thälern zu beiden Seiten. — Die Wurzel der Nase, ihr Rücken, ihre Spitze, ihr Knorpel, die Oeffnungen, dadurch sie Leben athmet, wie bedeutend für Geist und Charakter.

Die Augen, auch nur als tastbar betrachtet, die bloße Formen der Augen sind Gläser der Seele und Brunnen des Lichtes und des Lebens. Das blinde Gefühl entdeckt es schon, daß ihre schöngeschnittene Form nebst Schnitt und Größe nicht gleichgültig sey. Eben so merkwürdig ist, wie sich unten der Augknochen stark bäume, oder sanft verliere? und ob die Schläfe eingefallene Grabhöhlen, oder zarte Ruhestätten sind? Ueberhaupt ist die Gegend, wie Augenbraue, Augen und Nase sich verhält, die Gegend des Winkes der Seele in unserm Gesichte, das ist, des Willens und praktischen Lebens.

Den edeln, tiefen, verborgenen Sinn des Gehöres hat die Natur seitwärts gesetzt, und halb verborgen. Der Mensch sollte nicht mit dem Antlitz für andere, sondern mit dem Ohre für sich hören. Auch blieb dieser Sinn, so wohlförmig er da steht, ungeziert. Zartheit, Ausarbeitung und Tiefe ist seine Zierde u. s. f.

Endlich komm' ich zum Untertheile des Gesichtes, den die Natur bei dem männlichen Geschlechte abermal mit einer Wolke umgab, und mich dünkt, nicht ohne Ursache. Hier sind die Züge der Sinnlichkeit im Gesichte, die bei dem Manne bedeckt seyn sollten. Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust- und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümme, die Feinheit spitze, die Gutmüthigkeit ründe, die schlaffe Ueppigkeit welke; wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange, und die Unterlippe sie nur schließe und trage; ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas articulirt nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt. —

Außerordentlich bedeutend ist's bei einem Menschen, wie bei ihm die Zähne fallen, und wie sich seine Backe schließt? — Ein reiner, zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung des gemeinen Lebens; denn, wie die Pforte, so glaubt man, sey auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele. Hier ist der Kelch der Wahrheit, der Becher der Liebe und zartesten Freundschaft.

Die Unterlippe fängt schon an, das Kinn zu bilden, und der Kinnknochen, der von beiden Seiten herabkommt, beschließt es. Es zeigt viel, wenn ich figürlich reden darf, von der Wurzel der Sinnlichkeit im Menschen, ob sie fest oder lose, rund oder schwammig sey? und mit welchen Füßen er gleichsam im Erdreich stehe? Da das Kinn die ganze Ellypse des Angesichtes ründet, so ist es, wenn es, wie bei den Griechen, nicht spitz, nicht gehöhlt, sondern ununterbrochen, ganz und leicht herabfließt, der echte Schlußstein des Gebäudes, und die Mißbildung an ihm ist fürchterlich anzuschauen. . . .

Ich habe weniger ausgezogen, als ich anfangs auszuziehen gesonnen war. — Manches wird noch an andern Plätzen dieses Werkes eine Stelle finden.

Genug, und vielleicht mehr als genug — vorgegriffen vielleicht! — Ich unterschreibe nicht durchaus Alles in diesen angeführten Zeugnissen, und ich werde Gelegenheit haben, das eine und andere wieder aufzunehmen, zu bestätigen, näher zu bestimmen, und ich hoffe, bisweilen — zu berichtigen. Indessen enthalten diese Zeugnisse immer so viel Lehrreiches, und so viel Licht, obgleich, nach meinem Bedünken, keines tief genug geht, daß sie den Verdacht der Charlatanerie, in welchem bisher die Physiognomik bei so vielen Menschen gestanden ist, vorläufig einigermaßen sollten schwächen können! — — sollten beschämen können die erbärmliche Seichtigkeit, die sie mit dem verächtlichen Namen Zigeunerkunst zu Boden treten will. —

VII. Von der Allgemeinheit des physiognomischen Gefühls.

Durch das physiognomische Gefühl verstehen wir — „die durch gewisse Physiognomien veranlaßte Empfindung und Vermuthung von der Gemüthsbeschaffenheit, die damit verbunden ist; von dem Innern, dem Geiste des Menschen, oder eines menschlichen Bildes, das wir vor uns haben." —

Dieß Gefühl ist sehr allgemein, das ist: — es ist kein Mensch (und gewiß kein Thier), dem nicht so gut physiognomisches Gefühl gegeben sey, als ihm Augen gegeben sind, zu sehen. Ein jeder hat ungleiche Empfindungen, bei ungleichen Menschengestalten.

Jede Menschengestalt macht einen andern Eindruck auf jeden, erregt andere Empfindungen in ihm, als jede andere.

So verschieden nun auch immer die Eindrücke seyn mögen, die derselbe Gegenstand auf verschiedene Zuschauer macht; so widersprechend die Urtheile von einer und eben derselben Gestalt: so gibt es dennoch gewisse Extreme, gewisse Gestalten, Physiognomien, Minen, Lineamente, — von denen alle Menschen, die nicht augenscheinlich toll sind, dasselbe Urtheil fällen, welche sie wenigstens überhaupt in eine Classe setzen werden. So wie alle Menschen, so verschieden sie sonst über die Aehnlichkeit desselben Portraits denken und urtheilen mögen, dennoch von gewissen Portraiten einmüthig sagen werden: „zum Sprechen ähnlich" oder — „durchaus unähnlich!" — Man darf von hundert Beweisen für die Allgemeinheit dieses physiognomischen Gefühls nur einige nennen, um die Sache außer Zweifel zu setzen.

Die schon angeführte allgemein schnelle Beurtheilung aller Menschen nach ihrem Aeußerlichen will ich nicht wiederholen. — Nur so viel will ich noch sagen: man gebe nur ein Paar Tage Acht auf Alles, was man etwa von Menschen hört oder liest; man wird allenthalben, selber von Gegnern der Physiognomik, physiognomische Urtheile von Menschen hören und lesen. — „Man sieht's ihm an den Augen an" — „man darf den Mann nur ansehen" — „er hat ein ehrliches Gesicht" — „bei dem ist einem wohl zu Muthe" — „der hat ein schlimmes Paar Augen" — „er sieht kränklich aus" — „die Ehrlichkeit spricht ihm aus den Augen" — ich gäb' ihm was, bloß auf sein Gesicht" — „wenn der mich betrügt, so betrügt mich Alles in der Welt" — „der Mann hat ein offenes Gesicht" — „ich traue diesem Lächeln nicht" — „er darf ja Niemanden in die Augen sehen."— — Selbst die antiphysiognomischen Urtheile bestätigen, als Ausnahmen, die Allgemeinheit des physiognomischen Gefühles — „Seine Physiognomie ist wider ihn" — „das hätt' ich dem Manne nicht angesehen, nicht zu-

getraut" — „er ist besser, ist schlimmer, als sein Gesicht" u. s. w.

Man beobachte vom höchsten Weltmann an, bis auf den gemeinsten Menschen aus dem niedrigsten Pöbel — und höre ihre Urtheile über die Menschen, mit denen sie umgehen, und man wird erstaunen, wie viel bloß Physiognomisches mit unterläuft.

Ich habe diese Bemerkung seit einiger Zeit so oft zu machen Gelegenheit gehabt, bei Leuten, die nicht wissen, daß ich eine Schrift über diese Sache verfertigte — bei Leuten, die in ihrem Leben das Wort Physiognomie nie gehört hatten, daß ich's auf die Probe will ankommen lassen, wo man will: ob nicht alle Menschen, ohne es zu wissen, mehr oder weniger dem physiognomischen Gefühle folgen?

Noch ein anderer eben so auffallender, obgleich nicht genug bemerkter Beweis für die Allgemeinheit dieses physiognomischen Gefühles, das ist, dieser dunkeln Empfindung des Unterschiedes des innern Charakters nach dem Unterschiede des äußern — ist die Menge physiognomischer Wörter in allen Sprachen und bei allen Nationen; die Menge moralischer Benennungen, die im Grunde bloß physiognomisch sind. Dieser Beweis verdiente eine ganz besondere Ausführung; für die Sprachkenntniß und Bestimmung des Sinnes der Wörter, wie wichtig — und wie neu und interessant! —

Hierher gehörten auch die physiognomischen Sprichwörter. Ich bin aber dieses auszuführen nicht gelehrt genug, und nachzusuchen habe ich nicht Muße genug, um dieß durch viele Beispiele, Beispiele aller Sprachen, in's Licht zu setzen. Hierher gehört auch vielleicht die Menge physiognomischer Züge, Charaktere, Beschreibungen, die man in den größten Dichtern so häufig findet — und die sich allen Lesern von Geschmack, Empfindung, Menschen-Kenntniß und Menschen-Theilnehmung so sehr empfehlen.

Allein dieß allgemeine physiognomische Gefühl bezieht sich nicht nur auf ganze, vor uns gegenwärtige Menschen, es bezieht sich auf Gemälde, Zeichnungen, Schattenrisse, einzelne Linien. — Es ist kaum ein Mensch, dem nicht hundert, nicht tausend Linien vorzuzeichnen wären, deren Ausdruck und Bedeutung er entweder von selbst errathen, oder doch gewiß, auf die erste Erklärung, die man ihm davon gäbe, anerkennen würde.

Beilagen.

Wir wollen, wo es nöthig seyn wird, hinten an jeden Abschnitt einige Beilagen anfügen, die allemal das klar und einleuchtend machen sollen, was in den Abhandlungen vorausgesetzt ist.

1. Ein keckgezeichnetes Bild von Albrecht Dürer, dem wohl kein einziger Mensch, dem es zu Gesichte kommen mag, männlichen Muth, tiefen Blick, feste Bestimmtheit des Charakters — und productive Kraft absprechen — in dem jeder wenigstens sogleich alles dieß finden wird, sobald man es ihm vorgesprochen hat.

2. Moncrif. Es ist kein Mensch, kein Menschenbemerker, der dieß Gesicht leicht in die Classe der Dummköpfe verweisen wird. Den feinen Weltmann, den Mann von Geschmack wird Niemand im Blick, in der Nase besonders, auch mit in dem Munde verkennen.

3. Johnson. Auch das allerungeübteste Auge wird in diesen beiden Johnson's leicht den tief sehenden, Alles herauswitternden, in sich verschlingenden, nicht leicht betrügbaren, eher zum Argwohn als zur Offenherzigkeit geneigten Mann erkennen.

5. Ein Umriß nach Sturz. So wenig sagend als ein Umriß sagen kann, gar nicht in der Lage gezeichnet, wie ein Gesicht entscheidend zum Vorschein kommt — so entblößt von allen Nüancen, die oft von so erstaunlicher Bedeutung sind, und dennoch (galt irgend einmal ein dennoch, so galt es jetzt) gewiß nach dem physiognomischen Gefühl beinahe eines jeden Weltmenschen wenigstens ein fähiger, leichtbegreifender, das sinnlich Schöne fein fühlender Kopf.

6. Spalding. Es ist kein Mensch, der beim Anblick dieses Gesichtes nicht einen mehr als gemeinen Menschen, nicht einen feinen und scharfen Beurtheiler, nicht den Mann von Geschmack erkenne. . . . Wird der leicht betrogen? Nein! werdet ihr sagen. Liebt der dunkle und verworrene Begriffe? Gewiß nicht. — Wird er mit Würde und Klugheit handeln? Gewiß, wenn er seinem Gesichte gemäß handelt. So werdet ihr von dem Vollgesicht, so von dem Profile

7. urtheilen. Auch dem Unwissendsten wird Stirn und Auge und Miene von einem denkenden und eleganten Kopf zu seyn scheinen.

8. Shakspeare. Copie von Copie — leerer, geistloser Umriß, wenn ihr wollt! Wie viel fehlt jedem Umriß? Unter zehn Tausenden, welcher ist ganz wahr? Welcher von einem großen Kopf erreicht sein Urbild? — Und dennoch — wer sieht nicht, bloß nach dem allgemeinen physiognomischen Gefühl, in diesem Umrisse den offnen, hellen, schnell und leicht auffassenden, schnell und leicht verwandelnden und umschaffenden Kopf?

9. Sterne. Von allen Lesern nicht Einer, auch der ungeübteste nicht, wird diesem Gesicht tief einschneidenden Witz, die originellste Laune voll Feuer und Kraft absprechen. Wer in diesem Gesichte nichts von Yorik's Geiste sieht, der hat ein stumpfes physiognomisches Gefühl. —

10. S. Clarke. Gutmüthigkeit, Adel, unverworrene, lichthelle Wissenschaft, ruhiges, leidenschaftloses Nachdenken, Kraft, jeden Gegenstand anzuziehen und zu behalten, sind die ausgezeichnetsten, in die Augen fallendsten Züge dieses Gesichtes. Wer so ein Gesicht hassen kann, der muß geradezu seinem Instinct, seinem innern, angebornen, physiognomischen Gefühle entgegen arbeiten.

11. R. Wie die Form, so das Profil. Und wie viel mehr kann man nicht aus diesem sehen? Wem bürgt nicht diese Stirn und Nase für gesunden, forschenden Menschenverstand, dieser Mund, dieses Kinn für Gutmüthigkeit, für Adel der Seele? für Treuherzigkeit und Liebe?

Wir steigen nun auf die entgegengesetzte Stufe herab. — Bis jetzt haben wir den Ausdruck der schaffenden Natur betrachtet — laßt sie uns nun auch in ihrer Zerstörung schauen. Auch hier — welcher jedem Menschenauge beim ersten Anblick begreifliche und faßliche Ausdruck! —

12. Wer erblickt nicht in diesem Gesichte zerrüttete Vernunft, Dummheit, beinahe bis zur Thierheit herabgesunken. — Dieses Auge, diese Falten der vorhangenden Stirn, dieser aufgeworfene Mund — die ganze Stellung des Kopfes — spricht sie nicht deutlich für Schlappheit und Schwäche?

13. Wie unentscheidend allenfalls für das physiognomische Gefühl der obere Theil des Gesichtes sey, der untere ist von aller Zweideutigkeit frei. Tausende wie Einer, und Einer wie Tausende, werden von diesem offenen Mund, diesem Kinn, diesen faltigen Wangen keine wahre Besonnenheit und Ueberlegung erwarten können.

14. 15. Zwei Thoren im Profil. Von diesen kleinen Augen in beiden, den Falten im untern, dem offnen Mund in beiden, besonders in dem ganzen Untertheile des Gesichtes des obern, wird kein Mensch, wer er immer seyn mag, Scharfsinn, Ueberlegung, Weisheit erwarten.

16. 17. Zwei Thoren. Obgleich für den Ungeübten die eigentlichen Kennzeichen der Thorheit in dem obern Profil schwerlich bestimmt anzugeben sind, so wird dennoch das physiognomische Gefühl, das allen Menschen wie Gehör und Gesicht angeboren ist, keinen Menschen große Dinge von demselben erwarten lassen. Und jeder Mensch würde sich verwundern, wenn so ein Gesicht scharfsinnige Urtheile oder ein erhabenes Werk des Geistes hervorbrächte. Das untere ist noch viel entscheidender, und ich möchte von dem hartnäckigsten Läugner des physiognomischen Gefühls vernehmen, ob er mit seiner Person aussprechen, oder mit seinem Namen schreiben dürfte: „Der ist weise, der Weisheit von diesem erwartet."

18. 19. 20. 21. Attila. Wahrheit oder Unwahrheit — Natur oder Carricatur — alle diese vier Attila's prägen sich jedem menschlichen Gefühle als Unmenschen, oder als Menschen von viehischem Charakter ein. Das Viehische wird besonders in dem Gehörnten, die Hörner abgerechnet, in der Nase sowohl, als in dem Mund, jedem Auge, das noch den Namen eines menschlichen Auges verdient, unübersehbar seyn.

22. Judas nach Holbein. Welcher Mensch wird sich bereden können, daß ein Apostel des Herrn so ausgesehen haben könne? Daß Christus ein solches Gesicht berufen haben könne? Und welches Gefühl wird es nicht wahr finden, wenn man so ein Gesicht ein filziges, niedriges Gesicht nennt? Wer wird sich einem solchem Gesichte gern vertrauen?

Wir kommen zu leidenschaftlichen Charakteren. Diese sind beinahe jedem Kinde verständlich, und darüber kann eigentlich kein Streit Statt haben; wenn wir die Sprache auch nur einigermaßen verstehen. Je gewaltiger die Leidenschaft, desto fühlbarer die Kennzeichen der Leidenschaft. Die stillen Leidenschaften schließen, und ziehen zusammen; die gewaltigen ziehen straff an, öffnen die Sinne, und treiben die Muskeln heraus. Furcht mit Abscheu wird in den vier Gesichtern 23 bis 26 jeder menschliche Sinn erkennen.... Ungleiche Stufen des Schreckens bis zum Entsetzen ein jeder in den vier folgenden 27 — 30.

Kein menschlicher Sinn wird in 31 — 38 und in 39 — 46 ungleiche Grade der ruhigen, stillen, bangen, sehnsuchtsvollen, wehmüthigen Traurigkeit verkennen.

In 47 — 50 wird kein sterblicher Mensch frohe Ruhe und Zufriedenheit, weise Geistesstärke und Großmuth vermuthen.

Furcht und Schrecken werden jedem von selbst aus 51 — 52 und Schrecken mit heftiger Leidenschaft roher Charaktere in 53 — 54 ohne ein Wort der Erinnerung einleuchten.

Diese Beispiele könnten ohne Zahl vermehrt werden. Es sey uns genug, aus verschiedenen Classen einige ganz entscheidende angeführt zu haben. Wir werden beinahe auf allen Seiten Gelegenheit haben, dieß physiognomische Gefühl unserer Leser zu üben und zu schärfen.

VIII. Die Physiognomik, eine Wissenschaft.

„Aber nie, und wenn wirklich auch etwas Wahres daran seyn sollte, nie wird die Physiognomik eine Wissenschaft werden." — Das ist's, was tausend Leser und Nichtleser dieser Schrift sagen, — und vermuthlich, so leicht und klar sich auch diese Einwendung beantworten, und so wenig sich auch wider die Antwort sagen läßt, als wenn nichts darauf gesagt worden wäre, fortbehaupten werden.

Und was läßt sich darauf antworten? „Die Physiognomik kann eine Wissenschaft werden, so gut als alle unmathematischen Wissenschaften!"

So gut, als die Physik; — denn sie ist Physik! So gut, als die Arzneikunst; denn sie ist ein Theil der Arzneikunst! So gut, als die Theologie; denn sie ist Theologie! So gut, als die schönen Wissenschaften; denn sie gehört zu den schönen Wissenschaften! So, wie diese alle, kann sie bis auf einen gewissen Grad unter bestimmte Regeln gebracht werden, hat sie ihre bestimmbaren Charaktere, — die sich lehren und lernen, mittheilen, empfangen und fortpflanzen lassen. So, wie diese alle, muß sie sehr Vieles dem Genie, dem Gefühl überlassen; hat sie für Vieles noch keine bestimmten oder bestimmbaren Zeichen und Regeln.

Wer die leichte, jedem Kinde mögliche, Mühe nehmen mag, das nicht aus den Augen zu setzen, was alle, wenigstens unmathematische und nicht rein mathematische Wissenschaften gemein haben — der sollte sein Lebtag nichts mehr gegen die Wissenschaftlichkeit der Physiognomik einwenden. Entweder wird er allen Wissenschaften diesen Namen absprechen, oder ihn der Physiognomik so gut als jeder andern geben müssen.

Sobald eine Wahrheit oder eine Erkenntniß Zeichen hat, so bald ist sie wissenschaftlich, und sie ist es so weit, so weit sie sich durch Worte, Bilder, Regeln, Bestimmungen mittheilen läßt. Es wird also bloß darauf ankommen, ob sich der auffallende unläugbare Unterschied der menschlichen Gesichtsbildungen und Gestalten — nicht nur dunkel wahrnehmen, sondern unter bestimmte Charaktere, Zeichen, Ausdrücke bringen lasse? ob gewisse Zeichen der Stärke und der Schwäche, der Gesundheit und der Krankheit des Körpers, der Dummheit und des Verstandes, der Großmuth und Niederträchtigkeit, der Tugend und des Lasters u. s. f. sich ergeben und mittheilen lassen? — Dieß ist bei der gegenwärtigen Frage der einzige Untersuchungspunct. — Dem muß es entweder an Logik oder an Wahrheit fehlen, der, statt dieß zu untersuchen, wider die Physiognomik declamirt.

Was würdest du sagen, lieber Leser, wenn jemand Naturforschung, Arzneiwissenschaft, Gottesgelehrsamkeit, schöne Wissenschaften — u. s. w. außer das Gebiet der Wissenschaften verbannte — deßwegen, weil in jeder so viel unbearbeitete Felder voll Dämmerung, Unsicherheit, Unbestimmtheit sind?

Nicht wahr, mein Freund, bis auf einen gewissen Grad kann der Physiker seine klaren Wahrnehmungen

verfolgen, sie zerlegen, sie in Worte kleiden und fortpflanzen? Sagen: „So und so habe ich geforscht, dieß und jenes beobachtet, so viel Beobachtungen gesammelt; so geschlossen! — Den Weg bin ich gegangen, den gehe auch du!“ — Aber wird er das immer sagen können? Wird der feine Beobachtungsgeist nie zu solchen Beobachtungen vorfliegen, die sich nicht mittheilen lassen? nie weiter sehen, als es dem, der ihm nachstrebt, oder nachkriecht, zeigen und vorbuchstabiren kann? — Und ist deßwegen die Physik weniger Wissenschaft? — — Wie viel Verempfindung der Wahrheit hatte Leibnitz, ehe Wolf die Kreise, die sein Genius durchflog, zu Bahnen machte, die nun jeder alte Logiker betreten, und ruhig wandeln kann? Mit welcher Wissenschaft ist's anders? Fängt's je bei der Wissenschaft an? Ist's nicht tausendmal Adlerflug oder Adlerblick, der Jahrhunderten voreilt? Wie lang währt es, bis dann Wolfe kommen, und zu jeder erfundenen, vorhergefühlten, vorhererblickten oder erhaschten Wahrheit den Hin- und Herweg finden, betreten, bahnen? — Welcher der neuern Weisen ist wissenschaftlicher, als Bonnet? Wer verbindet so glücklich Leibnitzens Genie, und Wolfs Kaltblütigkeit? Wer ist mehr Beobachter, als er? Wer unterscheidet mehr das Wahrscheinliche vom Wahren? die Beobachtung von der Folgerug? Wer führt Euch mehr, wer sanfter und anmuthiger an der Hand? — — Aber, wem wird er all sein vorauseilendes Wahrheitsgefühl, dieß Resultat und diese Quelle von vielen kleinen unbestimmbaren, schnellen, tiefdringenden Beobachtungen — wer dieß mittheilen? wer in Zeichen, Tönen, Bildern und Regeln auflösen können? — Und ist's anders mit der Arzneiwissenschaft? mit der Gottesgelehrsamkeit? Mit welcher Wissenschaft, welcher Kunst anders? — Malerkunst, Mutter und Tochter der Physiognomik — ist sie nicht Wissenschaft? Und wie wenig ist sie es? „Das ist Ebenmaß, jenes Mißverhältniß, dieß Natur, Wahrheit, Leben, athmende Kraft; jenes Zwang, falschbeleuchtet, unedel, häßlich — Das kannst du sagen, mit Gründen beweisen, die jeder Schüler fassen, behalten und wieder erzählen kann. — Aber kannst du mit allen Collegien über Malerei — einem Maler Genie geben? — So wenig, als durch alle Lehrbücher und Lehrmeister der schönen Wissenschaften Dichter-Genie einhauchen? Wie unermeßlich weit fliegt der Maler, der Dichter, den Gott schafft — über Alles hinauf, was sich in wörtliche Regeln fassen läßt? Ist aber deßwegen, weil sich sein Großgefühl, seine Blicke, Triebe und Kräfte nicht in gemeine Formen gießen, nicht in Regeln bringen lassen, nichts Wissenschaftliches, nichts Bestimmbares in dieser Kunst?

So nun auch in der Physiognomik. Bis auf einen gewissen Grad läßt sich physiognomische Wahrheit bestimmen — in Zeichen und Worte fassen, mittheilen — sagen: „Das ist Charakter hohen Verstandes — dieser Zug ist der Sanftmuth, dieser dem wilden Zorn eigen! So blickt die Verachtung! So die Unschuld! Wo dieß Zeichen ist — da ist diese Eigenschaft!“ — Läßt sich sagen: „So mußt du beobachten! den Weg mußt du gehen, dann wirst du finden, was ich fand, dann hierin zur Gewißheit kommen!“ —

Aber soll der geübte Beobachter, der Feinergebaute auch hier, wie in allen andern Dingen, die Wissenschaft heißen, nicht mehr, nicht heller, nicht tiefer sehen? Nicht weiter fliegen? Nicht häufig Anmerkungen machen, die sich nicht in Worte kleiden, nicht in Regeln bringen lassen? Und sollte deßwegen das, was sich in Zeichen ausdrücken, und in Regeln mittheilen läßt, weniger Wissenschaft heißen? Hat die Physiognomik dieß nicht mit allen Wissenschaften gemein? Oder, nochmals — wo ist die Wissenschaft, wo Alles bestimmbar — nichts dem Geschmacke, dem Gefühle, dem Genius übrig gelassen sey? — Wehe der Wissenschaft, wenn eine solche wäre! —

Albrecht Dürer maß und sah Alles am Menschen; Raphael maß und fühlte den Menschen noch mehr, als Dürer. Jener zeichnete Wahrheit wissenschaftlich; dieser gemessene, idealisirte — doch oft nicht weniger wahre Natur. Der bloß wissenschaftliche Physiognomist, mißt, wie Dürer; das physiognomische Genie mißt und fühlt, wie Raphael. Je mehr indeß die Beobachtung sich verschärft; die Sprache sich bereichert; die Zeichnungskunst fortschreitet; — der Mensch, das nächste und beste dieser Erde, den Menschen studiert: — desto wissenschaftlicher, das ist, desto bestimmter, desto lernbarer, und lehrbarer wird die Physiognomik. — Sie wird werden die Wissenschaft der Wissenschaften, und dann keine Wissenschaft mehr seyn — sondern Empfindung, schnelles Menschengefühl! Denn Thorheit, sie zur Wissenschaft zu machen, damit man drüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könne! Dann würde sie vielleicht nicht mehr seyn, was sie seyn soll: Tochter und Mutter der Menschlichkeit. —

Wie viel Wissenschaften und Regeln haben den Genies, wie viel Genies den Wissenschaften und Regeln ihr Daseyn zu danken? — Also — was soll ich sagen? Was soll ich thun? — Physiognomik wissenschaftlich machen? — Oder nur, den Augen rufen, zu sehen? Die Herzen wecken, zu empfinden? — Und dann hier und dort, einem müßigen Zuschauer, daß er mich nicht für einen Thoren halte, in's Ohr sagen: „Hier ist was, das auch du sehen kannst! Begreif nun, daß Andere mehr sehen.“ —

Das letzte, was ich diesem Abschnitte noch beisetze — sey, wiewohl es in anderer Absicht gesagt worden seyn mag, einem großen Manne nachgestammelt, der nebst vielen tiefen und seltenen Kenntnissen, auch die Gabe der Geisterprüfung hatte, vermittelst welcher er bloß durch den äußerlichen Blick entschied, ob einer, den keine Arzneikunst heilen konnte, den Glauben hatte, gesund zu werden — „jetzt erkennen wir noch stückweise — und unser Auslegen und Commentiren ist Stückwerk! Weg mit diesen Abschnitten, wenn die Vollkommenheit kommt! Noch ist's Stammeln eines Kindes, was ich schreibe! Kindische Einfälle und Bemühungen werden sie mir einst scheinen, wenn ich Mann seyn werde! Denn jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch ein düsteres Glas — bald von Angesicht zu Angesicht — Jetzt abschnittsweise; dann werd' ich es durch und durch erkennen — wie ich — von Dem erkannt bin, aus Dem und durch Den und in Dem alle Dinge sind! Ehre sey ihm in Ewigkeit! Amen!“ —

IX. Vom Nutzen der Physiognomik

„Ob deutlichere, bestimmtere, richtigere, ausgedehntere — hiermit vollkommenere Menschenkenntniß an sich nützlich sey oder nicht? — Ob hiermit auch die Kenntniß innerer Eigenschaften aus äußerlicher Bildung und Zügen Nutzen haben können oder nicht?“ das ist eine Frage, deren Beantwortung in diesen Abschnitten eine der ersten Stellen verdient.

Für's erste gehört sie unter die allgemeinere Frage: „Ob überhaupt Kenntnisse, und ihre Vermehrung und Verbesserung den Menschen nützen?“ Mich dünkt, jedem uneingenommenen Menschen sollte es zum voraus lebhaft ahnden, wie diese Frage zu beantworten ist.

Man muß in der That die Natur des Menschen und der Dinge, oder das Verhältniß der menschlichen Glückseligkeit, zu seinen Kräften und Trieben, das so sehr in die Augen springt, ganz verkennen: man muß durch sehr einseitige Urtheile sehr geblendet seyn, wenn man nicht einsieht: daß der proportionirte Gebrauch jeder Kraft und die proportionirte Befriedigung jedes Triebes, — die im Menschen liegen, gut, nützlich, zur menschlichen Wohlfahrt unentbehrlich sey.

So gewiß der Mensch körperliche Kräfte und einen Trieb hat, zu wirken, zu schaffen, seine Kräfte zu brauchen: — so gewiß ist es gut, ist es nützlich, daß er seine körperlichen Kräfte brauche. So gewiß er Fähigkeit und Kraft zum Lieben hat, und Trieb zum Lieben: so gewiß ist es gut, ist es nützlich, daß er liebe. Und eben so nun auch: so gewiß der Mensch Erkenntnißvermögen und Wißtrieb hat: so gewiß ist es gut, nützlich, nothwendig, daß er in gehörigem Maße auch diesen Trieb befriedige, auch die Kraft brauche! Wie gekünstelt kommen alle Beweise heraus, daß die Wissenschaften, daß Kenntnisse dem Menschen mehr schädlich seyen, und ein Zustand der Unwissenheit dem Allen vorzuziehen sey?

Ich kann es, und muß es an diesem Orte voraussetzen, daß die Physiognomik für's erste wenigstens den Anspruch auf innere Nutzbarkeit habe, den man vernünftiger Weise allen menschlichen Wissenschaften und Kenntnissen überhaupt zugestehen muß.

Welch ein Vorzug der Wichtigkeit und Nutzbarkeit ist nun aber billig der Menschenkenntniß von je her gegeben worden! Was geht den Menschen mehr an, als der Mensch? Welche Kenntniß kann mehreren Einfluß auf seine Wohlfahrt haben, als die Kenntniß seiner selbst? Physiognomik ist es also auch da wieder, die sich diese besonderen Verdienste von Nutzbarkeit zueignen darf.

Noch mehr: Von Allem dem, was sich immer vom Menschen wissen läßt, von Allem, was sich immer über ihn, und war über seinen Geist, sein Herz, seine Kräfte und Fähigkeiten räsonniren läßt, ist das, was aus Zeichen die in die Sinne fallen, erkannt wird, was hiermit Erfahrungserkenntniß gibt, immer das zuverlässigste und brauchbarste, und der Nutzen desselben hiermit um so viel sicherer. Welcher Philosoph wird nicht den empyrischen Theil der Psychologie allem Uebrigen vorziehen?

Als Kenntniß überhaupt, als Menschenkenntniß demnach, und endlich als empyrische Menschenkenntniß hat auch schon ohne weiters die Physiognomik das dreifache Verdienst der Nutzbarkeit.

Wer sich nun noch eigentlicher von dem Nutzen der Physiognomik überzeugen will, der lasse sich einen Augenblick möglich seyn, daß alle, auch die undeutlichen physiognomischen Kenntnisse, aller physiognomische Sinn aus der Welt heraus gehoben würden; welche Verwirrung, welche Unzuverlässigkeit und Unsicherheit, welche Ungereimtheiten würden nicht in Tausend und Millionen menschlichen Handlungen entstehen? Was ist die ewige Unsicherheit im Handeln für eine immerwährende Plage, und ein schreckliches Hinderniß in Allem, was wir unmittelbar mit dem Menschen zu thun haben? Und wie unendlich würde alsdann die Sicherheit, die auf einer Summe angeblicher, oder bloß confus gedachter, deutlich bemerkter, oder bloß empfundener Wahrscheinlichkeiten beruht, geschwächt! Wie viele Millionen Handlungen und Unternehmungen, die die Ehre der Menschen sind, würden unterlassen werden!

Der Umgang mit den Menschen ist ja das erste, was uns in der Welt aufstößt. Der Mensch ist berufen, mit Menschen umzugehen. Kenntniß des Menschen ist ja die Seele des Umgangs; das, was den Umgang lebendig, angenehm und nützlich macht; Kenntniß des Menschen ist etwas, das auf einen gewissen Grad einem jeden Menschen schlechterdings unentbehrlich ist. Wie nun aber den Menschen leichter, besser, sicherer kennen lernen, als durch Physiognomik, (im weitern Sinne des Wortes) da man sie in so vielen tausend und tausend Fällen nicht aus den Handlungen kennen lernen kann?

Laßt den Physiognomisten Beobachtungen machen, Mannigfaltigkeiten und Erfahrungen, feinere Unterschiede bemerken, Kennzeichen angeben, immer neue Wörter zu neuen Bemerkungen machen, allgemeinere Sätze abstrahiren, physiognomische Wissenschaft, Sprache und Sinn vermehren, verfeinern und vervollkommnen — so steigt und wächst also auch mit diesem die Brauchbarkeit und der Nutzen der Physiognomik.

Man denke sich in die Sphären eines Staatsmannes, Seelsorgers, Predigers, Hofmeisters, Arztes, Kaufmanns, Freundes, Hausvaters, Ehegenossen — hinein, und schnell wird man empfinden, wie mannigfaltigen, wichtigen Gebrauch Jeder in seiner Sphäre von physiognomischen Kenntnissen machen kann. Man könnte für jeden dieser Stände eine besondere Physiognomik schreiben.

Ferner muß man, wenn man von dem Nutzen der Physiognomik redet, nie bloß auf das sehen, was im strengern Sinne wissenschaftlich heißen kann, und was in dieser Absicht geleistet wird; vielmehr muß man dieses in Verbindung mit einer unmittelbaren Folge betrachten, die alle öffentlichen Beiträge zur Physiognomik ohne Zweifel haben; ich meine die Erweckung und Veranlassung zur Verfeinerung der Beobachtung, und des physiognomischen Sinnes.

Wenn nun aber dieser physiognomische Sinn je mit der Empfindung des Schönen und Häßlichen, mit Gefühl der Vollkommenheit und Unvollkommenheit gepaart geht: — (und welcher wohldenkende physiognomische Schriftsteller wird nicht immer beide zugleich üben und reizen wollen?) welchen wichtigen ausgebreiteten Nutzen kann nicht da die Physiognomik haben! Wie erhebt sich meine Brust bei der Ahndung — daß so viel Gefühl für's Edle und Schöne, so viel Abscheu vor dem Niedrigen und Unedlen erweckt werden wird; — daß so viele Reize zum Guten auf jeden Menschen, der sein Auge physiognomisch übt, wirken müssen; daß der Mensch, der nunmehr im Anschauen und unmittelbaren Gefühl von der Schönheit der Tugend, und Häßlichkeit des Lasters wandelt, so mächtig, so sanft, so mannigfaltig und unaufhörlich angereizt wird, und erweckt zur Verkommnung seiner Natur!

Die Physiognomik ist eine Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen; ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte in der Schöpfung zu bemerken, um den anbetenswürdigen Urheber der menschlichen Natur, der so unaussprechlich viel Wahrheit und Harmonie in dieselbe gelegt hat, in neuen Liebenswürdigkeiten zu er-

blicken. Wo das stumpfe, das ungeübte Auge des Unaufmerksamen nichts vermuthet, da entdeckt das geübte Auge des Gesichtkenners unerschöpfliche Quellen des geistigsten, sittlichsten und zärtlichsten Vergnügens. Nur er versteht die schönste, beredteste, richtigste, unwillkührlichste, und bedeutungsvolleste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellectuellen Genies; die Natursprache der Weisheit und Tugend. Er versteht sie im Gesichte derjenigen, die selbst nicht wissen, daß sie dieselbe sprechen. Er kennt die Tugend, so versteckt sie immer seyn mag. Mit geheimer Entzückung durchdringt der menschenfreundliche Physiognomist das Innere eines Menschen, und erblickt da die erhabensten Anlagen, die sich vielleicht erst in der zukünftigen Welt entwickeln werden. Er trennt das Feste in dem Charakter von dem Habituellen, das Habituelle von dem Zufälligen. Mithin beurtheilt er den Menschen richtiger; er beurtheilt ihn bloß nach sich selbst.

Die Physiognomik reißt Herzen zu Herzen; sie allein stiftet die dauerhaftesten, die göttlichsten Freundschaften. Auf keinem unumstößlichern Grunde, keinem festern Felsen kann die Freundschaft ruhen, als auf der Wölbung einer Stirne, dem Rücken einer Nase, dem Umriß eines Mundes, dem Blick eines Auges!

Die Physiognomik ist die Seele aller Klugheit. Indem sie das Vergnügen des Umganges über allen Ausdruck erhöhet, sagt sie zugleich dem Herzen, wo es reden und schweigen, warnen und ermuntern, trösten und strafen soll.

Es wäre bloß von dem Nutzen der Physiognomik ein ganzes großes Buch zu schreiben — eine Menge Bücher für verschiedene Classen von Menschen — der gewisseste, aber geringste Nutzen ist für die Maler, deren ganze Kunst nichts ist, wenn sie nicht Physiognomik ist — und der größte ist — die Bildung, Leitung und Besserung der menschlichen Herzen. — Ich werde häufige Gelegenheit haben, einzelne Anmerkungen anzubringen, die diesen Nutzen fühlbar genug machen werden. So viel will ich nur noch zum Beschlusse dieses — ach! wie unvollkommenen Abschnittes sagen — was ich zum Theil auch schon habe sagen müssen: — „Das Bischen physiognomische Kenntniß, das ich mir erworben, und die Erweiterung meines physiognomischen Gefühles, ist mir nicht nur täglich unbeschreiblich nützlich, sondern — ich darf sagen, beinahe unentbehrlich, und ohne dieß würde ich keinen Tag auch nur so leidlich durch die Welt kommen können, als ich durchzukommen — das Glück habe.

X. Von dem Schaden der Physiognomik.

„O du, sonst ein Freund der Religion und der Tugend, was machst du da?“ höre ich mir eine redliche Seele entgegen rufen! — „O wie viel Unheil wirst du stiften mit deiner Physiognomik? Du willst dem Menschen die unselige Kunst lehren, seinen Bruder auch aus jeder zweideutigen Miene zu richten? Des Splitterrichtens, der Tadelsucht, des Auflauerns auf Anderer Mißtritte, soll noch nicht genug seyn? Du willst die Menschen auch noch lehren auflauern auf des Herzens Geheimnisse, die tiefsten Fehler, auf jeden Mißtritt der Gedanken?“ —

„O! du sprichst von dem Nutzen deiner Physiognomik, daß du die Menschen die Schönheit des Ausdrucks der Tugend, und die Häßlichkeit des Lasters erkennen und fühlen lehrest, und sie so zur Tugend reizest? sie mit Abscheu vor dem Laster auch durch das Gefühl seiner äußerlichen Häßlichkeit erfüllest? — Dieß käme also, genauer betrachtet, auf das hinaus: daß der Mensch soll lernen gut werden, damit er gut scheine? Daß das so schon eitle Geschöpf, das gern immer nur um Lob handelt, gern immer nur scheint, was es seyn sollte, noch eitler werde, nicht nur mit jeder That, und jedem Worte, sondern selbst noch mit Mienen, jeglicher Miene, um Hochachtung und Liebe — und Lob der Menschen — buhle? statt diese nur allzu mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen zu schwächen, und eine bessere zu stärken; statt den Menschen in sich zu weisen, — sein Inwendiges zu bessern, ihn zu lehren, in Stille gut zu seyn, und unschuldig — ohne über den schönen Ausdruck des Guten, des Häßlichen, des Bösen mit ihm zu räsonniren!“

Ich bin schwer angeklagt, und die Klage hat großen Schein der Wahrheit. Aber wie leicht ist mir die Vertheidigung! Wie angenehm gegen jeden, der diese Klage aus menschenliebendem Kummer hervorbringt, und nicht aus Sentiments-Prahlerei!

Die Klage ist zweifach. „Ich befördere die Menschenrichterei und die Eitelkeit; ich lehre den Menschen mehr richten und tadeln — und ich mache ihn eitel und scheingut?“

Ich will auf jede antworten, und es denke ja Niemand, daß ich das, was Wahres an diesen Vorwürfen seyn mag, mir selbst nicht schon oft gesagt, nicht sehr oft in aller Stärke gefühlt habe.

Der erste Vorwurf betrifft einen zu erwartenden möglichen Mißbrauch dieser Wissenschaft.

Freilich kann eine gute Sache nicht mißbraucht werden, bis sie da ist. Und wenn sie da ist, so fängt sie an, diesen Schaden zu stiften, weil sie unschuldiger Weise von nun an Gelegenheit gibt, mißbraucht zu werden. — Deßwegen nun sollte eine gute Sache nicht seyn?

Alle wehmüthige Klage über den möglichen, sehr wahrscheinlichen, und, wenn man will, unvermeidlichen Mißbrauch dieser Sache, hat am Ende doch nur ihr bestimmtes Gewicht: denn wer billig seyn will, läßt sich durch kein Declamiren über den Schaden allein einnehmen. Er wiegt den Nutzen dagegen, und wenn das Uebergewicht desselben augenscheinlich ist, so beruhigt er sich, und sucht den Schaden, so gut wie möglich, abzuwenden und zu vermindern.

Leid will ich mir's seyn lassen, um jede beiläufige schlimme Folge dieses Buchs, aber ruhig will ich seyn, bei dem großen Uebergewichte des Guten, das es wirken wird. — Ich sehe sie deutlich und bestimmt voraus; ich verberge sie mir nicht, alle die schädlichen Wirkungen, die unfehlbar, oder doch sehr wahrscheinlich, besonders in den ersten Monaten oder Jahren — und bei denen, welche sich mit dem levis gustus in göttlichem und menschlichem Wissen begnügen, durch diese Schrift werden veranlaßt werden. Ich vergegenwärtige sie mir so sehr, wie möglich, um mich beständig im mächtigen Triebe zu erhalten, alle meine Kräfte aufzubieten, es so unschädlich, es so nützlich, wie möglich zu machen. Diese beständige Vergegenwärtigung aller schlimmen Wirkungen, die es, wie jede gute, jede rein göttliche Sache, sogar haben muß, ist indessen nicht vermögend, mich muthlos zu machen, da ich bei jedem Fortschritte meiner Arbeit, in der Ueberzeugung fester werde: — „daß ich etwas Gutes schaffe, und daß jeder, jeder Mensch, der mich mit eigener Aufmerk-

samkeit lieset, und nicht das verdorbenste Herz hat, eher besser, als schlimmer werden muß." —

Dieß überhaupt. Und nun noch nähere Antwort auf den ersten Vorwurf.

1. Ich lehre nicht eine schwarze Kunst, ein Arcanum, das ich hätte für mich behalten mögen, das tausendmal schadet, und Einmal nützt, und eben darum ein so selten entdeckbares Arcanum ist.

Ich lehre nur — oder lieber: ich theile Empfindungen, Beobachtungen und Schlußfolgen mit, in einer Kenntniß oder Wissenschaft, die die allgemeinste, die alleroffenste, die das Loos und Theil jedes Menschen ist.

Man vergesse ja nie, daß äußerer Ausdruck ja eben deßwegen da ist, daß das Innere daraus erkannt werde! Man vergesse ja nicht, daß der Mensch gar nichts mehr wissen müßte, noch dürfte, wenn er nicht aus Aeußerem Inneres sollte erkennen lernen! Man vergesse nicht, daß jeder, jeder, jeder Mensch, wer er auch sey, mit einem gewissen Grade des physiognomischen Sinnes geboren sey, so gewiß jeder, der keine Mißgeburt ist, zwei Augen im Kopfe hat. Man vergesse ja nicht, daß immer und immer, in allen Zusammenkünften, in allem Verkehr und Umgang der Menschen mit einander physiognomisch — — nach dunkeln Gefühlen, oder klarern Bemerkungen physiognomisch geurtheilt werde! — daß also bekanntlich — — wenn auch physiognomische Wissenschaft niemals in ein System gebracht würde — — fast ein jeder, nach dem Maße, daß er mit vielen und mancherlei Menschen in Verkehr steht, sich auf seine Menschenkenntniß aus dem ersten Anblick wirklich etwas zu Gute thun würde — und es längstens gethan hat, ehe ich diesen Versuch wagte. Ob es nun hierin so viel schaden könne, wenn man die Menschen, anstatt dunkler, etwas klarer und deutlicher urtheilen lehrt, anstatt sie mit grobem Gefühl unrichtig und verworren urtheilen zu lassen, sie mit verfeinertem Gefühl richtig urtheilen lehrt, anstatt sie derb hineintappen, und mit physiognomischen Urtheilen um sich hauen zu lassen, sie durch das Beispiel erfahrner Physiognomisten, und durch Regeln der Klugheit und Behutsamkeit, und durch die erhobene Stimme der Menschenliebe, wo sie Böses zu sehen vermeint, mißtrauisch in ihre Physiognomik, und behutsam im Urtheilen zu machen strebt — ob dieß alles so sehr schaden könne? lasse ich Jedem zu beurtheilen übrig!

Das sage ich laut und feierlich auch bei dieser Gelegenheit: „wer aller meiner Warnungen nicht achtet; nicht achtet aller angeführten Gründe und Beispiele von der leichten Möglichkeit, sich noch zu irren; nicht achtet alles dringenden Zurufs der Menschenfreundlichkeit — und hingeht und wie mit einem Messer in der Hand umherwüthet, und seiner Brüder Redlichkeit und guten Namen damit ermordet, — der thut es auf seinen Kopf; und meine Seele sey rein von seiner Schuld, wenn einst alles Böse an's Licht kommen, und seine Strafe empfangen wird, und unter allem die schärfste das unbrüderliche Richten." —

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß sehr wenige Menschen um deßwillen von neuem anfangen werden, andere Menschen unbrüderlich zu belauern, zu beobachten und zu richten, die es sonst nicht gethan haben.

2. Der andere Vorwurf, den man der Physiognomik macht, ist dieser: „Sie vereitle den Menschen noch mehr, indem sie ihn reize, nur deßwegen gut zu werden, um schön zu seyn." — Wie du dieß oben sagtest, o wie wäre es so hinreißend gesagt! Aber, wie leid es mir auch thue, ich muß dir sagen: „daß dein Ideal aus einer Unschuldswelt herabgerissen ist, und nicht in unsere Welt paßt."

Die Menschen, die du bessern willst, sind nicht Kinder, die gut sind, und nicht wissen, daß sie es sind. Es sind Menschen, die Gutes und Böses durch Erfahrungen unterscheiden lernen sollen; Menschen, die, um vollkommen zu werden, nothwendig ihr Böses, und hiermit ganz gewiß auch ihr Gutes kennen. Laß neben dem Triebe edler Güte das Verlangen nach dem Wohlgefallen der Guten immer auch mitwirken, immer eine Stütze — wenn du willst, eine Krücke menschlicher Tugend seyn; laß den Menschen immerhin erkennen und fühlen, daß Gott das Laster mit Häßlichkeit brandmarkt, und der Tugend unnachahmliche Schönheit zum Gepräge gibt; laß ihn — sich deß immerhin freuen, wenn er die Verschönerung seiner Züge mit der Veredlung seines Herzens zugleich fortgehen sieht; nur sage ihm dabei: „daß Güte aus Eitelkeit nie lautere Güte, sondern Eitelkeit sey; daß Eitelkeit ewig ihr eignes unedles Gepräge habe, und wahre Tugendschönheit gerade dadurch nichts anders, und ewig nichts anders, als durch Tugend selbst, hiermit auch durch Reinigung von Eitelkeit — erlangt werde."

Siehst du die Thräne im Auge des Jünglings, der von der Tugendbahn wich, und dem sein Spiegel oder der bestürzte traurigverweilende Blick eines physiognomischen, das ist, eines fein fühlenden Freundes, seinen Verfall, und jedes edle Ideal eines edeln Malers die Würde der menschlichen Natur zeigt; — laß ihn — es flammt von nun an ein Entschluß in seiner Brust, eine würdigere Zierde der schönen Gottesschöpfung zu werden, als er es bisher war!....

XI. Von der Leichtigkeit der Physiognomik.

Die geringste, die gemeinste Kenntniß scheint schwer, wenn sie neu ist, wenn sie bloß in Worten vorgetragen, bloß schriftlich oder mündlich gelehrt wird, so lange sie noch keine praktische Erfahrungssache, oder tägliche Uebung ist. Welche unzählige Schwierigkeiten lassen sich gegen Alles in der Welt machen, was dennoch da ist, was täglich durch Menschen geschieht, und mit einer Leichtigkeit durch sie geschieht, die kaum glaublich seyn würde, wenn sie nicht eben so unläugbar wäre? Was ließe sich gegen die Möglichkeit der Schifffahrt auf dem offenen weiten Weltmeere — was gegen die Möglichkeit einer Taschenuhr, einer Ringuhr, was gegen unzählige Kunstwerke und Kunststücke — sagen und einwenden, wenn wir nicht täglich Gelegenheit hätten, sie mit Augen zu sehen? Welche unzählige Schwierigkeiten lassen sich gegen die Arzneiwissenschaft machen? Und dennoch ist es möglich, wo nicht hunderttausend, doch zehntausend Schwierigkeiten, die man dagegen machen könnte, und gemacht hat, zu überwinden und zu vernichten.

Was man nicht versucht hat, über dessen Möglichkeit, Leichtigkeit oder Schwerheit, soll man nicht zu schnell, nicht zu voreilig entscheiden. — Das Leichteste kann dem schwer seyn, der es nicht oft versucht hat. — Wer öftere Versuche macht, kann sich das Schwerste leicht machen. „Der gemeinste Gemeinplatz!" wird man sagen: und doch beruht darauf der Beweis von der Leichtigkeit, Physiognomik zu studieren — und von der intoleranten Seichtigkeit desjenigen Kopfes, der lieber die Möglichkeit dieser Kunst bestreiten, als ihre Wirklichkeit betasten will.

Du

Du hast es vielleicht noch nicht versucht, und kannst also nicht davon reden? Ich habe es versucht, und kann wenigstens etwas darüber sagen. Ich, der ich von zwanzig Eigenschaften, die ich an einem Physiognomisten für nöthig halte, kaum Eine mir beimessen kann. Ein äußerst kurzes Gesicht; durchaus keine Zeit, keine Geduld, keine Festigkeit zu zeichnen; unendlich wenig Weltkenntniß; ein Beruf, der bei allen Gelegenheiten zur Menschenkenntniß, die er mir verschafft, dennoch alles eigentliche fortgesetzte Studium mir unmöglich macht; Mangel an anatomischer Kenntniß; Mangel an Sprachreichthum und Sicherheit des Ausdruckes, die nur eine weitläufige, wohlverdaute Lectüre der besten Schriftsteller, besonders der epischen und dramatischen, aller Nationen und Zeitalter geben kann — welche Nachtheile! — Und dennoch ist beinahe kein Tag, der mir nicht alle Beobachtungen bestätigt, oder neue zuführt.

Wer nur die mindeste Fertigkeit hat, zu beobachten und zu vergleichen, wer nur einmal auf einem Wege ist, den die Natur selbst ihm vorzeichnet, der wird, wenn ihm auch noch mehrere Kenntnisse fehlen sollten als mir, jeden Tag mitten unter alle dem Heere von Schwierigkeiten, womit er sich freilich unaufhörlich umringt sehen wird, dennoch sehr leicht einige Schritte weiter gehen können.

Die Menschen sind doch immer vor unsern Augen — auch in der kleinsten Reichsstadt, ein stäter Ab- und Zufluß von unzähligen Menschen des verschiedensten, des entgegengesetztesten Charakters; unter diesen viele, deren Charakter uns, ohne Rücksicht auf die Physiognomie, bekannt sind; von denen wir gewiß wissen: sie sind gütig, sind hart; sind leichtsinnig, sind argwöhnisch; sind verständig, sind dumm; sind mittelmäßig, sind schwach; Menschen, deren Gesichter eben so verschieden sind, als ihre Charaktere, und deren Gesichtsverschiedenheiten sich eben sowohl bestimmen, angeben, beschreiben, oder zeichnen lassen, als die Verschiedenheit ihrer uns sonst bekannten Charaktere sich angeben und bestimmen läßt.

Täglich haben wir die Menschen in der Nähe. Ihre Angelegenheiten verweben und stoßen sich mit den unsrigen. Wie sie immer sich verstellen mögen: die Leidenschaft stößt ihnen nur allzu oft die Larve vom Gesicht, und zeigt uns, wenigstens blitzweise, ihre wahre Gestalt, oder doch eine Seite derselben.

Und dann, sollte die Natur ihre Sprache dem Ohr und Auge des Menschen so ganz unverständlich, oder so gar schwer gemacht haben? ihm Auge und Ohr, Gefühl, Nerven, innern Sinn gegeben haben, und selbst die Sprache der Oberflächen ihm so unverstehbar, so kaum erforschbar gemacht haben? sie, die die Töne für's Ohr, das Ohr für die Töne gemacht hat? sie, die den Menschen so bald sprechen, und die Sprache verstehen lehrt? sie, die Licht für's Auge, und das Auge für's Licht schuf, sollte unzählige verschiedene Gestalten und Ausdrücke unsichtbarer Anlagen, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gebildet haben — dem Menschen Sinn und Trieb und Gefühl, die sich offenbar darauf beziehen, gegeben — und bei all diesen ihren mächtigen Reizungen — es ihm unmöglich gemacht haben, seinen Wissensdurst auch in dieser Absicht zu befriedigen? sie, die dem Menschen noch wohl tiefere, und doch weniger brauchbare, der Gesellschaft viel gleichgültigere Geheimnisse darbot, und seinem forschenden Blick aufschloß? — sie, die ihm Wege zeigte, die Bahn der Kometen auszuspähen und ihre Krümmung zu messen? — sie, die dem Menschen das Fernglas in die Hände gab, die Trabanten der Planeten auszuspüren, und Verstand in seine Stirne, die Finsternisse derselben auf Jahrhunderte zu berechnen? Diese zärtliche Mutter sollte es ihren Kindern, ihren wahrheitsuchenden Schülern, den edlen menschenfreundlichen Seelen, die sich so gern der Herrlichkeit des Allherrlichen in seinem Meisterstücke freuen möchten — so schwer machen, in dem immer offnen, immer nahen — Antlitze des Menschen zu lesen? des Menschen, des schönsten aller ihrer Werke? des Menschen, dieses Inbegriffes aller Dinge — dieses Spiegels der Gottheit, dieses Wiederscheines von Himmel und Erde — des Menschen, der uns in allen Absichten das Wichtigste — und in so mancher Absicht unser Bruder ist!

O! Mensch mit gesundem Verstande, kannst du solches glauben? dieses der besten, der zärtlichsten aller Mütter zutrauen? — O Mensch — dir sollte Alles leicht werden können, was du entbehren kannst; und nur das schwer bleiben, was dir am nächsten und wichtigsten ist?

O — erwache, die dir tausendfach begegnende Menschheit anzuschauen! du kannst hier unendlich Vieles lernen! Entäußere dich deiner Trägheit! Komm und siehe! du kannst dir das Schwerste leicht machen, wenn es dir wichtig wird, und wenn du Muth hast.

Fühle das Bedürfniß sicherer Menschenkenntniß; und glaube, daß ein großer Theil dieses Bedürfnisses befriediget werden könne; — durch dieß doppelte Gefühl wirst du dir das Schwerste leicht machen.

Das große Geheimniß, sich Alles leicht zu machen, besteht in der Analysirung (Zergliederung) der Dinge. Nimm eins nach dem andern vor dich, und fange beim Leichtesten an — am Ende wirst du Wunder gethan haben! Die höchste Stufe, wenn sie je erreicht werden kann, kann es auf keine andere Weise, als wenn du erst die unterste, sodann die zweite und dritte zu betreten anfängst, und besonders keine überspringen willst.

Welche Wissenschaft, so sehr sie mit Schwierigkeiten umgeben gewesen seyn mag (und welche war es nicht!), welche hat in dem menschlichen Beobachten, Nachdenken und Fleiß nicht mächtige Erleichterung und Aufheiterung gefunden?

Wenn ich von der Methode rede, wie vielleicht die Physiognomik studiert werden sollte, so wird der nachdenkende Leser urtheilen können, ob es so gar schwer und unmöglich sey, in diesem Studium Land zu gewinnen, und festen Fuß zu setzen, als so Viele, aus so ganz verschiedenen Gründen, behaupten wollen.

XII. Schwierigkeiten der Physiognomik.

Dieser Abschnitt sollte wohl der weitläufigste in meinem ganzen Werke, und dessen ungeachtet wird er einer der kürzesten seyn. Kein ganzer Band, auch nicht der stärkste, würde hinreichend seyn, alle die unzähligen Schwierigkeiten, womit die Physiognomik umgeben ist, darzustellen und zu entwickeln.

Alle die Einwendungen, die man dagegen macht (und man macht gewiß nicht alle, die gemacht werden könnten), sind, wenn sie auch noch so wenig Grund haben — und wie viele sind doch wirklich gegründet? — immer wenigstens ein Beweis von dem allgemeinen Gefühle der Schwierigkeiten, womit diese Kenntniß und Erforschung der Natur umgeben zu seyn scheint.

Ich glaube nicht, daß alle Gegner der Physiognomik so viele Schwierigkeiten aufhäufen können, als ein philosophischer Physiognomist bald genug erfahren wird. Tausendmal bin ich durch die Menge und Mannigfaltigkeit derselben bestürzt, und von allen weitern Erforschungen beinahe zurückgeschreckt worden. Aber allemal ward ich durch das Gewisse, Feste, Zuverlässige, das ich einmal gesammelt hatte, und das durch keine einzige Erfahrung umgestoßen ward, so weit aufgerichtet und gestärkt, daß ich wieder Muth faßte, mich durch einen Theil der Schwierigkeiten durchzuschlagen, und wo ich mich nicht durchschlagen konnte, dieselben ruhig auf der Seite zu lassen, bis mir etwa ein Licht aufgeben, oder sich ein Vereinigungspunct so mancher scheinbaren Widersprüche zeigen möchte.

Es ist überhaupt so eine Sache mit den Schwierigkeiten! eine eigene Gabe, bei allen, auch den leichtesten und flachsten Sachen Schwierigkeiten ohne Zahl und Schranken — zu sehen, zu erschaffen, oder zu erdichten! Ich könnte eine Menge Gesichter nach einander vorführen, die diese Gabe in einem ausnehmenden Grade besitzen. Sie haben einen ganz eignen, ganz bestimmten Charakter. Uebrigens sind sie ganz treffliche Leute! Salz aller Gesellschaften — aber nicht Speise! — Ich bewundere ihre Talente; aber verbäthe mir ihre Freundschaft, wenn es je möglich wäre, daß sie mich um die meinige bitten könnten — man verzeihe diese kleine Ausschweifung. Ich kehre zu den Schwierigkeiten zurück, womit die Physiognomik umgeben ist. Und bei aller Unzählbarkeit derselben kann ich dennoch kurz seyn, weil ich hier noch nicht die Einwendungen, die man gegen die Physiognomik macht, anzuführen gedenke. Nach und nach werden die wichtigsten derselben ihre Stelle und ihre Beantwortung in diesem Werke finden. Ich kann kurz seyn, weil kaum ein Abschnitt dieses Werkes wird geliefert werden können, wobei Verfasser und Leser nicht Gelegenheit haben werden, Schwierigkeiten wahrzunehmen; ich kann kurz seyn, weil der Abschnitt von dem Charakter des Physiognomisten, das bald folget, noch an Manches erinnern wird; kurz seyn endlich, weil die meisten Schwierigkeiten größten Theils auf Einem Puncte beruhen —

„Auf der unbeschreiblichen Feinheit unzählbarer Züge und Charaktere — oder, auf der Unmöglichkeit, gewisse Empfindungen und Beobachtungen festzuhalten, auszudrücken, zu analysiren."

Gewisser kann wohl nichts seyn, als dieß: daß die kleinsten, tausend ungeübten Augen kaum merkbaren Verschiedenheiten oft den verschiedensten Charakter anzeigen. Man wird dieß fast bei jeglichem Blatte in der Folge dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit haben. Eine kleine Biegung oder Schärfe, eine Verlängerung oder Verkürzung, oft auch nur um die Breite eines Fadens, eines Haares; die mindeste Verrückung oder Schiefheit — wie merklich kann dadurch ein Gesicht, der Ausdruck eines Charakters, verändert werden! Wer sich selbst auf der Stelle hiervon überzeugen will, darf nur dasselbe Gesicht vier- oder sechsmal mit aller möglichen Genauigkeit nach dem Schatten zeichnen, und diese Silhouetten, wenn sie ebenfalls mit aller möglichen Geschicklichkeit in's Kleine gebracht sind, unter sich vergleichen.

Wie schwer also, wie unmöglich, wird durch diese unausweichliche Verschiedenheit desselben Gesichtes, bei der sichersten Nachahmungskunst, die Präcision! und wie wichtig ist, um eben angeführter Ursachen willen, diese Präcision bei der Physiognomik?

O wie oft kann der Sitz des Charakters so versteckt, so verborgen und verwickelt seyn, daß Ihr ihn nur in gewissen, vielleicht seltenen, Lagen des Gesichtes bemerken könnet, und daß diese Bemerkbarkeit wieder verschwindet, ehe sie den gehörigen Eindruck auf Euch gemacht hat; und wenn auch dieß geschehen ist, so kann dieser Zug so schwer zu fassen, und ganz unmöglich mit dem Pinsel, geschweige mit dem Grabstichel und mit Worten, auszudrücken seyn.

Dieß kann oft sogar mit den bleibendsten und gewissermaßen entscheidendsten und zuverlässigsten Merkmahlen geschehen. Unzählige dieser Art lassen sich weder beschreiben, noch nachmachen; und wie viele nicht einmal mit der Einbildungskraft sich festhalten? Ihr fühlet sie mehr, als daß Ihr sie sehet. Den sanft erleuchtenden, den wärmenden Lichtstrahl, wer will ihn beschreiben? wer zeichnen? — wer sieht ihn nur? und wer, wer kann z. B. den Blick der Liebe — das sanfte Zittern des wohlwollenden, segnenden Auges; wer das Licht oder die Dämmerung der Sehnsucht und Hoffnung; wer die feinen Züge der uneigennützigen, ruhigen Zärtlichkeit; wer das innige, mächtige, in Demuth und Sanftmuth gehüllte Dringen des Geistes, um sich her Gutes zu wirken, des Elendes weniger, und der Freuden in der Welt und Nachwelt mehr zu machen; wer — alle die geheimen in Einen Blick zusammenfließenden Triebe und Kräfte eines Vertheidigers oder eines Feindes der Wahrheit? eines rettenden Menschenfreundes oder eines schlauen Antipatrioten? Wer den auf- und niederschauenden, mächtig umfassenden, tiefdringenden Blick des Genies, der weit und schnell um sich her erhellt, blendet, zittern macht, und tiefe Nacht hinter sich zurückläßt: wer kann dieses Alles beschreiben oder zeichnen? — wer Feuer mit der Kohle, Licht mit Beistift, mit Erde und Oel Leben darstellen?

Es ist mit der Physiognomie, wie mit allen Gegenständen des menschlichen Geschmackes, vom crassesten an bis auf den geistigsten, vom Speisegeschmack bis zum Geschmack an der göttlichsten Wahrheit! Man kann empfinden, aber nicht ausdrücken — das Wesen jedes organischen Körpers ist an sich selbst unsichtbare Kraft, das ist: Geist! Ohne dieß unerforschliche Belebende ist Alles todt und ohne Bedeutung, Kraft, Einwirkung. Und den Geist sieht die Welt nicht, und kennet ihn nicht. O wie wahr ist dieß, wie es auch immer, kalt oder warm, in Paragraphen oder Declamationen ausgedrückt werden mag, wie wahr ist dieß: „der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist gar nichts nütze."

Und wenn nun hiermit (und wer will es, wer kann es läugnen?), wenn nun alles Fleisch bloß durch den Geist, der in ihm ist, Werth hat; wenn der es ist, der Geist, den allein der Physiognomist sucht, kennen, erforschen, empfinden, offenbaren, beschreiben will: — wie schwer muß es ihm werden, das Feinste, Beste, Geistigste, in Bild und Wort zu fassen, zumal in Bild und Wort für Leute, die oft ohne Auge und Ohr vor uns stehen! in Bild und Worte, die doch im Grunde wieder nichts anders sind, als gröberes Fleisch und gröberer Geist?

Was ich hier sage, dürfte wenigen Lesern ganz verständlich und einleuchtend seyn; die wenigen aber, die es ganz begreifen werden, mögen hierbei Vieles zu denken finden.

Doch wir lenken wieder ein.

Wie viel tausend kleinere und größere, physische oder moralische Zufälle, geheime Begegnisse, Alteratio-

nen, Leidenschaften, wie oft auch nur Kleidung, Lage, Verhältniß gegen Licht und Schatten, Unbehaglichkeiten von unzähliger Art, können Euch ein Gesicht so unrichtig zeigen, oder besser zu sagen, können Euch verführen, über die wahre Beschaffenheit dieses Gesichtes und seines Charakters ein falsches Urtheil zu fällen! können Euch, o wie leicht! verleiten, das Wesentliche des Charakters zu übersehen, und etwas bloß Zufälliges zum Hauptgrunde Eurer Beurtheilung zu machen?

„Der weiseste Mann sieht gerade so aus, wie ein Dummkopf, wenn er Langeweile hat,“ — sagt Zimmermann, und er mag Recht haben, wenn er sein Augenmerk bloß auf die actuelle Lage der beweglichen und musculösen Theile seines Angesichtes richtet —

Und wie erstaunlich können, um aus hundert Beispielen ein sehr gemeines anzuführen, die Blattern ein Gesicht, vielleicht auf Lebenslang verunstalten? wie die feinsten, entscheidendsten Züge verziehen, verwickeln und unkenntlich machen?

Von den Schwierigkeiten, womit die feine Verstellungskunst den geübtesten Beobachter umringt, will ich nichts sagen; ein besonderer Abschnitt wird vielleicht ein Wörtchen davon melden.

Aber, noch Eins darf nicht verschwiegen werden.

Der beste, der stärkste, der philosophischeste Physiognomist ist immer Mensch; das heißt hier nicht nur überhaupt: er fehlt, und kann nicht anders, als fehlen; sondern es heißt: es ist ein parteiischer Mensch, und er sollte unparteeisch, wie Gott seyn!

Er kann sich, wie selten, erwehren, Alles, was er ansieht, in einer gewissen Beziehung auf sich selbst, seine Lieblingsneigung oder Abneigung anzusehen und zu beurtheilen. Dunkle Erinnerungen an dieses oder jenes Vergnügen oder Mißvergnügen, welche diese oder jene Physiognomie durch diese oder jene Nebenumstände und Zufälligkeiten in seinem Gemüthe erweckt; Eindrücke, die ein Gegenstand seiner Liebe oder seines Hasses in seiner Einbildungskraft zurückgelassen haben mag — wie leicht können diese, wie nothwendig müssen sie auf seine Beobachtungen und Urtheile Einfluß haben! und wie viele Schwierigkeiten müssen daher für die Physiognomik erwachsen — so lange die Physiognomik von Menschen, und nicht von Engeln gelehrt wird!

Also wollen wir hier dem Zweifler an der Physiognomik so viel zugeben, als er will — aber dennoch hoffen wir, daß sich in der Folge manche Schwierigkeit auflösen werde, die Anfangs dem Leser, und vielleicht auch dem Verfasser, unauflöslich scheinen mußte.

Wie kann ich übrigens diesen Abschnitt beschließen, ohne noch die mir schwer auf dem Herzen liegende Besorgniß, wovon ich vielleicht auch schon etwas zu verstehen gegeben habe, abzuladen —

„Daß viele schwache und unphilosophische Köpfe, die in ihrem Leben niemals beobachtet haben, niemals beobachten werden, sich nun vielleicht durch diese Schrift auf's Neue veranlaßt, und vielleicht gar berechtigt glauben werden, den Physiognomisten zu machen!“ —

O! wer Ohren hat zu hören, der höre!

Ihr werdet so wenig deßwegen Physiognomisten werden, weil ihr mein Buch leset, würdet es nicht werden, wenn es auch noch zehnmal gründlicher und hundertmal vollständiger wäre; so wenig Ihr große Maler zu werden deßwegen hoffen könnt, weil Ihr Preisler's Zeichnungsbuch copirt, und Hagedorn von der Malerei gelesen habt; so wenig Ihr deßwegen große Aerzte werdet, weil Ihr Boerhave gehört; oder große Staatsmänner, weil Ihr Grotius und Puffendorf gelesen habt, und Montesquieu beinahe auswendig könnet!

XIII. Seltenheit des physiognomischen Beobachtungsgeistes.

So allgemein das dunkle, unbestimmte physiognomische Gefühl ist, wovon wir im VII. Abschnitte sprachen: so selten ist der physiognomische Beobachtungsgeist. So viele Menschen physiognomisch fühlen: so wenige denken physiognomisch.

Keine leichtere Sache scheint zu seyn, als beobachten; — und keine ist seltener. Beobachten heißt bei den Mannigfaltigkeiten einer Sache verweilen; eine Sache erst theilweise betrachten, und dann sie mit ganz andern neben ihr existirenden oder möglichen Sachen vergleichen; sich das, was sie auszeichnet, bestimmt, zu derjenigen Sache macht, die sie ist — klar und deutlich verzeichnen und einprägen; — sich das Individuelle einer Sache im Ganzen und stückweise vergegenwärtigen, so daß man diese Merkmale dergestalt inne hat, daß man dieselbe mit nichts in der Welt, und wenn es ihr auch noch so ähnlich wäre, verwechseln kann.

Nun darf man nur z. B. die Urtheile einer Menge Menschen über ein und ebendasselbe Porträt anhören, so wird man sich sogleich von dem allgemeinen Mangel des genauen Beobachtungsgeistes überzeugen können. Nichts aber hat mich so sehr, und wider alle meine Erwartung, von dieser äußersten Seltenheit des wahren Beobachtungsgeistes, selbst an Männern von Genie, selbst an wirklich berühmten und ruhmwürdigen Beobachtern, selbst an weit größern Physiognomisten, als ich in meinem Leben je zu werden mir schmeicheln kann — nichts, sage ich, hat mich von der Seltenheit des echten Beobachtungsgeistes selbst an großen Männern so sehr überzeugt, wie die Vermischung ganz verschiedener Porträte und Schattenrisse! Man hat sehr verschiedene Porträte und Charaktere für dieselben gehalten. Die Mißbeobachtung ist sehr leicht, und eben dasselbe ist mir vermuthlich schon mehrmals widerfahren. Allein alles dieß beweist nur, wie selten der echte, scharfe Beobachtungsgeist ist; wie oft er selbst die verläßt, die sich geflissentlich mit Beobachtungen abgeben.

Mir schauert oft die Haut, wenn ich an die schiefen Vergleichungen denke, die man von Porträten und Schattenrissen mit lebenden Personen macht; — wie man jede Karrikatur für wahres Porträt, oder vielleicht bisweilen gar für ein Ideal halten kann. — Die vollkommenste Analogie sehe ich in diesen Urtheilen gemeiner Menschen über den Charakter anderer. Jede Verleumdung, die nur noch etwas Wahres enthält, wird, ach! so leicht für reine, ganze Wahrheit hinein verschlungen, so wie viele tausend elende Porträte, die kaum eine entfernte Aehnlichkeit haben, für kenntlich ausgerufen werden.

Unzählige elende physiognomische Urtheile entstehen daher; und unzählige sehr gegründet scheinende und dennoch äußerst ungegründete Einwendungen gegen die Physiognomik.

Man nennt *ähnlich, was nicht* ähnlich ist — weil man sich *nicht gewöhnt hat*, fest und scharf zu beobachten.

Nicht genug also warnen kann ich vor schnellen, schiefen Beurtheilungen und Vergleichungen, bis man sicher ist, daß man zwei unähnliche Gesichter nicht mehr für ähnlich, und zwei ähnliche nicht für dieselben halten kann.

Ich werde daher in diesem Werke alle Gelegenheiten ergreifen, meine Leser auf die kleinsten, kaum bemerkbaren Unterschiede gewisser Gesichter und Gesichtszüge, die sich bei dem ersten flüchtigen Anblick ähnlich scheinen, aufmerksam zu machen.

Beilagen.

1. 2. Anson. Wie ähnlich diese beiden Köpfe dem ungeübten Auge scheinen mögen — wie unähnlich sind sie dem Beobachter! Ein großes Gesicht, wie Anson, kann nie ganz klein, ganz unähnlich gezeichnet werden. — Wer also einmal Anson's Gesicht in der Natur oder im Bilde sah, wird bei dem Anblick dieser Karrikaturen sogleich sagen: Anson! — Wie Wenige werden sagen: Nicht Anson! wie Wenige werden die vielbedeutende Verschiedenheit dieser Gesichter deutlich erkennen und bestimmt anzugeben wissen! Der Beobachter wird sehen, wo der Andere nichts sieht; und wo der Andere verstummt, sich sagen: Die Stirn in 2. ist viel denkender als 1.; — 1. macht keine so durchdachten Entwürfe wie 2. Die Augbraue 1. ist angezogner als 2. und fester. So auch das Auge 1.; — aber 2. ist offner, serener. Die Nase 2. ist etwas angezogner, und daher klüger, als 1. Der Mund in 1. ist schief und kleinlich. So ist auch das Kinn in 2. etwas männlicher und edler als in 1.

3. 4. 5. 6. Diese vier Fragmente von Karrikaturen altgriechischer Profile werden sehr vielen flüchtigen Beobachtern, denen es sonst überhaupt nicht an physiognomischem Gefühle fehlen mag, beinahe gleichbedeutend vorkommen — und doch sind sie sehr wesentlich verschieden.

Das erste hat, die Nase ausgenommen, mit keinem der übrigen nur das Geringste gemein. Die männliche Beschlossenheit und Festigkeit des Mundes erlaubt dem physiognomischen Beobachter eben so wenig, dieses Gesicht mit den andern in Eine Reihe zu setzen, als der ernste Blick und die Biegung, der Schwung der Stirne und ihr Uebergang zur Nase. Man betrachte ferner nur eben diesen Uebergang von der Stirne zur Nase, dann die Nase selbst und das Auge in 4. 5. 6., vergleiche sie — und der wissenschaftliche Physiognomist wird hier beinahe die entgegengesetztesten Charaktere herauswickeln. — Nur er wird in der Nase von 5. mehr Verstand und Geschmack finden, als in den übrigen. Der ganze Untertheil der Gesichter — den allgemeinen Charakter der Sinnlichkeit weggerechnet — stämpelt jedes dieser Gesichter anders. — 6. ist von allen das weiblichste und sinnlichste, ob ihm gleich der mißgezeichnete Mund viel von seiner Grazie raubt.

7. 8. Zwei Zeichnungen von demselben Profile. Der Unterschied ist dem Beobachter sehr merkbar. 7. wird ihm durch Stirn, Nase und Augenbrauen, die alle nur etwas angespannter und bestimmter, schärfer sind — als scharfsinniger und denkender einleuchten. 8. wird er untenher etwas frohmüthiger finden. In beiden wird der Beobachter einen Mann von originellem Geist und hohem Sinn nicht verkennen.

9. 10. Hier wieder zwei Silhouetten von dem gleichen Gesichte, die noch überdieß viel ähnlicher sind als manche Silhouetten von derselben Person zu seyn pflegen. Hundert Menschen werden sie wenigstens für sehr ähnlich erklären. Aber auch hier welche Verschiedenheiten bieten sich nicht dem feinern Beobachter dar! Der Mund in 9. erhält durch seine leichte, unangestrengte Beschlossenheit den Charakter einer stillen, festen, ernsthaften, weiblichen Seele. Hingegen wird 10. durch die nachlässige Offenheit der Unterlippe, wo nicht gerade das Gegentheil, doch sehr beträchtliche Verschiedenheiten zeigen. Wie Wenige werden, bevor es ihnen gesagt wird, in der kaum merkbaren Verschärfung des Augknochens der Stirn in 10. die vorzügliche Scharfsichtigkeit entscheidend anzugeben wagen! —

11. 12. So gleich, so ähnlich auch wieder diese zwei Silhouetten von der nämlichen Person scheinen mögen, für den Physiognomisten, das heißt, den so seltenen scharfen Beobachter, sind sie es nicht. In der Stirne, dem Augknochen, dem Uebergang zur Nase in 12. haftet etwas mehr Verstand als in den gleichen Theilen von 11., obgleich ihre Verschiedenheit kaum die Breite eines Haares beträgt. Wie Wenige werden in der beinahe unmerkbaren Biegung und Zugespitztheit der Nase in 12. mehr Gefühl für das sinnlich Schöne, hingegen in 11. mehr Verstand finden! — und doch erblickt der Physiognomist dieses in den beiden Gesichtern, so wie für ihn der Mund in 12. mehr für verschlossene Kraft spricht. Der Schwung von der Unterlippe bis an das Ende des Untergesichtes von 11. ist um ein Haar edler und reiner als 12.

13. 14. 15. 16. 17. 18. Auch diese sechs Profilköpfe haben in dem ungeübten Auge viele Aehnlichkeit, und doch sind einige derselben himmelweit von einander unterschieden, viel weiter, als man bei der ersten Uebersicht denken mag. Der flüchtige Beobachter wird einige wenigstens, der echte keines davon eigentlich scharfsichtig finden.

13. Ist gütig; der Stirn und Nase nach verständig, sonst schwach.

14. Karrikatur von einem beinahe großen Gesicht — daher jeder nicht sehr geübte Kenner viel in diesem Gesichte finden wird; durch unendlich wenig geht unendlich viel verloren — wäre die Stirn oben ein wenig angezogener, frischer gezeichnet, so würde der scharfe Beobachter in diesem Umrisse nicht mehr das Schwache, Fade finden, das ihm jetzt so sehr einleuchtet, und doch jedem Andern so schwer begreiflich zu machen ist.

15. Güte mit Schwäche tingirt, bemerkt in diesem Gesicht Jedermann; aber daß der Sitz dieser Schwäche im Buge der Stirn und im Umrisse des Kinnes hauptsächlich zu suchen sey — erkennt nur der Geübte intuitiv.

16. Die Nase entscheidet für Geschmack und Wissen, das Auge für Scharfsinn. Nur der Physiognomist wird Stumpfsinn und Etourderie in der Stirn und im Munde bemerken.

17. Ist nach dem allgemeinen Gefühle das Profil eines gutmüthigen, sehr schwachen, gemeinen Menschen. Der Physiognomist wird in der Stirne, im Auge, im Munde den Sitz der Schwäche finden.

18. Faden Leichtsinn sieht wohl jedes Auge in diesem Gesichte — das geübte bezeichnet die Stelle dieser Fadheit besonders im Munde.

19. 20. 21. 22. 23. 24. Alle diese sechs Köpfe haben den Hauptcharakter von Schwäche mit einander gemein; aber wie viele Modificationen, die nur dem Physiognomiker bestimmbar sind, leidet nicht diese Schwäche! und wie wenig ist gesagt, wenn man diese so verschiedenen Köpfe mit der allgemeinen Benennung schwach bezeichnet!

19. Hat eine edle Nase bei einer beinahe gemeinen Stirn. Wäre das Auge hinten weniger weit auslaufend, so wäre es viel weiser.

20. Ist viel gutmüthiger, edler, untenher verständiger, obenher schwächer.

21. Imbecil und leer mit einem Hauche von Verachtung.

22. Die Nase allein ausgenommen, leer und eigensinniger, als alle übrigen fünf.

23. Die untere Hälfte wäre nicht gemein, aber die oben vorstehende Stirn bei diesem Gesichte schwächt sehr.

24. Diese Nase eines Mannes von Geschmack gehört gar nicht in dieß äußerst schwache Gesicht.

25. 26. 27. 28. Hier noch vier griechisch seyn sollende Profile, worüber wenige Bemerkungen dem prüfenden Leser zeigen können, wie fein oft die Unterschiede von großer Bedeutung, und wie fast unausweichlich Vermischung ungleicher Dinge für ungeübte Augen ist.

Die beiden obern sind unter sich, und die beiden untern unter sich ziemlich ähnlich. Für vier Schwestern allenfalls wird sie jedes physiognomische Gefühl erklären. Die beiden obern wird jeder edler finden, als die untern. Freilich die Stirn 26. wird dem geübten Auge um ein Haar feiner vorkommen, als 25., die Stirn 27. viel schwächer als 26., und die Stirn 28 viel schwächer als 27. — Daß 28. etwas mehr Liebe hat als 27., und daß 27. etwas roher, sinnlicher ist als 28., ist dem Physiognomisten sehr gewiß.

Bei gewissen Gesichtern könnten wir den Satz umkehren, den wir bis jetzt verfolgt haben. In hundert Gesichtern, die dem ungeübten Auge die verschiedensten zu seyn scheinen, erblickt der Beobachter Gleichheit und Aehnlichkeit. —

XIV. Der Physiognomist.

Jeder Mensch hat Anlage zu Allem, und dennoch läßt sich sicherlich behaupten, daß er zu sehr Wenigem besondere Anlagen habe.

Alle Menschen haben Anlage zur Zeichnungskunst, denn alle können gut oder schlecht schreiben lernen. Aber unter zehn Tausenden wird nicht Einer ein guter Zeichner. So mit der Beredsamkeit und Dichtkunst. So mit der Physiognomik.

Alle Menschen in der Welt, die Augen und Ohren haben, haben Anlagen zur Physiognomik. Aber unter zehn Tausenden wird nicht Einer ein guter Physiognomist werden.

Es wird also wohl einiger Untersuchung werth seyn, — ein Bild des wahren Physiognomisten zu entwerfen — um jeden vom Studium der Physiognomik wegzuschrecken, der nicht vorzügliche Anlagen und Talente dazu hat. Ein After-Physiognomist, mit schlechtem Kopf und schlimmem Herzen, ist wohl das verächtlichste und schädlichste Geschöpf, das auf Gottes Erdboden kriecht.

Keiner ohne gute Bildung wird ein guter Physiognomist werden. Die schönsten Maler wurden die größten Maler. Rubens, van Dyk, Raphael, drei Stufen von Männerschönheit! drei Stufen malerischen Genies! die wohlgebildetsten Physiognomisten — die besten. So wie die Tugendhaftesten am besten über Tugend, die Gerechten am besten über Gerechtigkeit urtheilen können: so die besten Gesichter am besten über das Gute, Schöne und Edle der menschlichen Gesichter, mithin auch über das Unedle und Mangelhafte. Die Seltenheit wohlgebildeter Menschen ist sicherlich ein Grund, warum die Physiognomik in einem so übeln Rufe steht, und so vielen Bezweiflungen ausgesetzt ist.

Also soll sich in's Heiligthum der Physiognomik Keiner wagen, der eine krumme Seele, eine verworrene Stirn, ein schiefes Auge, einen verzogenen Mund hat. „Das Auge ist des Leibes Licht; wenn nun dein Auge einfältig ist, so ist auch dein ganzer Leib heiter. Wenn es aber bös ist, so ist auch dein Leib finster. So siehe nun, ob nicht das Licht, das in dir ist, Finsterniß sey? Denn, wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß seyn?"

Dieß Wort kann der nicht genug erwägen, nicht tief genug erforschen, der Physiognomist werden will.

Einfältiges Auge, das Alles sieht, wie es ist, nichts hineinsehen, nichts übersehen, nichts schief sehen, Alles nur gerade sehen will, was und wie es sich ihm darstellt. — O du vollkommenstes Bild der Vernunft und Weisheit! was sage ich: Bild? du einzige wahre Vernunft und Weisheit — ohne dich, helles Licht, wird Alles in und um den Physiognomisten herum dunkel seyn.

Wer nicht sehr oft bei dem ersten Anblick einzelner Menschen, die sich ihm nähern, eine geheime Bewegung, Zu- oder Abneigung, Anziehung oder Widerstand fühlt, der wird in seinem Leben nie Physiognomist werden.

Wer Kunst mehr sucht, als Wahrheit; malerische Manier höher schätzt, als Sicherheit in der Zeichnung; wer bei dem ersten Anblick der Trümmer alter idealischer Menschheit nicht über Verfall der Menschheit und ihrer Nachahmerin, der Kunst, beinahe Thränen vergießt; wer auf den ersten Anblick in den trefflichsten Antiken Gemmen, im Cicero nicht den offenen Kopf, im Cäsar nicht den unternehmenden Muth, im Solon nicht tiefe Klugheit, im Brutus nicht unüberwindliche Festigkeit, im Plato nicht göttliche Weisheit, und in den neuern Medaillen eines Montesquieu nicht die höchste menschliche Sagacität, in Hallern nicht den heitern Blick voll Ueberlegung und den untadelhaften Geschmack; wer in Locke nicht den tiefen Denker, in Voltaire nicht den witzreichen Satyr auf den ersten Blick entdeckt — wird in seinem Leben kein erträglicher Physiognomist werden.

Wer nicht verweilt bei dem Anblicke und anbetenden Betrachten eines unbemerkt sich glaubenden Wohlthäters; wen die Stimme der Unschuld und der unerfahrne Blick unentheiligter Keuschheit; wen der Anblick eines schlafenden hoffnungsvollen Kindes im Arme der auf seinen Odem niederhorchenden Mutter; wen der Händedruck eines treuen Freundes, und sein Blick, der in einer zerflossenen Zähre schwimmt — wen das nicht rührt, wer darüber weghüpfen kann, sich dem Anblicke entreißt — und spottlächelt, der wird eher seinen Vater erwürgen, als ein Physiognomist werden.

Und was fordern wir denn von einem Physiognomisten? — welches werden denn seine Anlagen, Talente, Eigenschaften und Fertigkeiten seyn müssen?

Vor allen Dingen, wie zum Theil schon bemerkt worden, soll der Physiognomist einen wohlgebauten, wohlgestalten und fein organisirten Körper und scharfe Sinne haben, welche der geringsten Eindrücke von außen fähig und geschickt sind, dieselben getreu und unverändert bis zum Gedächtniß, oder, wie ich lieber sagen wollte, zur Imagination fortzuführen, und den Fibern des Gehirns einzuprägen. Insonderheit muß

sein Auge vorzüglich sein, hell, scharf, schnell und fest seyn.

Beobachten, oder Wahrnehmen mit Unterscheiden, ist die Seele der Physiognomik. Es ist Alles. Der Physiognomist muß den feinsten, schnellsten, sichersten, ausgebreitetsten Beobachtungsgeist haben. Beobachten ist aufmerken. Aufmerken ist Richtung der Seele auf etwas Besonderes, das sie sich aus einer Menge Gegenstände, die sie umgeben, oder die sie zu ihrer Betrachtung wählen könnte, herausnimmt; aufmerksam seyn, heißt etwas mit Beiseitsetzung alles andern, absonderlich betrachten, und die Merkmale und Besonderheiten davon zergliedern; folglich unterscheiden. Beobachten, aufmerken, unterscheiden, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten, Verhältniß und Mißverhältniß entdecken, ist das Werk des Verstandes.

Ohne einen scharfen, hohen, vorzüglichen Verstand wird also der Physiognomist weder richtig beobachten, noch seine Beobachtungen reihen und vergleichen, noch viel weniger die gehörigen Folgen daraus herleiten können. Die Physiognomik ist die größte Uebung des Verstandes, die Logik der körperlichen Verschiedenheiten! —

Mit dem hellesten und tiefsten Verstande verbindet der wahre Physiognomist eine lebhafte, starke, vielfassende Imagination und einen feinen und schnellen Witz. Imagination, um sich alle Züge nett und ohne Mühe einzuprägen und sich, so oft er will, mit Leichtigkeit zu erneuern; in seinem Kopfe die Bilder, wie er will, zu reihen, als ob sie ihm vor dem Auge ständen, als ob er sie mit seinen Händen hin und her versetzen könnte: so muß er's mit der Imagination zu thun im Stande seyn.

Witz ist ihm eben so unentbehrlich, um die Aehnlichkeit gefundener Merkmale mit andern Dingen leicht zu finden. Er sieht zum Exempel einen solchen oder solchen Kopf, solche oder solche Stirn, die etwas Charakteristisches haben. Dieses Charakteristische prägt sich seiner Imagination sogleich ein, und sein Witz führt ihm Aehnlichkeiten herbei, die seinen Bildern mehr Bestimmug, Festigkeit, Zeichen und Ausdruck leihen kön Er muß die Fertigkeit besitzen, Approximationen zu jedem bemerkten charakteristischen Zuge zu bemerken — und die Grade dieser Approximationen vermittelst des Witzes zu bezeichnen. Ohne einen großen Grad vom geübtesten Witze wird es ihm unmöglich seyn, seine Beobachtungen auch nur einigermaßen erträglich auszudrücken. Der Witz allein erschafft und bildet die physiognomische, jetzt noch so unaussprechlich arme Sprache. Ohne einen unerschöpflichen Reichthum der Sprache wird keiner ein großer Physiognomist werden können. Der höchstmögliche Reichthum der Sprache ist Armuth gegen das Bedürfniß der Physiognomik. — Der Physiognomist muß die Sprache vollkommen in seiner Gewalt haben. Er muß ein Schöpfer einer neuen Sprache seyn, die eben so bestimmt als angenehm, natürlich und verständlich ist.

Alle Reiche der Natur, alle Nationen, alle Werke des Geistes, der Kunst und des Geschmackes, alle Magazine der Wörter müssen ihm zu Gebote stehen, und ihm darleihen, was er bedarf.

Unentbehrlich ist ihm, wenn er in seinen Urtheilen sicher und in seinen Bestimmungen fest seyn will, die Zeichnungskunst. Zeichnung ist die erste, die natürlichste, die sicherste Sprache der Physiognomik; das beste Hülfsmittel für die Imagination; das einzige Mittel, unzählige Merkmale, Ausdrücke und Nüancen zu sichern, zu bezeichnen, mittheilbar zu machen, die nicht mit Worten, die sonst auf keine Weise zu beschreiben sind. Der Physiognomist, der nicht zeichnen kann, schnell, richtig, bestimmt, charakteristisch zeichnen, wird unzählige Beobachtungen nicht einmal zu machen, geschweige zu behalten und mitzutheilen im Stande seyn.

Unentbehrlich ist ihm der ganze Umkreis der Anatomie. Und eben so unentbehrlich ist ihm die Physiologie, oder die Lehre von der Vollkommenheit des menschlichen gesunden Körpers; nicht nur, um jede Unregelmäßigkeit, sowohl in den festen, als in den muskulösen Theilen, sogleich zu bemerken, sondern auch, um alle diese Theile sogleich nennen zu können, und also in seiner physiognomischen Sprache fest zu seyn. Er muß ferner die Temperamente genau kennen; nicht nur die äußerlich durch die verschiedenen Blutmischungen bestimmten Farben des Körpers, sein Air u. s. f., sondern auch die Bestandtheile des Geblütes und die verschiedene Proportion derselben; vorzüglich aber die äußersten Zeichen der Beschaffenheit des ganzen Nervensystems wissen, worauf bei Erforschung der Temperamente so viel mehr ankommt, als auf die Kenntniß des Blutes.

Aber welch ein geübter tiefer Kenner des menschlichen Herzens und der Welt sollte er seyn! wie tief sich selbst durchzuschauen, zu beobachten, zu ertappen gewohnt! — Diese schwerste, diese nöthigste, diese wichtigste aller Kenntnisse sollte der Physiognomist auf die vollkommenste Weise besitzen, wie es nur möglich ist. Nur nach dem Maße, als er sich kennt, wird er Andere zu kennen fähig seyn.

Nicht nur überhaupt ist ihm diese Selbstkenntniß, dieses Studium des menschlichen und besonders seines eigenen Herzens, der Genealogie und Verschwisterung der Neigungen und Leidenschaften, der Symptome und Verwandlungen derselben unentbehrlich. Diese genaueste Selbsterkenntniß ist ihm auch noch um eines andern Grundes willen äußerst nöthig.

„Die besondern Nuancen (ich bediene mich hier der Worte eines Recensenten meiner ersten kleinen Versuche) die besondern Nuancen in den Empfindungen, die der Beobachter an dem Objecte vorzüglich wahrnimmt, beziehen sich oft auf seine eigene Seele, und werden ihm nur durch die Art, mit der seine eigenen Geisteskräfte gemischt sind, durch die besondere Art, mit der er alle Gegenstände in der physikalischen und moralischen Welt betrachtet, vorzüglich vor andern sichtbar, und erscheinen ihm auch unter einem besondern Augpuncte. Daher sind eine Menge solcher Beobachtungen nur bloß für den Beobachter selbst, und so lebhaft sie auch von ihm empfunden werden, können sie von ihm doch nicht leicht Andern mitgetheilt werden. Gleichwohl haben diese feinen Beobachtungen sicherlich einen Einfluß auf das Urtheil. Der Physiognomist muß also, wenn er sich selbst kennt (und dieß sollte man billig, ehe man Andere kennen lernen will), das Resultat seiner Beobachtungen wieder mit seiner eigenen Denkungsart vergleichen, und dasjenige, was allgemein zugegeben ist, von demjenigen absondern, was aus seiner individuellen Beobachtungsart entsteht." — Ich lasse diese wichtige Anmerkung jetzt unberührt. Ich habe oben schon, in dem Stücke von den Schwierigkeiten, die Physiognomik zu studiren, und noch früher schon eine ähnliche Anmerkung gemacht.

Also will ich jetzt nur noch bekräftigen, daß Kenntniß, genaue, tiefe Kenntniß seines eigenen Herzens, ei=

nes der trefflichsten Ingredienzien zu dem Charakter des Physiognomisten ist. . . .

O Leser, wenn du nicht oft über dich selber erröthest — wenn dich, und wärest du auch der beste aller Menschen — denn auch der beste aller Menschen ist Mensch! — wenn dich diese Scham nicht sehr oft durchwandelt; wenn du nicht deine Augen oft vor dir und Andern um deinetwillen niederschlagen mußt; wenn du nicht dir und deinem Freunde gestehen kannst, daß du die Wurzel aller Laster in deinem Herzen fühlst; wenn du dich nicht tausendmal in der Einsamkeit, wo Niemand als Gott dich sah, Niemand als dein Herz mit dir sprach, vor dir selber tief geschämt hast; wenn du nicht Stärke genug hast, dem Gange deiner Leidenschaften bis auf den ersten Fußtritt nachzuspüren, und den ersten Stoß zu deinen guten und schlimmen Handlungen zu erforschen, und dir zu gestehen, Gott und einem Freunde zu gestehen; wenn du keinen Freund hast, dem du es gestehen darfst — keinen Freund, dem du dich ganz zeigen darfst, der dir sich ganz zeigen darf, dem du Repräsentant des Menschengeschlechts und der Gottheit bist; der dir Repräsentant des Menschengeschlechts und der Gottheit ist; in dem du dich erspiegeln kannst, der sich in dir erspiegeln kann; — wenn du nicht ein guter, edler Mensch bist: — so wirst du kein guter, würdiger Menschenbeobachter, Menschenkenner, Physiognomist werden! Soll dir deine Beobachtungskunst nicht zur Qual und deinem Nebenmenschen nicht zum Nachtheil gereichen: wie gut, wie sanft, unschuldig und liebreich muß dein Herz seyn! Wie willst du Liebe sehen, ohne Licht zu haben? Wenn Liebe dir die Augen nicht schärft, die Züge der Tugend, die Ausdrücke edler Gesinnungen sogleich zu bemerken, wie viel tausendmal wirst du sie in einem, durch diesen oder jenen Zufall, diese oder jene Aeußerlichkeit verunstalteten Gesicht übersehen? — Wenn niedrige Leidenschaften, wie eine Leibwache, um deine Seele herumstehen: — wie viele falsche Nachrichten, wie schiefe Beobachtungen werden sie dir hinterbringen! Feindschaft, Stolz, Neid, Eigennutz seyen fern von dir — oder dein Auge wird böse, und dein ganzer Leib finster seyn! Du wirst Laster auf der Stirn lesen, wo Tugend geschrieben steht, und dem Andern die Fehler andichten, deren dein eigen Herz dich anschuldiget! Wer eine Aehnlichkeit mit deinem Feinde hat, der wird alle die Fehler und Laster an sich haben müssen, die deine gekränkte Eigenliebe dem Feinde selbst aufbürdet! die schönen Züge wirst du übersehen, die häßlicheren verstärken, und allenthalben Karrikatur und Unregelmäßigkeit wahrnehmen. —

Ich eile zum Beschlusse. . . .

Daß der Physiognomist Kenner der Welt seyn — mit den verschiedensten Menschen in den verschiedensten Verhältnissen Umgang haben müsse — daß besonders weitläufige Bekanntschaften und Reisen, daß genauer Umgang mit Künstlern, Menschenkennern, sehr lasterhaften und sehr tugendhaften, sehr weisen und sehr dummen Personen, besonders aber mit Kindern — daß Literatur und Geschmack an Malerei und allen Werken der bildenden Künste — daß dieß und noch vieles Andere ihm unentbehrlich sey — bedarf wohl dieses eines Beweises? — — — Ich fasse zusammen — Der Physiognomist verbindet mit einem wohlgebildeten und wohl organisirten Körper, mit einem feinen Beobachtungsgeiste, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit vorzüglichem Witze und mit manchen andern Kunstfertigkeiten und Kenntnissen, ein starkes, sanftes, heiteres, unschuldiges, von menschenfeindlichen Leidenschaften freies, mit sich selbst wohl vertrautes Herz. Gewiß versteht Niemand die Blicke der Großmuth und die Züge erhabner Eigenschaften, als wer selber großmüthig, edel und erhaben denket, und großer Thaten fähig ist.

XV. Von den oft nur scheinbaren Fehlschlüssen des Physiognomisten.

Eine der stärksten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik ist: die besten Physiognomisten urtheilen oft äußerst unrichtig.

Es ist der Mühe werth, dieser Einwendung einige Anmerkungen entgegen zu setzen.

Zugegeben, der Physiognomist fehlt sehr oft — das ist — seine unvollkommene subjective Einsicht betrügt ihn, nicht aber die objective Physiognomie. — Von den häufigen Fehlschlüssen und unrichtigen Urtheilen des Physiognomisten gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik überhaupt schließen, heißt behaupten: „es gibt keine Vernunft, weil jeder Vernünftige oft unvernünftig handelt."

Aus einigen Fehlschlüssen auch nur gegen die Einsicht des Physiognomisten schließen, heißt so schließen: „Der Mann hat einige Gedächtnißfehler gemacht, — folglich hat er kein Gedächtniß — oder doch gewiß ein schwaches." — Nicht so gewiß! Erst müßt Ihr wissen, wie oft ihm sein Gedächtniß getreu gewesen, und in welchem Verhältniß seine zehn Fehler gegen die Treffer sind, sonst könnet Ihr ihm groß Unrecht thun. Der Geizige gibt wohl auch zehnmal. Ist er darum schon großmüthig? Fragt erst: Wie viel mehr hätte er geben sollen und können, und hat nicht gegeben? — Der Tugendhafte kann sich wohl zehnmal übereilen — Fragt erst, ehe Ihr ihn verurtheilt: In wie viel hundert Fällen hat er rechtschaffen gehandelt? — Wer oft spielt, wird freilich öfter verlieren, als der nie spielt. Wer gewohnt ist, auf dem Eise zu gehen, wird dennoch manchmal fallen, und dem ruhig von dem Gestade her Zusehenden Stoff zum Lachen genug geben. Wer vielen Armen Gutes thut, der wird leicht auch solchen Gutes thun, die man durchaus zur Classe der Unwürdigen rechnen wird. — Freilich gibt der keinem Unwürdigen, der überall Keinem gibt — und freilich kann der dann auch mit Grund viel von seiner Klugheit sagen, der sich so leicht betrügen läßt. Wer nie urtheilt, wird freilich auch niemals falsch urtheilen. Der Physiognomist urtheilt öfter als der, welcher die Physiognomik verlacht — und darum *fehlt* er auch öfter, als der, der gar *kein physiognomisches* Urtheil fällt.

Und welches günstige Urtheil des gutherzigen Physiognomisten kann nicht als falsch erkläret werden? Es ist nicht ein einziger Mensch, so weise, so klug, so rechtschaffen, so großmüthig und erhaben er immer seyn mag, der nicht in sich die Wurzel aller möglichen Fehler und Unvollkommenheiten und Laster habe — oder mit andern Worten — dessen edle Triebe, dessen Fähigkeiten, dessen Anlage — nicht bisweilen ausgleiten, überwachsen, oder auf eine unrechte Weise angewandt werden können. —

Ihr sehet einen sanften Mann, der zehnmal schweigt, wenn er zehnmal zum Zorne gereizt wird, der viel-

leicht gar nie für sich, nie deßwegen zürnt, weil er beleidigt wird: — der Physiognomist durchschaut sein ganzes, edles, starkes Herz — er sagt Euch auf den ersten Blick: „Die liebenswürdigste, die unüberwindlichste Sanftmuth.“ — Ihr schweigt — oder lacht — oder geht hin und sagt: „Welch ein Physiognomist! wie habe ich den Mann im Zorne gesehen!“ — Wann hast du ihn im Zorne gesehen? — „Als man einen seiner Freunde mißkannte!“ — Ja! er war außer sich, seinen Freund zu vertheidigen. — „Beweises genug, daß die Physiognomik ein Traum und der Physiognomist ein Träumer sey.“ Und wer hat denn Recht? und wer macht den Fehlschluß? — Der weiseste Mann kann etwa eine Thorheit sagen, — der Physiognomist achtet dessen nicht, weiß es und spricht mit Ehrfurcht: „Welch ein außerordentlich kluger Mann!“ — Und Ihr lacht über ihn, denn Ihr habt den Klugen eine Thorheit sagen gehört. — Wer macht den Fehlschluß? Der Physiognomist urtheilt nicht bloß aus einzelnen, oft auch nicht einmal aus mehreren Handlungen; — er beurtheilt auch als Physiognomist nicht die Handlungen, er beobachtet die Anlagen, den Charakter, die Grundkräfte, die Hauptstärke, denen sehr oft einzelne Zufälligkeiten durchaus zu widersprechen scheinen.

Ferner — der Mensch, der sehr thöricht oder sehr lasterhaft heißt, kann vielleicht Anlagen des Verstandes — Anlagen, vielleicht zu allen und jeden Tugenden haben. Erblickt das vollkommenheitsuchende Auge des gutherzigen Physiognomisten etwas von diesem — und spricht es aus, spricht nur nicht entscheidend und unbedingt wider den Menschen: — so ist er abermal das Gespötte. Und wie oft können Anlagen zu Heldentugenden da seyn, Gluth des Genius tief unter der Asche liegen! — Und was braucht es, als auf die Asche zuzueilen, mit tiefer Ahndung hineinzuhauchen — „hier ist Gluth“ — zu rufen, wo auf den ersten, zweiten, dritten und vierten Hauch vielleicht — dem Physiognomisten und Zuschauer — nur Asche in die Augen stäubt; — — — der Zuschauer geht weg und lacht — und erzählt, und macht zu lachen! der Andere mag warten, und wärmt sich an der herausgehauchten Flamme. — Tausendmal sind die trefflichsten Anlagen (die Zukunft wird uns sagen, warum; wird uns sagen „nicht umsonst“) auf die schrecklichste Weise überwachsen. Das gemeine ungeübte Auge sieht nur Schutt und Verwüstung. Erziehung, Umstände, Bedürfnisse, erstickten jedes Bestreben nach Vollkommenheit. Der Physiognomist sieht, schaut, sieht — sieht und hört Widersprüche — hört tausend schreiende Menschenstimmen — „Seht, welch ein Mensch!“ — und eine Gottesstimme — „Seht, welch ein Mensch!“ — und betet an, wo der Andere lästert, und nie begreifen kann, und könnte er es, nicht will — daß da in der Gestalt, vor der man das Angesicht verbirgt, Schönheit, Kraft, Weisheit, Güte Gottes ist.

Noch mehr, der Physiognomist oder Menschenbeobachter, der Mensch, der Christ, das ist, ein weiser und guter Mensch ist, wird tausendmal wider sein eignes physiognomisches Gefühl handeln; — ich drücke mich unrecht aus: — er scheint seinem innern Urtheile von einem Menschen nicht gemäß zu handeln. — Er richtet nicht, wie er urtheilt. — Ein neuer Grund, warum der Physiognomist oft zu fehlen scheint, warum der wahre Beobachter, die Beobachtung und die Wahrheit, so oft in ihm mißkennt oder verlacht wird. Er sieht den Bösewicht in dem Angesichte des Armen, der vor seine Thür kommt, und weiset ihn nicht ab, redet herzlich mit ihm, blickt ihm tief in seine Seele, und — sieht — Gott, was sieht er? — Abgründe von Lastern und Zerrüttung ohne Maß. — Aber sieht er nur dieß in ihm? Nichts Gutes? — Gesetzt, nichts Gutes, so sieht er doch Thon, der zum Töpfer nicht sagen darf und kann: „warum hast du mich also gemacht?“ sieht es, betet an, und wendet sein Angesicht und verbirgt eine Zähre, die — unaussprechlich viel — nicht Menschen, die Gott allein sagt, — und gibt ihm mit brüderlicher Hand — nicht nur um seines, durch ihn unglücklichen Weibes, nicht nur um seiner hülflosen, unschuldigen Kinder — um seiner selbst willen — um des Gottes willen, der Alles und auch den Gottlosen gemacht zu seines Namens Ehre; — gibt, um vielleicht noch einen Funken, den er wahrnimmt, anzuflammen, was sein Herz ihn geben heißt. — Nun der Unwürdige mißbraucht die Gabe — oder mißbraucht sie nicht — gleich viel! Wem er's sagt, der sagt wieder: „Wie sich der gute Mann abermal betrügen ließ!“

Der Mensch ist nicht Richter der Menschen! O wie weiß das der Physiognomist, der Mensch ist! — Der mächtigste Mensch, der Herr der Menschen war nicht in der Welt, zu richten, sondern selig zu machen. — Nicht sah er die Laster der Lasterhaften nicht; nicht verhehlte er sie sich oder Andern, wo es Menschenliebe war, sie zu beobachten und aufzudecken; aber er richtete nicht, strafte nicht, vergab: — „Gehe hin! sündige künftig nicht mehr!“ — nimmt auch einen Judas auf, behält ihn, umarmt ihn, ihn, in dem er lange vorher seinen Verräther erblickte!

Gute Menschen sehen auf den Besten — „Ich will dein Auge nicht, Christus, wenn du mir dein Herz nicht gibst.“ Weisheit ohne Güte ist Thorheit. Ich will gerecht urtheilen und gütig handeln. —

Noch ein Fall. Ein verrufener Mann, eine liederliche Dirne, die, weil sie zehnmal unrecht hatten, da sie recht zu haben vorgaben, auch das eilftemal verfällt werden, wenn sie recht haben, — wenden sich an den Menschenbeobachter. Er macht alle Versuche, und findet sie dießmal unschuldig. Die Klugheit sagt ihm laut, daß er ausgezischt werde, wenn er nur merken lasse, daß er in diesem Falle Unschuld vermuthe. — Aber nicht weniger laut sagt ihm sein Herz: „Rede! zeuge für die dießmalige Unschuld der Allerverworfensten!“ — Er läßt ein Wort fallen, und tausend Zungen zischen ihm entgegen: „Dieß Urtheil hätte dem Physiognomisten nicht entfahren sollen!“ Abermal, wer macht da den Fehlschluß? —

Dieß sind einige Winke für die Verständigen — so behutsam über den Physiognomisten zu urtheilen, als sie wünschen, daß er über Andere, über sie selbst urtheilen möge.

XVI. Etwas über die Einwendungen gegen die Physiognomik überhaupt.

Ohne Zahl sind die Einwendungen, die man gegen die Wahrheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Gesichtszüge machen kann. Ein großer Theil derselben scheint mir leicht, ein großer Theil schwer, und noch zur Zeit unmöglich zu beantworten.

Ehe ich einige besondere anführe, will ich zuerst einige allgemeine Anmerkungen zum Grunde legen, de-re

ren genaue Prüfung und Erwägung unzählige Schwierigkeiten aus dem Wege räumen würde.

Mich dünkt es, bei allen Untersuchungen kommt es erst darauf an: „*was für eine Sache, die behauptet wird, gesagt werden kann?*" — Ein unumstößlicher Beweis *für* das Daseyn und die Gewißheit einer Sache wiegt zehntausend Einwendungen auf. *Ein positiver Zeuge*, der von Seite seiner Einsicht und Redlichkeit alle mögliche Zuverlässigkeit hat, ein solcher gilt mehr, als unzählige, bloß *negative*. Alle Einwendungen gegen eine gewisse Wahrheit sind eigentlich bloß negative Zeugen: „Das haben wir noch nicht wahrgenommen, das noch nicht erfahren." — Wenn Zehntausende das sagen, was beweist es gegen einen einzigen Verständigen und Redlichen, der sagen kann: „Aber ich habe es wahrgenommen, und ihr könnt es auch wahrnehmen, wenn ihr wollt." — Gegen das in die Augen leuchtende Daseyn einer Sache läßt sich keine gegründete Einwendung machen. Etwas Positives, ein Factum, kann durch nichts aufgehoben werden. Es läßt sich kein positives Factum dagegen anführen . . . . und alle Einwendungen dagegen sind nur negativ . . . .

Man wende dieses auf die Physiognomik an. Positive Beweise für die wahrhafte und erkennbare Bedeutung menschlicher Gesichter und Gesichtszüge, wider deren Klarheit und Zuverlässigkeit nichts eingewendet werden kann, machen unzählige Einwendungen, die vielleicht nicht beantwortet werden können, völlig unbedeutend. Man suche also erst sich mit dem Positiven, das die Physiognomik liefert, bekannt zu machen. Man halte sich erst allein an dem Geheimnißwahren fest, und man wird sich bald im Stande befinden, sehr viele Einwendungen zu beantworten, oder als keiner Beantwortung würdig auf die Seite zu schaffen.

Nach dem Maße, wie der Mensch das Positive bemerkt und festhält, — nach demselben läßt sich, wie mich däucht, seine Kraft und Ständigkeit messen. Der mittelmäßige, der seichte Kopf pflegt immer das Positive zu übersehen, und mit dem unabtreiblichsten Eigensinn an dem Negativen zu kleben.

Siehe zuerst, was du bist, und was du hast und kannst und weißt, ehe du untersuchest, was du nicht bist, nicht weißt, nicht hast, nicht kannst. Das ist die Regel, die Jeder, der weise, tugendhaft, glücklich werden will, sich nicht nur vorschreiben, die man, wenn ich so sagen darf, in seine eigene Seele verwandeln sollte. Der wahre Weise sieht immer zuerst auf das, was da ist; der Afterweise, der Pedant, immer zuerst auf das, was mangelt. Der wahre Philosoph sieht auf die positiven Beweise für eine Sache zuerst, sage ich (ich ersuche sehr, diese meine Behauptung sich nicht unrichtig vorzustellen), *zuerst* sage ich: — und der seichte Kopf zuerst auf negative Gegenbeweise. Das war zum Exempel von jeher die Methode der Ungläubigen — der Bestreiter des Christenthums. Wenn das Christenthum falsch wäre, — wäre doch diese Methode, seine Falschheit zu zeigen, unbillig und unlogisch. Als unbillig und unlogisch sollte diese Methode dargethan und verworfen werden, ehe man sich mit ihnen in besondere Felder von Beantwortung einließe.

Es würde sich also, um wieder auf die Physiognomik zurückzukommen, bloß fragen: „Gibt es so entscheidend positive Gründe für die Physiognomik, daß wir auf die scheinbarsten Einwendungen nicht achten dürfen." — Ich bin hiervon so sehr wie von meinem eigenen Daseyn überzeugt; und am Ende dieses Werkes soll es jeder unpartheiische Leser seyn, der nur so viel Einsicht und Redlichkeit besitzt, uns nicht abzuläugnen: „daß uns die Augen zum Sehen gegeben sind, obgleich es tausend Augen in der Welt gibt, die nicht sehen."

Es ist wahrscheinlich, daß es Gelehrte von einer gewissen Art gibt, die mich hierüber chikaniren könnten. Man könnte mir z. B. aus *Reaumür* die Papillons femelles und die großen Ameisenfliegen anführen, — um mir zu beweisen, wie sehr man sich in der Angabe der Endursachen physischer Dinge irren könne. — Man könnte sagen: „Flügel scheinen offenbar zum Fliegen gegeben zu seyn, und dennoch fliegen diese Insecten niemals, also sind die Flügel nicht zum Fliegen, — und so — weil einige beaugte Weise vielleicht nicht sehen, die Augen nicht schlechterdings zum Sehen gegeben u. s. f." — Allein auf Einwendungen dieser Art werde ich nichts antworten; denn in meinem Leben werde ich nie auf eine Chikane antworten . . . Ich berufe mich nur auf den allgemeinen Menschenverstand. Ich sehe zehn oder zwanzig Menschen, die alle Augen haben, und sehen, wenn sie bei Tag die Augen aufschließen, und nicht mehr sehen, wenn sie die Augen zuschließen. Wofern diese zehn oder zwanzig nicht ausgesucht, sondern zufälliger Weise aus dem unzähligen Haufen der Menschen herausgegriffen sind, so ist die höchstmögliche Wahrscheinlichkeit da, daß alle ähnlich gebildeten Menschen, die jetzt leben, gelebt haben, und leben werden, mit ähnlichen Gliedern, als die sind, die wir Augen nennen, sehen werden. Wenigstens ist diese Methode zu schließen, die Methode aller Jahrhunderte und aller Menschengeschlechter. — Wofern diese Art zu schließen richtig ist, so muß sie auch in Ansehung der Physiognomik richtig seyn, wofern es da sich auch so verhält. — Ist sie es aber nicht in der Physiognomik, so ist sie es auch überall nicht.

Mithin stehe ich in dem Gedanken, daß dem Vertheidiger der Physiognomik eigentlich nichts obliege, als darzuthun: „*daß bei zehn, zwanzig oder dreißig aus dem Haufen herausgegriffenen Menschen, nach aller Menschen Geständniß, so gewiß physiognomischer Ausdruck oder erweisliches Verhältniß innerer Kraft und Sinnes, und äußere Gestalt und Zeichnung sey, als es gewiß ist, daß zwanzig aus dem Haufen herausgegriffene Menschen mit ihren Augen sehen.*" Hat er dieß dargethan, so hat er die Allgemeinheit der physiognomischen Wahrheit so gut erwiesen, als die Allgemeinheit des Gesichts vermittelst der Augen, wenn erwiesen ist, daß zwanzig oder dreißig Menschen vermittelst ihrer Augen sehen. Von diesen Wenigen mache ich den Schluß auf zehntausend Millionen, die ich gesehen oder nicht gesehen habe. —

„Allein," wird man sagen, „wenn sich dieß auch von gewissen Zügen erweisen ließe, — folgt denn daraus — von allen?" — Ich meine es, Freund der Wahrheit! Weise mich zurecht, wenn ich irre.

Wenn ich bemerke, daß der Mensch mit den Augen sieht, und mit den Ohren hört, und gewiß weiß, daß ihm die Augen zum Sehen gegeben sind, und die Ohren zum Hören; wenn ich nicht mehr zweifeln kann, daß Augen und Ohren ihre genaue angebliche Bestimmung haben, so mache ich, dünkt mich, keinen unrichtigen Schluß, wenn ich denke, daß auch die übrige

Sinne und Glieder an demselben menschlichen Körper, ...r ein so zusammengegossenes Ganzes und Eins ist, ...re besondere Bestimmung und Verrichtung haben, ...gleich ich vielleicht noch nicht dazu gekommen seyn ...nnte, diese Bestimmung so mancher einzelnen Sinne, ...lieder und Eingeweide zu kennen. So, Mitforscher ...r Wahrheit, meine ich, verhält es sich mit der Be- ...utung der Gesichtszüge des Menschen, und der Zeich- ...ung seines Körpers und aller seiner Glieder.

Wenn erwiesen werden kann, daß zwei, drei Züge ...wiß von bestimmter Bedeutung sind, so bestimmter ...edeutung, als das Auge Ausdruck des Gesichtes ist: ...hließe ich nicht genau nach der eben angeführten, all- ...mein für richtig erkannten Schlußart: „daß auch ...ejenigen Züge bedeutend seyen, deren Bedeutung ich ...lenfalls noch nicht weiß?“ — Nun glaube ich es ...dem Menschen von dem gemeinsten Menschenverstand, ...weisen zu können: „daß in jedem Menschen ohne ...usnahme wenigstens etwas, wenigstens in gewissen ...mständen, sey es dieß oder jenes, und zwar mehr als ...ins — von bestimmter Bedeutung sey, so gut ich es ...m Einfältigsten begreiflich machen kann, daß wenig- ...ens einige Glieder am menschlichen Körper ihre au- ...bliche gewisse Bestimmung haben.“ —

Zwanzig, dreißig aus dem Haufen herausgegriffene ...enschen werden, wenn sie lachen, und wenn sie wei- ...n, mithin in dem Ausdrucke, den Aeußerungen ihrer ...reude und ihrer Traurigkeit etwas mit einander ge- ...ein haben; gewisse Züge an ihnen werden sich ähn- ...cher werden, als diese Züge sich sonst sind, wenn sie ...icht in einer ähnlichen Gemüthslage sich befinden.

Nun dünkt mich, wenn man zugesteht, daß große ...reude und große Traurigkeit ihren allgemein ...kennbaren Ausdruck haben, daß der Ausdruck von ...iden so verschieden sey, als Freude und Traurigkeit ...rschieden sind. Sollte man denn nicht auch gestehen ...üssen: „daß der Zustand der Ruhe — das Mittel ...wischen Freude und Traurigkeit — auch seinen beson- ...rn Ausdruck haben müsse, oder mit andern Worten: ...aß die Muskeln um Augen und Lippen herum sicht- ...ar in einer andern Lage sich befinden müssen?“

Gibt man dieß zu von dem Zustande der Freude, ...r Traurigkeit, der Ruhe: warum nicht von den üb- ...gen Zuständen, des Stolzes, der Demuth, der Ge- ...uld, der Großmuth? u. s. f.

Nach Gesetzen fliegt der Stein in die Höhe, wenn ...h ihn mit Gewalt hinaufwerfe, nach denselben Ge- ...tzen fällt er wieder auf die Erde. — Sollte er nicht ...ach eben denselben Gesetzen liegen bleiben, wenn ihn ...iemand bewegt? — Nach Gesetzen drückt sich die ...reude so, Traurigkeit so, die Ruhe so aus; warum ...orn, Sanftmuth, Stolz, Demuth u. s. f. nicht auch ...ach Gesetzen, nach denselben Gesetzen?

Entweder Alles in der Natur hat seinen Urheber ...der nichts; Alles steht unter Gesetzen oder nichts; ...lles ist Ursache oder Wirkung oder nichts. — Sollte ...eß nicht eines der ersten Axiome der Philosophie ...yn? — Und wenn dieß es nun seyn muß, wie ist ...e Physiognomik schon zum Voraus gegen alle Ein- ...endungen, selbst gegen die, worauf man noch nichts ...t antworten weiß, gerettet, sobald zugegeben wird: ...daß gewisse Züge bei allen Menschen charakteristisch ...nd, so charakteristisch als die Augen für das Ge- ...icht.“

„Aber wie verschieden,“ wird man sagen, „sind die ...usdrücke der Freude, der Traurigkeit, des Denkens, des Nichtdenkens? u. s. f. Wie da auf Regeln kommen können?“

Wie verschieden unter sich sind die Augen der Menschen, aller sehenden Geschöpfe — das Auge des Adlers und des Maulwurfs, des Elephanten und der Mücke? — Und dennoch vermuthen und glauben wir von allen, die nicht Merkmale der Erstorbenheit oder der Krankheit an sich tragen, daß sie sehen.

Wie die Verschiedenheit der Augen, so der Ohren, so der Füße, von denen allen wir dennoch glauben, daß sie zum Hören und zum Gehen gegeben seyen.

Verhindert uns nun diese Verschiedenheit nicht, Augen, Ohren und Füße für Ausdrücke, für Organe der Sehkraft, Gehörkraft, Gehkraft anzusehen, warum urtheilen wir nicht so von allen Zügen und Lineamenten des menschlichen Körpers? — Die Ausdrücke ähnlicher Gemüthsverfassungen können nicht verschiedener seyn, als die Augen, die Ohren, die Füße aller sehenden, hörenden und gehenden Wesen; dennoch läßt sich das, was sie gemein haben, so gut erkennen und bestimmen, als sich das bestimmen und bemerken läßt, was die so sehr verschiedenen Augen, Ohren und Füße aller sehenden, hörenden und gehenden Wesen gemein haben. Dieß wohl erwogen, wie viele Einwendungen würden zu beantworten seyn oder zurückbleiben?

XVII. Beantwortung einiger vermischten besondern Einwendungen gegen die Physiognomik.

Erste Einwendung. „Man sieht,“ sagt man, „Leute, die beständig von frühen Jahren an, ohne Krankheit, ohne Schwelgerei, ein wahres hippokratisches Todtengesicht bis in's höchste Alter, und doch immer die stärkste und unverrückteste Gesundheit hatten.“

Beantwortung. Diese Fälle sind selten. Es sind immer tausend Menschen, deren Gesichtsfarbe und Umriß ihrer Gesundheit entspricht, gegen Einen, bei dem sich diese zu widersprechen scheinen. Ich vermuthe indeß, diese seltenen Fälle rühren gemeiniglich von Eindrücken auf die Mutter während der Schwangerschaft her. Solche Fälle können als Ausnahmen, deren zufällige Ursachen jedoch so schwer nicht zu ergründen sind, angesehen werden.

Man kann, dünkt mir, daher so wenig gegen die Physiognomik schließen, als daraus, daß es Zwerge und Riesen und disproportionirte Mißgeburten gibt, sich wider die Regeln von dem Verhältnisse und Ebenmaße des menschlichen Körpers schließen läßt.

Zweite Einwendung. „Ich kenne,“ schreibt mir ein Freund, „einen der stärksten Menschen, der, die Hände ausgenommen, genau so aussieht, wie einer der schwächsten, und so von jedem, der es nicht weiß, taxirt wird.“

Beantwortung. Ich möchte diesen Mann sehen. Ich zweifle sehr, ob seine Stärke bloß in den Händen ausgedrückt sey? Gesetzt aber auch, es wäre: so wäre es hiermit doch in den Händen? und wenn auch kein Ausdruck der Stärke auffallend wäre, so könnte dieß eine Ausnahme, ein Beispiel ohne Beispiel seyn? Wie gesagt aber, ich zweifle an der Behauptung. Ich habe noch keinen Starken gesehen, dem es nicht leicht hier und dort anzusehen gewesen wäre.

Dritte Einwendung. „Man sieht Helden- und

Waghalsgesichter, die immer die ersten auf der Flucht gewesen sind."

Beantwortung. Je weniger man ist, desto mehr will man scheinen.

Wie sehen diese Waghalsgesichter aus? — Wie der farnesische Herkules? — Ich zweifle. Man zeichne sie, man führe sie vor! Der Physiognomist wird vielleicht auf den zweiten, wo nicht auf den ersten Blick sagen: „Quanta species!" — Auch kann Krankheit, Zufall, Hypochondrie den Muthigsten muthlos machen. Aber auch dieß Gemische wird dem Physiognomisten fühlbar seyn.

Vierte Einwendung. „Man sieht äußerst stolz scheinende Menschen, die in ihren Handlungen niemals das allergeringste Merkmal von Stolz verrathen."

Beantwortung. Man kann stolz seyn und Demuth affectiren.

Erziehung und Umgang kann die Miene des Stolzes geben, wenn das Herz demüthig ist. Aber dieß demüthige Herz wird durch die Miene des Stolzes durchscheinen, wie Sonnenstrahl durch dünne Wolken; und dieser stolz scheinende Mensch würde noch demüthiger seyn, wenn er nicht so stolz schiene.

Fünfte Einwendunng. „Man sieht Mechaniker, die bei unglaublicher Geschicklichkeit, die allerfeinsten Arbeiten zu verfertigen und sie zur größten Vollkommenheit zu bringen, wahre Bären- und Holzhackerhände und Körper hatten; keine Frauenzimmerhände, die zu allen subtilen mechanischen Verrichtungen ganz unfähig waren."

Beantwortung. Man stelle, wenn ich bitten darf, diese groben und feinen Körper neben einander, und vergleiche sie! — Die meisten Naturgeschichtschreiber geben dem Elephanten ein plumpes und dummes Ansehen, und befremden sich in Rücksicht auf diese anscheinende Dummheit, oder vielmehr diesen angedichteten Schein von Dummheit, über seine mannigfaltigen feinen Geschicklichkeiten. Man stelle aber den Elephanten neben das zartere Lamm, welches, ohne Proben, bloß durch den Bau und die Gelenksamkeit seines Körpers mehr Geschicklichkeit zeigt.

Es kommt nicht sowohl auf die Masse, als auf die Natur, die Beweglichkeit, innere Empfindsamkeit, die Nerven, den Bau, die Gelenksamkeit des Körpers an.

Ferner: Zartheit ist nicht Kraft, Kraft ist nicht Feinheit. Appelles zeichnet mit einer Kohle besser, als mancher Miniaturmaler mit dem feinsten Pinsel. Der Mechaniker kann grobe Werkzeuge und eine feine Seele haben. Die feine Seele arbeitet durch den plumpen Finger besser, als die stumpfe Seele durch den feinen. — Uebrigens, wenn es der Künstler, von dem Ihr sprecht, nirgends in seinem Gesichte, seinem Aeußerlichen zeigt, was er ist, so habt Ihr gewonnen! Aber ehe Ihr hierüber entscheidet, müßt Ihr die mannigfaltigen Kennzeichen des mechanischen Genies wissen. Habt Ihr die Helle, Schärfe oder Tiefe seiner Augen, habt Ihr die Schnelligkeit und treffende Bestimmtheit und Festigkeit seines Blickes, habt Ihr seine scharfen Augenknochen, habt Ihr den Bogen, den Vorbug seiner Stirne, die Gelenksamkeit seiner zarten oder massiven Glieder — habt Ihr das alles bemerkt, beobachtet, gewürdiget? Es ist bald gesagt: „Man sieht's ihm nicht an." — Es wird darauf ankommen, wer dieser Mann sey?

Sechste Einwendung. „Man sieht äußerst scharfsinnige Leute mit einem nichtsbedeutenden Gesichte."

Beantwortung. Das Factum muß bestimmter erwiesen werden.

Ich wenigstens habe nach vielen hundert Fehlschlüssen zuletzt allemal gefunden, daß ich nur nicht recht beobachtet habe. — Ich suchte anfangs z. B. die Charaktere von einer Eigenschaft zu sehr in einer Stelle, suchte sie anfangs nur da, und fand sie nicht; ich wußte sonst ganz zuverlässig, daß z. B. außerordentliche Kraft da war, und konnte den Sitz ihres Charakters lange nicht finden. Warum? Ich suchte ihn nur an einem Orte, oder ich suchte ihn im ganzen Gesichte. Dieß geschah mir besonders bei solchen Menschen, die sich nur in einem besondern Fache auszeichneten, übrigens aber die gemeinsten Köpfe zu seyn schienen; Menschen, deren ganze Seelenkraft auf ein gewisses Feld, einen besondern Gegenstand zielte; oder bei solchen, die eine sehr unbestimmte Kraft hatten. Ich drücke mich unrecht aus: eine Kraft, die sich nie an etwas recht versucht und ausgearbeitet hatte. Ich habe vor vielen Jahren einen großen Mathematiker, das Erstaunen von Europa, gesehen, der im ersten Anblicke, und lange nachher, die gemeinste Physiognomie von der Welt zu haben schien. Ich zeichnete ein gut getroffenes Bild von ihm nach, und ward also besser zu beobachten genöthigt. Ich fand einen besondern Zug, der seinem Blicke eine eigene Bestimmung gab, eine Bestimmung, die ich erst einige Jahre nachher an einem andern, himmelweit von diesem verschiedenen, aber ebenfalls trefflichen Kopfe entdeckte, der sonst auch eine, alle meine Physiognomik irre machende, flache Gesichtsbildung hatte. Seither habe ich diesen Blick bei keinem Menschen, wenn er sonst auch noch so einfältig schien, angetroffen, der nicht irgend etwas ganz Außerordentliches hatte.

Dieß kann zeigen, wie sehr das Urtheil: „Der Mann sieht einfältig aus, und hat doch große Geisteskraft!" — wahr und nicht wahr seyn kann.

Man schreibt mir von d'Alembert, zur Bestreitung der Physiognomik, daß er die gemeinste Miene von der Welt habe. Ich kann nichts sagen, bis ich d'Alembert gesehen; so viel aber ist gewiß, daß das Profil von ihm, von Cochin, welches doch weit unter dem Originale seyn soll, anderer schwerer anzugebender Merkmale nicht zu gedenken, eine Stirn, und zum Theil eine Nase hat, die ich noch an keinem mittelmäßigen, geschweige schlechten Kopfe gesehen habe.

Siebente Einwendung. „Aber äußerst dumme, mit feuervollem Gesichte gibt's doch?"

Beantwortung. Wer sieht dergleichen nicht täglich? Meine ganze Antwort, die ich tausendmal geben werde, und mit dem probehaltigsten Rechte geben kann, ist diese: „Die Anlagen der Natur können trefflich und durch Nichtgebrauch oder Mißbrauch verdorben seyn." — Es die Kraft da, aber schlecht angewandte Kraft. Feuer, der Wollust geopfert, kann der Erforschung und Ausbreitung der Wahrheit nicht mehr geopfert werden. Oder Feuer ohne Licht? Oder Feuer, das zu keiner Absicht brennt?

So viel kann ich auf meine Ehre versichern, daß unter allen mir bekannten sehr verständigen und genievollen Menschen (und ich kann sagen, daß ich das Glück habe, viele der besten Köpfe, wenigstens in Deutschland und in der Schweiz, persönlich zu kennen); daß mir, sage ich, unter diesen Allen keiner bekannt ist, nicht einer, der nicht gerade nach dem Maße seiner Geistes- oder Empfindungs- oder Schöpferkraft,

sich auch durch seine Gesichtszüge, und vornehmlich durch den Bau seines Kopfes auszeichnete.

Ich führe aus dem unzähligen Haufen abermals nur folgende Namen an: Carl XII., Ludwig XIV., Türenne, Süllv, Polignac, Montesquieu, Voltaire, Diderot, — Newton, Clarke, Maupertuis, Pope, Locke, Swift, Lessing, Bodmer, Sulzer, Haller. Ich glaube, diese Charaktere von Größe zeichnen sich sogar in jedem genau entworfenen Schattenrisse aus; ich könnte eine Menge anführen, von denen jedes geübte Auge kaum ein einziges verkennen würde.

XVIII. Ueber Verstellung, Falschheit und Aufrichtigkeit.

Eine der gemeinsten und wichtigsten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit der Physiognomik ist die allgemeine, auf's Höchste getriebene Verstellungskunst der Menschen. Wir werden sehr viel gewonnen haben, wenn wir diese Einwendung gründlich werden beantworten können.

„Die Menschen, sagt man, geben sich alle erdenkliche Mühe, weiser, besser, redlicher zu scheinen, als sie sind. Sie studiren die Miene, den Ton, die Gebehrden der heitersten Redlichkeit. Es gelingt ihnen in ihrer Kunst; sie können täuschen und betrügen, sie können jeden Zweifel, jeden Verdacht in Absicht auf ihre Redlichkeit zerstreuen und entfernen. Die verständigsten, die scharfsichtigsten Menschenkenner, und solche sogar, die sich mit Beobachtung der Physiognomien abgeben, sind oft durch ihr angenommenes Wesen betrogen worden, und werden täglich dadurch betrogen; — wie kann also die Physiognomik jemals eine zuverlässige Wissenschaft werden?"

Dieß ist die Einwendung, die ich in ihrer ganzen Stärke vorzutragen glaube. Ich will antworten.

Vor allen Dingen will ich vollkommen zugeben: „Man kann es in der Verstellungskunst erstaunlich weit bringen, und erstaunlich können sich deßwegen auch scharfsichtige Menschen in der Beurtheilung des Menschen irren."

Allein, ungeachtet ich dieß von ganzem Herzen zugebe, halte ich dennoch diese Einwendung, in Absicht auf die Zuverlässigkeit der Physiognomik, bei weitem für so wichtig nicht, als man gemeiniglich glaubt und Andere glauben machen will, und dieß vornehmlich um zweier Gründe willen.

Für's Erste: „weil es unzählige Dinge in dem Aeußern des Menschen gibt, wobei nicht die mindeste Verstellung Statt hat, und gerade solche Dinge, welche sehr zuverlässige Merkmale seines innern Charakters sind."

Zweitens: „weil die Verstellung selbst ihre sicheren, und, wo nicht mit Zeichen und Worten bestimmbaren, doch empfindbaren Merkmale hat."

Ich sage für's Erste: „Es gibt unzählige Dinge in dem Aeußern des Menschen, wobei nicht die mindeste Verstellung Statt hat, und gerade solche Dinge, welche sehr zuverlässige Merkmale seines innern Charakters sind."

Welcher Mensch wird es durch alle Künste der feinsten Verstellung dahin bringen, daß, zum Exempel, sein Knochensystem sich nach Belieben verändere? welcher machen können, daß er scheint, eine stark gewölbte Stirn zu haben, wenn sie platt ist? eine eckige, gebrochene, wenn sie gewölbt und rund ist?

Welcher wird die Farbe und Lage seiner Augenbrauen verändern können? scheinen können, starke, dachförmige Augenbrauen zu haben, wenn er dünne, oder überall keine hat?

Wer wird sich eine feine Nase anbilden können, wenn er eine aufgedrückte, stumpfe hat?

Wer wird sich große Lippen machen können, wenn er kleine, und kleine, wenn er große hat?

Wer sich ein spitziges Kinn aus einem runden, ein rundes aus einem spitzigen drehen können?

Wer wird die Farbe seiner Augen verändern, oder, wie es ihm vortheilhaft scheint, heller oder dunkler machen können? Welche Verstellungskunst kann ein blaues Auge in ein braunes, ein grünliches in ein schwarzes, ein plattes in ein gewölbtes verwandeln?

Eben dieses gilt von den Ohren, von ihrer Gestalt, ihrer Lage, ihrer Entfernung von der Nase, ihrer Höhe oder Tiefe; — gilt von dem ganzen Schedel, einem großen Theile des Umrisses, von der Farbe, der Haut, den Muskeln, dem Pulsschlag; — Alles Dinge, die, wie wir an seinem Orte zeigen werden, oder doch leicht zeigen könnten, und wie jeder auch nur mittelmäßige Beobachter täglich wahrnimmt, entscheidende Merkmale von dem Temperamente und dem Charakter eines Menschen sind.

Wo kann hierbei und noch in sehr vielen anderen Aeußerlichkeiten des menschlichen Körpers die mindeste Verstellung Statt haben?

Ein cholerischer Mensch gebe sich alle ersinnliche Mühe, phlegmatisch, und der melancholische sanguinisch zu scheinen, er wird weder sein Geblüt, noch seine Farbe, noch seine Nerven und Muskeln, noch die Zeichen und Merkmale davon auf der Stelle verändern können.

Ein zornmüthiger Mensch nehme einen noch so sanften Ton, noch so ruhige Geberden an: seine Augen werden dennoch dieselbe Farbe und Wölbung, sein Haar dieselbe Natur und Krausung, seine Zähne dieselbe Lage behalten.

Geberde sich ein schlechter Kopf noch so sehr, um weise zu scheinen: er wird das Profil seines Gesichtes (die Lippen ausgenommen, und auch diese nur wenig) nicht verändern, und dem Profil eines weisen und großen Mannes ähnlich machen können. Er kann die Haut seiner Stirne falten oder entfalten, aber das Beinerne seiner Stirne bleibt eben dasselbe. Eben so wenig wird der wahrhaft weise Mann, das wahre Genie, jemals alle entscheidenden Merkmale seines durchdringenden Verstandes verlieren oder verhehlen können; so wenig der Thor alle Merkmale der Thorheit zu verdecken fähig seyn wird; könnt' er's, so wäre er gerade durch diese Geschicklichkeit nicht mehr der vorige Thor.

Allein man wird sagen, dessen ungeachtet seyen dennoch am Menschen Aeußerlichkeiten genug, die in einem hohen Grade der Verstellung fähig sind. Wir wollen es zugeben; aber zugeben können wir nicht, daß diese Verstellung außer allen Gränzen der Erkennbarkeit sey.

Nein, ich glaube zweitens: „Daß keine Art der Verstellung sey, die nicht ihre sicheren, wo nicht mit Zeichen und Worten bestimmbaren, dennoch empfindbaren Merkmale habe."

Nicht an dem Object, sondern an dem Subject fehlt es, daß diese Merkmale für unbestimmbar gehalten werden.

Ich gebe zu, daß es ein feines und geübtes Auge erfordere, diese Merkmale wahrzunehmen, und ein sehr feines physiognomisches Genie, dieselben zu bestimmen,

und gebe auch gerne zu, daß sie sich nicht allemal mit Worten oder Linien und Zeichen ausdrücken lassen; aber an sich sind sie bestimmbar: Bemühung, Anstrengung, Zerstreutheit und Zerstreuungssucht, diese Gefährten der Verstellung: sollten die an sich keine bestimmbaren, wenigstens empfindbaren Merkmale haben? —

„Un homme dissimulé veut-il masquer ses sentimens? Il se passe dans son intérieur un combat entre le vrai, qu'il veut cacher, et le faux qu'il voudroit présenter. Ce combat jette la confusion dans le mouvement de ressorts. Le coeur, dont la fonction est d'exciter les esprits, les pousse où ils doivent naturellement aller. La volonté s'y oppose, elle les bride, les tient prisonniers, elle s'efforce d'en détourner le cours et les effets pour donner le change. Mais il s'en échappe beaucoup, et les fuyards vont porter des nouvelles certaines de ce qui se passe dans le secret du conseil. Ainsi plus on veut cacher le vrai, plus le trouble augmente, et mieux on se découvre. So denke ich mit Don Pernetty.

Indem ich dieses schreibe, ereignet sich ein eben hierher gehöriges trauriges Beispiel; ich weiß nicht, ob wider oder für mich? — Zwei Personen von ungefähr vier und zwanzig Jahren, sind mehr als einmal vor mir erschienen, und bezeugen zugleich, mit der möglichsten Dreistigkeit, zwei sich vollkommen widersprechende Sachen — eine: „Du bist Vater meines Kindes!" — die andere: „Ich habe dich nie berührt." — Beide müssen wissen, daß eine von diese Aussagen wahr, die andere falsch ist; eine von beiden Personen muß wissentlich Wahrheit, die andere wissentlich Lügen reden. Also stehen die boshafteste Verleumdung und die leidenste Unschuld vor mir? — Also muß sich eine von beiden erstaunlich verstellen können? — Also kann die boshafteste Lüge die Miene der leidendsten Unschuld annehmen?" — Ja, sie kann es! und es ist schrecklich, daß sie es kann; oder vielmehr: nicht, daß sie es kann, denn das ist Vorrecht der freien Menschennatur, deren Vollkommenheit und Ehre nicht allein ihre gränzenlose Perfectibilität, sondern auch ihre gränzenlose Corruptibilität ist; denn erst diese letztere gibt der wirklichen freiwilligen moralischen Verbesserung und Vervollkommnung des Menschen ihren größten Werth. Also — es ist schrecklich; nicht, daß die boshafte Lüge die Miene der leidendsten Unschuld annehmen kann, sondern daß sie diese Miene annimmt.

„Also aber kann sie's! — und — was sagt denn die Physiognomik?" — Das sagt sie:

Ich sehe zwei Menschen vor mir, davon der eine sich keine Anstrengung geben darf, anders zu scheinen, als er ist, der andere sich die größte Anstrengung geben, und diese Anstrengung auf das sorgfältigste verbergen muß; der Schuldige hat vielleicht noch mehr Dreistigkeit, als die Unschuld, aber sicherlich hat die Stimme der Unschuld mehr Energie, Beredungskraft, Glaubwürdigkeit! sicherlich hat der Blick der Unschuld mehr Licht, als der der boshaften Lüge! Ich sah ihn, diesen Blick, mit Wehmuth und Zorn über Schuld und Unschuld, den unbeschreiblichen Blick, der so treffend sagte: „Und du darfst es läugnen?" — Ich sah den gleichsam mit einem Nebel verschleierten sich aufraffenden Blick; hörte die zwar rohdreiste, anmaßungsreiche, aber dennoch, wie der Blick, die matte, dumpfere, weniger nackte Stimme, die antwortete: „Ja, das darf ich!" — in der Stellung, in der Geberdung der Hände besonders im Schritte, da sie hin und her geführt wurden; im Momente, da ich das Treffendste über die Feierlichkeit des Eides sagte, welcher von ihnen gefordert werden würde, in diesem Momente, das Belecken der Lippen, der gesenkte Blik, die Mattheit der Stellung auf der einen Seite, der offene, erstaunte, feste, eindringende, warme, ruhevolle und stillrufende Blick auf der andern — „Herr Jesus! Und — du willst schwören?"

O Leser! glaub' es mir, ich sah, hörte, fühlte die Unschuld und die Schuld; die Bosheit mit einem unterdrückten verfluchten — ich weiß nicht was —

Es ist wahr, was der Verfasser der Bittschrift für die Wittwe Gamm sagt:

„Cette chaleur, si l'on pouvoit ainsi parler, est le pouls de l'innocence; l'innocence a des accents inimitables; et malheur au juge, qui ne sait point les entendre!" „Quoi de sourcis," sagt ein anderer Franzose, ich glaube Montaigne, „Quoi des sourcis? Quoi des épaules? Il n'est mouvement, qui ne parle, et un langage intelligible, sans discipline, et un langage public."

Ich kann diesen wichtigen Punct noch nicht verlassen, ohne noch ein Paar Anmerkungen beizufügen.

Eine allgemeine Anmerkung;

Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, ist das simpelste, — und dennoch unerklärbarste Ding von der Welt! — Ein Wort vom allerweitesten und allereingeschränktesten Sinne.

Wer ganz ehrlich ist, möchte ich einen Gott, und wer ganz unehrlich ist, einen Teufel nennen. Aber der Mensch ist weder ein Gott noch ein Teufel, sondern ein Mensch. Es ist kein Mensch ganz ehrlich, und keiner ganz unehrlich.

Sprechen wir also von Verstellung und Aufrichtigkeit, so müssen wir die allerfeinsten Begriffe hiervon beinahe ganz auf die Seite setzen. Wir müssen den aufrichtig nennen, der sich keiner falschen, eigennützigen Absicht, die er zu verbergen suchen will, bewußt ist; den falsch, der sich wissentlich bestrebt besser zu scheinen als er ist, um dadurch sich Vortheile mit dem Nachtheile anderer zu verschaffen. Dieß vorausgeschickt, habe ich über Verstellung und Aufrichtigkeit in Absicht auf die Physiognomie noch Folgendes zu sagen:

Ist ein Mensch durch Verstellung Anderer betrogen worden, so bin ich es. Hätte ein Mensch Ursache, die Verstellungskunst der Menschen zum Einwurfe gegen alle Zuverlässigkeit der Physiognomik zu machen, so hätte ich es. Und dennoch behaupte ich diese Zuverlässigkeit um so viel dreister, je mehr ich mich durch angenommene Mienen der Redlichkeit habe täuschen lassen. Denn einmal ist es doch ganz natürlich, daß auch der schwächste Verstand zuletzt durch Schaden aufmerksam, durch Aufmerksamkeit klug werden muß.

Ich ward in eine Art von Nothwendigkeit gesetzt, alle meine Kräfte aufzubieten, bestimmtere Zeichen der Redlichkeit und Falschheit aufzusuchen, oder mit andern Worten, das dunkle Gefühl, das bei dem ersten Anblicke einer Person in mir rege ward, und dem ich aus gutem Herzen und gesunder Vernunft so wenig Glauben beimessen wollte, dieß wahre, ungelernte Grundgefühl fester zu halten, und wo möglich, einigermaßen zu analysiren. Immer zu meinem Schaden habe ich diesen ersten Eindruck wieder aus meinem Herzen zu verwischen gesucht.

Der Betrüger ist nie weniger vermögend, sich zu verstellen, als im ersten Augenblicke, da wir ihn sehen,

wenn er sich noch gleichsam ganz allein gelassen, ehe er in eine gewisse Activität und Wärme gesetzt ist. — Nichts ist schwerer, behaupte ich, und nichts dennoch leichter, als Heuchelei zu entdecken. Nichts ist schwerer, so lange der Heuchler denkt, daß er beobachtet werde. Nichts leichter, sobald er vergißt, daß er beobachtet wird. Die Ehrlichkeit hingegen ist viel leichter zu bemerken und zu empfinden, weil sie immer in einem natürlichen Zustande und außer allem Bestreben ist, sich anzustrengen, sich aufzustutzen.

Doch muß das ja wohl bemerkt werden, daß Furchtsamkeit und Schüchternheit dem redlichsten Gesichte oft den Anstrich der Unaufrichtigkeit geben können. Bloße Schüchternheit kann es oft seyn, es muß nicht allemal Falschheit seyn, wenn dich der, welcher dir etwas erzählt, dir etwas vertraut, nicht ansehen darf. Ueberhaupt macht dieß Niederschauen dessen, der mit uns redet, immer einen fatalen Eindruck. Wir können uns dabei des geheimen Argwohns der Unaufrichtigkeit kaum erwehren. Es ist immer Schwachheit, Blödigkeit, Unvollkommenheit; — Blödigkeit, die sehr leicht in Falschheit übergehen kann. Denn wer ist mehr der Falschheit ausgesetzt, als der Furchtsame? Wie leicht bequemt sich der nach Jedem, mit dem er umgeht? Wie stark, wie nahe ist immer die Versuchung zum ais, ajo, und negas, nego? Petrus Falschheit und Untreue, was war sie anders als Furchtsamkeit? Die wenigsten Menschen sind groß genug, das ist, haben Kraft und Selbstgefühl genug, Entwürfe zu machen und in's Werk zu setzen, um Andere zu betrügen und sie unter dem Scheine der Treue und Freundschaft in's Garn zu locken. — Aber unzählige Menschen, nicht harte, rohe Seelen; edle, treffliche, gefühlvolle, zärtliche, fein organisirte Menschen, und gerade diese am meisten schweben beständig in der Gewohnheit, unredlich zu seyn; sie befinden sich immer an der Schwelle oder vielmehr an dem Abgrunde der Unredlichkeit, und darum können sie leicht in die Gefahr hineinkommen, den Menschen, mit denen sie reden, nicht in das Gesicht sehen zu dürfen. Sie treten so oft in eine Schmeichelei ein, wobei sie ihr Herz Lügen straft; so leicht lassen sie sich in einen Spott über einen Redlichen, vielleicht gar über einen Freund, hinreißen — Spott über einen Freund? — Nein! Wer dessen fähig ist, ist nicht mehr eine edle, treffliche, gefühlvolle, zärtliche Seele! Spott und Freundschaft können sich so wenig vertragen, als Christus und Belial! Aber — zum Spott über etwas sonst Ehrwürdiges, Heiliges, Göttliches: — dazu kann auch eine redliche, schwache, blöde Seele — ach! wie leicht hingerissen werden! Wie leicht, aus Kraftlosigkeit zum Widerstand oder Widerspruch, mir und dir versprechen, was nur Einem von uns gehalten werden kann, Beiden bejahen, was bei dem Einem bejahet, bei dem Andern verneint werden sollte! — O Furchtsamkeit und Blödigkeit! du hast mehr Falsche und Heuchler gemacht, als Eigennutz und Bosheit!

Doch ich lenke wieder ein — Furchtsamkeit und Unaufrichtigkeit, Weichlichkeit und Faschheit, sind sich in ihrem Ausdrucke oft ziemlich ähnlich. Wer in der Falschheit sich bejahret hat; wessen Furchtsamkeit mit Stolze gepaart, planvolle Kunst geworden ist, dem wird es nimmermehr möglich seyn, herzöffnendes Gefühl der Aufrichtigkeit um sich her zu verbreiten. Er wird betrügen können. Aber wie? — Man wird sagen: „es ist unmöglich so zu reden, sich so zu äußern, und es unredlich zu meinen." Aber man wird nicht sagen: „mein Herz hat das Herz gefühlt!" — Nicht sagen: „ha! wie wohl war mir bei dem Manne, wie leicht ward mir um das Herz! wie viel mehr las ich noch Treue und Gutherzigkeit in seinen Mienen, als alle seine Worte mir versicherten!" — So wird man nicht sprechen, und wenn man so spricht, man wird es nicht aus Ueberlegung, nicht mit innigem sichern Gefühle zweifelloser Wahrheit sprechen! Blick der Augen und Lächeln des Mundes, du wirst es verrathen, wenn man dich auch nicht bemerken, das Auge vor dir verschließen, das Herz gegen dich verhärten, dich vergessen, dich ignoriren will.

Du wirst zuletzt, wenigstens wenn du betrogen bist, durch alle Raisonnements durchbrechen; erstes tiefes, obgleich weggeworfenes, obgleich überworfenes Gefühl der Unredlichkeit!

Aber wo ist sie dann, ach wo? wo die lautere, reine, sich ohne Anstrengung öffnende, ohne Rückhalt sich mittheilende, uneigensüchtige, brüderliche Redlichkeit! wo der ganz offne, unausgesperrte, sich unaufdringende, sich nie zurückwendende, nie sich verirrende Blick kindlicher Einfalt und Treuherzigkeit?

Was hat der gefunden, der einen solchen Blick gefunden hat! — Verkaufe was du hast, und kaufe den Acker mit diesem Schatze!

XIX. Von der Freiheit der Nichtfreiheit.

Ueber diesen äußerst wichtigen und tief eingreifenden Punct denke ich so: Der Mensch ist frei, wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten, unüberschreitbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten, unveränderlichen Spielraum. Es gehört mit zu Helvetius unverzeihlichen Sünden wider die Vernunft und Erfahrung, daß er die Erziehung als das einzige Mittel der allgemeinsten Bildung und Unbildung angegeben hat. Revoltanteres hat vielleicht kein philosophischer Kopf in diesem Jahrhundert der Welt aufgedrungen. — Wer kann läugnen, daß gewisse Köpfe, gewisse Bildungen, gewisser Empfindungen, Talente, Wirksamkeiten von Natur fähig, von Natur unfähig sind?

Einen Menschen zwingen wollen, daß er denke und empfinde, wie ich, heißt: ihm meine Stirn und Nase aufdringen wollen, heißt: dem Adler Langsamkeit der Schnecke, der Schnecke Schnelligkeit des Adlers gebieten wollen. Siehe da die Philosophie unserer Lucianischen Geister!

Jeder Mensch kann nur, was er kann, und ist nur, was er ist. Er kann nur auf einen gewissen Grad steigen, und weiter nicht; und wenn man ihn mit der Unbarmherzigkeit eines ergrimmten Scharfrichters auf den Tod geißelte. Jeder Mensch soll nach sich selbst gemessen werden. Was kann er, als er? er, in den Umständen, in denen er ist? nicht — was könnte ich in seiner Lage?

O Menschen, Brüder, Eines Vaters Kinder! wann wollt Ihr anfangen, einander billig zu beurtheilen? wann aufhören, von dem Empfinder Abstractionen des kalten Denkers, von dem kalten Denker warme Empfindungen zu fordern? zu erzwingen? wann von dem Apfelbaum keine Birnen, von dem Weinstock keine Feigen mehr verlangen? Der Mensch ist Mensch und kann nicht Engel seyn, wenn er es auch wünscht. Und so ist Jeder ein eigen Ich und Selbst, und kann so wenig ein anderes Selbst, als ein Engel werden. Zu

meinem Bezirke bin ich frei; in meinem Kreise kann ich wirken, wie ich will. Wenn ich *Ein* Pfund empfangen habe, so kann ich nicht wirken, wie der, so *zwei* empfangen hat. Aber dieß Eine kann ich gut oder übel anwenden. Ein gewisses Maß von Kraft ist mir gegeben, das ich gebrauchen, durch den Gebrauch vermehren, durch Nichtgebrauch vermindern, durch Mißbrauch verlieren kann; aber nie kann ich, mit diesem bestimmten Maß von Kraft, das ausrichten, was mit einem doppelten eben so angewendeten Maße sich ausrichten ließe. *Fleiß* kann dem *Talente*, das nicht fleißig ist — und *Talent* dem *Genie*, das keine Gelegenheit und Uebung hat, sich zu entwickeln — sehr nahe kommen, oder vielmehr nahe zu kommen scheinen; aber nie kann Fleiß Untalent zum Talent, oder Ungenie zum Genie machen. Jeder muß bleiben, wer er ist. Er kann sich nur auf einen gewissen Grad ausbreiten, vervollkommnen, entwickeln. Jeder ist Fürst, und souverän; aber nur in *seinem*, großen oder kleinen, Fürstenthum. Er kann es anbauen, so daß es so viel Ertrag gibt, als ein noch einmal so großes, das nicht angebaut wird. Aber sein Fürstenthum kann er nicht erweitern, es sey denn, daß ihm der Herr seines Nachbars unangebautes Fürstenthum, wenn das seinige ganz angebaut ist, dazu *schenke*. Dieser Glaube an die Freiheit und Nichtfreiheit des Menschen ist es, was Jeden demüthig und muthvoll, bescheiden und wirksam machen kann. Bis hierher und nicht weiter ... Aber so weit! ruft Gottes Stimme, Wahrheit, Physiognomik jedem Menschen zu, der Ohren hat zu hören: *sey, was du bist; und werde, was du kannst!*

Jedes Menschen Physiognomie und Charakter kann sich erstaunlich verändern; aber doch nur auf eine so und so bestimmte Weise. Jeder hat einen großen Spielraum; der kleinste hat ein großes, gutes Stück Feld, auf welches er mancherlei, nach des Bodens Art, säen kann. Aber er kann nur *den* Samen säen, den er empfangen hat, nur *den* Boden bauen, auf welchen er hingestellt ist. In dem großen Hause Gottes sind zur Ehre des Hausherrn goldene, silberne und hölzerne Gefäße; alle tauglich, alle nützlich, alle gottesempfänglich; alles Werkzeuge der Gottheit, alles Gedanken, Offenbarungen von ihm, alles Worte seiner Kraft und Weisheit; aber das Hölzerne bleibt hölzern, das Silberne silbern, das Goldene golden. Das Goldene kann ungebraucht veralten; aber es bleibt golden. Das Hölzerne kann nützlicher werden als das Goldene; aber es bleibt hölzern. Keine Erziehung, keine Anstrengung, kein Aufstreben der Imagination, ohne tiefe innere Ordnung und Gefühl der Kraft, kann uns eine andere Natur geben. *Laß jeden Menschen das seyn, was er ist; und sey du das, und nichts anders, als was du bist: so bist du Gott und Menschen und dir selber gut genug.* Bist du *Violine*; willst du *Flötenton* aus dir erzwingen? Bist du *Trommel*; willst du schallen lernen, wie die *Trompete?* Aber dieselbe Violine, so oder so gestimmt, so oder so gehalten, so oder so gestrichen, wie unendlich mannigfaltige Töne kann sie von sich geben! Aber keinen Flötenton; so wenig als die Trommel trompeten kann. Aber wie unendlich verschieden kann die Trommel gerührt werden!

Mit einer schlechten Feder kann ich nicht schön schreiben; aber schön und schlecht mit einer guten. Ich kann nicht weise reden, wenn ich dumm bin; aber dumm reden, wenn ich weise bin. Nicht geben, wenn ich nicht habe; aber wenn ich habe, geben oder behalten, brauchen oder nicht brauchen. Mit tausend Gulden kann ich kaufen — nicht alles, was ich will — aber dennoch steht es mir *frei*, unter unzähligen Dingen, deren Werth diese Summe nicht übersteigt, auszulesen. Also bin ich *frei* und nicht *frei*. Von meiner innern und äußern Organisation hängt die Summe meiner Kräfte, der Grad meiner Activität und Passivität ab. Von den äußern Umständen, Erweckungen, Veranlassungen, Menschen, Büchern, Schicksalen, der Gebrauch, den ich von dem bestimmten Maße meiner Kräfte machen kann. *Nicht an Jemandens Wollen oder Laufen liegt es, wie Einer ist, sondern an Gottes Erbarmen. Auch darf kein Gefäß zum Töpfer sagen: warum hast du mich also gemacht? Aber der Herr, der Gerechte, schneidet auch nicht, wo er nicht gesäet, und sammelt nicht, wo er nichts hingelegt hat. Mit Recht aber fordert er von dem, der fünf Talente empfing, fünf andere damit gewonnen; zwei gewonnen von dem, der zwei empfing; und eines von dem, der eines empfing.*

Beilagen.

Ein großes Vorurtheil und zugleich die allerlächerlichste Anmaßung wäre es, wenn man auch nur die äußersten Gränzlinien von allem dem bestimmen wollte, was nachstehende Köpfe seyn, oder nicht seyn können. Aber etwas kann doch mit Zuverlässigkeit nach wiederholten Beobachtungen gesagt, und weiterer Prüfung heimgestellt werden.

1. Eine große, freiwirkende Seele, mit vieler Gedächtnißkraft; aus der Form und Zeichnung des Auges zu schließen, wird er seine Gegenstände schnell fassen und mit Leichtigkeit behalten.

2. Wird nicht so leicht eine Meinung adoptiren, als 1. — Nur in den Augenblicken der Andacht ist er einer eigentlichen Zärtlichkeit empfänglich; aber alles das, was Krümme oder Falschheit heißen mag, läßt sich bei diesem Gesichte nicht denken.

3. Ein Gesicht, das sich in Ewigkeit nicht mit Calculiren, Abstrahiren und Classificiren abgeben wird. Ganz für's sinnliche Vergnügen geschaffen, empfänglich für alle Arten, alle Mißtritte der Liebe. Von der höchsten Geistigkeit kann er zur tiefsten, massivsten Körperlichkeit sich erniedrigen; am wahrscheinlichsten aber ist, daß er sich in der Mitte von beiden Extremen erhalten wird.

4. Ein Gesicht, dem Treue leicht, Ordnung lieb — aber schwer ist, von einmal gefaßten Meinungen abzustehen.

5. Wird vermuthlich in einer mittelmäßigen Sphäre der Thätigkeit bleiben. Seine Klugheit kann Schüchternheit werden; aber niemals wird er sich in den Wirkungskreis eines Helden emporschwingen.

6. Ein talentreiches Gesicht; schnell faßt es die Gegenstände, ohne sich in ihre Tiefe zu wagen; sinnlicher und moralischer Ideen empfänglich, nährt es sich mit denselben, und freut sich ihrer, ist aber schwerlich einer pünctlichen Thätigkeit und Genauigkeitsliebe fähig.

7. Ein Gesicht voll schneller Wirkung und Kraft, das im Gebiete der Philosophie und der Dichtkunst immer herumschwärmen, aber bei aller Kälte des Mundes selten ruhig überlegen wird.

8. Ein Profil von ökonomischen Talenten; ganz und gar keiner poetischen Empfindsamkeit fähig, fest und ruhig wird es immer in seinen Planen forschreiten, ohne sich außer seinem Kreise irgend um etwas zu bekümmern.

9. Ein malerisches Gesicht voll Feuer, das schnell, mit Geist und weich arbeiten wird, aber nie sich zur kleinlichen, ausmalenden Bestimmtheit herunterlassen kann.

10. Nie wird der Mann, dessen Profil wir hier vor uns haben, in irgend einer Wissenschaft oder Kunst groß werden; mit Ordnungsliebe wird er Fleiß, und Treue mit Gutmüthigkeit verschwistern, und in einer mittlern Sphäre ein sehr brauchbarer, verständiger Mann seyn.

11. Ein wahres Heldengesicht, schnellthätig, aber gleich entfernt von unüberlegter Hastigkeit und zaudernder Ruhe. Zum Herrschen geboren — hart kann es werden, aber schwerlich klein.

12. Kein Held, kein Mathematiker, kein Staatsmann, aber Dichter und Kanzelredner vielleicht kann dieses Gesicht werden.

13. Gerade, treu und offen wird dieses Profil immer handeln, wenn es seiner Conformation treu bleibt. In Sachen des Geschmacks kann es zu einem hohen Grad emporsteigen; aber nie da, wo eigentliche körperliche Kraft und physischer Heldenmuth erfordert wird.

14. Ein großes Gesicht. In dem Gebiete, in das es sich einmal hineingedrungen hat, wird es sich mit Gewalt ausdehnen. Herrschsucht in allen Theilen des Gesichts von der Stirn bis zum Barthaare herab; im Munde kaltes überlegendes Hinstaunen eines Starken. — Schwerlich wird es gedrückt werden, aber sehr leicht Andere drücken.

XX. Von der Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit.

Es frägt sich: „Ist eine sichtbare erweisliche Harmonie und Zusammenstimmung der moralischen und körperlichen Schönheit? eine Harmonie zwischen moralischer und körperlicher Häßlichkeit? und eine wesentliche Disharmonie zwischen moralischer Schönheit und körperlicher Häßlichkeit? zwischen moralischer Häßlichkeit und körperlicher Schönheit?"

Von Millionen Stimmen der Natur wird diese Frage laut bejahet; wie könnte ich sie verneinen? —

Es wird auf Beweise ankommen. Möchte der Leser mit der Geduld sie hören und prüfen, mit welcher ich sie vorlegen will. Es wird eine Zeit kommen, hoffe ich, fast möchte ich sagen, ich verheiße es, eine bessere Zeit, wo mich jedes Kind auslachen wird, daß ich dieses noch erst bewiesen habe, vielleicht auch das Zeitalter auslachen, oder edler beweinen wird, wo es Menschen gab, denen man dieses noch beweisen mußte!

Höre die Stimme der Wahrheit, wer will, ich kann nur etwas von dem nachstammeln, was ich aus ihrem Munde vernehme.

Wahrheit ist Wahrheit, werde sie angenommen oder nicht. Mein Ausspruch macht nicht wahr, was wahr ist; aber weil es wahr ist, will ich reden!

Vorausgesetzt, daß wir das Werk einer höchsten Weisheit sind, fällt es nicht sogleich auf, daß es unendlich schicklicher ist, daß zwischen physischer und moralischer Schönheit Harmonie sey, als daß keine sey? Daß es schicklicher sey: der Urheber aller moralischen Vollkommenheit drücke sein höchstes Wohlgefallen daran durch eine natürliche Uebereinstimmung der physischen mit der moralischen aus? Man setze doch nur das Gegentheil, wer wird an eine unendliche Weisheit und Güte glauben, und den Gedanken ertragen können? — „Nicht etwa nur zufälliger Weise, nur unter gewissen Umständen geschieht es, sondern es ist so die allgemeine Einrichtung und Natur der Dinge, daß, wo die höchste moralische Vollkommenheit ist, die höchste physische Unvollkommenheit zum Vorscheine komme, daß der tugendhafteste Mensch der häßlichste, der erhabenste, edelste, großmüthigste Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes das ekelhafteste Geschöpf sey; daß Gott der Tugend alle Schönheit versage, um sie ja nicht zu empfehlen; daß die ganze Natur darauf eingerichtet sey, das, was der Gottheit das Liebste und an sich Liebenswürdigste ist, gleichsam mit dem Siegel seines Mißfallens zu stempeln." Wer, Brüder, Freunde der Tugend, Mitanbeter der höchsten Weisheit, die lauter Güte ist: wer kann diesen, beinahe hätte ich gesagt, gotteslästerlichen Gedanken ertragen?

Setzet den ähnlichen Fall mit dem Verhältnisse der Erkenntnißfähigkeiten zu der körperlichen Feinheit. Könnt Ihr es schicklich der höchsten Weisheit angemessen finden, in dem Maße Plumpheit zum Vorscheine kommen zu lassen, in welchem die innere Verstandeskraft da ist und sich entwickelt? Saget was Ihr wollt, nimmer mehr könnet Ihr es; und wie unendlich viel weniger liegt doch an dieser, als an jener Harmonie? Wi[e] unendlich vielmehr ist dem Urheber unserer Natur u[m] die Entwickelung und Vervollkommung des moralische[n] Theils unserer Natur zu thun, als des intellectuellen — Weiter, wer wird es schicklich, und der höchst[en] Weisheit angemessen finden können, daß sie dem schwäch[s]ten Körper die Form und den Schein des stärkste[n] und dem stärksten die Form und den Schein des schwäch[s]ten gebe? (Ich rede nicht von Zufälligkeiten und Au[s]nahmen, ich rede von durchgängig allgemeiner Einric[h]tung der Natur) — Und doch wäre diese Verstellun[g] diese unwürdige Spielsucht noch Weisheit und Wür[de] in Vergleich mit dem Betragen, „zwischen moralisc[her] und physischer Schönheit eine sichtbare Disharmonie in der ganzen Natur zu veranstalten."

Doch ich will es zugeben; dergleichen metaphysi[sche] Präsumtionen, so einleuchtend sie scheinen, und so [...] sie wenigstens bei gewissen Leuten gelten sollten, [...] nicht beweisend genug. Es kommt auf die Wirklich[keit] der Sache in der Natur, mithin auf sichere Beob[ach]tungen und Erfahrungen an.

Ich setze zum Voraus, was auch der schlech[teste] Beobachter seines eigenen oder anderer Angesichter n[icht] mehr läugnen kann: jeder Gedankenzustand, jeder [Em]pfindungszustand der Seele hat seinen Ausdruck [auf] dem Gesichte. Unähnliche Zustände der Seele h[aben] nicht ähnliche Ausdrücke des Angesichtes und ähn[liche] Zustände nicht unähnliche Ausdrücke.

Ich setze voraus, was auch kein Moralist läu[gnen] wird, daß gewisse Zustände der Seele, gewisse Em[pfin]dungen, Empfindungsweisen, Neigungen, schön, a[n]thig, edel, groß seyen, und jedem empfindsamen H[erzen] Wohlgefallen, Achtung, Liebe, Freude gleichsam [nö]thigen; daß andere hingegen ganz das Gegentheil [...] und wirken, und häßlich, widrig, unangenehm, ab[schre]ckend, ekelerregend seyen!

Ich setze voraus, was jedem gesunden, auch [...] übten Auge einleuchtend ist: daß es Schönheiten [...] Häßlichkeiten der Züge des Angesichtes gebe, (wir [...] für's Erste auch nur von diesem) was man auc[h im]mer für seltsame Einwendungen gegen eine wese[...]

Schönheit des Körpers überhaupt, gegen ewig wahre, ständige Principien körperlicher Schönheit ausgedeckt hat. Ich stelle den schönsten Menschen neben den häßlichsten, und kein Mensch wird ausrufen: „jener, wie häßlich! dieser, wie so reizend schön!" Und eben derselbe schöne Mensch schneide allerlei Gesichter: Zuschauer aus allen Nationen des Erdballs werden immer mit Einer Stimme rufen: „Das war ein häßliches, das ein scheußliches, das ein ekelhaftes, dieß nun wieder ein ordentliches, ein anmuthiges, ein schönes Gesicht!" u. s. f.

Wir fassen zusammen:

„Was in der Seele vorgeht, hat seinen Ausdruck auf dem Angesichte."

„Es gibt moralische Schönheiten und Häßlichkeiten, Gesinnungen des Wohlwollens und des Uebelwollens."

„Es gibt körperliche Schönheiten und Häßlichkeiten der Züge im menschlichen Angesichte."

Nun ist es noch um den vierten Satz zu thun: „Sind die Ausdrücke der moralischen Schönheiten auch körperlich schön? die Ausdrücke der moralischen Häßlichkeiten auch körperlich häßlich? oder ist hingegen der Ausdruck moralischer Schönheiten — Häßlichkeit, und der moralischen Häßlichkeiten — Schönheit? oder sind die Ausdrücke moralischer Beschaffenheit und Zustände weder schön noch häßlich? oder, ohne zureichenden Grund, bald schön, bald häßlich?"

Wir wollen nun sehen. Man nehme z. B. nur den unmittelbaren Ausdruck von mancherlei leidenschaftlichen Zuständen der Seele! Man zeichne einem Kinde, einem Bauer, einem Kenner, einem jeden Andern, das Gesicht eines Gütigen und eines Niederträchtigen, eines Aufrichtigen und eines Falschen. Man zeichne ihm dasselbe Gesicht in einem Augenblicke edler begegnender Güte, in einem Augenblicke verachtender Eifersucht, und frage: „Welche dieser Gesichter hältst du für schön, für die schönsten? und welche für die häßlichsten?" Und siehe da! Kind und Bauer und Kenner werden dieselben Gesichter für die schönsten halten, und alle dieselben für die häßlichsten.

Ich frage weiter: von welchen Leidenschaften, welchen Gemüthszuständen diese häßlichen, jene schönen Gesichter der Ausdruck seyen? Und siehe! es findet sich, daß gerade die häßlichsten Ausdrücke auch die häßlichsten Gemüthzustände bezeichnen.

Dasselbe gilt nun auch bei allen tausendfältigen Vermischungen und Zusammensetzungen aller moralisch-häßlichen Gemüthszustände und ihrer Ausdrücke.

Bis hierher, denke ich, hat die Sache wenig Schwierigkeit.

Allein der nächste Schritt ist eben so wenig mit Schwierigkeit umfangen.

Ein jeder vielmal wiederholte Zug, eine jede oftmalige Lage, Veränderung des Gesichtes, macht endlich einen bleibenden Eindruck auf den weichen Theilen des Angesichtes. Je stärker der Zug, und je öfter er wiederholt wird, desto stärkern, tiefern, unvertilgbarern Eindruck (und wie unten wird erwiesen werden, selbst auf die knochigen Theile von früher Jugend an) macht er.

Ein tausendmal wiederholter angenehmer Zug drückt sich ein, und gibt einen bleibenden, schönen Zug des Angesichtes.

Ein tausendmal wiederholter häßlicher Zug drückt sich ein, und gibt einen bleibenden häßlichen Zug des Angesichtes.

Viele solche schöne Eindrücke auf die Physiognomie eines Menschen geben zusammen (bei übrigens gleichen Umständen) ein schönes; viel solcher häßlichen, ein häßliches Angesicht.

Moralisch-schöne Zustände nun haben zu Folge dessen, was wir oben gesagt haben, schönen Ausdruck.

Dieselben Zustände, tausendmal wiederholt, machen also bleibende schöne Eindrücke auf das Angesicht.

Moralisch-häßliche Seelenzustände haben häßlichen Ausdruck. Kommen sie nun oft und immer wieder, so machen sie bleibende häßliche Eindrücke.

Und zwar verhältnißmäßig stärkere oder tiefere, je öfter und stärker die einzelnen Ausdrücke des oft wiederkommenden Zustandes der Seele geschehen.

Ferner: Es gibt keinen Gemüthszustand, der nur in einem einzigen Gliede oder Theile des Angesichtes schlechterdings ausschließungsweise seinen Ausdruck habe. Wenn schon der eine Zustand der Seele sich mehr in diesem als jenem Theile des Angesichtes ausdrückt, in dem einen sehr starke, in dem andern beinahe unmerkliche Veränderungen macht; so wird doch eine genauere Beobachtung lehren: daß bei einer Bewegung der Seele kein weicher Theil des Angesichtes unverändert bleibt. Was nun von einem Ausdrucke auf einem Gliede oder Theile des Angesichtes wahr ist, das ist von allen wahr; alle verändern sich bei schlechten Zuständen der Seele in das Schlechtere, alle bei schönen in das Schönere; so, daß das ganze Angesicht jedesmal ein harmonirender Hauptausdruck eines gegenwärtigen regierenden Gemüthszustandes ist.

In allen Theilen des Angesichtes geben also verhältnißmäßig oft wiederholte Gemüthszustände häßliche oder schöne bleibende Eindrücke.

Oft wiederholte Gemüthszustände geben Fertigkeiten; Gewohnheiten kommen von vorhandenen Neigungen und geben Leidenschaften.

Ich fasse nun diese Sätze zusammen, und sie lauten in einem Satze also:

„Die Schönheit und Häßlichkeit des Angesichtes hat ein richtiges und genaues Verhältniß zur Schönheit und Häßlichkeit der moralischen Beschaffenheit des Menschen."

Je moralisch-besser; desto schöner.
Je moralisch-schlimmer; desto häßlicher.

Nun brechen Einwendungen hervor wie Waldwasser. Ich höre sie rauschen. Mit furchtbarem Sturze stürzen sie daher, pfeilgerade gegen das arme Hüttchen, das ich mir gebaut hatte, und worin mir so wohl war. Nicht so verächtlich, liebe Leute! Etwas Geduld! Nicht ein armes Strohhüttchen auf ein Sandbänkchen: ein massiver Pallast auf Felsen erbaut! und die furchtbaren Waldströme zerschäumen, und ihre Wuth wird sich legen am Fuße des Felsen! Oder sie mögen auch fortrauschen: der Fels steht und der Pallast! Man mag es mir verzeihen, wenn ich zuversichtlich spreche! Zuversicht ist nicht Stolz. Ich will mich demüthigen lassen, wenn ich Unrecht habe. Man spricht hoch und laut: „daß dieß tausend täglichen Erfahrungen zuwiderlaufe; wie viele häßliche Tugendhafte und schöne Lasterhafte es nicht gebe!" Schöne Lasterhafte? Lasterhafte mit schönen Farben? schönem Fleische oder schönen Zügen? — Doch ich will nicht vorgreifen! Man höre die Antwort!

1. Für das Erste trifft diese Einwendung meinen Satz nicht recht. Ich sage nur: Tugend verschönert; Laster macht häßlich. — Ich behaupte wohl nicht: „Tugend allein ist es, von der alle Schönheit des menschlichen Angesichtes bewirkt wird; Laster

allein ist es, das häßlich macht." Wer wollte das behaupten? wer läugnen, daß es nicht noch andere nähere, unmittelbarere Ursachen der Verschönerung und Entstaltung des menschlichen Angesichtes gebe? Es liegt am Tage! Wer dürfte es, wer wollte es läugnen, daß Verstandeseigenschaften, daß am allermeisten ursprüngliche Bildung aus Mutterleibe, ferner die von dem Zöglinge selbst unabhängige Erziehung, Lebensumstände, Krankheiten, Zufälle, Beruf, Klima u. s. f., so viele nächste Ursachen der Schönheit und Häßlichkeit der Menschen sind, und abgeben können? Völlig analog ist meine Behauptung mit dem unläugbaren Satze: „Tugend befördert die äußere Wohlfahrt des Menschen, und Laster zerstört sie." Wird es nun Einwendung gegen diesen Satz seyn: „Es gibt doch viele hundert Tugendhafte, die unglücklich, und Lasterhafte, die glücklich sind? Will man mit der ersten allgemeinen Behauptung mehr sagen, als etwa: „Zum Glücke oder Unglücke des Menschen sind zwar viele andere wesentlich mitwirkende Ursachen, als nur seine Tugend oder Lasterhaftigkeit; seine Moralität aber ist dennoch neben vielen andern auch eine der wichtigsten und wesentlichsten Ursachen und Mittel." Gerade so nun auch mit unserm Gegenstande: „Tugend verschönert; Laster macht häßlich;" aber sie sind es nicht allein, die auf Schönheit und Häßlichkeit Einfluß haben.

2. Für das Zweite: von der Erfahrung, die man uns entgegensetzen will, geht, wenn wir es näher betrachten, auch noch etwas ab! Ja sie führt, glaube ich, etwas mit sich, das wohl eher noch unsere Behauptung bestätigen hilft. Erfahren wir nicht oft, und rufen aus: „Ein schönes Frauenzimmer, ich lasse es gelten; aber mich nimmt sie gar nicht ein!" Oder wohl gar: „ich könnte sie nicht ausstehen!" Und hingegen, wie oft: „Ein häßlicher Mensch, doch hat er, trotz aller seiner Häßlichkeit, im ersten Augenblicke einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht; ich fühlte gleich, daß mir recht wohl um ihn seyn könnte," u. s. w. Und bei der Untersuchung findet es sich, daß gerade jene Schöne, die wir nicht ausstehen können, und jene Häßlichkeit, die wir lieben müssen, durch die häßlichen oder liebenswürdigen Eigenschaften, die sich auf ihrem Antlitze ausdrücken, diese Antipathie und Sympathie erwecken.

Und da diese guten Züge mitten aus einem häßlichen Gesichte, und die häßlichen Züge mitten aus einem schönen so sehr hervorstechen, daß sie kräftiger auf uns wirken, als alles Andere; beweist das nicht eben mit, daß diese Schönheitslinien feiner, edler, sprechender sind, als die übrigen mehr körperlichen?

Man sage nicht: „daß diese Sympathie und Antipathie erst durch Umgang, wo sich Häßlichkeiten, oder Schönheiten der Seele aufdecken, erzeuget werde." Im ersten Augenblicke geschieht dieß, wie oft! Man sage auch nicht: „daß dieß durch einen Schluß auf die Gemüthsart der Person geschehe; weil wir vorher etwa in ähnlichen Fällen oft erfahren haben, daß Personen, die bei ihrer Häßlichkeit noch solche angenehme Züge haben, liebenswürdige, oder die bei ihrer Schönheit noch solche unangenehme Züge haben, schlechte Seelen seyen." Freilich geschieht dieß sehr oft; aber dadurch wird die Wahrheit unserer Behauptung nicht aufgehoben. Beides kann neben einander bestehen. Die Kinder zeigen, wie wenig diese Einwendung zu bedeuten habe. Kinder, die noch vor aller solcher Erfahrung mit ihren Augen wonnevoll an einem Gesichte hängen bleiben, das nichts minder als fleischlich-schön, als hübsch ist, das aber eine schöne Seele ausdrückt; und hingegen im umgekehrten Falle so oft herzlich zu schreien anfangen.

Für das Dritte müssen wir uns über die Worte recht verstehen.

Geht man hin, und spricht den Satz so schlecht und roh aus: „der Tugendhafte ist schön, der Lasterhafte körperlich-häßlich;" so gibt es auch beinahe eben so viele Einwendungen als verschiedene Begriffe von tugendhaft und lasterhaft, moralisch-gut und schlimm. — Die höfliche Welt, die jeden Menschen, von dem sie nicht geradezu sagen darf, er sey lasterhaft, einen Tugendhaften nennt; und der schwache Religiöse, dem Jeder, den er nicht nach seinem Ideale tugendhaft nennen kann, lasterhaft heißt; der Officier, der den Mann von Ehre, und den Soldaten, der gut in seinen Dienst taugt, tugendhaft; der Pöbel, der Niemanden, als wer wider den Buchstaben des sechsten, siebenten, achten und neunten Gebotes sündiget, lasterhaft nennt; und der Bauer, der tugendhaft bleibt, so lange er nicht in des Landvogts Gericht fällt; der eingeschränkte Moralist, der nichts moralisch-gut heißt, als was durch Widerstand und ängstliche Verläugnungen erworben ist, oder dem Tugend gar Stoicismus ist: — diese Alle werden, ein Jeder nach seinen Begriffen, gegen diesen so schwebenden, unbestimmten, rader-vorgetragenen Satz aufstehen, und zeugen! Allein man hat ja schon von oben herunter merken können, daß ich hier die Wörter Tugend und Laster im allerweitesten Umfange, in der größten Ausdehnung nehme, oder eigentlich nur überhaupt von moralischer Schönheit und Häßlichkeit rede! Zu jener rechne ich alles Edle, Gute, Wohlwollende, zu guten Zwecken sich Regende und Wirksame, wie es immer in die Seele gekommen seyn mag; zu dieser alles Unedle, Uebelwollende, Widrige, Kleine, wie es immer in das Herz gekommen sey.

So kann es also kommen, daß der Eine viel vortreffliche Anlagen, viel Gutes hat, auch lange Zeit dieses Gute angebaut hat, aber später einer Leidenschaft den Zügel läßt, in einem Grade, daß ihn alle Welt, nach dem Sprachgebrauch vollkommen richtig, als lasterhaft verurtheilt. Will man nun sagen: „Siehe da deinen lasterhaften Schönen! was will denn deine Harmonie der Tugend und Schönheit?"

Aber wir haben ja angenommen, daß der Mann „vortreffliche Anlagen, viel Gutes hatte? daß er seinen natürlich guten Charakter eine Zeitlang weiter fortgebaut und befestigt habe?"

Er hatte also und hat noch Gutes, nachahmens- und anstrebenswürdiges Gutes; und je natürlicher es ihm ist, je tiefern Grund es in seinen ersten Anlagen hat, desto tiefern und festern Eindruck schöner Züge hat es auf sein Angesicht gepflanzt. Die Wurzeln und der Stamm können noch sichtbar seyn, obgleich wilde Zweige eingeimpft wurden; der Acker, wo der gute Grund noch merkbar ist, obgleich Unkraut unter den guten Weizen gesäet ward! So wie nun das — dieß wird Jeder begreifen — noch ein schön Gesicht ist, ungeachtet der Lasterhaftigkeit der Person, desto wahrer bleibt unser Satz.

Und dann wahrlich braucht es kaum ein wenig geübte Augen, so wird man finden und gestehen müssen, daß eben das Gesicht, wovon wir reden, vor der Herrschaft dieser Leidenschaft noch schöner war, und nun wenigstens häßlicher sey, als ehedem! ach, wie viel unangenehmer, gröber, häßlicher sey, als ehedem, wenn

es auch lange noch nicht auf den Grad kommt, den Gellert's Lied bezeichnet:

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend,
Und seine Kräfte sind verzehrt —
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert!

Ich habe recht schöne und gute Jünglinge gesehen, die sich in wenig Jahren durch Geilheit und Unmäßigkeit sehr verhäßlicht haben; man nannte sie überhaupt noch immer schön; sie waren's auch; aber, guter Gott! wie tief unter der vormaligen Schönheit!

So kann auf der andern Seite ein Mensch mit besonderer Disposition zu unedeln Leidenschaften, denen eine verderbte Erziehung noch auf den Thron geholfen hat — und die also Jahre lang über ihn geherrscht haben, der also auch ziemlich häßlich aussieht — von einer gewissen Zeit an sich seine Vervollkommnung äußerst angelegen seyn lassen, gegen seine niedrigen Leidenschaften zu Felde ziehen, auch bisweilen nicht geringe Siege über sie erhalten; er kann wenigstens viele grobe Ausbrüche derselben vermeiden, und aus den edelsten Absichten sie schwächen. Dieß heißt also in einem sehr richtigen Sinne ein eigentlich tugendhafter Mensch; — — und es gibt einen moralischen Richter, dessen Urtheil uns über Alles gilt, der in ihm wirklich größere Tugend sieht, als in keinem natürlich guten Geschöpfe; und den wird man also als ein Beispiel anführen wollen, von einem häßlichen Tugendhaften? Freilich! seine Häßlichkeiten aber sind dennoch ein treuer Ausdruck von all dem moralischen Unflath, der doch in ihm lag, und lange wirkte, und dessen schwere Menge das Verdienst seiner Tugend ja eben um so mehr erhebet. Und abermal, ehe diese Bestrebungen der Tugend anfingen, wie viel häßlicher war die Häßlichkeit des Gesichtes! und seither, man beobachte! wie hat es sich verschönert! Sokrates von allen Physiognomisten und Antiphysiognomisten tausendmal angeführtes Beispiel gehört ganz hierher. Doch davon ein eigenes Fragment.

Man erwäge ferner:

Es gibt eine unzählbare Menge mannigfaltiger, kleiner, niedriger, unangenehmer Denkarten, Manieren, Grobheiten, Launen, Unmäßigkeiten, Hänge kleinlicher Begierden, Unfläthereien, Narrheiten, Schiefen, Krümmen des Herzens, die man einzeln, und auch haufenweise beisammen, doch noch lange nicht Laster heißt; deren viele zusammen aber einen Menschen häßlich erniedrigen, verderben, verekeln können. Behält er seine Treue im Handel und Wandel, hat er keine Hauptlaster, und noch oben drein ein wenig von einer gewissen bürgerlichen Frömmigkeit: so nennt man ihn einen braven, einen recht braven Menschen, wider den man nichts haben kann. Freilich so gibt es eine Menge braver und doch häßlicher Leute — Ich hoffe, mich hierüber bestimmt genug erklärt zu haben.

Und viertens müssen wir den Standpunct, aus dem wir die Harmonie der moralischen und körperlichen Schönheit betrachten, nur etwas entfernter nehmen, so werden einer Seits noch viele Einwendungen wegfallen, und anderer Seits wird nur die Sache um so viel wichtiger werden.

Wir betrachten nämlich nicht nur die unmittelbarsten Wirkungen der Moralität und Immoralität auf die Schönheit des menschlichen Angesichts; sondern auch mittelbare Folgen derselben zur körperlichen Verschönerung und Verunzierung des menschlichen Geschlechtes. Ich gehe unter eine Menge Volks, ich sehe den Pöbel, ich wandle durch Dörfer, kleine Städte, große Städte, sehe die Schlechtesten jedes Orts, vornehmen und gemeinen Pöbel, und eine traurige Verwüstung, eine traurige Menge häßlicher, verzogener Gesichter.

Carricaturen aller Arten treffe ich an. — Die Bemerkung entgeht mir nie, daß der Pöbel zusammengenommen ordentlich die gröbste Carricatur des National-Stadtdorfscharakters ist.

Aber so entsetzlich viel Häßlichkeit, daß meine Seele tief bedrückt und verwundet umherwandelt, und meine Augen sich wenden, wenn mich das Bild eines mittelmäßig schönen Menschen, das auch gewiß nicht überspannte Ideal einer Menschenfigur, verfolgt. Es ist wohl eine Verfolgung, das stäte Vorschweben des Glücksbildes, das man besitzen könnte, und von dem man, ach! so entfernt ist.

Wie oft denke ich nach, warum doch das, in seinen Anlagen so herrliche, das schönste Geschlecht von Erdegeschöpfen, am tiefsten in so mannigfaltige Gestalten der Häßlichkeit und Ekelhaftigkeit, und des Abscheues versunken sey.

Und je mehr ich nachdenke, desto mehr finde ich, daß doch immer der Mensch, das Geschlecht selbst, und hiermit jedes Individuum an seinem Orte hieran Schuld ist; desto mehr finde ich, daß auch dieß in dem Kreise der menschlichen Perfectibilität liegt; desto mehr werde ich überzeugt, daß dieß gerade nur wieder Tugend und Laster in allen Nuancen, und in ihren nähern und entferntern Folgen ist. Nämlich auf folgende doppelte Weise:

Einmal: Moralische Erschlaffung zieht in tausend kleinern und größern Dingen Verfall, Verunedlung, Vergröberung und Verderbniß nach sich; und moralische Kraft, Energie, Thätigkeit, Leidensstärke, zieht von diesem allen zurück, und bildet allerlei Anlagen zu Schönem und Gutem, mithin auch den Ausdruck desselben, Schönheit aller Art, aus.

In kleinen Schritten geht immer eine Verschlimmerung vor sich, die sich bis in tausendfältige Carricaturen nach den mannigfaltigsten determinirenden Gründen hinaus modificirt, wenn kein recht warmer Trieb zur Vervollkommnung dagegen wirkt.

Und hingegen, wo z. B. und vornemlich der Trieb der Menschenliebe, der Güte, im Menschenherzen herrscht, auch ohne Rücksicht auf den unmittelbaren, liebenswürdigsten Ausdruck derselben, — welche feine, welche feste Bildung gibt sie nicht! welche angenehme Verschönerungen! — Wen sie belebt, der ist hurtig, höflich, sanft, nicht ungeberdig, nicht schläfrig, nicht plump, nicht zur Erde gebückt, nicht launisch, nicht — und so hat er noch hundert negative und positive Eigenschaften, die des Menschen Angesicht verschönern, je früher diese Haupttugend aller Tugenden, diese Seele aller, in dem Menschen geweckt, genährt, geschont, gestärkt wird, wenn auch nur ein wenig gearbeitet und Bahn gemacht wird, zu den mannigfaltigen schönen Wirkungen, die sie haben kann.

Und dennoch — was in unserer Materie am allermeisten Aufschluß gibt, und die meisten Einwendungen weglenkt: — Tugend und Laster, Moralität und Immoralität, im weitesten Sinne, haben viel mittelbare Folgen auf die schöne oder häßliche Bildung der Kinder. Wie richtig beantworten sich da so viele Fälle, wo man etwa fragen kann: „warum dieses von der ersten Jugend mit so viel Fleiß erzogene, wirklich auch

so lenksame, so tugendhaft gewordene Kind — dieses so viel bessere Kind, als etwa sein früh gestorbener Vater — dennoch so viel Widriges, so viel Häßliches in seiner Gesichtsbildung habe?" — „Behalten habe!" muß man sagen; und „geerbt, oder aus Mutterleib empfangen habe?" setze ich hinzu.

Ich kenne wenig gröbere, handgreiflichere Irrthümer, die doch von so großen Köpfen noch bis jetzt gehegt und unterstützt werden, als den: „es komme Alles bei dem Menschen von der Erziehung, Bildung, von Beispielen her, nichts von der Organisation und der ursprünglichen Bildung des Menschen; diese sey bei allen gleich."

Helvetius hat bekanntermaßen in seinem Enthusiasmus für die Verbesserung des Menschengeschlechts, mithin der Erziehung &c. die Sache gegen alle handgreifliche Erfahrung so weit getrieben, daß ich im Lesen meinen Augen kaum mehr getraut habe.

Es wird noch hin und wieder in diesen Fragmenten Gelegenheit zu mehrerer Ausführung des einen und des andern dahin gehörenden Satzes geben.

Jetzt nur so viel für unsern Zweck:

So wenig ein erwachsener Mensch einem andern völlig gleich sieht, so wenig ist ein Kind zu finden, das in der allerersten Stunde seines Lebens irgend einem andern neugebornen Kinde ganz gleich sähe.

Man nehme einer nicht unempfindsamen Mutter ihr Kind weg, wenn sie es nach der Geburt nur zwei Minuten mit einiger Aufmerksamkeit angesehen hat, und lege es unter hundert neugeborne Kinder derselben Stadt oder Gegend (wo hiermit die Menschen einander noch ähnlicher sind, als sonst nirgends in der Welt), sie wird es gewiß bald aus allen Hunderten hervorfinden.

Nun ist es ferner weltkündige Erfahrung, daß neugeborne Kinder sowohl, als ältere Kinder, ihrem Vater oder ihrer Mutter, bisweilen Beiden, sowohl in Ansehung der Bildung, als einzelner Züge auffallend ähnlich sind.

Es ist ferner die ausgemachteste Erfahrungssache, daß man in der Gemüthsart besonders der jüngsten Kinder frappante Aehnlichkeiten mit der Gemüthsart ihres Vaters, ihrer Mutter, oder Beider zugleich wahrnimmt.

In wie manchem Sohne haben wir den leibhaften Charakter des Vaters, des Vaters Temperament und seine meisten moralischen Eigenschaften, in wie mancher Tochter den Charakter der Mutter vollkommen wieder, oder auch den Charakter der Mutter im Sohne, den des Vaters in der Tochter.

Und zum Beweise, daß dieß nicht von Erziehung und Umständen herrühre, dient gerade das, daß Geschwister von gleichen Umständen und gleicher Erziehung ganz verschiedenen Charakters sind. Und der größte Erziehungskünstler, der den ursprünglichen Anlagen und Beschaffenheiten des Kindes am allerwenigsten zuschreibt, gibt ja gerade durch seine Erziehungsregeln, durch seine Kunstgriffe, dieser und jener sich früh äußernden Gemüthsart so und so zu begegnen, den fehlerhaften die beste Wendung zu geben, und gute wohl zu gebrauchen und anzubauen; gerade dadurch gibt er ja zu: „die moralischen Anlagen seyen ganz verschieden, ja bei jedem Kinde verschieden."

Und wie sehr auch immer eine solche ursprüngliche Beschaffenheit des Geblütes und des Temperamentes, solche moralische Dispositionen durch Erziehung zu leiten sind, und obgleich von dem schlimmsten auch noch einiger guter Gebrauch gemacht werden kann: so ist doch offenbar die eine ursprüngliche Anlage, obgleich in einem gewissen Sinne alle gut sind, nach dem allgemeinen Urtheile aller Menschen besser, die andere schlechter; die eine unter eben denselben vorhandenen Umständen verbesserlicher und lenksamer, die andere härter, unbiegsamer, unverbesserlicher. Von Schuld oder Unschuld des Kindes hierbei ist ja gar nicht einmal die Frage; es behauptet ja kein vernünftiger Mensch, daß ein Kind bei der schlimmsten Disposition die mindeste moralische Schuld deßhalb auf sich habe.

Nun sind wir ja da, wohin wir sollten:

„Es werden Züge und Bildungen geerbt."

„Es werden moralische Dispositionen geerbt."

Wer wird nun nach den bisher ausgemachten Sätzen daran zweifeln können, daß Harmonie zwischen den geerbten Zügen und Bildungen, und den geerbten moralischen Dispositionen sey?

Wenn das nun richtig ist; wenn sich Häßlichkeiten der Seele und hiermit auch des Leibes, des Leibes und hiermit auch der Seele forterben können: so haben wir da den besten Aufschluß, warum so viele schöne, schöngeborne Menschen sind, die sich verschlimmern, und doch bei weitem nicht so auffallend häßlich, als manche andere aussehen? Warum so viele häßlich geborne Menschen sind, die sich bessern und tugendhaft werden, und bei weitem nicht so auffallend schön und einnehmend sind, als manche andere, die um ein namhaftes weniger gut sind?

Aber sehet, wie ewig fest die Harmonie zwischen moralischer und körperlicher Schönheit da steht! wie sie sich durch dieß alles bestätiget!

Nehmet die schönsten herrlichsten Menschen; setzet, daß sie und ihre Kinder sich moralisch verschlimmern, unbändigen Leidenschaften sich überlassen, und folglich auch in mancherlei Sümpfe und Pfützen von Immoralität und Niedrigkeit nach und nach immer tiefer versinken: o wie sich diese Menschen, wenigstens ihre Physiognomien, von Geschlecht zu Geschlecht verunstalten werden! Welch aufgeschwollene, tiefgedrückte, verfleischte, verplumpte, verzogene, neidhagere, rohe Gesichter! Welch tausendfältige gröbere, und weniger grobe, pöbelhafte Carricaturen nach und nach entstehen! Von Geschlecht zu Geschlecht immer häßlichere Figuren! Wie viel tausend Kinder, völlige Ebenbilder schon ganz schlimmer Aeltern, und durch Erziehung noch schlimmer als ihre Aeltern! Noch weniger Gutes in ihnen entwickelt, noch mehr Schlimmes hervorgelockt, noch früher genährt! Gott! wie tief sinkt der Mensch von der Schönheit, die deine väterliche Milde ihm so reichlich anschuf: dein Ebenbild! wie tief sinkt es im Sumpf der Häßlichkeit, verwandelt sich gar bisweilen in Teufelsgestalten, daß der Menschenfreund nicht aufsehen darf vor Wehmuth! — Laster, Leidenschaft, Unbändigkeit, Sinnlichkeit, Unmäßigkeit, Habsucht, Faulheit, Schalkheit, Laster, Leidenschaft! Welche Gräßlichkeiten bringst du vor mein Gesicht! Wie verunstaltest du meine Brüder!

Nehmen wir noch dazu, was damit wesentlich verbunden ist, daß nicht nur das Angesicht, nicht nur die weichen Theile desselben, nicht nur die festern, sondern daß das ganze Knochensystem sammt seiner Befleischung, daß Alles, Alles, Figur und Gesichtsfarbe, und Stimme, und Gang, und Geruch, Alles am Menschen, im Verhältnisse mit dem Angesichte, verekelt, verschlimmert oder verschönert werden kann; nehmen wir dieß dazu, machen wir unserer Einbildung hiervon Ge-

mälde, oder, leider! gehen wir hin, Wirklichkeit zu schauen, gehen hin, vergleichen ein Armenhaus, ein Zuchthaus, das eine Versammlung liederlicher, vertrunkener, verlumpter Müßiggänger ist, mit irgend einer besser denkenden Brüderschaft, so unvollkommen sie sey, so viel Menschliches auch noch an ihr sichtbar seyn mag, mit einer Versammlung von mährischen Brüdern, oder Mennoniten, oder nur mit einer Zunft arbeitsamer Handwerksleute: welche lebendige Ueberzeugung wird uns das von unserer Behauptung geben! und dann mehr noch als nur hiervon lebendige Ueberzeugung. Es wird Gefühle für uns und Andere in uns erwecken, die, so traurig sie seyn mögen, so heilsam doch sind; und diese sind mein Zweck.

Allein der Mensch ist nicht nur gemacht, daß er fallen kann, er kann auch wieder zurücksteigen; er kann auch wohl höher steigen, als wovon er gefallen ist. Nehmt den häßlichsten Menschen, diejenigen Kinder, die auch wirklich schon ausgedrücktes Ebenbild ihrer Aeltern sind, entreißt sie ihnen, und erzieht sie in einer öffentlichen wohleingerichteten und gut exequirten Anstalt: der geringste Schritt, den auch die Schlimmsten zu ihrer Verschönerung gethan haben, wird in die Augen fallen. Setzet diese, wenn sie erwachsen sind, in Umstände, die ihnen die Tugend wenigstens nicht zu schwer machen, wo sie keine außerordentlichen Reizungen zum Laster haben; und laßt sie sich unter einander heirathen; setzet den Fall, daß in allen wenigstens einiger Trieb nach Verbesserung fortwirke; daß nur einige Sorgfalt und Fleiß, eben nicht die kunstmäßigste, auf die Erziehung gewandt werde; daß die Kinder von diesen sich auch nur wieder unter sich verheirathen, u. s. w. In der fünften und sechsten Generation: welche immer schönere Menschen werdet Ihr haben (wofern sich nicht ganz besondere Vorfälle dazwischen gedrängt), nicht nur in ihren Gesichtszügen, in der festen Knochenbildung des Hauptes, in der ganzen Figur, in Allem! Denn wahrlich! in Gesellschaft der andern Tugenden und der Gemüthsruhe erzeugt sich ordentliche Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Reinlichkeit und einige Sorgfalt für diese Dinge bei der Erziehung, wirklich Schönheit des Fleisches, der Farbe; Wohlgestalt, Freiheit, Heiterkeit, und diejenigen Häßlichkeiten, die von Krankheiten, Kränklichkeiten u. s. f. herkommen, müssen ja auch abnehmen, weil alle diese Tugenden Gesundheit und freien Gliederwuchs mit sich bringen und befördern. Kurz, „es ist keine Art körperlicher Schönheit, an keinem Theile des Menschen, wohin guter oder schlimmer Eindruck der Tugend und des Lasters im weitesten Sinne nicht hinreiche.“

Welchem Menschenfreunde wallet bei diesen Aussichten das Herz nicht! Hat doch Gott der Schönheit des menschlichen Angesichtes und der menschlichen Gestalt eine so hohe Kraft auf das menschliche Herz gegeben! Was fühlest du, empfindsamer Menschenfreund! Wenn du vor des Alterthums herrlichen Idealen, wenn du vor Raphael's, Guido's, West's, Meng's, Füeßlen's herrlichen Menschen- und Engelsgeschöpfen stehst! Sprich, o welche Triebe, welche Reize, welche Sehnsucht nach der Veredlung und Verschönerung unserer gesunkenen Natur wandeln dich an, und bringen deine Seele in Bewegung?

O Ihr Erfinder, Beförderer und Liebhaber der schönen Wissenschaften, der edelsten Künste, vom schöpferischen Genie, bis zu dem Reichen, der sich mit dem Ankaufe eurer Werke verdient macht, höret die wichtige Lehre: „Ihr wollet Alles verschönern? Gut! dieß danken wir Euch! und das Schönste unter Allem, den Menschen, wollet Ihr häßlich machen? — Das wollet Ihr doch nicht? So hindert es nicht, daß er gut werde; so seyd nicht gleichgültig, ob er es sey oder werde! so braucht die göttlichen Kräfte, die in euern Künsten liegen, den Menschen gut zu machen, und er wird auch schön werden!“

„Die Harmonie des Guten und Schönen, des Bösen und Häßlichen, ist ein großes, allweites, herrliches Feld für eure Künste! Denket nicht den Menschen zu verschönern, ohne ihn zu verbessern. Sobald Ihr ihn verschönern wollt, ohne auf seine moralische Güte Rücksicht zu nehmen; sobald Ihr den Geschmack bilden wollt auf Unkosten des Herzens: so wird er verschlimmert. Und dann macht was Ihr wollt, er wird gewiß auch verhäßlichet, und der Sohn und der Enkel, wenn es so fortgeht, wird es noch mehr; und wie sehr habt Ihr dann gegen euern Zweck gearbeitet!“

Tändelt Ihr ewig mit den Menschen, Ihr schönen Künstler? Was heißt das? Es heißt: Ihr wollet ein prächtiges Haus bauen, und wollet den Bau durch den Rahmenschnitzler und Vergolder ausführen!“

„Ihr hofft, mit Wollust reizenden Stücken seinen Geschmack zu bilden? Was heißt dieß? Es heißt: Ihr wollet euern Sohn die Weisheit Gottes in der Einrichtung des menschlichen Körpers lehren, und gehet hin, ihm die verborgenen Theile eines Cadavers zu anatomiren.“

Doch hievon noch Manches.

Ich ende mit einem hohen Trostworte für mich und Alle, die wir noch Ursache genug haben, über manches Stück unserer Physiognomie und Bildung, die vielleicht hiernieden nicht mehr zu tilgen sind, unzufrieden zu seyn, und die dennoch emporstreben nach der Vervollkommung des innern Menschen:

Es wird in Unehre gesäet, und herrlich auferweckt.

Beilagen.

Hundert Züge der Schönheit und hundert Züge Lasters sind für die Bleifeder und die Radirnadel zu fein, und entgehen dem Auge des Künstlers. Aber wo sie selbst in der Zeichnung, auf dem Papiere sichtbar, anschaulich sind, da müssen sie stark, unbezweifelt, überzeugend seyn.

1. So schuf die Natur kein Gesicht, keinen Mund wenigstens. So verzerrt nur Laster, tiefer, gränzenloser Geiz, so verzerrt thierische Gefühllosigkeit die Lineamente der Gottheit. Ein enormer Grad von Laster verdrängt alle Schönheit und Aehnlichkeit. So könnte ein Weiser, Tugendhafter, Gutmüthiger aussehen? so gehen, so sich bewegen? Welcher Mensch, ich will nicht sagen Menschenkenner, wagt es, dieses nur entfernt zu denken oder zu behaupten?

2. Noch eine Stufe weiter herab. Ein Gesicht, durch Laster, höllische, die ganze Natur empörende, bloß viehische Wollust beinahe unter die Thierheit herabgewürdigt, ausgelöscht jeder Funke von Gefühl, Menschheit, Natur! Zwar die gröbste Carricatur, aber wenn die Wollust auch nicht auf diese Weise verwüstet, verwüstet sie nicht auf andere vielleicht noch schrecklichere Weise? Wer einmal mit dem Detail der menschlichen Gesichter in Hospitälern und Zuchthäusern bekannt ist, wird oft seinen Augen kaum trauen dür-

sen, und wird innerlich beben vor den Brandmalen, womit das Laster seine Sclaven bezeichnet.

3. Hier die Züge der Trunkenheit, verschwistert mit gedankenloser Stupidität; wer sieht sie ohne Ekel an? Und würden sie diese scheußlichen, unerträglichen Geschöpfe seyn, wenn sie nicht durch Laster den Stempel der Natur verwischt hätten? Kann man sich etwas Verruchteres denken, als das Profil in der Mitte?

4. Das non plus ultra thierischer Dumpfheit, im Mannsprofile besonders das Untertheil, im weiblichen Stirn und Nase (die Ohren abgerechnet); kann es wohl einen revoltaneren Gedanken geben, als den: daß ein solches Gesicht einen weisen, tugendhaften, hohen Geist beherbergen könnte?

Mit Schrecken über den Verfall der Natur wenden wir uns weg, und sind froh, daß unter Millionen keiner so abscheulich ist!

5. Wer wird mit Einem dieser Gesichter sympathisiren? wer aus Einem dieser Gesichter starke Tugend, reine Liebe, edles Wohlwollen, hohe Geisteskraft herausklauben können?

1. Unbewegliche, eiserne Kälte, beinahe ohne einen Funken feiner Empfindung.

2. Rohe Kaltsinnigkeit, mit fadem, ungewürztem Spotte verbunden.

3. Verachtung einer gemeinen Dirne.

4. Sinnliche Wollust, ohne eigentliche Liebe.

5. Hinschmachten eines massiven und schlauen Lüstlings.

6. Unmuth der verachteten Verachtung.

7. Der Leichtsinn in Person.

8 Sittliche Erschlaffung.

9. Schalkheit, Unwissenheit, thierische Wollust.

10 und 11. Zorn, Verachtung, Wuth eines bösherzigen Beleidigten, ohne große Kraft und eigentlichen Muth.

6. Welcher Adel, welche Frömmigkeit, Duldung, Würde und Erfahrenheit des Alters in Gesicht und Stellung; — und 7., welche Gefühllosigkeit, Rohheit, Verachtung! Noch ist der Mund zu gut für diese Stellung, diesen Blick.

8. Der Geist der Planmacherei, Mangel an Weisheit, großsprecherische Brutalität falteten das Gesicht 8. — 9 ist das Bild der blutdürstigsten Grausamkeit, keiner Empfindung, keines Eindruckes der Menschheit fähig.

10. Tugend ist es gewiß nicht, was diese Larve ankündiget. nicht edle Simplicität, Güte, Traulichkeit, Offenherzigkeit. Der gränzenloseste Geiz, die verhärteteste Bosheit, Schelmerei ohne ihres Gleichen, verheerten im Auge und Munde jede erträgliche Annehmlichkeit. Viel besser mag wohl vor seiner Zerstörung dieses Gesicht nicht ausgesehen haben? Aber nur Laster konnte so die Züge verwirren, wie wir sie hier vor uns sehen.

11. Ein Satyrsgesicht, so gedreht und umgeformt durch Wollust, sorglose Unempfindlichkeit, höchste Brutalität und Geistlosigkeit.

12. So krümmt schon, nicht einmal der äußerste Grad von Verachtung den Mund; so gräbt sie sich mit unvertilgbaren Zügen ein, und entstellt ein Gesicht, das ohne diesen Stempel des Lasters vielleicht liebenswürdig wäre.

13. 14. 15. 16. Laßt uns nun wieder einige Stufen höher hinaufsteigen, und uns erholen am Ausdrucke edlerer Leidenschaften! Wer sieht nicht diese vier Köpfe mit innerlichem, theilnehmenden Wohlbehagen an? Und warum? Weil auf dieser vier Gesichter moralische Schönheit selbst im Affecte sich ausdrückt; so können nur edle, erhabene Seelen hinschmachten, weinen, lieben und zittern.

17. Kein eigentlich schönes Gesicht, aber Harmonie des Ganzen, edle Weisheit, Gutmüthigkeit, Ruhe, Leidenschaftlosigkeit machen es angenehm. Vergleicht dieses Gesicht mit 1. 2. 3. rc. Und könnt Ihr, liebe Leser und Beurtheiler, Censoren und wie Ihr heißen mögt, dann noch zweifeln, daß Laster zerstört, häßlich macht, und Tugend aufbaut, reizt, angenehm, liebenswürdig, schön macht? Schön, wo nicht allemal in der Form, doch allemal in den Zügen des Gesichtes. (Denn welche Tugend als Tugend ist ohne Reize? welches Laster als Laster ohne Häßlichkeit?) Je nun, dann haben wir Euch freilich nichts mehr zu sagen.

XXI. Socrates.

Das bekannte Urtheil des Physiognomisten Zopyrus über den Socrates:

„daß er dumm, viehisch, wollüstig und der Trunkenheit ergeben sey,"

ist wohl in diesen Tagen schon hundertmal wider die Physiognomik, und die Antwort des Socrates an seine Schüler, die den Gesichtsdeuter auszischten:

„von Natur war ich zu allen diesen Lastern geneigt, allein Uebung und Tugend hat diese Schwachheiten gebessert, und diese Neigungen unterdrückt" für dieselbe gebraucht worden.

Laßt uns auch ein Wort davon sagen.

So unbedeutend diese Anekdote an sich ist, weil sie das beinahe mit allen Anekdoten gemein haben muß, daß sie nur halb wahr seyn darf, so kann sie doch einen reichhaltigen physiognomischen Text abgeben.

Wir wollen sie einmal gerade so, wie sie erzählt wird, für wahr annehmen; was folgt daraus?

Nicht das Mindeste wider die Physiognomik überhaupt, höchstens etwas wider jene des Zopyrus.

Gesetzt, Zopyrus hätte sich geirrt, hätte die Züge der Trefflichkeit des Socrates überall nicht, oder das Rohe und Massive seines Gesichtes zu sehr bemerkt: was wäre es? wie bestritte das die Physiognomik?

Der Physiognomist, der zur Ehre der Physiognomik behaupten wurde: „ich irre nie," wäre dem Arzte gleich, der zur Ehre der Arzneikunst behaupten wurde: „es sterbe ihm kein Kranker!" Wer wegen eines oder wegen hundert Fehlschlüssen des Physiognomisten die sonst erweisliche Physiognomik verwirft, ist dem gleich, der um ungeschickter Aerzte willen, oder um deßwillen, weil dem geschicktesten Arzte Kranke sterben, die Arzneikunst verwirft.

Doch näher zur Sache!

Gewiß ist, das ganze Alterthum erklärt Socrates für eine häßliche Physiognomie.

Gewiß ist, alle Bilder von Socrates, so verschieden sie seyn mögen, sind sich gewissermaßen in der Häßlichkeit ähnlich. Nimmt man dazu, was Alcibiades, der gewiß den Socrates eben so gut kannte, als er wissen mußte, was schön und schlecht war, von ihm sagt: „daß er (ich verstehe dieß von der Gesichtsform überhaupt) einem Silenus *) ähnlich

*) Schwerlich, sagt Winkelmann, kann die menschliche Natur tiefer erniedriget werden, als in der Gestalt eines Silenus.

sey," so hat überhaupt gar kein Zweifel gegen die Häßlichkeit des Socrates Statt.

Und doch war Socrates aus Allem, was wir von ihm wissen, der weiseste, beste, unvergleichlichste Mensch. Wir wollen also für einmal Beides zugeben; wir wollen uns durchaus hüten, uns jemals durch Ablängnungen oder Bezweiflungen gewisser oder höchst wahrscheinlicher Dinge zur Erweisung irgend einer von unsern Behauptungen Bahn zu machen.

„Der beste und weiseste Mensch hat also die Physiognomie eines dummen und höchst sinnlichen Menschen! — Oder besser zu sagen, eine grobe, rohe, unschöne, widrige Physiognomie!" Wie wird dieser Widerspruch zu heben seyn?

1. Die Mißgestalt des Socrates, deren beinahe alle gedenken, die etwas von ihm sagen, ist etwas so Auffallendes, Sonderbares, Frappantes, daß sie Allen gleichsam als ein Widerspruch, als eine Anomalie der Natur vorkam. Ist dieß, genau betrachtet, ein Beweis für oder wider die Physiognomik? Man erwartete durchaus das Gegentheil, Uebereinstimmung des Aeußern und Innern? Man befremdete sich über dieß Nichteintreffen? Diese Disharmonie, dieß allgemeine Erwarten, dieß allgemeine Befremden? Man urtheile selbst: woher das?

2. Wenn diese Disharmonie wirklich so war, wie sie angegeben wird, so könnte sie als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wider die Physiognomik so wenig beweisen, als eine Mißgeburt mit zwölf Fingern gegen die Wahrheit, „daß die Menschen an jeglicher Hand fünf Finger haben," beweisen würde. Wir könnten also hier für einmal seltene Ausnahmen zugeben, Mißgriffe der Natur; Druckfehler, wenn ich so sagen darf, die die allgemeine Lesbarkeit und Erklärbarkeit der menschlichen Gesichter so wenig aufheben, als zehn oder zwanzig Druckfehler ein großes Buch unlesbar oder unerklärbar machen.

3. Allein es läßt sich noch vieles Andere antworten, und das Vornehmste, was ich darauf sagen kann, wird wohl das seyn: „Höchstprägnante, kraftvolle Charaktere voll streitender Kräfte sind größtentheils der Hauptmasse und Form nach unangenehm, gewaltsam, knotig, mithin von dem, was der Grieche, der Künstler und jeder Mensch von regelmäßigem Geschmacke Schönheit nennt, sehr verschieden. So lange nun die Bedeutung und der Ausdruck dieser gewaltigen Züge nicht studirt und verstanden wird, werden diese Formen das bloß Schönheit suchende Auge beleidigen." Von einer solchen Art ist offenbar das socratische Gesicht.

4. Bei dem Studium der Physiognomik kann nicht genug beherzigt, und von einem physiognomischen Schriftsteller kaum oft genug wiederholt werden: Anlage und Entwickelung der Talente, Kräfte, und die Anwendung, der Gebrauch davon, feste und weiche Theile, stehende und fließende Züge können nicht genug unterschieden werden, wenn das Angesicht eines Menschen richtig beurtheilt werden soll; und das scheint bei der Beurtheilung des socratischen Gesichtes nicht geschehen zu seyn. Zopyrus und Alcibiades, Aristoteles und beinahe alle mir bekannten Physiognomisten und alle Bestreiter, was sage ich, unzählige Vertheidiger der Physiognomik fehlen hierin.

Des Socrates Gesichtsform kann unphysiognomischen Augen sehr häßlich, und seine Mienen göttlich schön gewesen seyn, und umgekehrt.

Ein Mensch mit den besten Anlagen kann schlimm, und ein Mensch, wie man zu sagen pflegt, mit den schlimmsten, kann vortrefflich werden. Die herrlichsten Talente können unbenutzt liegen bleiben, und die mittelmäßigsten durch Fleiß erstaunlich vervollkommnet werden. Wenn die Anlage sehr vortrefflich ist, so wird schon ein äußerst feiner Beobachter erfordert, die Vernachlässigung derselben sogleich im ruhenden Gesichte zu erkennen; und eben so, wenn die Anlage ungünstig scheint, wird nur ein sehr geübtes Auge die Verbesserung derselben im Gesichte entdecken. Denn Anlage, Fundamentalkräfte der Menschheit sind leichter in der Form, den festen, den stehenden Zügen, und die Anwendung oder Entwickelung derselben mehr in den weichen, beweglichen, fließenden zu erkennen. Wer nur gewohnt ist, bloß auf die Mienen zu achten, auf die Bewegung flüssiger Züge, und sich, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, mit dem Studium der festern Gesichtsform und der ruhenden Gesichtszüge nicht ganz besonders abgegeben hat, der wird, wie Zopyrus in dem Gesichte des Socrates, weder das Treffliche und Eigenthümliche der Anlage, noch die Verbesserungen dessen, was in der Anlage schlimm scheinen kann, bemerken, mithin gewiß ein Fehlurtheil fällen müssen. Es liegt mir sehr daran, diesen Gedanken recht deutlich zu machen. Gesetzt, die großen Anlagen des Socrates seyen auch und vornehmlich in der, obgleich grassen und unangenehmen Gesichtsform, ausgedrückt gewesen, und diese Gesichtsform, diese stehenden Züge sind nicht studirt worden, und nur das Grobe, Rohe, Massive des Gesichtes hat sogleich das feine Auge des nur Schönheit suchenden Griechen wider ihn eingenommen; gesetzt ferner, was jeder Beobachter bemerken wird, Verbesserungen dessen, was in den Anlagen schlimm genannt zu werden pflegt, seyen beinahe bloß in den Momenten der Activität des Gesichtes auffallend: so ist nichts leichter, als ein physiognomischer Fehlschluß, und nichts scheinbarer, als ein daher entstehender Fehlschluß wider die Physiognomik.

5. Ich habe bisher von guten und schlimmen Anlagen geredet. Zur völligen Beleuchtung des Gegenstandes, den wir vor uns haben, ist nothwendig, daß wir auch diese Idee, gute und schlimme Anlage, tiefer entwickeln.

Der Mensch mit den glücklichsten Anlagen kann schlimm, der mit den schlimmsten, auf seine eigene Weise freilich gut werden.

Schlimme Anlagen, genau zu reden, hat eigentlich kein Mensch; moralisch gute, genau zu reden, auch keiner; das heißt: keiner kommt lasterhaft und keiner tugendhaft auf die Welt. Alle Menschen sind anfangs Kinder, und alle neugebornen Kinder sind nicht Bösewichter und nicht tugendhaft; sie sind unschuldig. Wenige Menschen werden mit der Zeit in einem hohen Grade tugendhaft; wenige in demselben Grade lasterhaft. Unzählige schweben in der Mitte, und es scheint, daß sie nicht Kraft genug besitzen, weder in einem ausgezeichneten Grade tugendhaft noch lasterhaft zu werden. Alle aber, die wir einen Moment als unschuldig betrachtet haben, alle sündigen, so wie alle sterben. Der Sünde und dem Tode kann schlechterdings keiner ausweichen. Sünde, das ist, Hang zu sinnlichen Vergnügungen, deren Folgen Unruhe des Herzens und Zerrüttung oder Schwächung seiner physischen Kräfte sind. In diesem Sinne ist, im Vorbeigehen zu sagen, die Erbsünde, dieß Gespötte unseres philosophischen Jahrhundertes, der

wahrste und erweislichste Satz für den echten Philosophen, das ist, für den ruhigen Beobachter der Natur.

Indeß bleibt es nicht weniger wahr, wenn man philosophisch, das ist, deutlich und der Erfahrung gemäß sprechen will. Es ist anfangs in dem Menschen, selbst bei denen, die zur höchsten Tugend- oder Lasterstufe gelangen, nur physische Reizbarkeit und Kraft; nur Trieb zu wirken, sich auszubreiten, zu leben, seine Existenz zu erweitern u. s. f., welcher Trieb, an sich betrachtet, als Ressort der Menschheit gut ist, aber anfangs weder als moralisch oder unmoralisch angesehen werden kann. Ist diese Reizbarkeit und Kraft so beschaffen, daß sie sehr oft, daß sie gemeiniglich beim Treffen auf gewisse Gegenstände, unter beinahe unausweichlichen Umständen, gemeiniglich zu schlimmen Gesinnungen und Thaten führt, wodurch menschliche Ruhe und Glückseligkeit untergraben wird; so beschaffen, daß sie, bei der gegenwärtigen Lage der Menschheit und der Welt, beinahe anders nicht, als schlimm angewandt werden kann: so heißt das moralisch schlimme Anlage; und umgekehrt, moralisch gute, wenn sie zehnmal, hundertmal gegen einmal gut und zum Vortheile der Gesellschaft angewandt zu werden pflegt.

Nun ist es, der allgemeinen Erfahrung nach, unwidersprechlich, daß, wo viele Kraft und Reizbarkeit ist, zugleich viele Leidenschaften entstehen müssen, die größtentheils zu moralisch schlimmen Gesinnungen und Thaten führen.

„Der Mißbrauch der Gewalt (und jeglicher Kraft, deren man sich bewußt ist) klebt an der Gewalt, wie Wirkung an der Ursache,“ sagt Helvetius. Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus que ce qu'il doit. Also sieht man, in welchem Sinne man sagen kann: „Ein Mensch hat schlimme Anlagen;“ das kann so viel gesagt seyn, als: er hat die besten. Denn es heißt im Grunde nichts, als: „er ist in einem außerordentlichen Grade bei gewissen Gegenständen reizbar oder unreizbar.“ Nun ist es doch möglich, daß er dieses Maß von Kraft, welches gemeiniglich mißbraucht wird, wohl anwende, oder daß die Unreizbarkeit in Umstände komme, wo sie entweder ungewöhnlich erweckt wird, oder bei den stärksten Reizungen ungerührt bleibt, mithin entweder Tugend wirklich ist, oder doch den Schein, und sodann auch den Namen von Tugend und Geistesstärke davon trägt.

6. Laßt uns nun von dem bisher Gesagten auf ein Bild von Socrates, das wir vorlegen werden, die Anwendung machen.

Nach dem Bilde, Rubens nachgestochen, das wir zuerst vor uns nehmen, hatte Socrates sicherlich große Anlagen, ein großer Mann zu werden. Wenn er auch nur so ausgesehen hätte: — und ich denke, er muß noch sehr viel besser ausgesehen haben, denn dieß ist wohl die zwanzigste Copie, und jede Copie hat verloren — so irrte Zopyrus gewiß, daß er ihn schlechterdings für dumm erklärte; und Socrates nicht weniger irrte, wenn er so verstanden seyn wollte, daß seine natürlichen Anlagen schwach gewesen seyen. Seyn kann es, und die große Masse seines Angesichtes mochte es vielleicht nothwendig gemacht haben, daß der helle Verstand bisweilen wie mit einem Nebel umwölbt wurde. Aber Zopyrus, oder vielmehr ein wahrer Physiognomist, wenn er seine Beobachtungen auf die festen Theile des menschlichen Gesichtes zu richten gewohnt gewesen wäre, hätte nie sagen sollen und können: „ein natürlicher Dummkopf!“

Wer diesen Stirnbau für die Wohnung der Dummheit ansieht, der hat in seinem Leben nie menschliche Stirnen beobachtet. Wenn Zopyrus oder irgend ein Alter diese Wölbung, diese Höhe, diese Eindrücke für Kennzeichen der Dummheit gehalten haben, so kann ich weiter nichts sagen, als: sie haben die Natur der Stirnen nie beobachtet, nie verglichen. Wie groß auch immer die Wirkungen einer guten oder schlimmen Erziehung, einer glücklichen oder fatalen Lage seyn mögen, wie viel besser oder schlimmer ein Mensch durch diese oder jene geworden sey: eine Stirn, wie diese, bleibt sich der Hauptform und dem Hauptcharakter nach immer gleich, und sollte den echten Physiognomisten nie hintergehen. Wahrlich, in diesem hohen geräumigen Gewölbe wohnt ein Geist, der sich durch Nebel der Vorurtheile durchzuhelfen und Heere von Hindernissen zu entwaffnen weiß.

Ueberdieß die Schärfe der Augenknochen, die Augenbraunen, die Anstrengung der Muskeln zwischen den Augenbraunen, der breite Rücken der Nase, die Tiefe der Augen, dieß Aufsteigen des Augensterns unter dem Augendeckel, wie ist dieses Alles, Jedes für sich, und Alles zusammengenommen, so sprechend, so zusammenstimmend für große natürliche Anlagen des Verstandes, ja für wirklich entwickelte gereifte Verstandeskräfte! Und was ist diese vielleicht zwanzigste, dreißigste Copie, die wir vor uns haben, gegen das Original? Von hundert Porträten guter Maler: welches hat die Stirnumrisse genau? Welcher Schattenriß sogar hat sie rein genug? Wie viel weniger ein Kupferstich nach einer, wer weiß, wie vielten, Copie?

„Aber dieses Gesicht hat doch auch sogar nichts von jener edlen Einfalt, jener kalten, ruhigen, ruhigen, planlosen, anmaßungslosen Offenheit, die an dem Originale so sehr bewundert ward? Es ist doch so auffallend, daß aus den Augen etwas Falsches und zugleich Viehischwollüstiges herausblickt.“

Ich gebe es zu von dem Gesichte, das vor uns liegt. Aber ich sage einerseits: ein Gesicht von dieser Kraft und Prägnanz kann eine erstaunenswürdige Stärke über sich selbst beweisen, und durch Kraft werden, was so viele tausend bloß durch eine Art von Kraftlosigkeit sind. Andererseits: was kein Umriß des Zeichners, gewiß kein Zug des Grabstichels oder der Radirnadel erreichen kann, kann oft das lebendige Gesicht in einem so empfindlichen Grade haben, daß es nicht zu verkennen ist. Wir haben schon ein Wort dieser Art fallen lassen. Näher bestimmt wiederholen wir es hier:

„Die schönsten Gesichtsformen verbergen die schrecklichsten Laster am meisten. Es ist oft ein kleiner, durch den Grabstichel inexprimabler Zug, der sich zumal nur in der Bewegung zeigt, der das enormste Laster verräth, und so verhält es sich auch mit häßlichen, oder wie ich lieber sagen möchte, starken, prägnanten Gesichtsformen, wie die unseres Socrates ist, daß die feinsten, edelsten, lebendigsten Charaktere der Weisheit und Tugend nur in sehr geringen, inexprimablen, zumal beweglichen Zügen des Gesichtes sich bloß unmittelbar dem gegenwärtigen, lebendigen Auge ausdrücken.“

Die kenntlichsten Porträte von solchen Gesichtern, kenntlich eben durch die Stärke und Schärfe der hervorstechenden Züge, sind daher größtentheils die ärgsten Pasquille auf sie. Das Porträt von Socrates, das wir vor uns haben, könnte allenfalls für den großen Haufen sehr kenntlich heißen, und dennoch

da

das ärgste Pasquill auf ihn seyn. Die groben Züge etwas vergröbert, die feineren weggelassen! siehe da das Recept zu jedem rednerischen oder malerischen Pasquille, dessen sich in Schriften alle Schurken und in der Malerei alle Pfuscher bedienen. Von dieser Art stelle ich mir beinahe alle Bilder von Socrates vor. Und vielleicht ja, für mich, gewiß machte das Gesicht des Socrates auf den ersten Blick einen ähnlichen Effect. Die scharfen, knotigen, massiven Theile schreckten oder benebelten das Auge des an schöne Form gewöhnten Griechen so sehr, daß sie den Geist seiner Physiognomie nicht sahen. Wer will hieran zweifeln, da klar ist, daß sie den Leib dieser Physiognomie, d. i. die Umrisse und Form der festen Theile nicht verstanden.

7. „Das Gesicht, das wir vor uns haben," wird der vernünftige Physiognomist sagen, „ist wenigstens so sonderbar, so ausgezeichnet, als es der Charakter des Socrates war." Dieses allein sollte uns schon auf die Vermuthung bringen: „es sey noch Möglichkeit übrig, uns seinethalben mit der Physiognomik zu versöhnen."

Nun aber, wir haben noch mehr gesehen, und sehen noch mehr. Wir sagen ganz keck: in diesem Gesichte sind noch stehende, unaustilgbare Züge außerordentlicher Größe; schwerbeweglicher Standhaftigkeit; das Ganze, wie schlecht einzelne Züge seyn mögen, hat den Charakter von Unverführbarkeit. Ueber das, was wir eben schon zum Vortheile des vor uns liegenden Gesichtes gesagt haben, fügen wir noch das bei: in dem Obertheile des Kinnes ist kraftvoller Verstand, im Untertheile Kraft und Muth, die nahe an Unerschrokkenheit gränzen. Der untersetzte, dicke, kurze Nacken ist nach dem allgemeinen, bei allen Nationen gleichen Urtheile, Ausdruck des gewöhnlichen Sinnes — Hartnäckigkeit.

Vergessen wir es nun nicht, daß die Absenz der feineren, lebendigeren Züge, zusammt einer allenfalls auch nur geringen Vergröberung der gröbern, einem Gesichte von dieser Art zwar überhaupt die Kenntlichkeit nachläßt, die Seele aber wegnimmt, so wird es uns gar nicht befremden, in diesem Gesichte zugleich so viel Großes und Kleines, Vielversprechendes und Wegschreckendes zu sehen.

Sobald wir die lebende Natur vor uns sehen, würden wir uns gewiß hiervon überzeugen können. Diese jetzt so festgestellten Augen, wie anders würden sie zu uns sprechen, wenn wir sie lebendig und in Bewegung sähen; wenn sie uns gerade dann in die Seele blickten, wenn der edle Mann uns Ehrfurcht gegen die Gottheit, Hoffnung der Unsterblichkeit oder Einfalt und Bescheidenheit lehrte? Ist es irgend einem Menschenkenner möglich, hieran zu zweifeln?

Dieser jetzt so fatale Mund, von dem demonstrirt werden kann, daß er nicht richtig gezeichnet ist, und daß ihm sehr Vieles fehlt, was keinem Munde in der Natur fehlt; dieser jetzt so fatale Mund, in einem solchen eben bezeichneten Augenblicke, o ihr Menschenbeobachter und Menschenfreunde, fühlt ihr doch nicht, daß er eine unendlich andere Gestalt annehmen müßte?

8. Man erlaube mir hier eine kleine Digression! Eine Wehklage über Maler und Zeichner!

Die Maler, Bildhauer, Zeichner karrikiren gemeiniglich, was in der Natur schon Carricatur scheint, noch mehr; sie sind gemeiniglich fertig, gerade die fatalsten Momente, die Momente der schläferigen Unthätigkeit, in welche der, der ihnen sitzen oder stehen muß, so leicht versinkt, und beinahe versinken muß, aufzuhaschen und zu verewigen, weil sie am leichtesten nachzuzeichnen sind, und dem Zuschauer etwas zu lachen oder auszurufen geben. Wie das Pasquill kenntlich macht, so die meisten Porträte von sonderbaren Köpfen. Sie werden beinahe immer kenntlich, und nie ähnlich. So finden Pasquill und schlechte Porträts immer superficielle Bewunderer. Aber für superficielle Bewunderer soll der Künstler nie arbeiten; schöne Wahrheit, die sey sein unmittelbarer Zweck und Bewunderung derer, die bewundern können; was bewunderungswerth ist, wird ihm nicht fehlen. Die glücklichen Momente des menschlichen Angesichtes, die Momente wahrer Existenz, da die Seele *mit aller ihrer individuellen Kraft* in das Gesicht *tritt*, *wie die aufgehende Sonne*; die Momente, die das ganze Gesicht mit der Serenität des Himmels tingiren, wer sucht diese auf? wartet diese ab? will diese nachzeichnen? kann diese nachzeichnen?

9. Wir kehren wieder zu Socrates zurück. Er gestand: „Fleiß, Nachdenken, Uebung haben seinen Charakter verbessert." Dieß muß sich, nach unserer Meinung, auch im Gesichte ausgedrückt haben, aber wo und wie? Nur ganz unmerklich in den festen Theilen, merklicher in den weichen, am merklichsten in der Bewegung der weichen Theile und in dem Geiste der Physiognomie, den kein Pinsel erreichen kann, geschweige der Grabstichel. Bei allem dem kann noch ein großer Theil Verdorbenheit in Socrates, mithin auch der Ausdruck davon in seiner Physiognomie übrig geblieben seyn. Hat nicht der Weiseste seine Momente und Stunden der Dummheit? der Beste seine Momente der Leidenschaft und des Lasters, wo nicht in der Ausübung, doch in der Bewegung des Herzens? Sollte Socrates allein hierin eine Ausnahme gewesen seyn?

Dieses Alles zusammengenommen, wird nun die Physiognomik durch Socrates Gesicht, oder die physiognomische Anekdote von ihm gewinnen oder verlieren?

10. Uebrigens gebe ich gerne zu, daß die himmlische Weisheit bisweilen geruhet, in schlechten irdischen Gefäßen sich niederzulassen, die verächtlich sind, in den Augen der Welt, auf daß nicht sterblichen Menschen, sondern ihr gebührende Ehre gegeben werde; und daß ihre wahre Schönheit dem großen Haufen verborgen bleibe, ja gar gelästert werde, damit nicht die Gefäße sich der Würde überheben, und der Vorzüge, die ihnen Gott gab.

11. Niemals aber werde ich zugeben können, daß wahre Verbesserung, soutenirter Ernst der Weisheit, Muth der Tugend, geprüfte Standhaftigkeit wirklich da seyen, und in einem Gesichte, das nicht geflissentlich sich verzerren will, oder nicht durch gewaltthäige Zufälle zerrüttet ist, sich nicht zeigen.

Doch, was soll uns der entfernte, nicht mehr lebende Socrates? Ein Augenblick seines lebendigen Daseyns vor uns: wie viel könnte der entscheiden? Gebt dafür irgend einen lebenden Pendant, und laßt sehen: „wer gewinne? der Vertheidiger oder Bestreiter der Physiognomik?"

Führt uns den weisesten und besten Menschen vor, den Ihr kennet; den weisesten und besten mit der dümmsten und boshaftesten Physiognomie, wie Ihr meinet. Erst werdet Ihr lange suchen müssen, und wenn wir ihn gefunden, so wollen wir ihn nach unseren Grundsätzen commentiren, und wenn Ihr dann

nicht gestehen müßt, entweder: „der Mann ist so gut und weise nicht, als wir wähnten," oder: „es sind sichtbare Züge vorzüglicher Weisheit und Güte da, die wir anfangs nicht bemerkten," so will ich verloren geben.

Beilagen.

Alle diese nach Antiken copirten Köpfe scheinen eben so viel gleichende oder wenigstens ähnliche Porträte von Socrates zu seyn. Ein neuer Beweis, daß man den Copien eines sonderbaren Gesichtes wohl in etwas glauben, aber nie ganz trauen kann.

Auf der einen Seite kann man sagen, daß alle diese acht folgenden Profile eine frappante Aehnlichkeit unter einander haben, und es ist augenscheinlich, daß alle die nämliche Person vorstellen. Man findet in allen den nämlichen Kahlkopf, den nämlichen Haarwurf, die eingedrückte Nase, die Höhlung bei der Nasenwurzel, und dann einen Stempel von Dickheit im Ganzen.

Auf der andern Seite, so schwer es ist, so viele Porträte des gleichen Gesichtes zu vergleichen, so wird doch ein geübtes Auge im Ausdrucke dieser acht Profile eine augenscheinliche Verschiedenheit bemerken.

Die Stirnen in 2 und in 7 und 9 sind viel perpendiculärer, als die andern. Zwar ist unter allen acht keine eines Schwachkopfes, aber diese drei sind am wenigsten verstandreich. Der Umriß der Stirn und des Schedels von 3 zeigt am meisten Verstand. Der Mund des nämlichen Gesichtes, und der in 7 hat die meiste Festigkeit, 6 die meiste Feinheit. In dem Umrisse des Mundes in 4 ist viel Ausdruck von Geistigkeit, aber weniger Genie als in 3 der nämlichen Tafel. 5 drückt weit minder aus. 8 mit einem aufmerksamen Blicke verschwistert, antwortet ohne ein Wort zu sagen.

XXII. Vermischte physiognomische Uebungen.

Zur Prüfung des physiognomischen Sinnes stellen wir noch eine Reihe von Gesichtern auf. Wir werden unser Urtheil kurz fassen, um dem Resultate der Beobachtungen unserer Leser nicht vorzugreifen.

1. Unzertrennlich ist Schwärmerei und innere Kälte. Ein Beweis das vor uns liegende Gesicht, voll Kraft, Durchsetzlichkeit, Härte. Der Blick ist Blick eines planmachenden Starken; was dieser entwirft, muß ein solcher Mund ausführen können.

2. Der berüchtigte Knipperdolling. Schelmerei, Trug im Munde, in Stirn und Auge Muth. Was hätte Tugend und Menschheit von der Kraft und Festigkeit eines solchen Gesichtes erwarten können! Welche bleibenden Thaten der Klugheit und Heldenkraft! Nun alles ein unbeweglicher Sinn, Kälte und Grausamkeit, ein Auge ohne Liebe, ein Mund ohne Erbarmen! Der nebenan gezeichnete Mund ist das Gegentheil von Trotz und Starrsinn, Verachtung nämlich ohne Kraft.

3. Storzenbecher, der höchste Grad von roher, unerbittlicher, zweckloser Grausamkeit. Das Ganze ist keiner Wärme, Theilnehmung, Zutraulichkeit mehr fähig.

4. 5. Ehrlichkeit, Treue, Gutmüthigkeit, gerader, offener Sinn spricht aus diesen zwei, gewiß nicht eben schönen Gesichtern. Wer einem solchen Gesichte Achtung und Zutrauen versagen kann, darf gewiß auf Achtung und Zutrauen nicht Anspruch machen.

6. Das unvollkommene Bild eines musikalischen Kopfes, Stirn und Augenbrauen weniger eigentlich denkend, als schnell und tief fassend; wenig Extension, viel Intension. Dieses Intensive ist besonders im Blicke der Augen, dem Augknochen und der Augbraue ausgedrückt. Im Munde schwebt eigentlich das Zarte, Weiche, Aufschlürfende, Amorose des feinen musikalischen Geschmackes aus.

7. Wie durch die Mißzeichnung im Auge das Ganze so entstellt, schief gemacht wird! Auch dieser Bug der Stirn ist mehr männlich als weiblich. Dieses weggerechnet, dürft Ihr die Nase an sich als bestimmten Buchstaben von ruhiger Festigkeit und kluger, gutmüthiger Treue ansehen. Das Ganze ist gut und adelig.

8 bis 26. Nicht ganz Voltaire — nur Carricaturen von ihm sind es, was wir hier vor uns haben — Studium eines Künstlers, der nur den Hauptcharakter des Ganzen entwerfen, nicht Zug für Zug genau bestimmen wollte. Denn eine solche flache Stirn, wie beinahe in allen diesen 19 Umrissen, konnte wohl Voltaire, der Schriftsteller der Nationen unseres Jahrhundertes, nicht haben. Der Charakter der Augen ist fast in allen gleich, durchdringend, voll Feuer, aber ohne Erhabenheit und Grazie. 9, 10, 14 der siebenten Tafel zeugen am meisten für Erfindungsgeist, Kraft und Genie. 13 und 15 bezeichnen den Denker. 18, 19, 20 sind am wenigsten Ausdruck von feinem Sinne. Auf allen diesen Lippen sitzt Schalkheit, voll Salz und beißenden Spottes. Die Nase 25 hat am meisten Wahrheit und Geist.

27. Bestimmtheit fehlt dem Umrisse des Auges, Kraft der Augenbraue; der Stachel, die Knutpeitsche der Satyre dieser Stirn. Der untere Theil des Profils hingegen zeigt den witzvollen, feinen, vernunftreichen und vernunfthöhnenden Schalk, der keine Antwort schuldig bleibt.

28. Im Auge und auf der Lippe abwägende Bedächtlichkeit und Weisheit; in der Stirne viel Wissenschaft und Gedächtniß; mehr erblickendes als productives Genie. Treffen wird es und einschneiden, was ein solcher Mund spricht.

29. Dieses kalte Hinstarren des Blickes, die empfindungslose Härte des Mundes ist vermuthlich Manier oder Zusatz des Zeichners; aber die Stirn an sich (weniger der Uebergang zur Nase) und — das Nasenloch weggerechnet — die Nase, sind ganz entscheidend für fein unterscheidenden Verstand. Nur der untere Theil des Ohres harmonirt mit Stirn und Nase, der obere nicht. Im ungezeichneten Munde ist Bitterkeit, Verachtung, Kränkelei.

30. Ein Mann von Kraft, ohne Feinheit und eigentliche Ueberlegung. Ich möchte seinen Charakter rohe, kecke Künstlermanier nennen. Wahr ist dieses Gesicht gewiß nicht. Die Natur bildet nicht auf diese Art roh.

31. Ein unähnliches, doch nicht ganz unkenntliches Bild des Verfassers dieser Fragmente. Im Ganzen, besonders im Munde, harmlose Ruhe und Gutmüthigkeit, die an Schwäche gränzt. In dieser Nase mehr Verstand und weniger Empfindsamkeit, als er zu haben glaubt; im Auge und der Augenbraue einiges Talent zur Beobachtung.

32. Einer der gröbsten Schattenrisse von unserm größten Dichter. Dieser Stirnumriß, hauptsächlich aber

der Augenknochen, sind der wahrste Ausdruck heller Beurtheilungskraft; die Erhöhung über dem Auge, der Feinheit und Originalität. Dieser Mund zeigt weniger Sanftheit, Bestimmtheit, Geschmack, als das Original hat. Im Ganzen der Stämpel der Ruhe, Reinheit des Herzens! Der obere Theil des Gesichtes überhaupt scheint mehr Sitz der Vernunft, und der untere Theil der Imagination zu seyn, das heißt mit andern Worten: im oberen Theile erblicken wir mehr den Denker, den Weisen, als den Dichter, und im unteren Theile mehr den Dichter, als den Weisen oder Denker.

33. Kraftreiches, darstellendes, poetisches Genie, ohne sanfte, einschmeichelnde Feinheit; weniger dramatisch und episch, als malerisch und kühn. Im Munde mehr Lenksamkeit, als Biegsamkeit in der Stirn und im Kinne; Geschmack im Umrisse der Nase; gewaltige Leidenschaft im Kinne; Treue, Stärke im Ganzen. Solche Umrisse setzen kräftige, scharfgezeichnete, feuervolle Augen, vielsagende, treffende Blicke voraus. Ruhige Zergliederung langsam erworbener Begriffe wird kein Physiognomist im unteren Theile des Profils suchen, und im obern Theile keiner Blödigkeit, Schwäche, Langsamkeit des Geistes.

34. Festigkeit, Klarheit, gerader Sinn in Stirn und Auge, und Augenbraue und Nase; nur der Knopf der Nase harmonirt nicht mit dem Ganzen. Auch ist das Auge hinten zu länglich, und dadurch schwächer, als der vordere Theil. Der Mund hat noch etwas weniges attisches Salz, ist übrigens schlecht und schwach.

35. Ein Kopf, der gewiß auch nur durch die Augenbraue schon viel verräth. Im Ganzen ein Mann, der es mit seinem Mann aufnimmt; der mehr Festigkeit als Feinheit, mehr Kraft als Geschmack, mehr Treffendes als Schonendes zu haben scheint. In diesem Munde ist mehr Sanftmuth und Güte, als man sich von dieser Nase und dem Ganzen des Gesichtes versprechen kann.

36. Dieses Profil von demselben Manne zeigt noch vielmehr Leidenschaftlichkeit, als das volle Gesicht, noch mehr den Mann von Kopf und Entschlossenheit. Das Nasenloch ist ärgerlich, kindisch klein. Die Nase, möchte ich sagen, läßt gewiß nicht mit sich scherzen. Das Auge hier hat gar nichts von Größe, nichts von der Kraft des Uebrigen. Diese Art Falten um das Auge ziehen auch viel ab vom Eindrucke des Ganzen.

37. Das Bild eines äußerst reinlich und nett arbeitenden Miniaturmalers. Diese in das Kleinliche gehende Feinheit und Delicatesse scheint überhaupt im Ganzen, besonders in der Nase, ausgedrückt. Die Lage der Stirn drückt mehr von Verstand aus, als der Umriß selbst. Der Untertheil des Mundes ist eine Schwäche, die leicht Gutmüthigkeit oder Härmlichkeit werden kann. Im Auge ist feinsichtige Bemerkung unverkennbar.

38. Ein denkender, forschender Kopf ohne eigentlichen Scharfsinn. Mehr Klugheit, als Verstand. (Klugheit bezieht sich auf Sache, Handlung, Anschlag, Ausführung; Verstand auf seine Unterscheidung der Begriffe und Bestimmung der charakteristischen Bezeichnung der Begriffe). Der Umriß der Stirn, so weit er sichtbar ist, läßt diese ruhige, feine Unterscheidung und Bezeichnung nicht zu. Die Nase bezeichnet durch ihren breiten Rücken ebenfalls Ueberlegung und Klugheit, durch ihren höckerichten Umriß Prägnanz und heftige Leidenschaft.

XXIII. Vereinigung und Verhältniß der Menschenkenntniß und Menschenliebe.

Diese doppelte Absicht, kann sie zugleich Statt haben? — Menschenkenntniß, hebt sie die Menschenliebe nicht auf? Schwächt sie wenigstens dieselbe nicht? Verlieren doch die meisten Menschen durch die genauere Kenntniß, die man von ihnen erlangt; und wenn sie verlieren, wie kann die Menschenliebe gewinnen?

Was du hier sagst, mein Freund, ist Wahrheit, aber nur einseitige Wahrheit. Einseitige Wahrheit aber, welche ergiebige Quelle von Irrthum und Mißverstand!

Es ist allerdings wahr, daß die meisten Menschen durch genaue Kenntniß, die man von ihnen erlangt, verlieren; aber nicht weniger wahr ist es, daß die meisten Menschen dadurch, daß man sie genau kennt, oft gerade so viel, oft noch mehr von der andern Seite gewinnen, als sie von der einen verloren hatten.

Ich rede nicht von denen, die beinahe nur gewinnen können, je genauer sie gekannt werden.

Ich rede von denen, die viel verlieren, wenn Menschenkenntniß genauer und gemeiner wird.

Wer ist so weise, daß er nicht zuweilen ein Thor sey? Wo ist der Tugendhafte, der nie lasterhaft handle? nie, wenigstens unreine, uneinfältige Absichten habe? Also will ich annehmen, daß, mit äußerst seltener Ausnahme, alle Menschen durch das Gekanntseyn verlieren.

Aber beweisen will ich, durch die mächtigste Induction, wenn man will: „daß auch Alle durch das Gekanntseyn wieder gewinnen." Mithin: „daß Menschenkenntniß der Menschenliebe im Ganzen nichts schade" — Ob aber nützet? — „Ja, daß sie ihr nützet!"

Menschenkenntniß lehrt uns nicht nur, was der Mensch nicht ist, und nicht seyn kann, sondern, auch: warum er es nicht ist, und nicht seyn kann; sondern auch: was er ist und seyn kann.

Befremdung, diese so reiche Quelle von Intoleranz, nimmt in eben demselben Grade ab, wie die echte Menschenkenntniß zunimmt.

Wenn du weißt, warum ein Mensch so denkt, so handelt, das heißt: wenn du dich in seine Lage, wie viel mehr, wenn du dich in den Bau seines Körpers, seine Bildung, seine Sinne, sein Temperament, seine Empfindsamkeit hineindenken kannst, wie wird dir Alles begreiflich, erklärbar, natürlich? Und hört denn nicht gerade da die Intoleranz, die sich bloß auf die Menschen, als Object, bezieht, auf, wo lichthelle Erkenntniß seiner individuellen Natur anfängt? Wird da nicht viel eher Mitleid an die Stelle der Verdammung, und brüderliche Nachsicht an die Stelle des Hasses treten?

Allein nicht nur von dieser Seite (ich berühre hier die Sache nur) gewinnt der Fehlerhafte durch physiognomische Menschenkenntniß Anderer, er gewinnt noch von einer andern Seite.

Die Physiognomik entdeckt in ihm wirkliche und mögliche Vollkommenheiten, die ohne sie immer verborgen bleiben könnten. Je mehr der Mensch beobachtet wird, desto mehr Kraft, positives Gute, wird an ihm entdeckt. Wie der Maler mit geübtem Auge tausend kleine Nüanzen und Farbenspielungen wahrnimmt, die hundert andern Augen unbemerkt bleiben, so der Physiognomist eine Menge wirklicher oder möglicher Treff-

lichkeiten, die tausend Augen gemeiner Menschenverächter, Menschenverleumder — oder liebreicher Menschenbeurtheiler unbemerkbar sind.

Ich rede aus Erfahrung. Das Gute, das ich als Physiognomist an meinem Nebenmenschen bemerke, hält mich mehr als schadlos für die Menge Böses, das ich ebenfalls bemerken und unterdrücken muß. Je mehr ich Menschen beobachte, desto deutlicher bemerke ich in allen Gleichgewicht der Kräfte; bemerke ich, daß die Quelle alles Schlimmen in ihnen gut ist; das heißt: daß eben das, was sie schlimm macht, Kraft, Wirksamkeit, Reizbarkeit, Elasticität, immer an sich etwas Gutes, Positives, Reales ist, dessen Abwesenheit freilich unendlich viel Schlimmes unmöglich gemacht hätte, aber zugleich auch unendlich viel Gutes, dessen Daseyn zwar viel Schlimmes wirklich gemacht hat, aber zugleich auch die Möglichkeit zu noch ungleich viel mehr Gutem in sich schließt.

Bei dem geringsten Fehltritte eines Menschen entsteht sogleich ein übertäubendes, verdammendes Geschrei, das den ganzen Charakter des Menschen verdunkelt, zu Boden schreit, vernichtet. Der Physiognomist sieht den Mann an, den alle Welt verdammt, und — lobt das Laster? — Nein! — Entschuldigt den Lasterhaften? — Auch nicht! — Was dann? — Er sagt Euch in's Ohr, oder laut: „Behandelt den Mann so, und Ihr werdet erstaunen, was noch aus ihm, dem Manne, werden kann und wird! Er ist nicht so schlimm, als er scheint. Sein Gesicht ist besser, als seine Thaten. Zwar auch seine Thaten sind lesbar in seinem Gesichte; aber noch mehr als diese, deutlicher noch die große Kraft, die Empfindsamkeit, die Lenksamkeit des nie recht gelenkten Herzens, dieselbe Kraft, die dieß Laster hervorgebracht hat. Gebt ihr nur eine andere Richtung, gebt ihr andere Gegenstände, und sie wird Wundertugenden verrichten.“ Kurz, der Physiognomist wird begnadigen, wo der liebreichste Menschennichtkenner verdammen muß. Ferner, seit ich physiognomisire, habe ich viele so vortreffliche Menschen näher kennen gelernt, so viel Anlaß gehabt, mein Herz mit Freude an Menschen zu nähren, zu erweitern, daß ich mich dadurch gleichsam mit dem übrigen Menschengeschlecht versöhnte. Was ich hier als wahre Erfahrung getreulich sage, wird jeder Physiognomist, der Mensch ist, unfehlbar erfahren.

Noch mehr. Wie die Barmherzigkeit durch den Anblick physischen Elendes erweckt, genährt und entflammt wird, so das edelste und weiseste Mitleiden mit der Menschheit durch feines Wahrnehmen und Empfinden des Verfalls der Menschheit. Und wem ist dieses eigener, als dem echten Physiognomisten? Das edelste Mitleiden, sage ich, denn es bezieht sich unmittelbar auf den bestimmten, gegenwärtigen Menschen, auf sein geheimes, aber tiefes Elend, das nicht außer ihm, das in ihm ist; das weiseste Mitleiden, denn, weil es den Schaden als innerlich erkennt und anschaut, denkt es nicht auf Palliative, sondern auf innere tiefwirkende Mittel, auf Verbesserung der Wurzel; auf Mittel, die nicht zurückprallen; auf Mittel, wozu man empfängliche Seiten wahrnimmt.

Freilich, Ihr guten Seelen, Ihr werdet oft blutige Thränen weinen, daß die Menschen so viel schlimmer sind, als Ihr glaubtet; aber sicherlich tausendmal auch Freudenthränen weinen, daß Ihr die Menschen besser findet, als die allherrschende, allvergiftende Verleumdungs- und Verurtheilungssucht sie verkündigte.

XXIV. Ueber das Studium der Physiognomik.

1. Die Natur bildet den Menschen nach einer Grundform, welche nur auf unendlich mannigfaltige Weise verschoben wird, immer aber im Parallelismus und derselben Proportion bleibt, wie der Pontograph oder das Parallel-Lineal,

Jeder Mensch, der ohne gewaltsame äußerliche Zufälle nicht im Parallelismus der allgemeinen Menschheit steht, ist eine Mißgeburt, und jeder, je mehr er im reinsten horizontalen und perpendicularen Parallelismus der Menschengestalt steht, ist um so viel vollkommener, menschlicher und göttlicher. Eine Beobachtung, die der Schüler der Physiognomik mir erst nachprüfen, sodann, wenn er sie richtig gefunden hat, zu einem allgemeinen aufschließenden Grundsatze machen soll. Freilich schon oft ist es gesagt, und dennoch vielleicht noch nicht oft genug: Auch die schlechtesten Außengestalten können oft große Geister beherbergen. Genie und Tugend können in mancherlei Arten von Mißgestalten, so wie in den ärmlichsten Hütten wohnen. Wie es aber Hütten gibt, in denen kein menschliches Geschöpf aufrecht stehen kann: so Köpfe und Formen, in denen kein Genie, keine Großmuth sich aufrichten, oder aufrecht halten kann. Also suche der Physiognome, welche schöne und wohlproportionirte Formen von großen Geistern unzertrennlich sind? Welche abweichende Formen noch Freiheit und Spielraum genug für Talente und Tugend übrig lassen; vielleicht Talent und Tugendkraft concentriren, indem sie denselben verengern?

2. Wenn ein Hauptzug bedeutend ist, so ist es auch der Nebenzug. Das Kleinste muß seinen Grund haben, wie das Größte. Alles hat seinen Grund oder gar nichts. Wenn du das nicht ohne weitere Beweise erkennst, Physiognome! weg vom Studium der Physiognomik!

3. Das schönste Gesicht ist einer unbeschreiblichen Verschlimmerung, das schlechteste einer unbeschreiblichen Verschönerung, doch jede Gesichtsform und jedes Gesicht nur einer gewissen Art, eines gewissen Grades der Verschönerung und Verschlimmerung fähig. Der Physiognome studire die Grade der Vervollkommnung und der Zerfälligkeit einer jeglichen Gesichtsform! Er denke sich oft das schlechteste Gesicht bei der edelsten und das edelste bei der schlechtesten Handlung!

4. Positive Charaktere in einem Gesichte zeigen etwas Positives an; aber der Mangel derselben nicht den Mangel correspondirender Eigenschaften überhaupt; wohl den Mangel der besondern Art, oder der besondern Anwendung dieser Eigenschaft.

5. Der Physiognome studire besonders auch die Gesichter, die nie unmittelbar und allein neben einander aushalten können; die, wenn sie neben einander bestehen wollen, sich immer ein Rendezvous in einem dritten geben müssen. Zwei Gesichter, die einander unmittelbar drücken, sind wichtige Phänomene für den Physiognomen.

6. Traue, sage ich zum Schüler der Physiognomik, traue deiner ersten schnellsten Empfindung immer am meisten, mehr noch als dem, was dir Beobachtung zu seyn scheint. Je mehr deine Bemerkung Empfindung war, aus Empfindung floß, durch Empfindung erweckt wurde, desto weniger groß und weitläufig darf die Induction seyn. Dennoch unterlasse prüfende

Beobachtung nie; dennoch zeichne dir den Zug, die Form, die Miene, die dich rührte, und zugleich das möglichste Gegentheil davon, und frage einen, zwei, drei einfältig denkende und gesund empfindende Menschen: welches von diesen beiden drückt diese, welches jene Eigenschaft aus? Stimmen alle Beurtheiler sogleich überein, dann traue deiner ersten schnellsten Empfindung, wie einer Inspiration!

7. Laß, sage ich dem Physiognomen, laß gar keine, auch die zufälligste, unbeträchtlichst scheinende Bemerkung verloren gehen! Hebe sie alle sorgfältig auf, ob du gleich anfangs von ihrer Bedeutung nichts ahnest. Ueber kurz oder lang wirst du sie benutzen können.

8. Bezeichne dir auch, sage ich ihm, die Statur des Menschen. Untersuche, was allen sehr langen, mittelmäßigen, verwachsenen, kleinen Menschen gemein ist. Du wirst finden, daß jede Statur ihr gemein Eigenthümliches im Ganzen und in einzelnen Gesichtszügen hat.

9. Bezeichne dir auch, sage ich ihm weiter (wie die Italiäner in ihren Päßen und Signalements) die Stimme des Menschen; die Höhe, Tiefe, Stärke, Schwäche, Dumpfheit, Klarheit, Rohigkeit oder Annehmlichkeit, Natur oder Falschheit der Stimme; forsche, welche Stirnen und Töne am öftersten beisammen sind? Du wirst sicherlich, wenn du feines Gehör hast, dazu gelangen, aus der Stimme auf die Classe der Stirnen, des Temperamentes und des Charakters schließen zu können.

10. Jeder Mensch hat etwas in seinem Gesichte, das ihn besonders charakterisirt. Ich habe hin und wieder schon mehrmals gesagt, welche Züge für alle Gesichter ohne Ausnahme charakteristisch sind. Aber es gibt sehr oft, über diese allgemeine, noch besondere Züge von äußerster Bestimmtheit und scharfer Bedeutung, wenn ich so sagen darf. Auf diese richte der Physiognomist besonders sein prüfendes Augenmerk. Nicht alle Denker haben auffallend denkende Gesichtsformen. Einige haben den Charakter des Denkens, das heißt, das, wodurch sie sich sogleich als solche ankündigen, nur in gewissen Falten der Stirne; einige Gütige bloß in der Sichtbarkeit, Form, Lage und Farbe der Zähne; einige Unzufriedene in dreieckigen Lineamenten oder Vertiefungen an den Backen u. s. f.

11. Unterscheide und erforsche sorgfältig das Natürliche, das Zufällige, das Gewaltthätige. Alles Natürliche, (Mißgeburten ausgenommen) ist ununterbrochen. Ununterbrochenheit ist das Siegel der Natur. Gewaltthätige Zufälligkeiten unterbrechen. Man spricht so viel von diesen Zufälligkeiten als großen unübersteiglichen Hindernissen der Wissenschaftlichkeit der Physiognomik; und ist wohl größtentheils etwas leichter zu erkennen, als solche Zufälligkeiten? Wie sichtbar sind nicht die durch Pocken verursachten Verunstaltungen? Was etwa durch einen Fall oder Hieb oder eine ähnliche Gewaltthätigkeit verdorben worden, wie auffallend ist es größtentheils? Freilich kenne ich auch Leute, die durch einen Fall in der Jugend imbecil geworden sind, ohne daß man die unmittelbaren Spuren des Falles bemerken konnte; diese Imbecilität aber war sehr merkbar im Gesichte, und war es zum Theile auch in der festen Form der Kopfes. Die Ausdehnung des Hinterhauptes aber war, wie es scheint, durch den Fall gehindert worden. Der Physiognomist erkundige sich also bei allen Gesichtern, die er genau studieren will, um ihre Natur- und Erziehungsgeschichte.

12. Ich sage nicht: der Physiognomist soll aus einem Zeichen entscheidend urtheilen; ich sage nur, er kann es bisweilen. Es gibt bisweilen einzelne, schlechterdings entscheidende, sehr charakteristische Züge, sowohl der Anlagen, als besonderer Leidenschaften. Es gibt Stirnen, Nasen, Lippen, Augen, die an sich Stärke oder Schwäche, Feuer oder Kälte, Scharfsinn oder Stumpfheit, Zorn oder Rachsucht anzeigen, an sich und in so fern sie gewisse andere coexistente Theile schlechterdings voraussetzen. Dessen ungeachtet, so sehr ich jeden Freund der Physiognomik bitte, auch den kleinsten, einzelnsten Zug des Gesichtes nicht zu vernachlässigen: so kann ich es dennoch nicht laut und kräftig genug sagen: fasse Alles zusammen; vergleiche Jedes mit Jedem; überschaue das Ganze der Natur, der Form, der Farbe des Fleisches, der Knochen, der Muskeln, der Gelenkigkeit, der Ungelenkigkeit, der Bewegung, der Stellung, des Ganges, der Stimme, des Styles, der Handlungen, der Liebe, des Hasses, des Lassens und Thuns, des Weinens, des Lachens, des Scherzes, des Spottes, der Laune, des Zornes. Er vernachläßige nichts Einzelnes, aber hänge das Einzelnste wieder an das Ganze! Nein! nicht hänge, webe es wieder hinein; lerne besonders das Natürliche vom Gekünstelten, das Eigene vom Entlehnten unterscheiden. Du wirst finden, daß alles Entlehnte und Erkünstelte, das man annimmt, immer eine gewisse Natur voraussetzt, die es annehmen kann; daß sich also nach und nach bestimmen läßt, was kann dieses Gesicht annehmen? was nicht? Gewisse Gesichter können keine sanften Mienen, gewisse keine mächtig trotzenden annehmen. Alle Gesichter können sanft seyn, und alle können zürnen, ich weiß es; aber gewissen Gesichtern ist die Sanftmuth so natürlich, oder so erkünstelt, als andern der Zorn. Studium der natürlichen Grundformen, der in Ruhe liegenden Grundzüge, und ihres innewohnenden unaustilgbaren Geistescharakters wird dich nach und nach das zusammen Unmögliche, zusammen Unschickliche kennen lehren. Du wirst, wo tausend Augen Disharmonie zu sehen meinen, Harmonie sehen. So lange du diese überschaust, hast du den Menschen noch nicht gesehen. Nach und nach kannst du dazu kommen, aus einem auf zwei, aus zweien auf drei zu schließen u. s. f. Du wirst aus den Worten den Mund, aus dem Munde die Worte voraus erkennen lernen; aus dem Style die Stirn, aus der Stirne den Styl; nämlich nicht was Einer überhaupt sagen, schreiben, thun wird, sondern nur was er kann oder nicht kann; wie er in gegebenen Umständen überhaupt, in welchem Tone, welcher Weise er handeln wird. Du wirst den Kreis bestimmen können, der in diesem oder jenem Gesichte anberaumt ist, in welchem es ihm frei steht, seine Rolle gut oder schlecht zu spielen.

13. Kostbar und wichtig seyen dir gewisse zur Beobachtung treffliche Momente.

Der Moment des plötzlichen, unerwarteten, unvorbereiteten Sehens, der Moment des Bewillkommens, der Moment des Kommens und Gehens.

Der Moment, der dem plötzlichen Losbruche einer Leidenschaft vorgeht, und der unmittelbar nach der Gährung; besonders auch der, wo die Leidenschaft durch die Gegenwart einer verehrungswürdigen Person unterbrochen wird. Da sieht man die Macht der

Verstellung, und die dennoch übrigbleibende Spur der Leidenschaft.

Der Moment des Mitleids und der Rührung; der Moment des Weinens und des Zornes; des neidischen und freundschaftlichen Eifers; überhaupt der Augenblick der höchsten Ruhe und der höchsten Leidenschaft, der Moment, wo der Mensch ganz in und ganz außer seinem Elemente arbeitet! Beide zugleich, beide verglichen, zeigen dem Physiognomen, was der Mensch ist, und nicht ist, seyn und nicht seyn kann.

14. Erforsche, Menschenforscher, die Superiorität eines Menschengesichtes über das andere. Obgleich der Vater Aller alles Geschlecht der Menschen aus einem Blute gemacht, so ist dennoch die natürliche Gleichheit der Menschen eines der unverzeihlichsten Vorurtheile eines Gutherzigkeit affectirenden, höchst kalten Enthusiasmus.

Ein jeder begeisterte und unbegeisterte Körper herrscht über Millionen und ist unter Millionen unterthan. Er muß herrschen, er muß unterthan seyn. Seine Natur treibt und nöthigt ihn zu beidem. Suche also die anerschaffene, göttliche, unverkennbare, durch keine Uebereinkunft von uns selbst trennbare Superiorität und Inferiorität eines jeden organischen Körpers zu erkennen, und seine Gränzlinien genau zu bestimmen und zu vergleichen. Vergleiche immer das Stärkste, was dir bekannt ist, mit dem Schwächsten. Ein Dutzend Umrisse von Uebermächtigen, und ein Dutzend Weicher, Nachgebender, Unterwürfiger. Hast du die Extreme richtig gefunden, muß ich wieder sagen, die mittleren Verhältnisse wirst du dann leicht finden. Nicht vorentscheidend genug kann ich es sagen: suche, so wirst du finden, das geometrisch bestimmbare Verhältniß der gebietenden und der gehorchenden Stirne, der königlichen und der sclavischen Nase.

15. Der eine Hauptpunct deiner Untersuchung sey immer: ähnliche Gesichter, ähnliche Charaktere; und der andere: ähnliche Stirnen, ähnliche Gesichter, Gesichtsformen wenigstens. Stelle also immer, so viel du kannst, ähnliche Menschen, ähnliche Schedel, ähnliche Gesichtsformen, ähnliche Stirnen, ähnliche Züge zusammen, und frage, und vergleiche.

16. Wenn du einen Menschen findest, der die seltenste aller seltenen Gaben hat, die Gabe unaffectirten Theilnehmens, prüfender Aufmerksamkeit, der nie antwortet, ehe er die Rede vernimmt, entschieden ist und selten entscheidet: so studiere dieses Menschengesicht, und alle seine kleinsten Züge durch und durch; nach dem Grade der Aufmerksamkeit bestimmt sich Verstand, Güte und Kraft des Menschen. Wer nicht hören kann, kann nichts, was den Namen wahrer Weisheit und Tugend verdiente. Wer hören kann, kann Alles, was Menschen können sollen. Dieses aufmerksame Menschengesicht wird allein dir ein Alphabet liefern, zur Entzifferung der besten Eigenschaften unzähliger Menschen.

Findest du einen Menschen, der, wenn er etwas von seiner Stelle nimmt, oder trägt, oder Jemanden was anbietet, ohne Zwang und Aengstlichkeit seine Augen fleißig auf dasselbe richtet, so hast du einen studierenswürdigen Menschen gefunden. Oft entscheiden Kleinigkeiten für den Charakter des Menschen. Eine für mich oft entscheidende Kleinigkeit dieser Art ist die Weise, wie eine Theeschaale in die Hand kommt, darin sich hält, und dann wieder an ihren Ort zurückkehrt. Ich möchte sagen: wer eines der geringsten Dinge mit ganzem Bedachte kann, kann unzählig viel größere.

17. Wenn du in einem Gesichte folgende Züge, jeden besonders gut und entscheidend, und alle zusammen in gehörigem Verhältnisse findest, so sey sicher, ein beinahe übermenschliches Gesicht gefunden zu haben.

a) Auffallende Gleichheit der drei gewöhnlichen Gesichtsabtheilungen: der Stirn, der Nase, des Kinnes.

b) Eine horizontal sich endigende Stirn, mithin beinahe horizontale, kecke, gedrängte Augenbraunen.

c) Augen von hellblauer oder hellbrauner Farbe, die auf wenige Schritte schwarz scheinen, und deren obere Augenlieder den Apfel etwa um ein Fünftheil oder Viertheil bedecken.

d) Eine Nase, mit einem breiten, beinahe parallelen, jedoch etwas geschweiften Rücken.

e) Einen im Ganzen horizontalen Mund, wo die Oberlippe und die Mittellinie in der Mitte sich sanft, doch etwas tief, niedersenken, und die Unterlippe nicht größer ist als die Oberlippe.

f) Ein rundes vorstehendes Kinn.

g) Kurze dunkelbraune Haare, kraus in großen Partien.

18. Um ein Gesicht vollkommen beobachten zu können, muß man es im Profil, ganz vorne, drei Quart, sieben Achtel, und von oben herab ansehen; für's Erste die Augen sich schließen und geschlossen halten lassen, dann sich öffnen; das ganze Gesicht zeigt auf einmal für den eigentlichen Beobachter zu viel. Daher muß er es von jeder Seite besonders betrachten.

19. In Ansehung des Zeichnens nach der Natur, nach Büsten, nach Gemälden und Kupferstichen, oder wonach es immer seyn mag, ist mein bestimmter dringender Rath, den ich jedem Physiognomen gebe, immer nur unschattirte Umrisse zu zeichnen, um in der ihm schlechterdings nöthigen Fertigkeit Meister zu werden. Alle Verworrenheit, alle Zusammenschmelzungen, Ineinanderfließungen, scheinbare Unbestimmtheiten bestimmen, herausheben, sie sich einzeln imaginiren, und mittheilen zu lernen. Alle Maler, die keine Physiognomen sind, und nicht zeichnen können, ich weiß es, schreien wider diese Manier; und sie ist und bleibt dennoch, wie für den Zeichner, so für den Physiognomisten die einzige, die alle Vorzüge der Leichtigkeit, der Bestimmtheit, der Deutlichkeit, der Lernbarkeit, und noch manche andere in sich vereinigt. Le Brün's bekannte Passionen sind allein schon hinlänglicher Beweis von der Nützlichkeit dieser Manier.

20. Die Oelgemälde sind für den Physiognomisten die brauchbarsten, wenn sie vollkommen sind; aber sie sind es so selten, und wenn sie's sind, so kostbar, daß königliche Schätze zu einem guten Cabinette von solchen würden erfordert werden. Die unbrauchbarsten sind mit schwarzer Kreide. Ich mißrathe sie sowohl als die kleinen Mignaturgemälde schlechterdings allen physiognomischen Zeichnern. Sie gewöhnen sich dadurch an eine gewisse freie, malerisch seyn sollende, aber äußerst unbestimmte, mithin unwahre und unnatürliche Manier. Um den physiognomischen Charakter eines Gesichtes rund, malerisch, kräftig und scharf bestimmt zugleich auf's beste zu zeichnen, habe ich bisher nichts gefunden, das dem englischen Bleistift, durch scharfe Pinselstriche vom feinsten Tusche verschärft, gleich käme, wenn nemlich das Zimmer von allen Seiten ganz dunkel, und die Oeffnung zum einfallenden Lichte rund, nicht viel breiter als ein Fuß, und etwa drei bis vier

Fuß höher ist, als der etwas seitwärts stehende Kopf dessen, der gezeichnet werden soll. Nach mannigfaltigen Versuchen fand ich keine leichtere, malerisch schönere, und zugleich charakteristischere Manier für alle Arten von Gesichtern, wie diese. Für einige Gesichter, glaube ich, wäre das perpendicular herabfallende Licht eben so gut, aber nur für platte und zart gegliederte Gesichter; denn die Schatten der stark Gegliederten würden zu viel bedecken. In vorbesagter Lage wäre es auch sehr dienlich, sich einer Camera obscura zu bedienen, die den so erleuchteten Kopf etwa um drei Viertheile verkleinerte, nicht um unmittelbar durch zu zeichnen, denn dieß ist der Bewegung wegen wohl unmöglich, sondern um immer leichter Zeichnung und Wahrheit vergleichen zu können.

21. Physiognomische Schriften, die ich rathen möchte? — Wie gerne, wenn ich mit gutem Gewissen viel rathen könnte! — Mein Rath an den jungen Physiognomisten ist: Setz einmal vierzehn Tage dazu aus, sie alle zu durchlaufen. — Excerpire dir, auf weitere Nachforschung hin, das Bestimmte ihrer Behauptungen. Es ist schon gesagt: wenn man zwei oder drei gelesen hat, so hat man ziemlich alle gelesen. Porta aus den ältern, Peuschel und Pernetty aus den neuern haben fast Alles gesammelt. Ersterer Schlechtes, Gutes, Elendes, sich selbst Widersprechendes. Alles, was Aristoteles, Plinius, Suetonius, Polemon, Adamantinus, Galenus, Trogus Conciliator, Albertus, Scotus, Maletius, Avicenna und noch viele Andere vor ihm geschrieben haben, findet man bei ihm; eine Meinung an der andern, wie die Erbsen am Rosenkranze. Doch urtheilt er auch selbst, und macht seine Urtheile durch Anführung weltbekannter Gesichter interessanter und anschaulicher, als seine Vorgänger, ist nicht so ein dummer Planetarier wie diese, ob er gleich von solchen Träumereien auch nicht rein ist. Peuschel, und viel mehr als dieser, Pernetty haben mit Weglassung vieler Abgeschmacktheiten große Verdienste um die Physiognomik, ob sie gleich wenig Eigenes haben, und von der genauen Bestimmung der Gesichtszüge, ohne welche die Physiognomik die mißbrauchbarste aller unreifen Wissenschaften wird, noch weit entfernt sind. Helvetius Physiognomica medicinalis verdient wenigstens wegen unvergleichlicher Charakterisirung einiger Haupttemperamente nachgelesen zu werden. Man ziehe seinen Planetismus ab, und man wird ihn meisterhaft finden.

Huart lesenswürdig, obgleich voll Cruditäten, und kühner unerweislicher Hypothesen. Er hat aus Aristoteles, Galenus, Hippokrates das Beste ausgezogen, und seine eigenen Beobachtungen gut damit bewährt. An eigentlichen bestimmten physiognomischen Beobachtungen aber ist er sehr arm. Philipp May hat wenig Brauchbares. Vielmehr der oft sehr scharfsinnige Chambre, der besonders in Bestimmung der Leidenschaften sehr glücklich ist. Aber an physiognomische Umrisse und Zeichnungen dachte er nicht.

Ab Indagine hat ein viel gescheideres Gesicht, als sein größtentheils ausgeschriebenes, dennoch lesenswürdiges Buch ist. Marbitius (de varietate faciei humanae discursus physicus. Dresd. 1676. 4.) ist ein unleidlicher Schmierer, der höchstens ein halb Dutzend eigene gute Gedanken enthält; das Dümmste, was er hat, die millionenfache Versetzbarkeit aller Gesichtstheile ad modum der Schriftsetzerei, hat, wie ich vermuthe, ein neuerer Schriftsteller ihm entlehnt. Parson (den Büffon, und Haller in seiner großen Physiologie, glücklich zusammengezogen) ist wohl in Ansehung der Bewegung der Muskeln und der leidenschaftlichen Physiognomie bei aller Unvollständigkeit der classischeste und lesenswürdigste Schriftsteller. — Und dann nenne ich noch Einen, absit blasphemia dicto — Jacob Böhme! Man lache nun, oder weine — Natursinn, Naturgefühl, Sinn für die Natursprache aller Wesen hat vielleicht Niemand mehr, als dieser unverständliche Theosoph. Jacob Böhme, sage ich, hat in seinen Schriften Spuren des tiefsten physiognomischen Sinnes gegeben, weßwegen ich sie aber Niemanden, auch nicht dem philosophischen Physiognomen empfehlen will. Aber empfehlen will ich Männern, die den Edelstein im Kothe nicht zertreten, sein unschätzbares Büchelchen von den vier Complexionen.

Einer der prüfungswürdigsten Physiognomisten ist auch meines Bedünkens Wilhelm Gratarolus, ein Bergamotischer Arzt. Ich empfehle sein Buch allen Physiognomen, besonders wegen seiner vorzüglichen Gedrängtheit und Reichhaltigkeit. Es heißt: De praedictione morum naturarumque hominum facili, cum ex inspectione vultus, aliarumque corporis partium, tum aliis modis.

Scipio Claramontius ist gewiß unter allen physiognomischen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte durchaus der beste und lesenswürdigste, gelehrt, und doch nicht bloß Zusammenstoppler; viel wissend und scharf urtheilend; fein unterscheidend, und dennoch gedrängt. Sein Buch de conjectandis cujusque moribus et latitantibus animi affectibus, verdient, wo nicht durchaus übersetzt, doch ausgezogen, und mit kritischen Anmerkungen und neuen Beobachtungen bereichert herausgegeben zu werden. Es mangelt erstaunlich viel daran, ob es gleich an innerem Werthe reichhaltiger ist, als alle seine mir bekannten Vorgänger. Es ist nicht ohne viele nachgeschriebene Unrichtigkeiten, aber wer seine Vorgänger kennt, und vergleichen kann, wird das Eigene, Selbstgedachte und Gefundene darin bewundern müssen. Auch da, wo er mir nicht genug thut, habe ich ihn immer denkend, überlegend — und aller seiner Schulgerechtigkeit ungeachtet, selten trocken, nie witzelnd, und nie anders als würdig gefunden. Würde fehlt so vielen neuern physiognomischen und antiphysiognomischen Schriften. Wo ich diese finde, rein von Affectation und Prätension, wird mir gleich wohl um's Herz. Und diese Würde, man mag aufschlagen wo man will, wird man durchaus im Claramontius finden. Er ist nichts weniger als ein bloßer Schul- oder Cabinetsgelehrter. Seine physiognomische Kenntniß vereinigt sich mit allgemeiner moralisch-politischer Menschenkenntniß. Er pflegt seine allgemeinen Regeln pünctlich genau auf besondere Vorfälle und Umstände anzuwenden. Seine erstaunliche Gelehrsamkeit ist glücklich in seine Schlüsse und Beobachtungen verwebt. Die Zeichen der Leidenschaften hat er oft mit vielem Scharfsinn und sowohl gelehrter als unmittelbarer Menschenkenntniß ausgefunden, und mit hinlänglicher Deutlichkeit bekannt gemacht. Kurz, ich empfehle ihn mit der besten Ueberzeugung jedem, der den Menschen studieren, und besonders denen, die über die menschlichen Charaktere und Gemüthsbeschaffenheiten schreiben wollen.

22. Unentbehrlich ist dem Physiognomen eine beträchtliche Sammlung der merkwürdigsten und bedeutungsvollsten Gesichter.

23. Uebrigens werde ich meinem Physiognomen

immer und immer sagen: **Umgang mit den weisesten und besten Menschen**, die für Tausende einem versiegelten Buche, oder einem Schatz im Acker gleich sind, der wird dir immer das Unentbehrlichste von allem Unentbehrlichen bleiben, dessen du zu deinem Studium bedarfst. Wenn dein menschenfreundliches Auge mit neidloser Einfalt, und mit der Wollust eines Engels Vollkommenheiten sucht: sie werden dir begegnen, wo du deinen Blick hinwendest. Wo du suchest, wirst du finden; und finden, wo du nicht suchest. **Erscheinen wird dir dein Gott in tausend Menschengestalten.** Diese Erwartung wird dir die Augen öffnen, zu sehen, was Niemand sieht, ehe man es ihm zeigt, und was Jedermann sieht, sobald man es ihm zeigt.

24. Und dann laß mich, Mitforscher der Menschheit, die Bitte nochmals wiederholen: **Urtheile wenig!** wie sehr man in dich dringe, um dich entweder als einen Narren zu verlachen, oder mit Narrenlächeln dich zu bewundern! Weise die indiscreten Inquisitoren entschlossen und ruhig ab. Du handelst thöricht, wenn du dich thörichten Forderungen preis gibst. Wie sehr du es immer sagest, du könnest dich irren — irrest du einmal, so ist des unbändigen, alle Scham vergessenden Gelächters eben so viel, als wenn du behauptet hättest: Ich irre mich nie.

XXV. Ueber die Porträtmalerei.

Die natürlichste, menschlichste, edelste, nützlichste Kunst, und die schwerste, so leicht sie scheint, so leicht sie seyn sollte, die Porträtmalerei — Liebe hat sie erfunden, diese himmlische Kunst. Ohne Liebe, wer kann sie? und der Liebenden; wer?

Da ein großer Theil dieses Werkes, und der Wissenschaft, welche den Inhalt desselben ausmacht, auf dieser Kunst beruhet; so ist es natürlich, daß wir auch ein Wörtchen davon sagen. Ein Wörtchen, — denn was ließe sich nicht bloß über diese Kunst ein ganz neues, wichtiges, großes Werk schreiben? und ich hoffe, zur Ehre der Menschheit und der Kunst, daß es noch geschrieben werden wird. Ich denke nicht, daß es von einem Maler, so geschickt er in seiner Kunst seyn möchte; ich denke, daß es von einem verständigen, geschmackvollen, physiognomischen Freunde, einem täglich beobachtenden Vertrauten eines großen Porträtmalers, geschrieben werden sollte.... **Sulzer**, der licht- und geschmackvolle Weise, hat in seinem Wörterbuche unter dem Titel Porträt über diesen Punct viel Treffliches gesagt; aber wie wenig läßt sich in einem Wörterbuche von dieser Beschränktheit, eine Materie von diesem Umfange erschöpfen!

Wer sich die Mühe nehmen mag, über diese Kunst nachzudenken, wird finden, daß sie alle erkennenden und wirkenden Kräfte der menschlichen Natur zu beschäftigen, groß genug ist, daß sie nie ausgelernt werden, nie sich zu einem Ideal der Vollkommenheit erheben kann.

Ich will es versuchen, einige der vermeidlichen und unvermeidlichen Schwierigkeiten, womit diese Kunst zu kämpfen hat, darzulegen. Beide zu kennen, scheint mir für den Künstler und den Menschenbeobachter allerdings der Mühe werth.

Porträtmalerei — was ist sie? Darstellung eines besondern wirklichen Menschen, oder eines Theils des menschlichen Körpers, Mittheilung, Aufbewahrung seines Bildes; die Kunst, Alles, was man von einer ein- seitigen Gestalt des Menschen sagen, und eigentlich ni mit Worten sagen kann, in einem Momente zu sagen

Wenn es wahr ist, was **Göthe** irgendwo sag und mich dünkt, Wahreres läßt sich nichts sagen, „da des Menschen Gegenwart, daß sein Gesicht, seine Phy siognomie, der beste Text zu Allem ist, was immer übe ihn gesagt und commentirt werden kann," wie wichti wird die Porträtmalerei!

Noch will ich hier **Göthe's** Ausspruch eine Stell über diesen Artikel aus **Sulzer's** vortrefflichem Wö terbuche an die Seite stellen;

„Da kein einziger Gegenstand unserer Kenntni wichtiger für uns seyn kann, als die denkende un fühlende Seele; so kann man auch daran nicht zwei feln, daß der Mensch nach seiner Gestalt betrachte wenn wir auch das Wunderbare darin bei Seite setze der wichtigste aller sichtbaren Gegenstände sey."

Wenn der Porträtmaler dieß erkennte, fühlte, dave durchdrungen wäre; durchdrungen wäre von Ehrfurch gegen das beste Werk des besten Meisters; daran dächt nicht mit Gewalt sich anstrengen müßte, daran zu den ken; wenn es ihm so natürlich wäre, als Gefühl un Liebe seines Lebens, — welch' eine wichtige, heilig Arbeit wäre ihm das Porträtmalen! — Heilig wenig stens, wie der Text heiliger Schriften dem Uebersetze seyn sollte, sollte ihm ein lebendes Menschengesich seyn! Wie sorgsam wäre es, nicht zu verfälschen da Werk Gottes, wie ihrer so Viele das Wort Gottes!

Welche Verachtung trifft billig den schlechten Ueber setzer eines vortrefflichen Werkes!.... dessen Geist nich angeweht ist vom Geiste des Urverfassers —! Un nun — ist es nicht eben so mit dem Porträt? Da Gesicht ist der Schauplatz, auf dem sich die See zeigt, hier muß sie ergriffen werden; wer sie hier nich malen kann, ist kein Porträtmaler.

„Jedes vollkommene Porträt ist ein wichtiges Ge mälde, weil es uns eine menschliche Seele von eigner persönlichen Charakter zu erkennen gibt; wir sehen i demselben ein Wesen, in welchem Verstand, Neigunger Gesinnungen, Leidenschaften, gute und schlimme Eigen schaften des Geistes und des Herzens, auf eine ihr eigene und besondere Art gemischt sind. Dieses sehe wir sogar im Porträt meistentheils besser, als in de Natur selbst; weil hier nichts beständig, sondern schne vorübergehend und abwechselnd ist. Zu geschweigen daß wir selten in der Natur die Gesichter in dem vor theilhaften Lichte sehen, in welches der geschickte Ma ler sie gestellt hat."

Wenn wir jede momentane Bewegung des Mensche in der Natur fest halten könnten, oder wenn es in de Natur stehende Momente gäbe, so wäre unstreitig un sere Beobachtung leichter an der Natur, als im Por trät; da aber das unmöglich ist; da noch überdie kaum eine Person sich so beobachten läßt, daß ma es beobachten heißen könnte, so ist es mir einleuchten wahr, daß sich aus einem recht guten Porträt meh Kenntniß des Menschen schöpfen läßt, als aus der Na tur, in so fern sie sich nur im Momente sehen läß

„Hieraus läßt sich leicht also die Würde und de Rang, der dem Porträt unter den Werken der Mal gebührt, bestimmen. Es steht unmittelbar neben de Historie. Diese selbst bekommt einen Theil ihres Wer thes von dem Porträt; denn der Ausdruck, der wich tigste Theil des historischen Gemäldes, wird um so ru natürlicher und kräftiger, je mehr wirkliche aus de Natur genommene Physiognomie in den Gesichtern is Eine Sammlung sehr guter Porträte ist für den P

torienmaler eine wichtige Sache zum Studium des Ausdrucks."

Wo sind die Historienmaler, die wirkliche Menschen illusionsweise, versteht sich's, darstellen können? Wie sieht man es Allen an, daß sie Copien copiren? — Copiren freilich oft von ihrer Imagination, die aber nur von Modebildern ihrer oder der Vorzeit — genährt oder gefüttert ist. — —

Dieß vorausgeschickt, laßt uns nun besonders von einigen vermeidlichen Hindernissen, mit denen die Porträtmalerei zu kämpfen hat, etwas sagen. Ich weiß, daß die Freimüthigkeit, mit der ich meine Gedanken sagen werde, beleidigen wird. Zu beleidigen aber ist nicht meine Absicht. Ich möchte belehren, und der Kunst, das ist: der Nachahmung der Werke Gottes aufhelfen. Ich möchte zur Verbesserung beitragen; und wie ist das möglich, ohne kecke Aufdeckung des Fehlbaren und Mangelhaften?

So viel ich Porträtmaler gesehen, so viel Werke von Porträtmalern, so oft bemerkte ich Mangel an philosophischer, das ist, richtiger, deutlicher, und zugleich allgemeiner Kenntniß des Menschen.

Der Insectenmaler, der keine genaue Insectenkenntniß hat, nicht den Bau, das Allgemeine, das Besondere, das Eigenthümliche jedes Insectes kenne, wird, wenn er sonst überhaupt auch noch so ein guter Copist ist — unfehlbar schlecht Insecten malen. Der Porträtmaler mag noch so genau copiren können (eine Sache, die jedoch weit seltner ist, als selber große Kenner der Zeichnung denken mögen): er wird schlechte Porträte malen, wenn er nicht die genaueste Kenntniß hat von dem Baue, der Proportion, dem Zusammenhange, der Gegeneinanderwirkung der gröbern und feinern Theile des menschlichen Körpers, in so fern sie auf die Oberfläche einen merkbaren Einfluß haben; wenn er nicht den Bau jedes einzelnen Gliedes und Gesichtstheiles auf das genaueste ergründet hat. Ich selbst, so sehr ich es seyn sollte, bin nichts weniger als ein genauer Kenner aller feinen, specifiken Züge jedes Sinnes, jedes Gliedes, jedes Gesichtstheiles und dennoch bemerke ich täglich, daß diese feinere, diese schlechterdings unentbehrliche Kenntniß überall unbearbeitet, noch unbekannt, und selbst einsichtsvollen Malern kaum beizubringen ist.

Wer sich die Mühe nehmen mag, einen Haufen der verschiedensten unausgesuchtesten Menschen stückweise zu betrachten, der wird finden, daß z. B. jedes Ohr, jeder Mund, bei aller Verschiedenheit, dennoch seine kleinen Beugungen, Eckchen, Charaktere hat, die Allen gemein sind, die stärker oder schwächer, schärfer oder stumpfer durchaus bei allen Menschen, die nicht Mißgeburten, wenigstens an diesen Theilen sind, angetroffen werden.

Was hilft nun alle Kenntniß der größern Proportionen des menschlichen Körpers und menschlichen Gesichts? (die abermals noch bei weitem nicht tief genug studiert sind, und gewiß noch scharfer Revision bedürften; ein künftiger physiognomischer Maler wird diesen Ausspruch rechtfertigen, und unterdessen mag dieß meinethalben bloß abgesprochen heißen.) Was hilft, sage ich, alle Kenntniß der größern Proportionen, wenn die Kenntniß der feinern Züge, die eben so wahr, so allgemein, so bestimmt, und nicht weniger bedeutend sind, als die größern, wenn diese fehlt? Und diese fehlt so sehr, daß ich es auf die Probe ankommen lassen wollte, ob mancher der geschicktesten Maler, der tausend Porträte gemalt hat, nur eine erträglich bestimmte allgemeine Theorie von dem Munde, z. B. nicht von dem innern Baue des Mundes, nein! nur von dem malerischen Munde hat, das ist: von dem Munde, wie der Maler ohne anatomische Kenntniß ihn sehen könnte, sehen sollte?

Man durchgehe dreißig, vierzig Bände der trefflichsten Porträte von den größten Meistern, und untersuche (ich habe untersucht, und darf also kühn sprechen) wie gesagt, nur z. B. den Mund; studiere vorher an neugebornen Kindern, Knaben, Jünglingen, Männern, Greisen, Jungfrauen, Frauen, Matronen — das Allgemeine des Mundes, und wenn man es gefunden hat, so vergleiche man — und man wird sehen, daß den meisten, daß beinahe allen Malern die Theorie des Allgemeinen des Mundes fehlt, und daß es sehr selten geschieht, und wenn es geschieht, bloß zufälliger Weise zu geschehen scheint, daß ein Meister dieß Allgemeine richtig gefaßt hat? Und wie unbeschreiblich viel beruhet auf dem? Was ist alles Besondere, alles Charakteristische anders, als Nüancen des Allgemeinen?.... Und wie es in Ansehung des Mundes ist, so in Ansehung der Augen, der Augenbrauen, der Nase, und jedes Gliedes oder Gesichtstheiles. Gerade so ein Verhältniß, wie die Gesichtsglieder z. B. gegen einander haben, gerade wie dieß Verhältniß bei allen, noch so verschiedenen Gesichtern allgemein ist, gerade so ein Verhältniß ist in den einzelnen kleinern Zügen eines jeglichen Gesichtsgliedes. Unendlich verschieden ist die Verschiebung der ganzen Gesichtsglieder gegen einander bei derselben allgemeinen Proportion; und so unendlich verschieden auch die Nüanceirung der kleinern Züge in jedem Gesichtsgliede, bei derselben allgemeinen Aehnlichkeit. Ohne genaue Kenntniß des Verhältnisses der ganzen Gesichtsglieder, wie z. B. der Augen, des Mundes gegen einander, wird es immer bloßer Zufall, und höchst seltener Zufall seyn, daß dieß Verhältniß in den Werken des Malers zum Vorschein komme. Ohne genaue Kenntniß der besondern constituirenden Theile und Züge eines jeden Gesichtsgliedes wird es immer ein bloßer Zufall, und höchst seltener Zufall seyn, daß eines davon richtig gezeichnet sey.

Diese einzige Bemerkung kann den nachdenkenden Künstler aufmerksam genug machen, die Natur aus dem Grunde zu studieren, und ihm zeigen, daß er wenn er etwas werden soll, zwar die Werke großer Meister mit Achtung und Ehrfurcht ansehen, aber sich durch keine Bescheidenheit (die einzige Tugend, welche die allherrschende Mittelmäßigkeit uns unaufhörlich predigt, und die freilich an sich sehr nöthig und liebenswürdig, dennoch aber nicht sowohl für sich bestehende Tugend, als bloß Kleid und Zierde der Tugend, und der wirklich vorhandenen Kraft ist), sich durch keine Bescheidenheit abhalten lassen soll, mit seinen eigenen Augen zu sehen, und die Natur im Ganzen und im Theile so zu beobachten, als wenn vor ihm noch Niemand beobachtet hätte; so zu beobachten, als wenn nach ihm Niemand mehr nachlesen sollte. Ohne dieß, junger Künstler, wirst du auf- und untergehen, wie ein Meteor! und deiner Werke Ruhm wird sich nur auf die Unwissenheit deiner Zeitgenossen gründen.

Die meisten besten Porträtmaler, wenn es herrlich geht, begnügen sich, wie die meisten Beurtheiler der Physiognomien, höchstens nur damit, den Charakter der Leidenschaften in den beweglichen und musculösen Theilen des Gesichtes auszudrücken. Sie verstehen Euch gar nicht, sie lächeln über Euch hin, wenn Ihr ihnen

von der, von aller Bewegung fleischiger Theile unabhängigen Grundlage des menschlichen Gesichtes, als vom Fundamente jeder Zeichnung oder jedes Gemäldes, redet. Ihr mögt reden, so viel Ihr wollt, sie malen fort mit einer Unerbittlichkeit, wodurch die eisenfesteste Geduld zu Boden gedrückt werden möchte.

Und bis bessere Anstalten zur Vervollkommnung der Porträtmalerei vorhanden sind, bis etwa eine physiognomische Gesellschaft oder Akademie physiognomische Porträtmaler bildet, werden wir im Gebiete der Physiognomik höchstens nur kriechen, wo wir sonst so leicht fliegen könnten.

Eins von den größten Hindernissen, womit die Physiognomik zu kämpfen hat, ist die wirklich unglaubliche Unvollkommenheit dieser Kunst.

Es fehlt beinahe allemal am Auge, oder an der Hand des Malers, oder am Object, das nachgemacht, oder nachgezeichnet werden soll; oder an allen dreien zusammen. Man sieht nicht, was da ist; man kann nicht zeichnen, was man sieht; der Gegenstand rückt sich unaufhörlich aus seiner Lage, die so einfach seyn sollte; und wenn er auch nicht weicht, und wenn es dem Maler weder am allbeobachtenden Auge, noch an einer allnachahmenden Hand fehlt, so ist die letzte unüberwindliche Schwierigkeit noch diese, daß jede Stellung des Menschen, jede Lage, die Moment ist, unnatürlich und unwahr wird, wenn sie in demselben Momente fortdauern soll.

Was ich gesagt habe, ist nichts gegen das, was hierüber gesagt werden könnte. Dieß Feld ist, so viel ich weiß, noch sehr unbearbeitet. Selbst Sulzer, wie wenig hat er darüber gesagt? Wie wenig konnte er in einem Wörterbuche davon sagen? da kaum ein Quartband hinreichen würde, diese Materie von allen Seiten zu betrachten, alle berühmte Porträtmaler zu prüfen und zu beurtheilen, und alle Regeln und Cautelen anzugeben, die bei der unendlichen Verschiedenheit, und der kaum glaublichen Einförmigkeit der menschlichen Gesichter, dem jungen Künstler gegeben werden sollten.

Wer ein Porträt vollkommen malen will, muß es so malen, daß Jeder sagen muß, aber mit Wahrheit sagen kann: Das heiß' ich nun gemalt! Das ist nicht nur kenntlich, es ist ähnlich, wahr, lebendig! Vollkommen Natur! Nicht Gemälde mehr .... Grundzeichnung, Form, Proportion, Lage, Stellung, Farbe, Schatten und Licht, Freiheit, Leichtigkeit, Natur! Natur! Natur in der charakteristischen Lage! Natur im Ganzen, Natur in der Farbe, in einzelnen Zügen, im schönsten Lichte! In der gewähltesten individuellsten Gemüthslage, Natur und Wahrheit in der Nähe, in der Entfernung, von jeder Seite; kenntlich für alle Menschen; zu allen Zeiten; für Kenner und Nichtkenner! Für den besten Kenner am kenntlichsten! Keine Spur von Gewaltseyn! Ein Gesicht im Spiegel! Ein Mensch, mit dem man sprechen will, und der mit uns spricht; der uns mehr anschaut, als wir ihn anschauen können. Wir eilen auf ihn zu, wir umarmen ihn, wir sind bezaubert ....

Nach dieser Höhe strebe, junger Künstler! Und das wenigste, was du erreichen wirst, wird Reichthum und Ruhm der Welt und Nachwelt seyn. Mit Thränen danken wir dir, segnen wird dich Vater, Mann und Freund! und Ehre machen wird dein Werk dem großen Meister, dessen Geschöpfe auch nur in der Oberfläche, auch nur in einem Puncte ihres Seyns nachzuahmen, das erhabenste Meisterstück der Menschheit ist.

Beilagen.

1. So gezeichnet, so hervorspringend muß ein Gesicht seyn, wenn es der Physiognomist lesen soll. Form und Züge, Alles hat seine Bestimmtheit, Härte vielleicht? — und die möglichste Harmonie. Kein quacksalbender Kraftmann, aber ein gutes, treues, ordnendes, innigst liebendes, mehr als der trockene harte Mund zeigt, sanguinisch-phlegmatisches Gesicht ist es, was wir vor uns haben. Lernsam, ordnungliebend, nicht beredt, zu täglichen Geschäften sehr brauchbar; Sinn habend für das Schöne, Correcte, Fleißigbearbeitete; obgleich kein Künstler, doch sehr kunstfähig.

2. Sprechender ist hier die Silhouette als das Vollgesicht, das der Künstler, ohne Festhaltung des Charakters, in verschiedene Momenten zusammengestückelt, und so den Effect des Ganzen verdorben hat. Aber Beides, Silhouette und Vollgesicht, zeigen uns einen guten, ehrlichen und thätigen Mann, der doch mit diesen faden Augen wenig Tiefblicke thun wird. Die Nase in der Silhouette hat mehr Poesie, und die untere Hälfte des Gesichtes mehr Adel, als wir im Porträt erblicken; besonders kindliche Güte, der Mund im Profile.

3. Ein beobachtendes Genie mit verschlossener Laune, so, besonders die Augen, gezeichnet, wie jedes Antlitz von diesem Charakter ergriffen werden sollte. Für den eigentlichen Denker ist die Stirne zu flach; viel empfängt es, wenig gebiert es. Feuer, Thätigkeit und Anstellung sucht man vergebens bei ihm; aber den fehlerbelaurenden Satyr ohne Bosheit wird man nicht schwer in ihm erkennen.

4. Das Urbild von diesem sehr charakteristisch gezeichneten Bilde, Cölla, wäre vielleicht einer der größten physiognomischen Maler geworden. Beinahe ohne Anleitung ward er der originellste Nachahmer der ruhenden Natur. Die finstere Freudenlosigkeit seines Charakters und selbst seines Zimmers verbreiteten über alle seine Gemälde diesen Ton von Nächtlichkeit. Das Auge ist nicht das des Scharfblickers, aber für ruhige, successive, zergliedernde Fassung seines Gegenstandes gebaut. Der Mund ist ohne alle Prätension, überfließend von phlegmatischer Güte. Das Ganze überhaupt mit Empfänglichkeit für sanfte religiose Schwärmerei tingirt. Große kühne Züge, Wagstücke kann man von keinem solchen Gesichte erwarten, es liebt langsame, stillfortgehende Bearbeitung, die nichts unvollendet läßt.

5. Ein Porträt nach Cölla, von dem man, ohne das Original zu kennen, sicherlich behaupten kann, daß es sehr gleichend seyn muß. Es ist ganz Natur; Bestimmtheit, Harmonie und Gleichartigkeit ist in allen einzelnen Theilen. Die flache, etwas eingebogene Stirn zeigt uns, wie alles Uebrige, einen auf einen kleinen Fleck häuslicher Wirksamkeit beschränkten rohen Mann. Nicht starke Augenbrauen, als solche, zeigen Verstandesfähigkeit, sondern bloß physische Kraft; erst dann Scharfsinn, wenn sie unverworren, gleichlaufend, wohlgeordnet sind. Nase, Kinn, Hals, Haar haben denselben Charakter hartsinniger Beschränktheit. Im Munde ist rohe Treuherzigkeit leicht sichtbar.

6. Ist nicht so gut gezeichnet und gravirt als das vorhergehende Bild, zeigt aber doch sogleich einen ganz andern, entgegengesetzten Charakter, einen feinen, sanften, friedlich bedächtlichen, von aller Rohheit und Härte freien, guten belehrungsfähigen, halb cultivirbaren Mann, der Ordnung und Reinlichkeit liebt, ganz Auge

und Ohr ist. Im Mund ist Sanftmuth und Ordnung leuchtend.

7. Schwerlich gleicht dieses Gesicht; aber sicherlich ist es nicht Copie eines gemeinen Originals. Solche Umrisse, auch von den größten Meistern entworfen, werden nie der Natur ganz treu seyn, aber auch dem mittelmäßigen Künstler können sie nicht ganz entgehen. So schlecht also auch diese Copie seyn mag, es ist immer Bild eines großen, denkenden, ordnenden, zerlegenden, geschmackvollen Mannes. Das Auge, zwar etwas verzeichnet, ist mehr des Visionärs als des Denkers; weit entfernt von weibischer Modeempfindelei wird er, wenn ich so sagen darf, bloß nach den Regeln der Vernunft fühlen. Der Mund ist verschnitten, fade, zu unsprechend für dieses kraftvolle Kinn und diese Nase, diese denkende Stirn, dieß vielfassende, herrliche Hinterhaupt. Uebrigens müssen Gesichter von diesem Charakter beinahe immer im Profile gezeichnet werden, wenn sie recht genau beurtheilt werden sollen, obgleich sie in allen möglichen Situationen charakteristisch sind.

8. Auch das Gesicht eines Denkers und Zerlegers; aber bei weitem nicht mit der Proportion des vorigen gebaut, viel weniger gerundet, weniger einfach. Man vergleiche Stirn, Nase, Mund und Kinn; nur das Auge ist feuriger, unternehmender, fleißiger bearbeitend, der ganze Charakter der gefälligen, dienstfertigen Miene unbeschadet, gewaltsamer, durchsetzender, heftiger; dieß drückt sich besonders in Stirn, Nase und Kinn aus.

9. Ein sehr originelles wohlbeleuchtetes, gut gezeichnetes Gesicht; nur in den Augen und im Nasenloche scheint etwas verfehlt zu seyn. Die Stirne läßt uns keinen poetischen Kopf vermuthen, aber ein erfinderisches, forschendes, mechanisches Genie, einen unterdrückenden, bescheidenen, frohen, seiner Superiorität unbewußten Mann. Die Nase besonders ist sehr charakteristisch für einen fähigkeitreichen, wirksamen, unermüdeten, glücklich bearbeitenden Geist. Wie viel feine Friedlichkeit und Frohheit ist im Munde!

10. Ein Kopf, nach Van Dyk. Idealisirt oder nicht, wie Ihr wollt; aber es wird Einem wohl, ein solches Gesicht anzusehen; so unzaghaft, bestimmt umgerissen, mit dieser unerreichbaren Harmonie und Proportion. Wer erkennt dieß nicht in dieser unvollkommenen Copie? und wer erkennt darin nicht den vortrefflichen Meister? Ein wahres Heldengesicht voll Kraft und Energie, voll Muth und Productivität! Wie das Auge so die Nase; wie nur ein Mann von Willen und That haben kann. In der Schweifung des Mundes ist etwas Heterogenes mit den Augen, der Nase und dem ganzen Gesichte.

11. Wieder ein Gesicht in einem vortrefflichen Geiste gezeichnet, ein Meisterstück von Harmonie. Wir erblicken einen Mann von vielumfassendem Geist und Geist und Geschmack, dessen Auge voll Empfindung und richtiger Beurtheilung über Werke der Kunst ist. Eine solche Stirne setzet mehr gesunde, treffende Urtheilskraft, mehr leichte Empfänglichkeit voraus, als tiefen, durchdringenden Verstand. Aber diese Nase mit ihrer Markigkeit, mit ihrem eckigen Umrisse, hat kein Philister von Kennern, die sich mit allenthalben gepflückter Phraseologie von Kunsttermen tragen.

12. Gesichter mit großen starken Zügen können wohl nicht besser als in diesem Lichte, diesem Style dargestellt werden. Kleine Nüancen haben gemeiniglich Gesichter dieser Art nicht viel; freilich immermehr dieß. Das Rohe, Mißmuthige, Minderdelicate fällt Jedem auf. Aber die Physiognomik soll mehr auf das Minderauffallende aufmerksam machen; auf das so leicht Uebersehene. Ganz gemein wird keine wahre Kenntniß dieses Gesicht nennen. Stirn und Augenbrauen gehen schon über das Mittelmäßige. Ist der obere Theil des Augenliedes mittelmäßig, so ist es nicht der untere den Stern durchschneidende Umriß, nicht eer Blick. Selbst der Umriß der Nase, besonders des Knopfes, ist nicht gemein. So roh die Unterlippe ist, so ist doch im Umriß des Kinnes selbst nichts unverständig. Trocken, freudenlos, kalt, aber nicht dumm, nicht schwach; der obere Theil des Hinterhauptes ist gewiß durch des Zeichners Schuld zu schmal, dem Gesichte nachtheilig, und mit den Augenbrauen contrastirend.

XXVI. Ueber Homogenität, Gleichartigkeit aller einzelnen menschlichen Gestalten.

Die Natur wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus, aus einem Mittelpuncte auf den ganzen Umkreis. Dieselbe Lebenskraft, die das Herz schlagen macht, bewegt den Finger; dieselbe Kraft wölbt den Schedel und den Nagel an der kleinsten Zehe. Die Kunst flickt zusammen, die Natur nicht. Sie bildet Alles aus Einem zu Einem. Aus dem Haupte den Rücken, aus den Schultern die Arme, aus den Armen die Hände, aus den Händen die Finger. Alles aus Wurzel in Stamm, aus Stamm in Aeste, aus Aesten in Zweige, aus Zweigen in Blüthen und Früchte. Eines hängt am Andern als an seiner Wurzel. Eines hat die Natur des Andern, Jedes ist dem Andern gleichartig. Mit allen seinen Bestimmungen kann kein Apfel des Zweiges a Apfel des Zweiges b seyn, geschweige Apfel eines andern Baumes. Es ist ein bestimmter Effect einer bestimmten Kraft. So Alles in der Natur. Jede bestimmte Kraft bringt nur so und so bestimmte Wirkungen hervor. Daher paßt kein Menschenfinger in eines Andern Hand. Jeder Theil eines organischen Ganzen ist Bild des Ganzen, hat den Charakter des Ganzen. Das Blut in der Fingerspitze hat denselben Charakter des Blutes im Herzen. So die Nerven, so die Knochen. In Allen lebt Ein Geist. So wie jeder Theil des Körpers sein Verhältniß hat zu dem Körper, von dem er einen Theil ausmacht, so wie aus der Länge des kleinsten Gliedes, des kleinsten Gelenkes an einem Finger, die Proportion des Ganzen, die Länge und Breite des Körpers gefunden und bestimmt werden kann, so auch die Form des Ganzen aus der Form jedes einzelnen Theiles. Alles ist länglich, wenn es der Kopf ist; Alles runder, wenn dieser rund ist; Alles geviert, wenn er geviert ist. Alles hat Eine Form, Einen Geist, Eine Wurzel. Daher ist jeder organische Körper so ein Ganzes, daß ohne Disharmonie, Zerrüttung oder Verunstaltung nichts weggeschnitten, nichts angeflickt werden kann. Alles fließt am Menschen aus Einem ins Eins. Alles ist an ihm homogen: Bildung, Statur, Farbe, Haar, Haut, Adern, Nerven, Knochen, Stimme, Gang, Handlungsweise, Styl, Leidenschaft, Liebe, Haß. Immer in Allem zeigt sich ein und eben derselbe Geist. Er hat nur einen gewissen Spielraum, in dem sich alle seine Kräfte und Empfindungen regen. In diesem kann er frei wirken, aber über denselben nicht hinausgehen. Jedes Gesicht verändert sich, wenn man will, obgleich unmerklich, auch in se nen festen Theilen alle Augenblicke. Aber jede Veränderung des Gesichtes ist dem Gesichte angemessen. Jedes hat ein besonderes Maß, und eine be-

sondere ihm eigenthümliche Art von Veränderlichkeit. Es kann sich nur auf eine gewisse Weise verändern. Selbst das Affectirte, Angenommene, Nachgeahmte, Heterogene hat wieder seine Individualität und Eigenthümlichkeit, die abermal aus der Natur des Ganzen entspringt, und so bestimmt nur in diesem und keinem andern Wesen möglich ist.

Beinahe schäme ich mich, bei meinem Zeitalter das noch sagen zu müssen. Nachkommen, was werdet ihr von uns denken müssen, daß ich noch beweisen mußte, und so oft so manchem seynwollenden Weisen umsonst bewies: Die Natur flickt nicht, die Natur arbeitet aus Einem auf Alles; ihre Organisationen sind nicht pièces de rapport, nicht mosaische Arbeit. Je mosaischer eine Arbeit des Künstlers, des Dichters, des Redners ist, desto unnatürlicher; je weniger von innen heraus; je weniger sich ergießend aus Einem Quell, Einem Stamme forttreibend in die äußersten Aeste.

Je mehr Entwickelung aus Einem zu Einem, desto mehr Wahrheit, Kraft, Natur; desto herrlicher, ausgebreiteter, allgemeiner, dauernder die Wirkung. Die Entwürfe der Natur sind Entwürfe eines Momentes. Ein Gedanke, ein Geist ergießt sich durch alle Zweige nachheriger Entwickelung. So schafft die Natur die niedrigsten Pflanzen und den erhabensten Menschen. Ich habe nichts geleistet durch meine physiognomischen Bemühungen, wenn ich nicht wegzuräumen im Stande war das abgeschmackte, unseres Zeitalters unwürdige, aller gesunden Philosophie und aller Erfahrung trotzende Vorurtheil: Die Natur flickt Gesichtstheile von verschiedenen Gesichtern zusammen. Und belohnt bin ich für meine Arbeiten alle, wenn die Homogenität, Zusammenstimmung, Einerleiheit (uniformité) der menschlichen Organisation so fühlbar geworden ist, daß der die Sonne am Mittag zu läugnen geachtet wird, der diese läugnet.

Ein Gewächs ist der menschliche Körper. Jeder Theil hat den Charakter des Stammes. Laßt mich es ohne Ende wiederholen, weil dem evidentesten aller Sätze ohne Ende widersprochen wird; widersprochen von allen Arten von Menschen; widersprochen durch Worte und Thaten, Schriften und Kunstwerke.

In den Köpfen der größten Meister finde ich hierin die auffallendsten Incongruenzen. Ich kenne keinen, von dem ich sagen könnte: Der hat die Harmonie des menschlichen Umrisses durchaus studirt. Selbst Poussin, selbst Raphael nicht. Man classificire nur ihre Gesichtsformen und analoge Gesichtsformen der Natur; das heißt: man zeichne sich z. B. die Umrisse ihrer Stirnen, und suche sich ähnliche in der Natur aus, und vergleiche die Fortsetzung von beiden, und man wird mehr Incongruenz finden, als man von so großen Meistern erwartete.

Wenn man das zu Längliche, zu Gedehnte der ganzen, besonders männlichen Figuren wegrechnet, so hat vielleicht Chodowiecki am meisten Gefühl für das Homogene in der Carricatur, das heißt: für die Zusammenschicklichkeit verzerrter, possierlicher oder sonst charakteristischer Glieder und Züge. Denn wie es in den schönen Figuren eine Homogenität und Gleichartigkeit gibt, so auch in den schlechten. Ein jeder Krüppel hat seine ihm eigene Art von Krüppelhaftigkeit, die sich durch alle Theile seines Körpers verbreitet. So wie alle bösen Handlungen eines bösen, und alle guten eines guten Menschen denselben Charakter, wenigstens alle eine Tinctur desselben Charakters haben, — obgleich dieß von Dichtern und Malern so wenig beherzigt wird, — scheint es dennoch wie ein angeborner Grundsatz aller dichtenden und bildenden Künste zu seyn, und wo man das Zusammengeflickte bemerkt, hat alle Bewunderung ein Ende. Warum ließ sich es noch kein Maler einfallen, ein blaues Auge neben ein braunes zu setzen; und eben so ungereimt, als dieses wäre, ist die tausendmal vorliegende, einem feinen physiognomischen Auge gerade so unausstehliche Ungereimtheit: eine Nase von einer Venus an einen Madonnakopf anzuflicken. Ein Weltmann versicherte mich, bloß durch ein Nasenfutter auf der Maskerade allen seinen Bekanntesten unkenntlich geworden zu seyn. So sehr respuirt die Natur alles Fremde.

Um die Sache außer allen Zweifel zu setzen, nehme man z. B. tausend genau gezeichnete Silhouetten, classificire zuvörderst bloß die Stirnen (wie wir an seinem Orte zeigen werden, daß alle wirklichen und möglichen Menschenstirnen sich unter bestimmte classische Zeichen fassen lassen, und daß es nicht unzählige Classen gibt); man classificire, sage ich, bloß die Stirnen allein, dann die Nasen allein, dann das Kinn, und lege die classischen Zeichen von Nasen und Stirnen zusammen, und man wird finden, daß gewisse Nasen sich nie bei gewissen Stirnen, und bei gewissen Stirnen sich allemal eine gewisse Art von Nasen finden werden, und so würde es bei allen übrigen Gesichtstheilen zu erweisen seyn, wenn die beweglichen Theile nicht so viel Unständiges angenommen hätten, das nicht Werk ist der ersten Bildungs- und Productivkraft der Natur, sondern Werk der Kunst, der Gesetze, des Zwanges. Besondere Versuche würden dieses unwidersprechlich machen. Jetzt vorläufig zu einiger Beruhigung prüfender Leser als Beispiele nur dieses.

Unter hundert im Profile zirkelförmigen Stirnen ist mir noch keine einzige mit einer Habichtsnase, unter hundert gevierten, quadratähnlichen ist mir kaum Eine ohne tiefen Einschnitt fortlaufend, zu Gesichte gekommen. Noch habe ich keine perpendieuläre Stirn mit sehr gebogenen zirkelförmigen Untertheilen des Gesichtes gesehen, das unterste Kinn ausgenommen.

Noch keine starkgebogenen Augenbraunen ⌒ ⌒ bei einer hartknochigen perpendiculären Gesichtsform.

Wo verhängende Stirnen, sind größtentheils verhängende Unterlippen, bei Kindern ausgenommen.

Sanft gebogene und dennoch stark zurückliegende Stirnen habe ich nie bei aufgeworfenen kurzen, und im Profil-Umrisse scharfe und tiefhohlen Nasen gesehen.

Scheinbare Nähe der Nasen am Auge führt immer scheinbare weite Entfernung des Mundes mit sich.

Die längsten Pallia der Zähne, oder langer Zwischenraum zwischen der Nase und dem Munde setzen immer kleine Oberlippen voraus. Längliche Gestalten und Gesichter haben größtentheils wohl ausgezeichnete fleischige Lippen. Ich habe hierüber noch manche Beobachtung im Vorrathe, die nur noch auf mehrere Bestätigungen und nähere Bestimmungen wartet. Jetzt nur noch eine, die wenigstens feinen, geübten physiognomischen Sinnen klar zeigt, wie einfach und harmonisch alle Bildungen der Natur seyen, und wie sehr sie alles Zusammenflicken hasse.

Man setze aus zwei, drei oder vier Silhouetten von sehr verständigen Menschen Eine zusammen, so, daß der Ansatz als solcher unmerklich sey. Man nehme von dem Einen die Stirn, lasse diese in die Nase des

Zweiten, diese in den Mund des Dritten, diesen in das Kinn des Vierten einfließen, und das Facit dieser vier Zeichen von Weisheit wird Narrheit werden: so wie vielleicht jede Narrheit nur Anflickung eines heterogenen Zusatzes ist. „Aber vier weise Gesichter sind nicht heterogen," wird man vielleicht sagen. Vielleicht sind sie es nicht, oder sind es in geringerem Grade; und dennoch wird ihre Zusammensetzung den Eindruck von Narrheit verursachen.

Diejenigen also, welche behaupten, daß man aus einem Theile, einer Section des Profils nicht auf das Ganze schließen könne, hätten vollkommen Recht, wenn die unwillkührliche Natur Gesichter so zusammenflickte, wie die willkührliche Kunst. Aber das thut sie nicht. Wo aber der Mensch ein Narr wird, der sonst verständig war, da erfolgt allemal dieser Ausdruck von Heterogenität. Das Untergesicht dehnt sich, oder die Augen bekommen eine mit der Stirn ungleichlaufende Richtung, oder der Mund kann sich nicht mehr geschlossen halten, oder die Züge des Gesichtes kommen auf eine andere Art außer ihr Gleichgewicht. Mithin ist es allemal Disharmonie, wodurch auch in einem von Natur verständigen Gesichte die zufällige Narrheit sichtbar wird. Sieht man also bloß die Stirn, so kann man weiter nichts sagen, als: So viel kann und konnte das Gesicht von Natur, aber ohne gewaltsame Zufälle. Sieht man aber das Ganze, so läßt sich der vergangene und gegenwärtige Hauptcharakter bestimmen.

Wer Physiognomik studiren will, studire die Zusammenschicklichkeit der constituirenden Gesichtstheile. Wer die nicht studirt, hat nichts studirt.

Der, und der allein ist echter Physiognomist, hat wahren Geist der Physiognomik, der Sinn und Gefühl und inneres Maß hat für die Homogenität und Harmonie der Natur, und Sinn und Aug' und Gefühl für alles Angeflickte der Kunst und des Zwanges. Weg mit dem von aller Physiognomik, der zweifelt an der Einfachheit und Harmonie der Natur, als Natur; dem dieser allgemeine physiognomische Grundsinn fehlet! Weg von aller Physiognomik, wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Worte zusammensetzt; der sich die organischen Werke der Natur zusammengeflickt denken kann, wie ein Harlekinskind! Nicht eine Flohhaut ist auf diese Weise zusammengesetzt, geschweige die schönste Organisation der Erde, der Mensch. Nie vom Hauche der Weisheit jemals angeweht ist der, der die unmittelbare Fortsetzung, Continuität, Einfachheit der organischen Naturprodukte einen Augenblick bezweifeln kann! Ihm fehlt der allgemeine Sinn für die Natur, mithin auch für Kunst, die Nachahmerin der Natur. Verzeiht mir, Leser, daß ich mit wärmerer Heftigkeit spreche. Ich muß, die Sache greift gar zu tief ein, verbreitet sich zu sehr über Alles. Den Schlüssel aller Wahrheit hat der, der dieß Gefühl für die Homogenität der Natur, mithin auch der menschlichen Bildung hat.

Alle Stümperei in allen Kunstwerken, Geistesprodukten, moralischen Handlungen, und alle Stümperei in Beurtheilung: dieses alles rührt einzig und allein von dem Mangel dieses Erkenntnisses und dieses Gefühles her. Ueber alle Zweifel gegen die Wahrheit und Göttlichkeit der Menschenphysiognomie fliegt der hinaus, der diese Homogenität der Menschengestalt durch und durch erkennt, und auf den ersten Blick fühlt, und fühlt den einzig vom Mangel dieser Homogenität herrührenden großen Abstand aller Kunstwerke von den Naturwerken.

Mit diesem Sinne, diesem Gefühle, oder wie Ihr es nennen wollt, werdet Ihr jeder Physiognomie nur das und nichts anderes geben, als was sie fassen mag; werdet Ihr auf jede nach ihrer Art wirken, werdet Ihr einem Charakter so wenig Heterogenes anzuflicken suchen, als eine fremde Nase einem Gesichte. Ihr werdet nur entwickeln, wie die Natur entwickelt; nur geben, was die Natur empfangen kann; nur wegschneiden, was die Natur auszuschneiden scheint. Ihr werdet es an eurem Kinde, eurem Zöglinge, eurem Freunde, eurer Gattin sogleich bemerken, wenn ein Zug aus seiner Harmonie heraustritt, und bloß durch Wirkung auf die Harmonie, die noch vorhanden ist, durch gute Stimmung der noch unverdorbenen Capitalkräfte, die ursprüngliche Homogenität, das Gleichgewicht der Züge und der Triebe wieder herzustellen suchen. Ihr werdet überhaupt jede Sünde, jedes Laster als eine Störung dieser Harmonie erkennen, und empfinden, wie sehr jede Abweichung von der Wahrheit in Eurer Gestalt, wenigstens für schärfere Augen, als die menschlichen sind, offenbar werden, Euch mißbilden, Euch Eurem Urheber mißfällig, Euch seinem Ebenbilde unähnlich machen muß. Und wer wird richtiger, wer billiger von den Thaten und Arbeiten der Menschen urtheilen können? wer weniger beleidigen und beleidiget werden? wer mehr Alles erklären können, als der Physiognomist, voll dieser Erkenntniß und dieses Gefühles? . . .

Beilagen.

1. Dieser Umriß nach einer Büste von Cicero scheint mir beinahe Muster der Homogenität zu seyn. Alles hat denselben Charakter von aufspürender Feinheit. Ein außerordentliches, obgleich kein großes Profil. Es ist alles gleich beschnitten, gefeilt, geschärft. Das Urbild eines feinsichtigen, scharfforschenden, weniger gutmüthigen als spottgeistischen Mannes, der leicht in wortklaubende Spitzfindigkeiten ausgleiten kann.

2. Wieder ein sehr homogenes Gesicht, das zu sehr als Natur einleuchtet, um Ideal oder Erfindung oder Zusammenflickung seyn zu können. Bei solchen Stirnen vermuthen wir keine geradelinige, sondern eine so gebogene Nase, so eine Oberlippe, so einen etwas offenen, beredten Munde. Von dieser Stirne erwarten wir keinen hohen poetischen Schwung, aber scharfe Pünctlichkeit und Festhaltung einmal aufgenommener Ideen. Unmöglich kann man dieß Gesicht zu den gemeinen Fähigkeitslosen rechnen.

3. Nicht homogen sind Stirn und Nase. Die Nase zeigt einen außerordentlich feinen Denker, da hingegen der untere Theil der Stirne, besonders die Entfernung dieser Augenbrauen vom Auge, diesen hohen Grad von Geisteskraft nicht ausdrückt. Die steife Stellung des Ganzen contrastirt sehr mit Auge und Mund, besonders aber mit der Nase. Alles, die Augenbrauen allein ausgenommen, zeigt uns einen ruhigen, stillen, sanften Charakter.

4. Ein Gesicht, tief geprägt mit dem Stämpel der Wahrheit. — Alles ist bestimmt, Alles harmonisch, Alles voll Activität, voll mannigfaltiger Talente; nur in der Gegend zwischen den Augenbrauen findet sich etwas Fremdes, Leeres, Flaches; auch sind die Augenbraunen zu schwach, zu unbestimmt in diesem sonst so

starken Gesichte, dessen Kraft und Festigkeit sehr leicht in Eigensinn und Starrsinn ausarten kann.

5. Harmonie zwischen Mund und Nase besonders ist gewiß in nachstehendem Bilde Jedem von selbst auffallend. Die Stirne ist zu gut, zu vielfassend für diesen sehr beschränkten Untertheil des Gesichts. Alles zeigt einen harmlosen, weder zärtlichen noch harten Charakter.

6. Ein echter Physiognomist sollte aus einem einzigen wahren Zuge eines Gesichtes alle falschen und halbwahren zu verbessern und zu bestimmen im Stande seyn. Hier kommt z. B. die Stirne mit dem Haare und dem Kinne überein, aber um die Augen herum vermuth' ich mehr kleinere Falten. Das obere Augenlied bestimmter und vorhängender in der Natur; alle Gesichtstheile weniger kleinlich, besonders den Mund nicht so geschlossen, nicht so stark geschweift, ob wir gleich schon hier einen Mann sehen, der leichter mit uns spielen kann, als wir mit ihm, in dessen Gegenwart ein schiefes, krummes Herz wohl in unbehagliche Laune dürfte gesetzt werden.

7. Wir haben hier eine hohe, oben kahle Stirne, eine kurzscheinende, etwas stumpfe Nase, ein fettes, doppeltes Unterkinn vor uns. Wie harmonisch ist hier wieder Alles zusammen. Es ist fast allgemeines Naturgesetz, daß da, wo stark gezeichnete Augen und die Augenbrauen nahe daran sind, die Augenbrauen stark seyn müssen. Dieß Gesicht ist bloß durch seine Harmonie, durch seine scharfgezeichneten homogenen Züge so sprechend für gesunden, klaren Menschenverstand. Es ist ein Gesicht der Vernunft.

8. Ein Meisterstück von Homogenität. Ein Gesicht voll Salbung, voll stillwirkender, ruhiger Energie. Es athmet den Geist einer höhern Welt. So nahe bei einander wohnt selten Ruhe und Kraft wie hier.

9. Die Unterlippe harmonirt offenbar nicht mit dem Munde und dem Auge. Das Auge ist an sich viel sanfter, als der Mund. Sonst ist zu bemerken, daß so aufgestülpte und zugleich so gezeichnete Nasen mit solchen breiten Rücken, gesunden, natürlichen Verstand zeigen.

10. Hat man es noch nie gesehen, was Homogenität ist, so sieht man es gewiß hier. Man vergleiche den Umriß des Hinterhauptes mit der Stirne, die Stirne mit dem Munde. Alle einzelnen Züge sind mit einem und eben demselben Geiste der Rohigkeit, des dummen Hartsinns durchwebt, wie die ganze Gesichtsform. Wie kann eine solche Stirne eine fein zurückgehende Unterlippe haben? wie ein stark sich herauswölbendes Hinterhaupt?

11. Einen sanften, weichen Charakter zeigt uns der Umriß der Stirne, der Augen und die Mittellinie des Mundes, der übrigens verzeichnet und folglich mit den übrigen Theilen des Gesichtes heterogen ist, so wie auch der Knopf der Nase. Der Augenknochen dürfte ebenfalls um ein Haar schärfer seyn.

12. Ein Cabinettsmann, von oben bis unten dazu gebildet. — Die Gesichter, die sich von den Augen herab bis zum Kinn also spitzen, haben immer längliche, nie aufgeworfene Nasen, nie große, weit offene, gewaltig hervordringende Augen. Ihre Standhaftigkeit ist mehr Eigensinn, und sie wirken immer mehr durch intrigante Pläne, als durch sich selber.

XXVII. Ueber Schattenrisse.

Das Schattenbild von einem Menschen oder einem menschlichen Gesichte ist das schwächste, das leerste, aber zugleich, wenn das Licht in gehöriger Entfernung gestanden, wenn das Gesicht auf eine reine Fläche gefallen, mit dieser Fläche parallel genug gewesen, das wahrste und getreueste Bild, das man von einem Menschen geben kann. Das schwächste, denn es ist nichts Positives, es ist nur etwas Negatives, nur die Gränzlinie des halben Gesichtes. Das getreuste, weil es ein unmittelbarer Abdruck der Natur ist, wie keiner, auch nicht der geschickteste Zeichner, einen nach der Natur von freier Hand zu machen im Stande ist.

Was kann weniger Bild eines ganz lebendigen Menschen seyn, als ein Schattenriß? Und wie viel sagt er! Wenig Gold, aber das reinste!

In einem Schattenrisse ist nur eine Linie; keine Bewegung, kein Licht, keine Farbe, keine Höhe und Tiefe; kein Auge, kein Ohr, kein Nasenloch, keine Wange, nur ein sehr kleiner Theil von der Lippe; und noch, wie entscheidend bedeutsam ist er! Der Leser soll bald urtheilen, sich davon überzeugen, und sein Urtheil üben.

Schatten von Körpern waren vermuthlich die ersten Veranlasser und Lehrer der Zeichnungs- und Malerkunst.

Sie drücken, wie gesagt, wenig, aber dieß Wenige sehr wahr aus. Keine Kunst reicht an die Wahrheit eines sehr gut gemachten Schattenrisses.

Man versuche es, und lege den zartesten Schattenriß mit der äußersten Genauigkeit erst unmittelbar nach der Natur gezeichnet, und mit eben dieser Genauigkeit hernach auf ein feines durchsichtiges Oelpapier in's Kleine gezeichnet, auf eine gleich große Profilzeichnung von dem besten geschicktesten Zeichner, die auch noch so glücklich scheinen mag: man wird leicht Unterschiede und Abweichungen bemerken.

Ich habe die Versuche oftmals gemacht, und allemal gefunden, daß die größte Kunst die Natur nicht erreicht; nicht erreicht die Freiheit und Bestimmtheit der Natur; daß sie immer lockerer oder gespannter ist, als die Natur.

Die Natur ist scharf und frei. Wer ihre Schärfe mehr beobachtet, als ihre Freiheit, wird hart. Wer ihre Freiheit mehr studirt, als ihre Schärfe, wird locker und unbestimmt.

Der sey mein Mann, der Beides, ihre Schärfe und ihre Freiheit, gleich studirt, gleich gewissenhaft und unpartheiisch nachahmt.

In dieser Absicht, Künstler — Nachbildner der Menschheit, — übe dich erst im genauen Schattenrißziehen, dann im Nachzeichnen derselben von freier Hand, dann vergleiche und verbessere sie! Ohne dieß wirst du das große Arcanum, Bestimmtheit und Freiheit zu vereinigen, schwerlich finden können.

Aus bloßen Schattenrissen habe ich mehr physiognomische Kenntnisse gesammelt, als aus allen übrigen Porträten; durch sie mein physiognomisches Gefühl mehr geschärft, als durch das Anschauen der immer sich wandelnden Natur.

Der Schattenriß faßt die zerstreute Aufmerksamkeit zusammen, concentrirt sie bloß auf Umriß und Gränze, und macht daher die Beobachtung einfacher, leichter, bestimmter; die Beobachtung und hiermit auch die Vergleichung.

Die Physiognomik hat keinen zuverlässigeren, unwiderlegbareren Beweis ihrer objectiven Wahrhaftigkeit, als die Schattenrisse.

Wenn ein Schattenriß, nach dem allgemeinen Gefühle und Urtheil aller Menschen, für oder wider einen

Charakter entscheiden kann, was wird das volle lebendige Antlitz, was die ganze physiognomische und pantomimische Menschheit entscheiden? — Wenn ein Schatten Stimme der Wahrheit, Wort Gottes, Orakel ist, wie wird es das beseelte, von Gottes Licht erfüllte, lebendige Urbild seyn!

„Was sollte man aus einem bloßen Schattenrisse sehen können?“ — hab' ich schon hundert Menschen fragen gehört, und dieselbe Frage erwarte ich noch von Hunderten; aber keinem Einzigen von diesen Hunderten werden Schattenrisse vorgelegt, die sie nicht wenigstens zum Theil beurtheilen, oft sehr richtig, oft richtiger als ich, beurtheilen würden.

Um die erstaunenswürdige Bedeutsamkeit eines bloßen Schattenrisses recht anschaubar und gewiß zu machen, darf man entweder nur die entgegengesetztesten Charaktere von Menschen im Schattenbilde gegen einander halten, oder noch besser, höchst ungleiche willkührliche Gesichter aus schwarzem Papiere schneiden, oder sonst zeichnen — oder wenn man im Beobachten einige Uebung erlangt hat, nur z. B. ein schwarzes Stück Papier doppelt zusammenlegen, und aus diesem doppelten Papiere ein Gesicht ausschneiden, dann dasselbe auslegen (platt legen, öffnen), und nachher die eine Seite mit der Schere nur sehr wenig, dann immer mehr ändern, und bei jeder Aenderung auf's Neue sein Auge oder vielmehr sein Gefühl fragen, oder endlich nur von demselben Gesichte mehrere Schattenrisse nehmen lassen, und diese vergleichen. Man wird erstaunen, wie kleine Abweichungen den Eindruck verändern.

XXVIII. Wie viel man aus den Schattenrissen sehen kann.

Nicht Alles, oft sehr viel, oft aber auch nur wenig, kann aus einem genauen Schattenrisse von dem Charakter eines Menschen gesehen werden.

Ich bin gesonnen, eine Anzahl Schattenrisse vorzulegen, um dadurch unter Anderem begreiflich zu machen, was sich aus verschiedenen bloßen Umrissen menschlicher Gesichter mit Sicherheit und Wahrscheinlichkeit schließen lasse.

Wer Alles aus dem bloßen Schattenrisse sehen will, ist so thöricht, wie der, der aus dem Wasser eines Menschen alle seine Kräfte und Schwachheiten, wirkliche und mögliche Beschwerden errathen will; und wer nichts aus einem Schattenrisse zu sehen für möglich hält, ist dem Arzte ähnlich, der schlechterdings kein Wasser ansehen will.

Aber so ist nun einmal der Gang aller menschlichen Meinungen: „Alles Ja! — oder Alles Nein!“ — „Von einem Aeußersten zum andern“ „Entweder Alles oder nichts.“ —

Weder Alles, noch nichts, läßt sich aus einer bloßen Silhouette sehen, nämlich von uns, nämlich in unserer Beschränktheit. Was ein höheres Wesen hinzu denken könnte? ob es nicht vom Umriß auf den Inhalt, die Figur, Elasticität, Feuer, Kraft, Beweglichkeit, Leben der Nase, des Mundes, der Augen, von diesen auf den ganzen Charakter, auf die wirklichen, die möglichen Leidenschaften schließen, sicher schließen, im Schattenbilde den ganzen Menschen sehen könnte? das will ich nicht entscheiden. Aber unmöglich scheint es mir gar nicht, nicht nur nicht unmöglich, höchst wahrscheinlich! Etwas davon ist sogar den gemeinsten Menschen möglich. Beweise werden wir bald anführen.

Wahr ist es, über viele Silhouetten, bisweilen selbst von außerordentlichen Menschen, weiß man, weiß wenigstens ich, so viel als nichts zu sagen. Aber alle die außerordentlichen Menschen, denen man es nicht wohl in der Silhouette ansieht, daß sie sich auszeichnen, sehen dennoch —

bloß in der Silhouette betrachtet, weder dumm aus, wenn sie vorzüglich weise, noch boshaft aus, wenn sie vorzüglich gut sind; höchstens bemerkt man nicht, was sie sind. Oder

das Außerordentliche ihres Charakters ist gewiß eben so wenig auffallend, als ihre Silhouette. Oder

es kann da seyn, wenigen vertrauten Freunden bekannt, aber sich nicht hervordrängend. Oder

der Mann kann durch tausend glückliche äußere Umstände mit sehr mittelmäßigen Talenten, so zu handeln, zu schreiben, zu reden, zu leiden geübt worden seyn, daß er außerordentlich scheinen muß, und es in sich, in seiner eigenen Person, nicht ist. Ein Fall, der sich oft ereignet, der die Menschenkenntniß irre macht, und der Physiognomik oft sehr ungünstig ist, oder vielmehr es zu seyn scheint. Beispiele könnte ich die Menge anführen, aber — Beispiele beleidigen. Und beleidigen will ich nicht in einem Werke — zur Beförderung der Menschenliebe!

Ferner: ist es auch leicht möglich, daß diejenigen Züge, welche auch in der Silhouette das Außerordentliche des Menschen bezeichnen könnten, so fein sind, so angränzend z. B. an das Ueberspannte, Thörichte, daß sie sehr leicht entweder nicht zart bestimmt genug oder zu hart bezeichnet werden. Es gibt Gesichter, die, wenn ihr Schattenriß nur um ein Haar breit schärfer, oder um ein Haar breit platter, stumpfer ist, Alles verlieren, was sie Auszeichnendes haben, oder denen solches den fremdesten, falschesten Charakter geben kann. Die zartesten, feinsten, engelreinsten Seelen verlieren durch die geringste Nachlässigkeit in der Zeichnung gemeiniglich in der Silhouette das, was sie in jedem Urtheile, das über sie gefällt wird, verlieren. — „Die anmaßungslose Einfalt;“ „das Freirichtige:“ sie werden locker oder gespannt.

Endlich ist es auch möglich, daß Blattern oder andere Zufälle den feinen Umriß solchergestalt vergröbern, verziehen, schief lenken, aufschwellen oder zusammenschrumpfen, daß der wahre Charakter des Gesichts aus der bloßen Silhouette entweder gar nicht oder nur äußerst schwer und nicht genau zu bestimmen ist.

Aber dann ist es unwidersprechlich, und Beispiele werden es jedem Freunde der Wahrheit beweisen, daß unzählige Gesichter sich durch den bloßen Schattenriß solchergestalt charakterisiren, daß man von seiner Existenz kaum gewisser werden kann, als von der Bedeutung dieser Silhouetten.

Ich getraute mir zwei idealische Schattenrisse gegen einander zu setzen, wovon der eine allgemeinen Abscheu und der andere allgemeinen Glauben und Liebe sogleich erwerben würde. Noch dürfte es eben kein Christus und Belial seyn.

So viel von diesem. Nun die Frage: Welche Charaktere zeichnen sich in dem Schatten am meisten aus? Was zeigt die Silhouette am deutlichsten, bestimmtesten?

Hier Fragment einer Antwort: Am ausgezeichnetsten sind die Silhouetten von zornmüthigen

und sehr sanften, von äußerst eigensinnigen und sehr weichen, von tiefforschenden oder nur sanft auf die Oberfläche tretenden, überhaupt von extremen Charakteren.

Stolz und Demuth drücken sich in der Silhouette viel eher aus, als Eitelkeit.

Natürliche Güte, natürliche innere Kraft, Weichlichkeit, Sinnlichkeit in hohem Grade, vorzüglich aber kindliche Unschuld, drücken sich in der Silhouette sehr gut aus.

Großer Verstand eher, als große Dummheit. Tiefer Verstand viel eher, als heller.

Schöpferische Kraft eher, als der größte Reichthum der Ideen, besonders im Umrisse der Stirn und des Augenknochens.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen über Silhouetten, und die Weise, sie zu beobachten. Zuerst eine kleine Classification von Linien, welche die menschlichen Gesichter zu bestimmen und zu begränzen pflegen.

Perpendiculäre, lockere perpendiculäre, hart gespannte; so vorwärts sinkende, so zurückstrebende. Gerade, weiche Linien, gebogene, gespannte, wellenförmige Sectionen von Zirkeln, von Parabolen, Hyperpolen; concave, convexe, gebrochne, eckige, gepreßte, gedehnte, zusammengesetzte, homogene, heterogene, contrastirende. Diese alle, wie rein können diese durch den Schatten ausgedrückt werden, und wie mannigfaltig, bestimmt und sicher ist ihre Bedeutung!

Man kann an jeder Silhouette neun horizontale Hauptabschnitte bemerken:

1. Den Bogen des Scheitels bis zum Ansatze des Haares;
2. den Umriß der Stirne bis zur Augenbraue;
3. den Raum von der Augenbraue bis zur Nasenwurzel, dem Ansatz der Nase;
4. die Nase bis zur Oberlippe;
5. die Oberlippe;
6. die eigentlichen Lippen;
7. das Oberkinn;
8. das Unterkinn;
9. den Hals.

Sodann auch noch das Hinterhaupt und den Nacken.

Jeder einzelne Theil dieser Abschnitte ist an sich ein Buchstabe, oft eine Sylbe, oft ein Wort, oft eine ganze Rede der wahrheitredenden Natur.

Wenn alle diese Abschnitte harmoniren, so ist der Charakter so offenbar, daß Bauer und Kind ihn aus der bloßen Silhouette kennen kann. Je mehr sie contrastiren, desto schwerer die Entzifferung des Charakters.

Jedes Profil, das nur aus einer Art von Linien besteht, z. B. nur aus concaven oder converen, nur aus geraden oder gespannten, ist Carricatur oder Mißgeburt. Proportionirte Mischung und sanfte Ineinanderfließung verschiedener Linien bildet die feinsten und besten Gesichter.

Bei dem Ganzen der Silhouette hat man auf die Länglichkeit oder Breite des Gesichtes zu merken.

Wohl proportionirte reine Profile sind so breit als hoch. Eine Horizontallinie, gezogen von der Spitze der Nase an bis an das Ende des kahlen Kopfes, wenn der Kopf nicht vorwärts und nicht zurücksinkt, ist gemeiniglich gerade so lang, als die Perpendicularlinie von dem höchsten Punkte des Scheitels an, bis wo Kinn und Hals sich scheiden.

Merkliche Abweichungen von dieser Regel scheinen immer sehr glückliche oder sehr unglückliche Anomalien zu seyn.

Diese Messung und Vergleichung der Höhe und Breite eines Kahlkopfes geschieht am leichtesten durch die Silhouette.

Ist der Kopf länger als breit, so sind es, wenn die Umrisse hart und eckig sind, Zeichen außerordentlichen Hartsinns; Zeichen außerordentlichen Schlaffsinns, wenn der Umriß locker und zugleich gedehnt ist.

Ist der Kopf, nach der bemeldten Art zu messen, breiter als lang, so ist es bei hartem, steifem, eckig gespanntem Umrisse die furchtbarste Unerbittlichkeit, die selten ohne verruchte Bosheit ist. Sind aber bei größerer Breite die Umrisse schlaff und weich, so ist Sinnlichkeit, Weichlichkeit, Trägheit, Wollust in hohem Grade sichtbar.

Ueberhaupt aber, um nun von hundert Sachen, die hierüber noch gesagt werden könnten (die aber noch nicht vorbereitet genug sind, und hin und wieder, besonders bei vorkommenden Beispielen, ihre Stellen finden werden), nur noch eine zu sagen: überhaupt drückt die Silhouette vielmehr die Anlage, als die Wirklichkeit des Charakters aus. Der zweite und dritte Abschnitt zeigt am öftesten und sichersten den Verstand und die Leidens- oder Wirkungskraft des Menschen. Die Nase den Geschmack, die Empfindsamkeit, das Gefühl; die Lippen am vorzüglichsten Sanftmuth und Zorn, Liebe und Haß; das Kinn den Grad und die Art der Sinnlichkeit; der Hals sammt dem Nacken und der Stellung entscheidet die Lockerheit, Gespanntheit oder freie Geradheit des Charakters; der Scheitel nicht sowohl die Kraft, als den Reichthum des Verstandes; das Hinterhaupt die Beweglichkeit, Reizbarkeit, Elasticität des Charakters.

Abermal, wie wenig und wie viel gesagt! Wie wenig für den bloß Kurzweil und Unterhaltung suchenden Leser; wie viel für den Forscher, der selbst prüfen will und kann, berichtigen, näher bestimmen, weiter gehen will und kann. Nun ist es Zeit, durch eine Reihe von allerlei Beispielen das Eine und Andere vom Gesagten begreiflicher, anschaubarer, gewisser zu machen, und noch Manches nachzuholen.

Beilagen.

1. Wenn Ihr die Stirn allein ausschnittet ohne alles Uebrige, und besonders auch ohne das Oberhaupt und Hinterhaupt, so könntet Ihr wegen schwer zu unterscheidender Verschiedenheit dieser Section von gescheiden Stirnen leicht denken, daß Ihr etwas Rechtes vor Euch hättet. So aber werdet Ihr, Alles zusammengenommen, von aller Erwartung großer Geisteskräfte sogleich abstehen und Euch begnügen, in dem mittelmäßigen, zu allen tiefen Untersuchungen eben so sehr, als großen Productionen unfähigen Kopfe eine gewisse nicht sehr active Gutmüthigkeit und harmlose Duldsamkeit zu finden.

2. Daß der gute, liebe Mann höchstvermuthlich mit einiger phlegmatischer, schwerfälliger Sinnlichkeit zu kämpfen habe, muß auch der schwächste Physiognomiker sehen, und kann auch der Gutmüthigste nicht unbemerkt lassen. Wir wollen auch so billig seyn, keine lichthellen Forschungen von ihm zu erwarten; dennoch bitt

bitte ich sehr, was die Natur diesem Gesichte Gutes gab, nicht zu verkennen. Man bedecke den Ober- und Untertheil dieses vielleicht etwas carrikirten Gesichtes. Die Mitte zeigt wahrhaftig zehnmal mehr Bildsamkeit, Cultur und Geschmacksfähigkeit, als das Uebrige. Ja es stände zu wetten, daß ohne den überwiegenden Hang zur Bequemlichkeit ein Redner, vielleicht gar ein Dichter, gewiß ein schöner Geist aus diesem Profile hätte werden können.

3. Ein gutes, aber gewiß beschränktes und nie einer hohen oder tiefen Geistesübung fähiges Gesicht. Ohne stupid zu seyn, kann die Stirne schwerlich flächer, unproductiver, beschränkter seyn. Die Nase allein hat etwas Receptives. Der untere Theil des Gesichtes ist völlig so sprechend, wie der obere, sagt vollkommen dasselbe. Das Ganze ist beschränkter, nicht lichtheller, religiositätsfähig und zum Theil bedürftig.

4. Einige Grade verständiger, kräftiger, als das vorhergehende; es scheint mir eben so viel Gutmüthigkeit, etwas mehr Religiosität und promptere Geschäftsfähigkeit und mehr Lichtbedürftigkeit zu haben. Eigentlicher, activer Scharfsinn ist von solchen Gesichtsformen nicht zu fordern.

5. Superiorität, Talentreichthum, Genie kann ich in diesem treuem, geschäftsfähigen Gesichte voll respectabler Brauchbarkeit nicht finden. Bedeckt die offenbar verschnittene Oberlippe, und Ihr werdet weder Stupidität noch Unklugheit, sondern nur unproductive, geschmeidige Lernsamkeit und leichte Habilität, viel Gedächtniß und geräumige Fassungskraft gemeiner Dinge mit entscheidender Gewißheit sehen.

6. Wer sollte aus dem Untertheil dieses Profils einen Vater zum Theil verständiger, zum Theil außerordentlicher Kinder vermuthen, einen Mann voll Kraft, von geradem Menschensinn, der keiner feinen Cultur fähig ist, schwer zu bewegen, wenn er sich einmal gesetzt oder gestellt hat, übrigens nichts weniger als unempfindlich? Dieß Profil scheint mir zu allen feinen Künsten schlechterdings unbildsam, aber froh, heiter, treu und äußerst cholerisch.

7. Der Stirnbogen beinahe vollkommen weiblich, nur durch den kleinen Bug über dem Auge noch männlich. Darin vornehmlich, im Vorbeigehen zu sagen, unterscheiden sich alle männlichen und weiblichen Stirnen. Die Umrisse der weiblichen sind immer einfacher. Die männlichen sind entweder viel gerader, angezogener oder, wie in der folgenden Tafel zu sehen, zurückliegender, oder, wenn sie gebogen sind, gebrochen, haben Einschnitte und gemeiniglich zwei Sectionen. Gutmüthigkeit, Freigebigkeit, Leichtigkeit zu existiren, Empfindlichkeit für Ehre und Ehrenbezeigung, für eigne und fremde Noth und Schmerzen sind klar in dieser Silhouette zu lesen.

8. Willst du männliche, einfache, ich möchte sagen, aus Einem Stücke gegossene Treue, einen so gesunden, sogleich treffenden Wahrheitssinn, der allen zergliedernden Scharfsinn ersetzt; willst du zarte, innige, feste, truglose Liebe, verbunden mit Entschlossenheit, Männlichkeit, Keckheit, so suche die Züge dazu in diesem Gesichte.

9. Die offenbar zu spitze Nase gibt dem Profile ein kleinliches, furchtsam kindisches Ansehen. Die Nase, wie sie hier ist, fällt, sobald man die Stirne betrachtet, sogleich als unwahr auf. Hier ist die Nase kindisch weibisch. So eine Stirne hingegen werdet Ihr nimmermehr an einem Weibe finden. Sie ist nicht von den superiören, aber mehr als gemein. Das vorstehende Auge ist das eines furchtsamen Cholerikers, und der Mund und das Kinn eines äußerst bedächtlichen Gutmüthigen und Sanften. Die Natur gibt immer Ersatz, und liebt Sanftheit und Feuer wundersam zu mischen.

10. Die Stirn ist nicht rein genug gezeichnet, dennoch aber zeigt sie einen gesunden und rein denkenden Mann von determinirter Geschäftskunde. Die Nase ist übergemein, und hat für Alles, was sich gebührt, alle Schicklichkeit, feinen und richtigen Sinn. Der Untertheil zeigt gemeine Männlichkeit und Entschlossenheit.

11. Ich denke nicht, daß wir einen eigentlich großen Kopf vor uns haben, aber gewiß keinen ganz gemeinen; schon das Hinterhaupt entscheidet für einen begriffreichen, nicht unfesten Denker. Kein einzelner Gesichtstheil hat etwas Ausgezeichnetes; aber jeder etwas nicht Unfeines und durch die Zusammensetzung Liebliches. Es muß ein bescheidener, friedlicher, lernbegieriger und zum Lehren fähiger Mann seyn.

12. Dieß Profil, es mag so kenntlich heißen, als man will, ist in diesem Schattenrisse zum Theil gewiß vergröbert, und zum Theil verschnitten; doch ist die Gedehntheit und Festigkeit ungefähr in demselben Grade allgemein und homogen in diesem Gesichte. Durch die vorausgesetzte Verschneidung hat der untere Theil der Stirn und des Hinterhauptes verloren, denn der obere Theil der Stirn und der Nase zeigen viel weniger Trockenheit und viel mehr Sinn und Receptivität.

13. Eins von den Mannsprofilen, das beinahe Jedermann gefällt. Wenn das Unterkinn bedeckt wird, so habt Ihr ein Profil, das nahe an Größe gränzt, nur fehlt zur wahren Größe mehr Nüancirung in den Umrissen, besonders der Nase und der Stirn. Der cholerisch-phlegmatische Mann ist durch das Ganze, besonders die Augenbrauen, die Nase und den Untertheil des Kinnes nicht zu verkennen, so wenig als seine Rechtschaffenheit, Treue, Güte und Bescheidenheit.

14. Die Stirne nicht scharf genug, jedoch noch gedächtniß- und klugheitreich. Dieß Kluge, Praktischkluge, bedächtlich Calculirende ist besonders auch aus dem Untertheile des Profils erkennbar. Wie die Gedehntheit, die Länge der Oberlippe (des Palliums über die Zähne) von der Nase an, so die Unklugheit und Etourderie. Wo die Stirn im Ganzen so wenig zurückliegend ist, ist nie productive, aber desto mehr perceptive Geisteskraft herrschend. Bei solchen Gesichtern muß sich die Unbedachtsamkeit Raths erholen. Sie sind Magazine von Reflexionen, die von bloßen Erfahrungen abstrahirt sind.

15. Ein sonderbares und sonderbar harmonisches Gesicht! Wie äußerst und auffallend homogen besonders Stirn und Nase! Nichts Scharfeckiges, nichts ganz Flaches, nichts Gedehntes, nichts Gespanntes. Ich vermuthe einen trocknen, verschlossenen, denkenden, stillstehenden, tiefblickenden, nicht sehr zergliedernden, phlegmatischen, in gewissen Dingen äußerst reizbaren, übrigens grundbraven Charakter.

16. Zarte Bescheidenheit, Duldsamkeit, reife Ueberlegsamkeit, ruhige Wirksamkeit, Friedlichkeit, gesunder Verstand, Denkkraft, beurtheilende Horchsamkeit, geräuschlose Dienstfertigkeit sind entscheidende Charakterzüge des mir sehr wohl bekannten Originals, die sich alle in diesem Gesichte, wo nicht von selbst sogleich zeigen, dennoch, sobald sie bemerkt worden, darin finden lassen müssen. Keine Section dieses Umrisses hat etwas

Widersprechendes. Stirn und Hinterhaupt sind allein völlig entscheidend für überlegsame ruhige Klugheit. Gutmüthigkeit und Friedlichkeit sind allenthalben, besonders im untern Theile des Gesichtes unverkennbar. Einer der treusten, stillsten, frohsten, glücklichsten Menschen, gleich zufrieden auf dem Gottesacker seiner Gemeine und in seinem von ihm selbst gebauten, ihn und seine Freunde nährenden Garten.

17. Ein originelles Gesicht, das sich im Schatten sogleich vor Tausenden als empfindlich, unkühn, helldenkend, witzreich, launig auszeichnet; nicht zu den starken, kühnen, festen, unternehmenden, aber zu den sehr überlegsamen, bis zu der Furchtsamkeit bedächtlichen gezählt werden kann. Eins von den Gesichtern, die oft mit einem kalten, treffenden Blick sehr viel sagen.

18. Kein ganz gemeiner Geschäftsmann; nein, ein Mann von entschiedenem Talent, pünctlicher Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Ueberlegsamkeit. Ein feinwitternder Mehschenkenner und stiller, trockner, fester Beurtheiler. Ich kenne den Mann weder wenig noch viel, auch nicht dem Namen nach; aber bis mitten in den Mund ist ein fortgehender Zug von Superiorität in etwas nicht Superiörem.

19. Ein gewiß schon aus dem bloßen Schattenriß unverkennbar guter Kopf. Man bedecke abermal den untern Theil, und betrachte Stirn und Nase allein; welche Chiffer von Merksamkeit, Ordnungs- und Gewißheitsliebe! Zur geistigen Productivität ist die Stirn, im Ganzen genommen, zu perpendiculär; der scharfe und frohe, feine und rohe Witz des Originals ist schwer in diesem Schattenbilde zu sehen, doch läßt er sich einigermaßen aus dem Umrisse der Lippen vermuthen.

20. Wer auch diesen Mann gar nicht und den Menschen überhaupt nur wenig kennte, der müßte vor diesem Profil Respect haben, obgleich die Stirne nicht so ganz wahr und rein ist, daß sie sich in ihrer wahren Verstandesfähigkeit zeiget. Das harmonische Ganze, besonders Nase, Mund und Kinn, zeigen einen außerordentlichen Beobachtungs-, Forschungs- und Zergliederungsgeist.

21. Eine herrliche Stirne, ein Wunder der Reinheit, der Ordnungsliebe, der Lichtsliebe möchte ich sagen; so die Nase, so Alles. Welcher Verstandescultur würde so ein Profil fähig seyn! Ich kenne den Mann nicht, aber wie meines Lebens sicher bin ich, daß er der ruhigsten Prüfung fähig und klarer Begriffe dürftig und froh, und zur aufmerksamsten Beobachtung gebildet seyn muß.

22. Bei diesem Schattenrisse ist Mancherlei zu lernen. Sehr wenig nimmt er, und gibt oft sehr viel. Dieß ist besonders aus dem zu runden Umrisse der Lippen klar. Dieser wird meistens gefehlt; die delicatesten Nüancen werden entweder nicht bemerkt oder verschnitten. Sonst ist es das Gesicht eines sehr feinen, klugen, witz- und talentreichen Mannes von Geschmack und Sitte.

23. So darf ein Mann, aber kein Weib aussehen, der bestimmt, leichter, als er bestimmt wird. Durch gehaltne Stärke, durch Genauigkeit, sanfte Festigkeit und Uneigennützigkeit wollte ich diesen leicht erzürnbaren Charakter zu gewinnen, ja gar zu leiten mich getrauen; auf den kann man sich verlassen, wenn man ihm einmal das Zutrauen herausgewogen. Ich kenne ihn ganz und gar nicht, stehe aber dafür, daß, wenn er ein Narr würde, er einem Klugen noch zu schaffen machen könnte.

24. Zornige Impetuosität, gewaltsame Unternehmungen, menschenfeindliche Urtheile, bösherzige Intrigue, wird gewiß kein sterblicher Mensch aus dieser Silhouette herauszulauern fähig seyn. Alle einzelnen Theile, so wie das Ganze, sind des Sanften, Gutherzigen, Feinfühlenden, Geschmackreichen, nicht sehr Productiven, aber Lernensfähigen und äußerst Bescheidenen.

25. Glückliche Ruhe, edle Kälte, heller Blick auf das Gegenwärtige; richtige, tiefe Beurtheilung des Vorhandenen, unberedsame Beredsamkeit, frohmüthige, gelassene Redlichkeit, bis zur unschädlichen Schlauheit gehende Klugheit, erstaunliche Leichtigkeit in Geschäften machten dieß Gesicht Allen lieb, die es kannten. Sein Blick, seine Hand: welche schöne Summe einer freundschaftlichen Rede.

26. Eines der talentreichsten Profile, das viel Geschmack mit sehr feiner Kunstgeschicklichkeit vereinigt. Es ist unmöglich, daß ein so entscheidend sprechender Schattenriß, der verschnittenen Oberlippe ungeachtet, von einem physiognomischen Blicke mißkannt werde. Kein Kenner der Menschen wird sich im mindesten befremden, wenn man darunter schreiben würde. Ein sehr guter Violinist, Miniaturmaler, geometrischer Zeichner, und ein eben so angenehmer als kenntnißreicher Unterhalter. Stirn, Nase, Kinn und die ganze Gesichtsform zeigt allemal in Ansehung alles Sinnlichschönen einen der cultivirbarsten Köpfe.

27—30. Vier Profile von vorzüglichen Menschen, die als solche bekannt sind, und auch im Schatten sich auszeichnen: Mendelssohn, Spalding, Rochow, Nikolai.

Wahr oder nicht wahr, wer wird eines derselben für dumm erklären können, und wer etwa bei 30 anstände, der muß nie eine Stirne beobachtet haben; dieser Bogen an sich selbst betrachtet, besonders aber der obere Theil, hat mehr eigentlichen Verstand, als 28 und 29. Auch in den scharfen Umrissen des Untertheils ist Verstand und Feinsichtigkeit nicht zu verkennen.

29 hat mehr Bonsens, schnelles, richtiges Wahrheitsgefühl, mehr Feinheit, aber ich vermuthe, viel weniger Scharfsinn.

28 hat sehr helle Begriffe, liebt Eleganz, Reinheit, Richtigkeit im Denken und im Handeln; nicht leicht nimmt er etwas Fremdes auf. Die Zeichnung der Stirne ist nicht charakteristisch genug; aber in der Nase liegt der feinste Geschmack.

Aus der Stirn und Nase von 27 wird man sehr leicht tief eindringenden, richtigen Verstand herausfinden; der Mund ist viel feiner, als in 28.

31. Ein sehr proportionirtes Gesicht, nicht sehr scharfsinnig, nicht sehr productiv, aber sehr gesund, vorurtheilfrei denkend. Sein Herz ist für Wahrheit immer offen und empfänglich; mit unermüdeter Activität verbindet er sehr viel Geschmack, oder wenn man lieber will, Gefühl für das Schöne; sehr reizbar wird er doch immer mit Klugheit und Adel handeln. Im Untertheile des Gesichts, besonders in den Lippen, ruht eben so viel Güte als Manneskraft, die leicht in Heftigkeit ausgleiten kann.

32. Einer der originellsten Köpfe, die ich in meinem Leben gesehen habe; ein eigentliches Genie, aber unfähig, zu forschen und festzuhalten; immer schwebt es, hascht schnell, und läßt eben so schnell seine Gegenstände wieder fahren; mit viel Beredsamkeit verbin-

det es mit wenig Veredung. In der Nase liegt viel Witz und eben so viel Sinnlichkeit; in dem ganzen Umrisse Geist der Unternehmung, Keckheit, ohne ausgezeichnete Kraft.

33. Ein fürstliches Gesicht! Wer erklärt es nicht für dieses beim ersten Anblicke? Es hat nichts Bürgerliches. Wenn man von solchen Gesichtern nicht, ohne gestäupt zu werden, sagen darf, daß sie vom Finger Gottes bezeichnet sind, von was darf dann dieses ausgesprochen werden? Ich erblicke darin, und wer nicht? Würde, Adel, Muth, die so schwer zu vereinbarende, einem Großen so höchst nöthige, doppelte Kraft, ganz zu verschließen, was man verschlossen haben will, und ganz mitzutheilen, was man mittheilen will, Klugheit, ohne kleinliches, sorgsames Mißtrauen. Wir sehen das Auge nicht, aber nur aus dem Umrisse der Stirn und der Nase zu schließen, muß der Blick schnell, sicher, durchdringend, ein Dolchstich dem Schurken und dem braven Mann traulicher Handschlag seyn. Dieser Stirnumriß ist einer der außerordentlichsten, äußerst charakteristisch für große, kühne Unternehmung. Die Zeichnung des Mundes ist etwas zu hart, aber dennoch hat sie das Gepräge von Güte, Ehrlichkeit und Muth; daß sich auch eine Portion Sinnlichkeit dazu mische, wer zweifelt?

34. Vorausgesetzt, daß diese Silhouette aus dem Gedächtniß nachgeschnitten, und nicht nach der Natur selbst abgezogen worden, so ist sie doch so voll Wahrheit und Ausdruck, daß sie auch dem glaubenlosesten, eigensinnigsten Gegenfüßler der Physiognomik sein Kartenhäuschen oder seinen Felspallast umstoßen oder wanken machen muß: setzt sie unter tausend Silhouetten, und sie wird immer so einzig unter diesen Tausenden seyn, als das Original unter seiner Mitwelt. Jedesmal neige ich vor diesem Bilde ehrerbietig die Stirne, wie vor einer Erscheinung aus höheren Regionen. Wie ist Alles so Ein Geist, Eine Harmonie, Ein Ganzes! Wie viel gewaltige Kraft liegt nur in der Nase, oder wenn man lieber will, in der unmerklichen Erhöhung derselben! Zum Befehlen geschaffen ist dieses Gesicht, nicht zum Gehorchen. Mit der Schnelle des Blitzes denkt es und handelt es: wer darf Rechenschaft fordern von seinen Thaten? Wie ein Fels steht sein Willen, und es führt durch sich selber aus, woran Millionen Menschen erlahmen; aber es fühlt es auch. Man nehme den Winkel, den die Linie a und p ausmacht, und lege ihn an tausend andere Silhouetten, und suche seines Gleichen. Aber mit aller Achtung, die wir dem großen Mann und dem Monarchen schuldig sind, dürfen wir wohl sagen, daß Sanftmuth und Mäßigung diesem Gesicht mehr erworbene Tugend als Naturanlage zu seyn scheinen.

35. Laßt uns nun auch einige weibliche Schattenrisse vorführen, ohne dem Capitel vom weiblichen Geschlechte zu sehr vorzugreifen. Hier ein wahrhaft weibliches Profil, daß es unmöglich das eines männlichen Gesichtes seyn kann. Die Einfachheit, Ungebrochenheit der Stirne und ihr Vorstehen, ihr Nichtzurückliegen, ihr Verhältniß zum Untertheile des Profils, wie auch die Höhlung des Umrisses der Nase: Alles zeigt die weibliche Natur. Solche Gesichter sind übrigens fruchtbar, anstellig, thätig, ordnungliebend, rathsam, wohlbemerkend und entschlossen.

36. Weniger physische und praktische Kraft, aber mehr Sinn und Feinheit, als das Vorhergehende; genußfähiger, zarter, bedächtlicher, unternehmender, verschlossener, zärtlicher, leichter gedrückt, kränkbarer, edler, merkender, überlegender, zergliedernder. Das Feinere, Edlere zeigt sich im Ganzen, besonders in der Nase und dem Munde; das Schwächere, Zartere, besonders im Kinn, das Ueberlegsamere in der Stirn.

37. Feiner, gewandter, bewegsamer, unternehmender, thätiger, als das Vorhergehende. Dieß zeigt sich sogleich entscheidend, sobald die Stirne bedeckt wird. Der Umriß der Stirne bis an den Punct, da man die Augenbrauen in Gedanken hinsetzen kann, ist nicht gemein. Von diesem Puncte an aber bis zur Nasenwurzel ist eine Länge und ein Umriß, den ich nicht zu begreifen im Stande bin. Mir scheint er unwahr und unnatürlich. Er kann nicht so lang, wenigstens nicht so beinahe perpendiculär seyn.

38. Da diese Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe geschrieben sind, so ist uns Alles daran gelegen, in Gesichtern, die nicht sogleich sich zu empfehlen oder einzudringen scheinen, das Positive und Vortreffliche mit einigen Worten bemerken zu machen. Bedeckt mit der Hand diesen Schattenriß, so daß Ihr nur den Umriß des Gesichtes von der Stirn an bis zum Kinne seht, sogleich wird das Profil einen besseren Eindruck auf Euch machen. Oft thut die Nachlässigkeit des Schattenrißziehers, der sich nicht Mühe geben mag, sein Gesicht recht zu setzen, dem Gesichte Unrecht. Hier ist offenbar der Fall. Zaghaft freilich wird der Charakter immer bleiben, dieß würde das zurückgehende Kinn allein schon zeigen; aber diese Zaghaftigkeit gehört gewissermaßen zum jungfräulichen Charakter dieses Alters. Dagegen, möchte ich sagen, hat die immer gütige und vergütende Natur in den Mund eine anmuthige Bescheidenheit, in die Nase etwas Männliches und Kräftiges gelegt, das uns für den ganzen Charakter gutsteht.

39. Hier mehr Keckheit, unternehmende Anstelligkeit, Gewandtheit, Determination, bestimmte Thätigkeit. Der unbestimmteste und charakterloseste Theil des Profils ist der unterste. Aber wie sehr ist diese Lässigkeit compensirt durch das Feste, Verständige, Gleichmüthige des ganzen übrigen Profils! Wie sehr sind solche Profile zur Mutterschaft gebildet! Wie rathschlägig, wendend, ordnend sind sie! Wie machen sie sich bei aller Gelindigkeit und Sanftheit respectabel! O bewundernswürdige Natur, wie hast du jedem deiner Producte den Stempel der Wahrheit aufgedrückt, und ihm ein Creditiv der Kräfte, die du ihm vertrautest, mitgegeben!

40. Sicherlich verschnitten und ungenau, sicherlich Carricatur, wie es etwas seyn kann; aber Carricatur, in welcher Genialität nicht zu verkennen ist, Genialität, das ist, Originalblick, schnelle Ahnung des Unsichtbaren im Sichtbaren, leichte Vereinigung, Zusammenfließung mit dem schnellerkannten Homogenen, Verwandlungsgabe des Objectes in einen Theil von sich selbst. Eine genaue Zeichnung von einem solchem Gesichte wäre ein unbezahlbares Geschenk für den Physiognomisten. Ueber dieses von unten bis oben carrikirte Profil darf nichts mehr gesagt werden.

41. Keine Genialität hier, aber die sanfteste jungfräulichste Bedächtlichkeit, Horchsamkeit, Bescheidenheit, Unterwürfigkeit, Kindlichkeit. Keine productive Geisteskraft, kein Heldenmuth, aber in sich gekehrte fromme Geduld, Lernbegierde, nicht Lehrbegierde, mehr Passivität als Activität, mehr gerader richtiger Sinn, als fliegende Imagination oder launiger Witz.

42. Mehr Geist, Penetration oder Scharfsinn, als das vorhergehende, weniger furchtsam und in sich gekehrt, treffender, lebhafter, bestimmter, zergliedernder.

Stirn und Nase zeigen viel Feinheit und Heiterkeit des Verstandes; Sanftmuth, Güte, Unschuld, Ruhe der Mund. Im Kinne ist viel edle, zarte Weiblichkeit.

43. Wir wollen die nicht genug bestimmte Stirne ganz wegrechnen. Noch bleibt uns genug übrig, um in der Nase, im Munde und dem ganzen Umrisse den feinen, ich möchte sagen, witternden Tact eines reflectirenden und leichtschwebenden Geistes zu erkennen, der durch keine Leidenschaften turbirt, der feinsten, religiösen Empfindungen empfänglich ist.

44. Hier oder nirgends respectable Stille, Festigkeit, Einfachheit, Größe, Leidenschaft, Verachtung des Kleinlichen, Sinn für das Natürliche, Edle, Große. Dieses Gesicht spricht schweigend mehr, als hundert sprechende. Es schaut durch und hat Kraft, sein richtiges Urtheil zu verschließen, und mit Einem Worte unveränderlich darzustellen.

XXIX. Ueber Thiere.

Man wird sich mit wenigen allgemeinen Reflexionen und einigen besondern eigenen Bemerkungen, die den Forscher der Natur weiter führen können, begnügen. Ich hoffe, dieses Wenige wird jedoch hinreichend seyn,

a) die allgemeine Wahrheit der Physiognomien auf's neue festzusetzen;

b) einige Gesetze, nach denen die ewige Weisheit die lebendigen Wesen formt, einleuchtend, und

c) die Vorzüglichkeit und Erhabenheit der menschlichen Natur anschaulicher und fühlbarer zu machen.

Wie viel habe ich gewonnen, wenn ich diese drei würdigen Zwecke durch das Nachfolgende erreichen kann!

1. Die Natur ist sich allenthalben gleich. Sie handelt nie willkührlich, nie gesetzlos. Dieselbe Weisheit und Kraft bildet Alles, formt Alles, schafft alle Mannigfaltigkeiten nach Einem Gesetze, Einem Willen. Entweder Alles oder gar nichts ist der Ordnung und dem Gesetze unterworfen.

2. Sollte es einen Menschen geben können, der den Unterschied der inneren Kraft und der äußeren Form in den sogenannten drei Reichen der Natur übersehen könnte? Stein und Metall hat unendlich weniger innere Lebenskraft, und unendlich weniger Schein von reger Lebenskraft, als eine Pflanze oder ein Baum, diese unendlich weniger, als ein lebendes Thier. Und jeder Stein, jedes Mineral, jede Pflanze, jeglicher Baum, jegliche Thierart, jedes Individuum sogar hat wider ein besonderes Maß (quantum) von Leben, Bewegungskraft, von Kraft, Eindrücke verschiedener Art anzunehmen und zu wirken, so wie ein besonderes ihm eigenes Aeußere, wodurch Jegliches von Jeglichem unterschieden wird.

3. Daher es für den Mineralisten eine Mineralphysiognomik, für den Botanisten eine Pflanzenphysiognomik, für den Thierforscher und Jäger eine Thierphysiognomik gibt.

4. Welche Verhältnißmäßige Verschiedenheit in der Kraft und im Aeußerlichen zwischen einem Schilfrohre und einer Eiche! der Binse und der Zeder! Zwischen der Viole und der Sonnenblume! einem Vergißmeinnicht und einer vollen Rose! Vom kleinsten Insecte bis zum Elephanten, welche verhältnißmäßige Abstehung des inneren und äußeren Charakters!

5. Wer kann das ganze Naturreich mit dem schnellsten Blicke durchlaufen, oder sich bei ihren einzelnen Producten, bei welchem er will, mit vergleichendem Blicke verweilen, ohne sich von ihrer durchaus sich gleichen Wahrheit, von der verhältnißmäßigen Harmonie innerer Kräfte und äußerer Formen und Merkmahle immer fester zu überzeugen?

6. Wem dieser allgemeine Sinn für die allgemeine, allgegenwärtige Naturwahrheit, Natursprache fehlt, der lege dieses Buch sogleich auf die Seite. Nichts wird ihn überzeugen, nichts belehren können.

Porta hat nach Aristoteles am meisten auf die Aehnlichkeit der Menschen- und Thierphysiognomien gefußt, diese Idee am meisten getrieben, und er war, so viel ich weiß, der Erste, der die Sache anschaulich zu machen suchte, und Menschen- und Thierköpfe neben einander stellte. Die Sache an sich ist so wahr, als etwas in der Welt seyn kann, und wenn man bloß bei der Wahrheit der Natur bleibt, und die Aehnlichkeiten einander nicht näher rückt, als sie wirklich sind, so kann die Sache selbst alsdann nicht zu weit getrieben werden. Aber hierin, scheint es mir, hat sich der phantasiereiche Porta oft sehr übersehen, und Aehnlichkeiten gefunden, wo kein nüchternes Auge Aehnlichkeiten sehen kann. Zwischen seinem Jagdhunde und Plato wenigstens kann ich nichts finden, wovon der kalte Beobachter Licht und feste Schlüsse herleiten könnte. Es ist auch sonderbar genug, daß er Vögel- und Menschenköpfe neben einander stellt; lieber hätte er die enorme Unähnlichkeit, als die höchst mühsam herauszuwitternden, äußerst unbeträchtlichen Aehnlichkeiten einer näheren Betrachtung gewürdiget. Zudem spricht er von Pferden, Elephanten, Affen sehr wenig, oder äußerst superficiell, da doch gewiß diese Thiere die meiste Menschenähnlichkeit haben.

Beilagen.

1. 2. Der Affe ist dem Rufe nach das menschenähnlichste Thier, und wirklich gibt es eine Art von Menschen, die, besonders in den Augen, sehr in das Aeffische fallen. Die beiden vorgelegten Gesichter sind einige von den wahrsten, die Porta neben einander stellt. Und wenn eines Menschen und eines Affen Gesicht sich so ähnlich wären, wie diese beiden, so dürfte man, ohne alle Furcht zu irren, dem Charakter des Menschen viel Aeffisches zutrauen; einen gewissen Grad von Seelenlosigkeit, Untheilnehmung, Unherzlichkeit. Allein man hüte sich sehr, um dieser allenfalls auffallenden, gewiß in der Natur nicht gegründeten Aehnlichkeit willen die Charaktere durchaus ähnlich zu glauben. Die Menschheit hat immer einen der Thierheit schlechterdings unerreichbaren Vorzug. Man vergleiche z. B. nur den Umriß des Schedels bis zu den Ohren, welche wesentliche Verschiedenheit läge schon in dieser ungleichen Art der Wölbung! welcher Unterschied in Backen und Kinn!

3. 4. Daß der vorliegende männliche Kopf etwas Viehisches zeige, wird wohl Niemand bezweifeln; mich dünkt aber, mehr ein Gemisch von Ochs und Löwe, als das einfache Oechsische liege darin. Obgleich in den Furchen der Stirn etwas Oechsisches ist, so ist doch die Nase vielmehr löwisch, und die Mittellinie des Mundes ist wesentlich, nicht nur vom Ochsen, sondern von aller Thierheit verschieden. Die

Nasenlöcher des Mannsgesichtes sind ebenfalls complett menschlich, und haben nichts von dem Charakteristischen und Eigenthümlichen der Thierheit. Vom Kinne will ich es nicht wiederholen. Das Kinn ist insonderheit Vorzug und Ehre der Menschheit. Wir sollten uns allemal der Menschheit mit neuer Freude freuen, wenn wir sehen, wie unerreichbare Vorzüge vor allen uns bekannten Wesen der Urheber unserer Natur uns aufgeprägt hat!

5. Wo finden wir unter tausend Millionen zwei solche Thiermenschen, und wenn je ein solcher existirte, wie unermeßlich weit wäre er noch über den Ochsen ohne eigentliche Stirn, Nase, Kinn, und Hinterhaupt erhaben. Der Mund im ersten Profile ist für das übertrieben ochsenhafte Auge viel zu menschlich. Sonst ist in Form und Zügen viehische Rohheit, dumme Stärke, unbezwinglicher Eigensinn, Unfähigkeit jeder Cultur, Liebe, Empfindung.

XXX. Ueber Thierschedel.

Der Geschlechtsunterschied des Menschen von den Thieren bezeichnet sich schon lebhaft im Knochenbau.

Unser Haupt sitzt auf dem Rückenmark auf; unsere ganze Gestalt steht als Grundpfeiler des Gewölbes da, in dem sich der Himmel bespiegeln soll. Wie sich unser Schedel wölbt gleich dem Himmel über uns! Dieser Behälter unsers Gehirns macht den größten Theil unsers Kopfes aus. Ueber unsere Kiefern, möcht' ich sagen, steigen alle unsere Empfindungen auf und ab, und versammeln sich auf den Lippen! Wie das Auge, das beredteste von allen Organen, wo nicht der Worte, doch der freundlichen Mitbewegung oder grimmigen Anstrengung der Wangen, und aller Abschattungen dazwischen bedarf, um auszudrücken, auch nur zu stammeln, was die innersten Tiefen der Menschheit durchdrängt.

Und wie nun der Thierbau gerade das Gegentheil davon ist. Der Kopf an dem Rückgrath nur angehängt; das Gehirn, Ende des Rückenmarks, hat nicht mehr Umfang, als zu Auswirkung der Lebensgeister, und zu Leitung eines ganz sinnlichen, bloß für das Gegenwärtige existirenden Geschöpfes nöthig ist. Denn, obgleich wir ihnen Erinnerung und überlegte Entscheidung nicht absprechen können, so liegt jene doch eher, ich möchte sagen, in primis viis der Sinne, und diese entspringt aus dem Drange des Augenblicks und dem Uebergewichte dieses oder jenes Gegenstandes.

An dem Unterschiede der Schedel, der den bestimmten Charakter der Thiere bezeichnet, kann man am stärksten sehen, wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind, und die Eigenschaften eines Geschöpfes umfassen. Die beweglichen Theile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen, mit ihnen, und treiben ihr Spiel nur, in so weit es die festen vergönnen.

Beilagen.

Die Zahmheit der Last- und weidenden Thiere bezeichnet sich durch die langen, ebenen, seicht gegen einander laufenden, abwärts gebogenen Linien. Man sehe 1. das Pferd, 3. den Esel, 5. den Hirschen, 6. das Schwein.

Ruhe und harmloser Genuß scheint der ganze Zweck der Gestalt dieser Häupter. Die eingebogene Linie von dem Augenknochen zu den Nasenlöchern bei 1. und 3. bedeutet Duldung.

An 6. der ab-, leise einwärtsgehende, schnell wieder gerad werdende Starrsinn. An allen bemerke man den schweren, übermäßig breiten Hinterkiefer, und empfinde, wie die Begierde des Kauens und Wiederkauens da ihren Sitz hat.

4. Der Ochsenschedel drückt aus: Duldung, Widerstand, schwere Beweglichkeit, stumpfe Freßbegierde.

Unter allen, wie zeichnet sich 2. der Elephant aus, am meisten Schedel, am meisten Hinterhaupt, am meisten Stirne, wie wahrer, natürlicher Ausdruck von Klugheit, Kraft und Delicatesse!

Die Gestalt der gierigen Thiere ist wieder sehr bedeutend.

9. Der Hund hat zwar etwas Gemeines, nicht sehr Frappantes. Aber das Abgehen des Schedels vom Augenknochen zeigt, möcht' ich sagen, Bestimmtheit der Sinneskraft. Der Rachen ist mehr zu einer ruhigen, als grausamen oder gierigen Gefräßigkeit gemacht, ob er gleich etwas von beiden hat. Mich dünkt, daß ich, besonders im Augenknochen und in dessen Verhältniß zur Nase eine gewisse Treue und Geradheit entdecke.

10. Die geringe Verschiedenheit des Wolfes ist schon sehr merkwürdig. Der Einbug oben im Scheitel, die Rundung über dem Augenknochen, die von da aus zur Schnauze wieder gerade abgehenden Linien deuten schon auf heftigere Bewegungen. Besonders hat der Unterkiefer das Gepräge der Lieblosigkeit.

8. Hierzu kommt bei dem Bären mehr Breite, Festigkeit, Widerhalt.

7. Wäre der Löwe besser gezeichnet (aber schon im Büffon, woraus diese copirt sind, steht gerade dieser sonst so schöne Schedel am unbestimmtesten gebildet); wie merkwürdig auch so schon der länglich-stumpfe Hinterkopf, die Wölbung ist nicht unedel; des Schnauzbeines Niedersteigen, wie schnell, wie kräftig! der Vorderkopf wie gepackt, stark, ruhig, gewaltig! Werth (wenn wir Originale vor uns hätten) der speciellsten Vergleichung mit dem Tiger! Wie wenig und viel sind beide verschieden!

11. Nur ein Wort von der Katze, aufmerksame Genäschigkeit.

13. Das Stachelschwein hat etwas Biberähnliches im Obertheile des Umrisses, ist aber sehr verschieden in Ansehung der Zähne.

13. Die Hyäne ist von allen, besonders durch das Hinterhaupt, sehr merklich verschieden. Dieser Knopf hinten zeigt den höchsten Grad von eisernem Hartsinne und Unerbittlichkeit.

Wer die Mittellinie des Maules einer Hyäne in der Natur betrachtet, der wird darin den Charakter, die Chiffre der allerunerbittlichsten Lieblosigkeit wahrnehmen.

Wie die Charaktere der Thiere, so sind ihre Formen, ihre Knochen, ihre Umrisse verschieden.

Vom kleinsten fliegenden Insecte, bis zum Adler, der der Sonne entgegenfliegt; vom schwachen Wurme, der ohnmächtig zu unsern Füßen sich windet, bis zum Elephanten, bis zum königlichen Löwen, sind die Stufen des physiognomischen Ausdruckes schlechterdings nicht zu verkennen. Es wäre mehr als lächerlich, vom Wurme die Kraft der Klapperschlange, und vom Schmetterling die Kraft des Adlers zu erwarten. Es wäre Thorheit, vom Lamme die Stärke des Löwen zu fordern. Wenn beide zum erstenmale vor uns erschienen, wir nie von keinem etwas gehört hätten, keinem von

beiden einen Namen zu geben wüßten, wir könnten dem Eindrucke des Muthes und der Stärke des einen und der Schwachheit und Duldsamkeit des andern nicht widerstehen.

Welche Thiere sind, überhaupt genommen, die schwächsten, die entferntesten von der Menschheit? die unfähigsten zu menschlichen Begriffen und Empfindungen? Ohne allen Zweifel die, so der Menschheit am unähnlichsten sind. Man durchgehe, um sich hiervon zu überzeugen, in Gedanken die Stufen der Thierheit, vom Infusionsthierchen an bis zum Affen, Löwen, Elephanten; und damit man sich die Vergleichung vereinfache und erleichtere, so vergleiche man nur Kopfform mit Kopfform, man setze nur z. B. Krebs und Elephant, Elephant und Mensch u. s. f. neben einander.

Welch ein Werk, im Vorbeigehen zu sagen, für einen Büffon, Kamper und Euler in Einer Person, diese Kopfformen physisch und mathematisch zu berechnen und darzustellen, und zu demonstriren, daß aller Thierheit, und jeder Art von Thierheit eine bestimmte, unüberschreitbare Linie zugemessen ist; und daß unter den unzähligen Thierlinien nicht eine einzige ist, die von der Linie der Menschheit, der einzigen in ihrer Art, nicht innerlich und wesentlich verschieden sey.

XXXI. Besondere Beobachtungen über einige Thiere.

Wenige Thiere haben so viel Stirne über den Augen, wie der Hund; aber so viel er an der Stirn zu gewinnen scheint, so viel verliert er wieder durch die äußerst thierische Nase, die alle Physiognomie der Spürerei hat. Auch der spürende Mensch hebt seine Nasenlöcher in die Höhe; verliert durch die Entfernung des Mauls von der Nase, verliert durch die Niedrigkeit oder Nichtigkeit des Kinnes.

Ob die niedergeschlagenen Ohren an den Hunden Character sclavischer Unterthänigkeit seyen, wie Herr von Büffon meint, der über die Thierphysiognomien ungleich vernünftiger spricht, als über Menschenphysiognomien, darf ich nicht entscheiden.

Das Kamehl und der Dromedar ist ein Gemische von Pferd, Schaf und Esel, ohne den Adel des erstern; auch scheinen sie etwas vom Affen zu haben, wenigstens in der Nase; gemacht, nicht daß man ihnen Zaum und Gebiß ins Maul lege; denn die Roßkraft fehlt, und die Bestimmung zum Zaum liegt zwischen den Augen und der Nase. Keine Spur von Muth und Kühnheit um diese Gegend. Nichts von der drohenden Schnaubkraft des Ochsen, des Pferdes in den äffischen Nasenlöchern. Keine Raub- und Zehrkraft, weder im schlaffen Ober- noch Untermaul. Nichts als lasttragende Geduld in den Augen.

Im Bären ist Ausdruck von Wildheit und Grimm, voll Drohung und Zerreißkraft, Menschenscheu, Freude alter wilder Natur.

Unau, Ai, Faulthier. Das trägste, unbehülflichste, elendeste Geschöpf von der mangelhaftesten Bildung. Welche entsetzliche Kraftlosigkeit, Trägheit im Umriß des Kopfes, des Leibes, der Füße! kein Auftritt unter den Füßen; kein Daumen, keine Zehen, deren jede für sich beweglich wäre, sondern nur zwei oder drei übermäßig lange, niederwärts gebogene Krallen, die sich nicht anders als zugleich bewegen können. . . . Ihre Langsamkeit, Dummheit, Achtlosigkeit für sich selbst, ist unbeschreiblich. Und wie könnte ihre Physiognomie zum Ausdrucke derselben wahrer, wie stumpfer, träger, unbehülflicher seyn?

Wer sieht nun aber nicht den wilderen Charakter im wilden Schweine? den Mangel an allem Adel? das Gefräßige? das Plumpe? die Stumpfheit des Gefühls? die Grobheit des Geschmacks? Und im Dachse, das Unedle, Mißtrauische, Boshafte, Wildgefräßige?

Das Profil des Löwen ist merkwürdig; besonders der Gränzumriß von Stirn' und Nase, und wie sich diese Gränzlinie fast in einem rechten Winkel zurückbeugt, von der Nase bis zum Unterkiefer.

Ein Mensch, mit dem Stirn- und Nasenprofil eines Löwen, würde sicherlich kein gemeiner Mensch seyn; obgleich ich in dieser Geradheit noch kein Menschenprofil gesehen.

Die Nase des Löwen ist freilich bei weitem nicht so hervorspringend, wie die des Menschen; aber doch hervorspringender, als bei allen andern vierfüßigen Thieren.

Sichtbarer Ausdruck thierköniglicher Stärke und stolzer Anmaßung ist theils dieser Bogen der Nase, theils ihre Breite und Parallelismen; auch vornemlich die beinahe rechten Winkel, welche die Umrisse der Augenlieder mit den Seiten der Nase formiren.

Welcher Grimm und Blutdurst, welche falsche List in den Augen, in der Schnauze des Tigers! Kann man sich das schadenfrohe Lächeln des Satans, wenn ein Heiliger fällt, teuflischer denken, als in einem triumphirenden Tigerkopfe?

Katzen, Tiger im Kleinen! Gemildert durch häusliche Erziehung; wenig besser in ihrem Charakter, nur schwächer. Gegen Vögel und Mäuse eben so unbarmherzig, wie Tiger gegen Schafe. Ihre Wollust, langsam zu martern, und zu tödten; hierin übertreffen sie noch den Tiger.

Beilagen.

Jede der folgenden Beilagen, jede einzelne Thierart beweist und bestätigt den Satz, daß die ganze Natur Wahrheit und Offenbarung ist.

Vorliegende Tafel würde schon von sich selbst sprechen, wenn ich auch kein Wort hinzusetzte.

Bei Betrachtung aller Thiergesichter bitte ich vornemlich auf das Verhältniß und die Wölbung der Stirne, auf die Lage und Entfernung der Augen, am allermeisten aber auf die Linie des Mundes Achtung zu geben.

Im Schaf: 1. welche Entferntheit von aller Menschengestalt, welche unactive, bloß duldsame Stupidität! Der oben abgerundete Kopf ist unempfänglich für Alles, was Schärfe und Scharfsinnigkeit heißen mag. In der Linie des Mundes ist so wenig Wildheit und Grausamkeit, als in der Form und Lage der Zähne.

2. Der Tiger, besonders im Profil betrachtet, nähert sich schon weit mehr der Menschengestalt; aber man bemerke immer die erstaunliche Verschiedenheit. Wie viel näher ist auch das obliqueste, gebogenste Profil eines menschlichen Angesichts einer Perpendicularlinie, als das des Tigers. Die feurigen Augen mit den scharfen Winkeln, die breite, doch flache Nase, der ununterbrochene Zusammenhang der Nase, oder vielmehr des Analogens der Nase mit dem Maule, besonders aber die Linie des Mauls zeigt fürchterliche Thierheit und Grausamkeit.

3. Im Fuchs ist die charakteristische Linie der beißenden, grimmigen Thierheit ‿‿ schon verkleinlicht und kraftloser. Man bemerke hauptsächlich den spitzen Winkel, welchen das Auge gegen die spitze Schnurre formirt.

4. Im Esel, kraftlose Plumpheit, Unbehülflichkeit, Unbelehrtheit. Wie viel dümmer, niedriger als 3.

5. Welche mißtrauische Schüchternheit, Horchsamkeit, Leichtigkeit im Reh, ohne alle Defensivkraft; welcher ungeheure Abstand zwischen dem Tiger; und wie verschieden ist nicht diese Linie des Mundes von der eben stehenden! wie viel dümmer und schwächer ist sie nicht!

6. Niederträchtigkeit, Entferntheit von allem Adel, vom Ohr herab bis an das Ende der Schnurre; die höchste, unflätbigste Sinnlichkeit in der Basis der Schnurre, Falschheit im Auge, Bosheit im Maul.

7. 8. Wie viel Majestät in dem Gesichte des Löwen; welche Kraft; welche nicht kleinliche, falsche, heimtückische, lauernde, nein, Grausamkeit, die ihrer Stärke und Ueberlegenheit bewußt ist! In der Gegend über den Augen scheint Ueberlegung und Klugheit zu haften; wie unkräftiger, heimtückisch-grausamer nur die Löwin! Man bemerke besonders, daß der König der Thiere seine königliche Würde vornemlich darin zeigt, daß er am meisten Angesicht hat.

XXXII. Elephant, Krokodill, Flußpferd, Pferd.

Das Gewaltsame im Charakter des Elephanten zeigt sich in der Menge und Größe; das Feinere in der Rundung und Gewölbtheit seiner Knochen; das Weibliche in der Masse seines Fleisches; das Kluglistige in der weichen Gelenksamkeit seines Rüssels; sein starkes Gedächtniß in der Größe und dem Bogen seiner Stirn, der den menschlichen Stirnumrissen näher kommt, als jeder andere thierische Stirnumriß; und wie ist sie dennoch durch ihre Lage zum Auge und zum Munde von der menschlichen Stirn, die mit der Achse des Auges und der Mittellinie des Mundes überhaupt immer beinahe einen rechten Winkel ausmacht, wesentlich verschieden!

Man bemerke ferner das Auge, das so spitz ausläuft; wie sehr hat es den Charakter von List, wenn es mit dem Auge des Fisches verglichen wird; und dann das Verhältniß des Mauls und seine Profilbreite, wenn es geschlossen wäre, und bestimme sich, so gut man kann, den Winkel, der aus der Linie desselben und der vom Augenwinkel an entstehen würde; und nun, welcher Abstand! Die entsetzliche, gleich fortgehende Breite der Stirn und Nase, oder vielmehr der Nasenlöcher und des Mauls im Flußpferd (Behemot): welch ein Ausdruck von dummwilder Unerbittlichkeit; und dann die Unregelmäßigkeit in der Positur und Figur der Zähne; welch eigentlicher Charakter teuflischer, doch planloser, sich selbst zerstörender Bosheit!

Wie physiognomisch die Zähne sind, beweist das Krokodill, das abermal, wie Alles, aber sichtbarer und auffallender als Alles, in allen seinen Theilen, allen Umrissen und Puncten lauter unmißkennbare Physiognomie ist; so zertreten, niedrig, vielknotig, hartsinnig, boshaft, so tief unter allem Pferdadel; so allwegschreckend, so verschlossen aller Liebe und Geliebtheit, ein eingefleischter Teufel!

Ueber das Pferd zuerst, etwas aus Job. „Hast du dem Pferde den Muth gegeben, und seinen Hals mit Zorn ausgerüstet? befiehlst du ihm, zu springen den Heuschrecken gleich? Sein prächtiges Wiehern ist Schrecken! Mit den Füßen scharret es auf dem Boden, freuet sich über seine Stärke, und gehet aus, den Waffen entgegen. Es spottet der Furcht, und erschrickt nicht. Vor dem Degen geht es nicht zurück. Ueber ihm tönen Köcher, glänzende Spieße und Waffen. Unter ihm bebt die Erde, und kaum berührt es sie. Es wird frecher, wenn es den Schall der Trompete hört, und schnaubt aus der Ferne dem Treffen entgegen, dem Rufen des Feldherrn und dem Siegesschrei."

Ich bin nichts weniger als Pferdekenner, aber das ist mir auffallend, daß es unter den Pferden beinahe eben solche Verschiedenheit der Physiognomien gibt, wie bei den Menschen. Und deßwegen vornemlich soll das Pferd einem Physiognomisten merkwürdig seyn, weil es eines von den Thieren ist, deren Physiognomie, wenigstens im Profil, so viel merkbarer, schärfer und charakteristischer ist, als die so mancher anderer Thiere.

„Das Pferd ist von allen Thieren dasjenige, welches mit einer großen Taille am meisten Ebenmaß und Zierlichkeit in den Theilen seines Körpers verbindet. Wenn man es mit den Thieren, die unmittelbar über oder unter ihm stehen, vergleicht, so wird man finden: der Esel ist schlecht gebaut, der Löwe hat einen zu großen Kopf, der Ochse zu dünne Beine, das Kamehl ist ungestaltet, und das Rinozeros und der Elephant scheinen, so zu sagen, nur große lebende Massen zu seyn."

Es ist kaum ein Thier von so vieler, so allgemein anerkannter, sprechender Physiognomie, als ein schönes Pferd.

„An einem wohlgebildeten Pferde muß der obere Theil des Halses, der an die Mähne geht, oder der Kamm, sich sogleich in einer geraden Linie erheben, die von dem Buge ausgeht, und indem sie sich dem Kopfe nahet, eine Krümmung, dem Schwanenhalse gleich, bilden muß. Der untere Theil seines Halses darf keine Krümmung machen; die Richtung seiner Linie muß von der Brust bis an die Kinnbacken gerad seyn; doch darf er ein wenig vorwärts hängen. Ginge sie perpendiculär, so würde das fehlerhaft seyn. Der obere Theil des Halses muß dünn, der Kamm nicht fleischig, die Haare daran nicht sehr viel und nicht sehr wenig seyn, doch lang, und sie müssen los hängen. Der schöne Hals eines Pferdes ist lang, erhaben, und mit der ganzen Statur des Pferdes übereinstimmend; ist er zu lang oder zu kurz, so schlägt der Kopf hin und her. Der Kopf steht dann am rechten Orte, wenn die Stirne perpendiculär gegen eine Horizontalfläche hängt. Er darf nicht fleischig, sondern er muß fein und nicht zu lang seyn. Die Ohren müssen nahe an einander stehen, klein, aufgereckt, fest, eng, frei, und auf die Höhe des Kopfes wohl angepflanzt seyn. Die Stirne muß schmal und ein wenig gewölbt seyn. Die Gruben über den Augen sollen ausgefüllt, die Augenlieder dünn, die Augen selbst hell, lebhaft, voll Feuer, dem Kopfe gleich herausstehend, und die Augäpfel groß seyn. Die Kinnbacken dürfen nicht fleischig, doch ein wenig dick, die Nase gebogen, die Nasenlöcher offen und wohl gespalten, die Spitze der Nase etwas dünn, die Lippen fein, der Mund mittelmäßig gespalten, der Bug erhaben und geschlossen seyn."

Man verzeihe diese aus dem encyclopädischen Wörterbuch genommene Beschreibung eines schönen Pferdes in einem physiognomischen Versuche zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe.... Ihr lächelt? Laßt mich erst mit-

lächeln, und dann fragen: der diese Beschreibung macht, beweist er nicht dadurch die Physiognomik, die an einem andern Orte dieses Buches unter die bloß chimärischen Wissenschaften herabgesetzt wird? Ein so gebildetes Pferd, wird es nicht, muß es nicht von einem bessern, edlern Charakter seyn, als ein gemeiner Karrengaul?

Nicht nur schöner ... edlern Charakters, sage ich; stolzer, muthiger, fester, treuer, sicherer.

Und der, der so gebildet hat das Roß, das, in Vergleichung mit dem Menschen, keinen Verstand hat; der so in alle seine Glieder Schönheit und Adel, Kraft und Wahrheit ausgegossen hat, der sollte in dem Menschen, seinem Ebenbilde, Auswendiges und Inwendiges widersprechend gemacht haben?

Wenigstens, wer Pferdephysiognomien bedeutend finden kann, und daß sie bedeutend seyen, wird keine Sophisterei in Zweifel ziehen, so bald man sich Pferde vorführen läßt; wer Pferdephysiognomien höchstbedeutend finden kann ... sollte es möglich seyn, daß der nicht an Menschenphysiognomien glauben müßte? „Aber freilich," sagt der Magister zu **: „Pferde mögen ihre Physiognomie haben; ich laß es gelten! aber nicht der vernünftige Mensch. Denn Vieh ist Vieh, und Mensch ist Mensch!"

Je genauer man die Pferde beobachtet, desto mehr wird man überzeugt, daß sich eine Physiognomik über Pferde schreiben ließe.

Ueberhaupt, habe ich irgendwo gehört, theilen sich alle Pferde in drei Classen: Schwanhälse, Hirschhälse, Sauhälse. Jede dieser Classen hat ihre eigene Physiognomie und ihren eigenen Charakter. Aus ihrer Vermischung entstehen wieder verschiedene.

Die Köpfe der Schwanenhälse sind gewöhnlich eben; die Stirne schmal und beinahe platt; von den Augen an geht die Nase herausgewölbt bis an's Maul. Die Nasenlöcher sind weit und offen; der Mund fein; die Ohren klein und spitz voraussteheud; die Augen groß und rund; die Kinnbacken unten schmal, oben etwas breiter; der ganze Körper wohl proportionirt, und das ganze Pferd das schönste. Diese Art ist munter, gelehrig, und stolz. Den geringsten Schmerz fühlen sie sehr empfindlich, und geben es bisweilen selbst mit der Stimme durch ein Winseln zu verstehen. Das Lob macht sie freudig zum Wiehern; und wenn ihnen zu gefallen Jemand auf der Straße stehen bleibt und sie bewundert, fangen sie wohl an zu tanzen und zu paradiren... Ich wollte wetten dürfen: ein Mensch schwanigen Halses, und vornehmlich (was weit sicherer und bestimmbarer ist) mit einem flach vorgebogenen Profil, und blondem Haar, wird auf dieselbe Weise empfindlich und stolz seyn.

Der Hirschhals hat im Bau seines Körpers sehr viel Aehnliches mit dem Hirsche selbst. Der Hals ist schmal, lang, und in der Mitte kaum gebogen. Er trägt den Kopf aufwärts. Sie werden zum Laufen und Jagen gebraucht, wozu sie der Bau ihres Körpers vorzüglich geschickt macht.

Der Schweinhals... Der Hals ist oben und unten gleich breit; der Kopf hängt daran herunter. Sein Profil hat eine in der Mitte eingebogene Nase. Die Ohren sind lang, dick und herunterhängend; die Augen klein und häßlich; die Nasenlöcher klein; das Maul grob; der ganze Kopf plump mit langen rauhen Haaren bewachsen. Diese Pferde sind sehr ungelehrig, träg und boshaft. Wo sie den Reiter an eine Mauer, einen Stein, oder Baum andrücken können, da thun sie es. Wenn man sie zum Laufen anhält, bäumen sie sich in die Höhe, und suchen den Reiter abzuschütteln, oder sich umzuwerfen. Aller angewandten Mühe, Schläge und guter Worte ungeachtet, werden sie oft um kein Haar besser, sondern bleiben halsstarrig und unbiegsam... Ich überlasse es jedem, die Anwendung von dieser Bemerkung auf Menschengesichter zu machen.

Sechs Pferdeköpfe,

die nicht ruhig, nicht profil genug gezeichnet sind, um dem Beobachter ganz dienlich zu seyn, doch sieht man leicht, daß keiner ganz edel, keiner ganz unedel ist. 4 und 5 höchst mittelmäßig; 4 hat etwas Schweinisches. Der schlaueste ist 6, starrsinnig, falsch, wild; 7 und 8 edel und zaghaft; 9 der edelste.

Man durchgehe alle möglichen Pferdeköpfe und vergleiche, so wird man finden:

Daß alle munteren, stolzen, capriciösen, muthigen Pferde vorgebogene oder herausgebogene Profile oder Nasenbeine haben; die meisten verdrießlichen oder trägen, einwärtsgebogene oder flache. Man wird in den Augen, in dem Munde, besonders in den Nasenlöchern, auch in den Kinnbacken merkliche Verschiedenheiten finden, von denen ich jetzt weiter nichts sagen will. Genug, wenn es dem Leser mit jeder Beobachtung, die er selber an der Natur machen wird, anschaulicher wird, daß ungleiche Eigenschaften bei derselben Thierclasse sehr verschiedene Ausdrücke haben, und daß die in der Bildung des Pferdes so wahrhafte Schöpfungskraft auch das schönste und vollkommenste aller Geschöpfe des Erdballs mit wenigstens eben so vieler Weisheit und Wahrheit gemacht haben müsse.

Und nun noch einige Bemerkungen über Pferde, von einem Freunde:

„Unter ihnen ist der Schimmel das weichlichste (so wie im Vorbeigehen zu sagen, die Leute mit weißgelben Haaren ebenfalls, wo nicht weichlich, doch bekanntermaßen von sehr zarter Bildung und Complexion sind); der rothe und schwarze Schimmel, der Rappe und der Braune dauerhaft, der Schweißfuchs und der Mohrenkopf die dauerhaftesten und dann am kränklichsten."

„Alle Füchse, von guter und schlechter Bildung, sind falsch."

„Die falschen Pferde legen die Ohren hinterwärts."

„Die scheuen und stutzigen legen wechselsweise bald das eine, bald das andere Ohr nieder, und recken das andere in die Höhe."

Und nun noch eine Stelle aus einer andern Schrift hierüber:

„Wenn ein Pferd breite, lange, weit von einander abstehende, herunterhängende Ohren hat, so wissen wir Alle gewiß, daß es faul und träge ist. Geht ein Ohr immer hin, das andere her, so ist es scheu und tückisch, da hingegen feine, spitze, nach vorne zu gerichtete Ohren ein gutes Pferd von gutem Humor anzeigen."

„Man wird nie finden, daß ein Pferd mit einem am Nacken dicken Schweinhalse ein gutes, gelehriges Schulpferd werden könne; oder daß es von starker Natur sey, wenn die Schweifrübe sich so leicht auf und nieder ziehen läßt, wie ein Hundeschwanz. Und man kann gewiß seyn, daß ein Pferd, welches große muntere Augen, feine und glänzende Haare hat, wenn sonst nichts dabei zu erinnern ist, von guter Complexion und Verstand sey."

„Das ist nun von Ochsen und Schafen, vielleicht von allen Thieren, eben so wahr, als von Pferden

Ei

Ein weißer Ochse taugt lange nicht so gut zum Zug- und Arbeitsochsen, als ein schwarzer oder rothbrauner; er ist schwächlicher und kränklicher als diese. Ein Schaf, das kurze Beine, einen starken Hals, breiten Rücken und muntere Augen hat, ist ein gutes Zuchtschaf, und bleibt gut bei der Heerde. Nun aber, denke ich, wenn man bei den Thieren aus dem Aeußerlichen das Innere abnehmen kann, so sollte es bei dem Menschen auch wohl möglich seyn können.“

XXXIII. Vögel.

Auch an den Vögeln läßt sich die wahrheitsliebende Natur nicht unbezeugt. Auch diese Geschöpfe haben sowohl in Vergleichung mit anderen Thieren als in Vergleichung unter sich selbst ihren entscheidenden Charakter.

Durchaus sind die geflügelten Thiere leichter gebaut als die vierfüßigen; durchaus sind die Hälse beweglicher, die Köpfe kleiner, der Mund spitzer, die Bekleidung des Leibes reicher und lustiger.

Um die bekannteste Sache wenigstens anschaubarer zu machen, seyen hier einige wenige Beispiele angeführt.

Es ist offenbar, daß die gegenüberstehenden Vögelköpfe physiognomisch und charakteristisch verschieden sind.

Diese Verschiedenheit des Charakters, oder der Grad ihrer tragenden und wirkenden Kraft, zeichnet sich durch folgende physiognomische Verschiedenheit aus:

a) Durch ihre Schedelform. Je platter, desto schwächer, weicher, zärtlicher, empfindlicher ist der Charakter des Thieres. Diese Plattheit faßt weniger und widersteht weniger.

b) Durch die Länge, Breite und Beugung oder Schweifung ihres Schnabels, wo Gebogenheit abermal mehr Gelehrigkeit oder Fähigkeit anzeigt.

c) Durch die Augen, die mit der Gebogenheit des Schnabels in einem genauen Verhältnisse zu stehen scheinen.

d) Vornehmlich durch die Mittellinie, ich kann nicht sagen des Mundes, aber des Analogons des Mundes, des Schnabels, deren Schweifung mit dem äußeren Umrisse, dem Profile des Kopfes, abermals in einem auffallenden Verhältnisse steht.

e) Und dann besonders in dem Winkel, den diese Linie mit dem Auge formirt; wie äußerst stumpf ist dieser Winkel in 1, 2, 4, wie rechtwinkelig, wo nicht spitzig, ist er in 6 im Adler! Auch hierin ist also der König der Vögel dem Könige des Erdbodens bei der sonst unendlichen Verschiedenheit ähnlicher, als alle seines Geschlechtes; und der Schwächste seines Reiches kommt in diesem, so wie auch in anderen Puncten, dem Fischgeschlechte am nächsten.

Wer kann ihn anschauen, diesen festgebauten Schweber, diesen kraftvollen Beherrscher so vieler Wesen, ohne das Siegel, den natürlichen Stern seiner Königswürde in seinem funkelnden, runden Auge, dem Baue seines Kopfes, seinen mächtigen Flügeln, seinen gleichsam ehernen Klauen? wer ohne in seiner ganzen Gestalt seine siegreiche Stärke, seinen verachtenden Stolz, seinen furchtbaren Grimm, seine überwindende Raubsucht zu erkennen! Betrachte aller lebenden Wesen Augen von den seinigen herab, bis zu denen des Maulwurfes: wo findest du diesen, dem Strahle der Sonne gleichsam Trotz bietenden Blitzblick? wo dieses Verhältniß der Augen zum Lichte? wo? O wie wahr, wie laut spricht die Natur zu dem, der sie hören und verstehen will! Aber nicht nur sein Glutauge spricht für die Majestät seines königlichen Charakters, auch der obere Umriß des Analogons des Augenknochens, auch die übergewälzte Stirnhaut zeigt seinen Zorn und seinen Muth. Und was in seinem ganzen Wesen nicht?

Welche Leiter von ihm herab bis zum englischen Hahne 7, dem hochtrabenden, stolzen, mit dem Blicke unkräftiger Eifersucht, und von diesem zum unkühnen, lüsternen Sperlinge 8.

Wie viel Charakteristisches wäre noch von dem Vogelgeschlechte zu sagen; aber wir können nicht alle vorführen und darstellen, denn man erinnere sich, daß wir nur Fragmente schreiben.

Doch auch noch ein paar Worte.

Im Geyer z. B. wer sieht nicht, in Vergleichung mit dem Adler, in seinem längeren Halse und Schnabel, in seinem gedehntern Wesen weniger Urkraft und Adel?

Im Kopfe der Nachteule nicht den unedleren, knickerischen Raubvogel?

Im Straußcasuar, wie unbeschreiblich viel Physiognomie? welche Rohheit! böse Weiberwuth ohne Geschmack und Empfindung?

Sanfte, demüthige Scheu nicht in der Taube?

Wer nicht mehr Adel im Schwane als in der Gans? weniger Kraft als im Adler? weniger Zartheit als in der Taube? mehr Biegsamkeit als im Strauße? In der wilden Ente nicht wilderes Wesen als im Schwane, ohne Radicalkraft des Adlers?

XXXIV. Fische, Schlangen.

Wie die Kraft der Erkenntniß, so der Ausdruck. Wie entfernt diese Profile von dem menschlichen! Wie entfernt von der Perpendicularität der Menschheit, und wie wenig Angesicht in Vergleichung mit dem Löwen zum Beispiele! Wie auffallend Mangel an Geist, Ueberlegung, List.

Wie gar wenig oder nichts Analoges von Stirn! Unmöglichkeit die Augen zu entdecken, auch halb oder ganz zu schließen. Das Auge selber bloß rund und vorstehend, nichts von der länglichen Form des füchsischen oder elephantischen Auges.

Das Ungeheuer 1, wie von allem, was Anmuth, Liebe, Gefälligkeit heißt, unendlich entfernt! Das bogige Maul mit den spitzen Zähnen, wie sinnlos, indocil, ohne Leidenschaft, unempfindlich, zernagend ohne Gier und Freude! Wie unaussprechlich dumm das Maul 2, besonders auch durch sein Verhältniß zum Auge!

Wenn Ihr mir etwas in der unermeßlichen Natur zeigen könnt, das keine Physiognomie hat, dessen Physiognomie seinem Charakter nicht entspricht, so soll der Mensch auch keine haben.

Was hat weniger und mehr Physiognomie als die Schlange. Ließen sich nicht aus den Schlangenköpfen, die wir hier vor uns haben, entscheidende Züge der Arglist und Falschheit herausheben?

Freilich, nicht ein Zug von Verstand, von überlegender Planmacherei; nicht Gedächtniß, nicht Vielfassung, sondern die allerbeschränkteste List und Falschheit; wie kündiget sie sich an in der Miene voll Verworfenheit!

Selber ihre Farbenspielung und die unerforschliche Reihung und Windung ihrer Flecken. Sie scheint sich

als täuschende Zauberei vor sich selber warnend anzukündigen.

Unter diesen vier Schlangenköpfen ist nicht einer, den man liebgewinnen, der Vertrauen erwerben könnte, und man idealisire sich diese Gesichter zu Menschengesichtern, wie werden wir zurückbeben!

Freilich, die listigsten Menschen haben größten Theils tiefliegende Augen. Die meisten dieser Schlangen vorausstehende. Das kündiget Bosheit und Falschheit der List an. Nur 3 hat den Blick der List.

Das Maul ist so gerade und einfachbogig tief hinter das Auge lippenlos fortgeschnitten. Ich mache keine Anwendung davon. Sie macht sich selber.

Alle wahrhaft kräftigen Menschen sind gerade redliche Menschen. List ist Ersatz der Kraft (wir reden nicht von der Kraft ihrer festen Umschemgung). Kraft ohne List, gerade vor sich hinzuwirken, mangelt allen. Sie sind gebildet „in die Fersen zu stechen und zertreten zu werden."

Das Urtheil Gottes ist ihnen auf die platte, kraftlose Stirne geschrieben, ist in ihrem Mund und Auge zu lesen.

XXXV. Insecten, Affen.

Wie unaussprechlich mannigfaltig bildet der ewige Schöpfer die Buchstaben aller seiner Lebenskräfte!

Wie prägt es jedem seinen eigenthümlichen, verstehbaren Charakter auf! Wie besonders auffallend ist dieses in der niedrigsten Classe der thierreichen Welt! Die Welt der Insecten ist eine eigene Welt, freilich von der Menschenwelt am weitesten entfernt, und dennoch für die menschliche Physiognomik, obgleich lange noch nicht, brauchbar. Physiognomik aller Insecten: welch neues Fundament wenigstens der Gewißheit der Menschenphysiognomie!

Wie, ist in allen ihren Formen der Grad ihrer Zerstörungskraft, ihrer Empfindlichkeit und Unempfindlichkeit, ihrer Leidsamkeit und ihrer Widerstehungskraft sichtbar! Alle zähen, hartgeflügelten Insekten, sind sie nicht physiognomisch und charakteristisch stärker, fassender, festhaltender, als die leichtgeflügelten Schmetterlinge und schmetterlingsartigen! Das zarteste Fleisch, ist es nicht zugleich das schwächste, leidsamste, zerstörbarste! Die hirnlosesten Insecten: sind sie nicht die entferntesten Geschöpfe von dem hirnreichsten, dem Menschen!

Ist es nicht jeder Gattung leicht anzusehen, ob sie kriegerisch, wehrhaft, duldend, schwach, genießend, zerstörend, leicht zermalmbar oder zermalmend ist! Wie auffallend unterschieden auch im äußeren Charakter ist der Grad der Stärke, der Wehrkraft, der Stechkraft, der Freßkraft!

Die fliegende, große Libelle 1 zeiget ihre Leichtigkeit und Schnelligkeit in der Bauart ihrer Flügel, behend im Fluge kleine Mücken zu erhaschen. Wie träge hingegen die kriechende Raupe 2! Wie sorgsam sie ihre Füße aufsetzt, das Blatt zu besteigen; wie weich ihre zu keinem Widerstande gebaute Substanz; wie friedlich, harmlos und träge der Nachtvogel 3; wie beweglich und keck die fleißige Ameise 4; wie schwerfällig hingegen der geharnischte Maienkäfer 5.

Man weiß, daß der Affe unter allen Thieren der menschlichen Gestalt am nächsten zu kommen scheint; ich sage mit Bedacht: „zu kommen scheint;" denn ich glaube, im Knochenbau des Elephanten, ja sogar im Knochenbau des Kopfes gewisser Pferde (Nasenbein) ist, bei aller anscheinenden Unähnlichkeit, viel mehr Menschlichkeit, als bei den meisten Affen.

Ungeheuer ist der Abstand der Menschheit von der Natur der Affen.

Noch einmal: Freue dich, Mensch, deiner Menschheit! Unerreichbarer, freue dich deiner Unerreichbarkeit! Suche keine Größe in angenommener thierischer Kleinheit! keine Demuth in Erniedrigung deiner Natur!

Der Schedel gewisser Affen, wie wir bald auf einem besonderen Blatte sehen werden, ist dem Menschenschedel am ähnlichsten, so wie ihre sinnliche Vorstellungsart der menschlichen.

Der Menschenähnlichste des Affengeschlechts ist bekanntermaßen der Orang-Utang und der Pithecke; die andern Arten der Affen weichen von der Gestalt des menschlichen Körpers schon mehr ab.

Der Orang-Utang ahmt alle Menschenhandlungen nach, und verrichtet keine einzige Menschenhandlung.

Diejenigen, welche den Menschen gern zum Thiere erniedrigen, carrikiren den Menschen zum Orang-Utang hinab, und idealisiren den Orang-Utang zum Menschen hinauf.

Aber genaue Beobachtung und Vergleichung Beider, auch nur der Schedel, obgleich diese mit den menschlichen viele Aehnlichkeit haben, wird die große Verschiedenheit von Beiden darthun, und die ewige Unerreichbarkeit der menschlichen Natur von der Affennatur mehr als bloß wahrscheinlich machen.

Man sagt von dem Menschen im bloßen Stande der Natur... doch wo ist der? Da wo die natürliche Religion ohne Offenbarung! und, daß er nirgends ist, beweist dieß nicht die Allgemeinheit der Menschenwürde? So gut, wie das Nichtdaseyn der natürlichen Religion das Bedürfniß göttlicher Belehrungen sichtbar macht... Man sagt vom Menschen im bloßen Stande der Natur: „ihm sey der Kopf mit struppichten Haaren oder mit krauser Wolle, mit langen Haaren das Gesicht, seine Stirne ebenfalls mit überworfenen Haaren von obenher bedeckt und werde kurz, alles majestätischen Ansehens beraubt; die Augen werden bedeckt, sie werden tiefer liegend und mehr rund, wie bei den Thieren, erscheinen; die Lippen seyen dick und weit hervorstehend; die Nase platt; sein Blick dumm oder auch wild; die Ohren, die Glieder, der Leib rauh; die harte Haut einem schwarzen oder doch braunen Leder gleich; die Nägel seyen lang, dick und krumm; unter den Füßen hornharte Haut u. dgl. Also wie schwer anzugeben der Unterschied zwischen Beiden!"

So schwer nicht!.. ich selbst kann nicht vergleichen. Aber wer vergleichen kann, vergleiche zuletzt nur Schedel mit Schedel.

Wo ist am Affen die Stirne des Menschen, wenn das Haar zurückgekämmt ist? Am Affen kann es nicht zurückgekämmt werden.

Wo die Höhe und Breite, wo die Wölbung der Menschenstirne, als beim Menschen?

Wo die besonders gezeichnete Augenbraue, in deren Bewegung Le Brün den Ausdruck aller Leidenschaften findet, und in denen allein noch so viel mehr zu finden ist, als Le Brün darin fand?

Wo die frei in die Luft hervorstehende Nase? wo ein ähnlicher Uebergang zum Munde?

Wo Menschenlippe, an Zeichnung, Beweglichkeit, Farbe?

Wo Wangen? wo hervorgehendes Kinn? wo Menschenhals? wo Menschheit?

Das neugeborne Kind der wildesten Nation ist Mensch, hat alle Spuren der Menschheit. Man vergleiche es mit einem frischgeworfenen Orang-Utang: man wird gewiß eher in dem erstern Möglichkeit zum Engel, als in dem zweiten Möglichkeit zum Menschen finden.

Der menschlichste unter den gegenüberstehenden ist 4, eben ein Orang-Utang oder Jocko, der kleine Waldmensch. Und dieser ähnlichste, wie unähnlich!

Das Thierische und Untermenschliche ist vornehmlich zu suchen:

a) In der Kürze der Stirne, die bei Weitem nicht die schöne Proportion der menschlichen Stirne zum Gesichte hat, und genau betrachtet, eigentlich gar keine Stirne ist. Liegende Stirn ist, genau zu reden, ein Widerspruch; wie wenn man sagte: Horizontale Façade.

b) In dem Mangel, oder der Unsichtbarkeit des Weißen am Augapfel.

c) In der Nähe der Augen, wenigstens der Augenhöhlen im Schedel.

d) In der oben schmalen, unten breitgedrückten, nicht hervorspringenden Nase, die, genau betrachtet, und mit dem Analogon der Nase bei andern Thieren verglichen, so thierisch und unmenschlich ist, als sie seyn kann.

e) In der widrigen Höhe der Ohren, die am Menschenkopfe beinahe immer mit Augenbraue und Nase parallel laufen.

f) In dem Uebergange von der Nase zum Munde, der beinahe so lang ist, als das Kinn, oder das Analogon des Kinnes, da er beim Menschen gemeiniglich nur die Hälfte der Kinnlänge hat; vornehmlich aber auch darin, daß eigentlich dieser disproportionirte Zwischenraum nur scheinbar, im Grunde nichts ist, indem eine höchst viehische Spalte gleichsam die ununterbrochene Fortsetzung der Nase, oder des Analogons der Nase ist, und diese Fortsetzung an das Maul anstößt. Ein Zug, der für das physiognomische Auge von äußerster Bedeutung ist, und das Niedrigste von allem Niedrigen anzeigt, wie es sich besonders in 1 und 3 im Profile und Halbprofile, und in 2 augenscheinlich zeigt.

g) In der einfachen, bogenförmigen Gestalt der Lippen.

h) In der Form des Kopfes, der, in drei gerade Linien gefaßt, sich einem Dreiecke nähert.

Des Haares, des Halses nicht zu gedenken.

Man sagt von diesem Thiere: es sey in seinen Geberden traurig; sein Gang sey gravitätisch, seine Bewegungen, wie abgemessen; sein Naturell ziemlich sanftmüthig, und von jener anderer Affen sehr verschieden; er sey nicht so ungeduldig, wie der Maggot, nicht so bösartig, wie der Pavian 1, noch so ausschweifend, wie die langgeschwänzten Affen.

Eine menschlichere Lippe hat unter allen Affenarten keine; und wie unmenschlich ist diese! Eigentlich fehlen ihm die Lippen vollkommen.

Die Mäuler der meisten Affen haben folgenden Charakter: unter allen diesen Charakteren hat nur 6 und 11 etwas Menschliches. Alle übrigen sind vollkommen thierisch, besonders 7 und 8. Ich sage etwas Menschliches, und habe schon zu viel gesagt. Genau betrachtet, genau verglichen, und die Mittellinie jedes Affenmauls nach ihrer innern Natur qualificirt, sind sie wesentlich verschieden und heterogen von jeder menschlichen Mittellinie des Mundes.

Noch eine Anmerkung von Wichtigkeit:

Menschen, von denen man sagt, daß sie in das Affengeschlecht sehen, obwohl immer weniger Aehnlichkeit würde gefunden werden (besonders in der Stirne; indem gerade die Menschen, denen man diese Aehnlichkeit zuschreibt, größten Theils die offensten, freiensten Stirnen haben, größten Theils in diesem Haupttheile von den Affen am meisten verschieden sind), je genauer man sie beobachtete und vergliche; diese Menschen sind gemeiniglich sehr brauchbar, thätig, geschickt mancherlei Dinge anzuordnen und einzurichten, listig, und beinahe von der unentbehrlichsten Art.

Die eigentlichste Form des gemeinsten Affenschedels sieht man in 12—17.

Es ist wahr, kein Thierschedel, nicht Einer, hat so viel Menschliches, wie dieser.

Aber die wesentlichen Verschiedenheiten sind dennoch auffallend; und sie sind, meines Erachtens, für die Physiognomik wichtig.

Eine der ersten auffallendsten Verschiedenheiten ist der wenige Zwischenraum zwischen beiden Augenhöhlen.

Eine zweite, die in der Zeichnung noch zu viel schmeichelnd und nicht liegend genug dargelegte Fläche der liegenden Stirne, wie sie besonders im Profile sichtbar wird.

Eine dritte, die Form des Nasenlochs. Am Menschenschedel ist sie wie ein umgekehrtes Herz; am Affenschedel ist die Spitze des Herzens unten, der breitere Theil oben.

Auch ist viertens der Uebergang von der Stirne zur Nase dadurch verschieden, daß die Wurzel der Nase beim Menschenschedel viel höher steht, als bei der Nase des Affen.

Fünftens ist der Menschenkiefer nach Proportion viel breiter, zahnreicher, als der des Affen, der einer Seits sehr zugespitzt, anderer Seits, im Profile anzusehen, sehr spitzig vorgebogen ist.

Sechstens, des Menschen Kinn steht mehr vorwärts. Das Kinn des Affen geht so tief zurück, daß man kaum etwas davon sehen kann, wenn man einen Menschenschedel und einen Affenschedel, beide liegend auf der untern Kinnlade, neben einander, an Einem Tische sitzend, betrachtet.

Man könnte, glaube ich, fast als physiognomischen Lehrsatz annehmen: Je mehr Kinn, desto mehr Mensch, wofern es nicht der Nase gleich weit läuft. Versteht sich auch, nicht Fleischkinn, sondern Knochenkinn. Daher beinahe kein Thier, von vorne her betrachtet, Kinn hat. Daher zurückgehendes Kinn und zurückgehende Stirne größten Theils verhältnißmäßig sind.

Noch ein siebenter, besonders im Profile sichtbarer, Unterschied ist in der Form und Größe des Hinterhaupts. Wie viel länglichter und niederer als das des Menschen! Der Winkel, der aus dem Untertheile des Unterkiefers und der Basis des Hinterhaupts entsteht, ist beinahe ein rechter; wie viel anders bei dem Menschen, wo die untere Kinnlade mit dem Kopfe beinahe horizontal liegt! der Kopf fehlt ganz am Affenschedel.

„Il est donc animal; et malgré sa ressemblance à l'homme, bien loin d'être le second dans notre espèce. Il n'est pas même le premier dans l'ordre des animaux, puisqu'il n'est pas le plus intelligent.“ Und warum nicht? weil er so wenig Stirn

hat, weil er in Hauptstücken dem Menschen wesentlich unähnlich ist.

Noch ein Wort über Thiere.

Wer die Wahrheit der Physiognomik und die tiefe Weisheit der Natur in der Bildung der Thiergestalten erkennen und anschauend lernen will, daß sie nach erkennbaren Gesetzen handelt, der vergleiche die Profile aller animalischen Wesen, und bemerke:

a) Das Verhältniß des Mundes oder Maules zum ganzen Kopfe.

b) Dieses Verhältniß zum Auge des Thieres.

c) Dieses Verhältniß nach der Länge der Mittellinie des Maules oder Mundes.

d) Nach der Form und Schweifung oder Courbüre dieses Mundes.

e) Den Winkel, den diese Linie, überhaupt betrachtet, mit dem Auge formirt.

Bei den Menschen z. B. steht das Auge, im Profile betrachtet, etwa sechsmal so hoch über dem Munde, als die Profillinie des Mundes breit ist.

Bei den weisesten und besten Menschen ist dieser Winkel dem rechten sehr nahe. Wo er vom rechten am entferntesten und so stumpf ist, daß er einer geraden Linie beinahe gleich scheint, da ist die Thierheit offenbar am größten. So auch, wo zwischen der Länge der Profillinie des Mundes und einer Linie, die man sich vom Ende des Mundes bis zum Auge denken mag — die größte Verschiedenheit ist von der menschlichen Proportion, die ist, wie 1 zu 6.

Nun genug von Thieren und Thierschedeln. Wir wagen nun bald den wichtigen Schritt zur Menschheit.

XXXVI. Ueber Schedel.

Der künstliche oder wissenschaftliche Physiognomist sollte seinen ganzen Beobachtungsgeist auf diese Verunstaltung, besonders in der Form des Kopfes richten. Er sollte die erste Gestalt der Kinder und die mannigfaltige verhältnißmäßige Abweichung derselben genau bemerken, vergleichen und bestimmen lernen. Er sollte es dahin bringen, beim Anblick des Kopfbaues eines halbjährigen, jährigen, zweijährigen Kindes sagen zu können: „So wird sich in dem und dem Falle dieses Knochensystem formen und zeichnen;“ sollte beim Anblicke des Schedels eines lebendigen Menschen von zehn, zwölf, vier und zwanzig Jahren sagen können: „Vor acht, vor zehn, zwanzig Jahren hatte dieser Schedel eine solche Form; in acht, in zehn, zwanzig Jahren wird er, die gewaltsamsten Zufälle ausgenommen, eine solche Form haben.“ Er sollte sich in dem Knaben den Jüngling, in dem Jüngling den Mann, und umgekehrt, in dem Manne den Jüngling, im Jüngling den Knaben, im Knaben den Säugling, und zuletzt den Embryo in seiner individuellen Form denken können.

Sollte . . und wird's! Und dann erst stehest du auf deinen eigenen Füßen, Physiognomik! Dann erst stehest du, tief in die Natur hinabgewurzelt, wie ein Baum, auf dem die Vögel des Himmels nisten, und unter dessen Schatten weise und gute Menschen ruhen oder anbeten. Jetzt bist du noch ein kleines Senfkorn, auf die Hand gelegt, beobachtet, oder weggeworfen.

Laßt uns, Ihr Verehrer der Weisheit, die alle Dinge formt und zusammenordnet, noch etwas bei den Menschenschedeln verweilen!

In den bloßen Schedeln der Menschen ist gerade eine solche Verschiedenheit, wie in der ganzen äußern Gestalt des lebendigen Menschen.

Wenn diese unendliche Verschiedenheit der ganzen äußerlichen Menschengestalt ein unumstößlicher Grundpfeiler der Physiognomik ist: so ist es, däucht es mich, diese eben so unendliche Verschiedenheit der Schedel, an sich betrachtet, nicht minder. Die Folge wird es zum Theil zeigen; zeigen, daß man dabei vornehmlich anfangen muß, wenn die Physiognomik mehr als Spielwerk, wenn sie brauchbare, gemeinnützige Menschenwissenschaft werden soll; zeigen, daß aus dem bloßen Bau, der Form, dem Umriß und der Beschaffenheit der Knochen, — freilich nicht gar Alles, aber — sehr viel und vielleicht mehr, als aus allen andern gesehen werden kann.

Die Tafeln 18 und 19 zeigen uns zuerst Schedel von verschiedenen Nationen.

1. ist ein Deutscher, und hat überhaupt das europäische Gepräge, und ist von allen übrigen 2., 3. und 4. merklich verschieden. Die dickere Hälfte macht das Hintertheil, die dünnere das Vordertheil aus. Die Stirn ist schöner gewölbt, weder zu steil, noch zu rund. Das Individuum, das wir vor uns haben, ist weder ein Dummkopf, noch ein Genie, von kaltem, bedächtlichen, geschäftigen Charakter.

2. ist ein ostindischer Schedel, der sich von den Köpfen der Europäer erstlich durch die spitzigere Wölbung des Hirnschedels, durch das kurze Hinterhaupt und endlich durch die ungemein starken Knochen der Kinnlade sowohl, als des ganzen Angesichtes unterscheidet. Es ist einleuchtend, daß dieser Schedel mehr zu rohem, sinnlichen und weniger feinen und geistigen Genuß gebaut ist, als der vorige.

3. ein Afrikaner; unterscheidet sich von den beiden ersten Köpfen durch sein enges Hinterhaupt und die breite Basis desselben, die aus einem sehr starken Knochen bestehet, durch die kurzen Nasenbeine und weit hervorragenden Zahnhöhlen, welche die kurzen, dickplätschigen Nasen und aufgeworfenen Mäuler dieses Volkes verursachen. Mir ist besonders die Disproportion der Stirn zum übrigen Theile des Profils auffallend. Sonst ist die Wölbung der Stirn, an sich betrachtet, bei weitem nicht so dumm, als der übrige Theil augenscheinlich sehen läßt.

4. von einem nomadischen Tataren oder Kalmucken. Die Stirn ist in Ansehung der Niedrigkeit, nicht aber in Ansehung der Lage, äffisch. Die Augenhöhlen sind tief, das Nasenbein überaus kurz und flach, so daß sie fast gar nicht über die daneben befindlichen Knochen hervorragen; desto weiter stehet ihr spitziges Kinn hervor, welches aber aus einem ziemlich schwachen Beine bestehet, und in dem Profil des ganzen Angesichtes einen unangenehmen, einwärts gebogenen Umriß verursacht, da hingegen die Profile der drei übrigen Angesichter vielmehr auswärts gebogene Krümmungen vorstellen. Die niedrige Stirn und die tiefliegenden Affenaugen sind, wie man sagt, Merkmale der Poltronerie und der Raubbegierde. Nehmt es, Leser, als sichere, durch tausend Erfahrungen geprüfte Wahrheit an, daß alle Hauptconcavitäten der Profile, das heißt Concavitäten der Form, Schwäche der Geisteskraft anzeigen, die sich, wie jede natürliche Schwäche, durch künstliche Stärke Ersatz und Bedeckung sucht.

Die Tafel enthält noch fünf Schedel nach Vesalius gezeichnet.

Ich suchte in den anatomischen Schriften nach, fragte die belesendsten Mediciner, fragte Geßnern und Hallern: ob kein Anatomiker die Verschiedenheiten der Schedel nach den Verschiedenheiten des Geistescharakters untersucht, oder die Verhältnisse ihrer Umrisse zu bestimmen gesucht hätte? und Alles, was ich fand, und Alles, was man mir sagen konnte, war eine Stelle in Vesalius, und eine Zeichnung von fünf verschiedenen Schedeln, die ich durchzeichnen ließ, und die billig hier einen Platz verdienen.

7. ist nach ihm die einzige natürliche Schedelform, die eine oblonge Sphäre vorstellt, auf beiden Seiten zugedrückt, und vorn und hinten vorstehend.

Ich möchte nicht sagen die einzige natürliche, zumal sich noch mehrere von den wohlgebildetsten Menschen zeichnen ließen, deren Umrisse schöner und verhältnißmäßiger und viel verständiger sind, als der gegenwärtige. Wenn z. B. die Stirne oben ein wenig mehr zurücksänke, eben der Schedel um etwas erhöhter und gewölbter wäre, hinten ebenfalls . . . so wäre er schon viel vollkommner, obgleich er auch so, wie er jetzt ist, einen sehr verständigen denkenden Charakter hat.

Vesalius unterscheidet verschiedene mangelhafte Schedelformen.

Von dem Schedel 8. sagt Vesalius: „Die erste unnatürliche Schedelform, wo die vordere Herauswölbung mangelt."

Der stumpfrunde Umriß des Stirnbeins macht in der That diesen Kopf zum Stumpfkopfe.

6. „Zweite natürliche Schedelform, wo die vordere Herausragung verdorben ist." Unnatürlicher ist das Hinterhaupt. Wenn das Stirnbein gegen die Nasenwurzel nur etwas angezogener, schärfer und weniger rund wäre, so wäre er nicht so unnatürlich.

5. „Die dritte nicht natürliche Hauptform, wo die vordere und hintere Vorragung fehlt." Diese ist nun sicherlich eines förmlichen, gebornen Dummkopfs, wie es auch die Zähne beweisen, besonders das Verhältniß der obern Zähne zum Kinn.

8. „Die vierte unnatürliche Gesichtsform, wo die beiden Hervorragungen auf die Seiten hinausreichen, aber vorwärts und hinterwärts gehen." Wäre diese Stirn im Profile ganz perpendiculär, und senkte sich unten nicht ein, so wäre sie nicht dumm. Was aber dieß Profil dumm macht, ist der Winkel, den Stirn und Nasenbein formirt.

Es gibt aber noch sehr viele unnatürliche Formen, z. B. die im Profile runden oder perpendiculären Schedel, die vorn eingedrückten, die oben zu sehr vertiesten oder erhöhten 9.

Ich empfehle das Gesicht des Vesalius 10. besonders dem Studium des Physiognomisten. Diese feste, wackere Bestimmtheit, diese treffenden Augen, diese, an sich allein betrachtet, für reifen männlichen Verstand oder vielmehr für gesunden Sinn schlechterdings entscheidende Nase: wie selten werdet Ihr sie finden? Beim Anblick seines Gesichtes fühlte ich auf's Neue: Es ist eine Wollust, einen großen Mann und eines großen Mannes Bild zu sehen! Kann es eine menschlichere und göttlichere Freude geben, als ein edles Menschengesicht zu verstehen?

Beilagen.

Laßt uns noch einige Schedel vorführen, um das schon Gesagte zu erläutern, und die noch nicht genug erkannte Wahrheit noch mehr zu bestätigen, daß das Studium der Schedel das einzige sichere Fundament der Physiognomik sey.

Hier drei bloße Schattenrisse von Menschenschedeln. Man lache oder lache nicht, hier ist Factum! Man zeige Gegenfacta! Alles Andere ist des Weisen unwürdig, dem Wahrheitfreunde verächtlich, und für ruhige Vernunft unleidlich. Hier ist keine Miene, kein Zug, keine Bewegung, und wie redend sind diese drei Schedel bloß durch die Verschiedenheit ihres äußersten Umrisses!

Meine aus Erfahrung rein abstrahirte, hier ganz zuverlässige Sentenz darüber ist folgende:

11. ist der feinste und schwächste; offenbar weiblich, und muß von Natur Geschmack am Kleinlichen, Netten, Pünctlichen haben. Geiz und Aengstlichkeit sind seine Freunde oder Feinde, wie Ihr wollt; er hat Scharfsinn für Kleinigkeiten.

12. ist nicht so schwach, doch auch zart, aber weniger kleingeistig.

13. ist männlich, solche Sinus frontales haben die weiblichen Schedel äußerst selten, man könnte sagen: nie! Er ist der offenste, freieste, verständigste unter den dreien, ohne ein Genie von der ersten oder zweiten Größe zu seyn.

14. Diese Perpendicularität des Profils von 1. im Ganzen genommen, verglichen wenigstens mit 2., ist mir sicherer Ausdruck von Dürftigkeit an Witz und zarter Empfindung. Doch ist im Kinn und im Winkel, den die Nase mit der Stirn formirt, Ersatz für diese Dürftigkeit. Starrsinn ohne vorzügliche Kraft ist wohl jedem Beobachter aus dem Umriß von der Nasenwurzel an bis zum Scheitel einleuchtend.

15. Sehr verschieden von 1., Anlage zu einer langen, gebogenen Nase. Wie stark sind die Schleimhöhlen der zurückgehenden Stirn! welche Länge und Grobheit des Untertheils des Gesichtes! wie wenig Feines, Gedrängtes, Verschlossenes, Zusammenhaltendes! welch ein lassiges, wahrhaft gefühlloses Wesen! Schalkheit, Malice mit List und Dummheit.

Zur Erweiterung und näherer Bestimmung physiognomischer Kenntnisse bemerke man die menschlichen Schedel in allerlei Lagen, und besonders auch in der gegenüberstehenden.

Man bemerke die Form, Größe, das Verhältniß des Ganzen, die nähere oder weitere Approximation zum Oval, das Verhältniß der Höhe und Breite überhaupt. Der Schedel, den wir vor uns haben, gehört in dieser Lage zu den länglichten, und von vornher zu betrachten, zu den kurzen. Der Raum bis zur Kronnaht ist groß.

Man bemerke zweitens den vorderen Bogen, so weit er hervorsteht, der von so äußerster und leicht bestimmbarer Bedeutung ist.

In unserm Schedel ist dieser Bogen, wenigstens in der Zeichnung, sehr ungemein. Reiner gewölbt oder bestimmter gebogen: wie viel mehr würde er Charakter, das ist Kraft und Scharfsinn haben.

Man bemerke drittens die drei Suturen, ihre Beugung überhaupt, und ihre kleinere Figuration besonders. Ich weiß hierüber noch nichts Besonderes zu sagen, aber das weiß ich, daß die Natur, wie ein guter Schriftsteller, bis auf die geringsten Kleinigkeiten genau und wahr ist.

Man bemerke viertens die untere Hälfte des in dieser Lage sich formirenden Bogens, und besonders die

Höhle, Plattheit oder Wölbung unten bei dem Puncte, wo er aufliegt.

In dem Schedel 16. bemerke man a) den Bogen, den die Zahnreihe bildet, und schließe von der Zugespitztheit oder Plattheit auf Schwäche oder Kraft. b) Man bemerke zweitens die Schärfe oder Stumpfheit des Oberkiefers; c) die Form und Größe des Loches; d) die Stärke der Knochen (ossis occipitis capitula); e) die spitzförmigen Fortsätze; f) vornehmlich die Rauhigkeit im ganzen Hinterbein.

Wie verschieden sind die Stirnen von oben herunter angesehen, und welcher einleuchtenden Bedeutung kann diese Verschiedenheit seyn!

Entscheidender, däucht mir, kann die Natur nicht sprechen durch den bloßen Schedel, oder bloß durch einen Theil oder Schnitt vom Schedel, als hier geschieht.

Wer hier nicht wenigstens Winke zu neuen Entdeckungen merkt, der kann ein ganz guter, lieber, brauchbarer Mensch und Menschenfreund seyn; aber Physiognomist! Muß denn Alles Physiognomist seyn?

Der erste Umriß 18. ist von einem gemeinen, nicht eben dummen, aber äußerst mittelmäßigen Menschen.

Der zweite 19. von einem sehr verständigen.

Der dritte 20. nach einem Kopfstück in Gyps von Locke!

Je mehr wir die Beobachtungen des menschlichen Körpers vermannigfaltigen, von wie mehrern Seiten wir seine Umrisse und Gränzlinien betrachten, desto mehr Charakter des Geistes, der in ihm wohnt, desto mehr angebliche und bestimmbare Zeichen seiner Kraft und seiner Wirksamkeit werden wir finden.

Ich bin der Meinung: ein Mensch, von allen Seiten, auch nur im Schattenrisse betrachtet, vom Haupte bis zu den Füßen, von vorn, von hinten, im Profil, Halbprofil; Quartprofil, würde zu den neuesten wichtigsten Entdeckungen über die Allbedeutsamkeit des menschlichen Körpers Gelegenheit geben.

Der simpelste Weg, den ich gehen konnte, schien mir der: Köpfe zu zeichnen, deren Charakter mir ohne Rücksicht auf ihre Bildung und Physiognomie bekannt war, Köpfe von merklicher Verschiedenheit des Charakters.

Ich wählte also drei Kahlköpfe von sehr ungleichen Fähigkeiten, und wie merkwürdig war ihre Verschiedenheit!

Der erste 21. ist mehr von einem sehr fleißigen, als eigentlichen schnellthätigen Manne, von einem ruhigen, edeln, zärtlichen Charakter; fest, einfach, tiefdenkend; kaum verführbare Vernunft, unerschöpflich an Witz, der weniger auffallend, aber desto tiefer ist; von schwachem Gedächtniß.

Der zweite 22. ist von einem sehr dichterischen, genialischen Kopfe, dem aber ruhig prüfende Vernunft und vielleicht auch Verstand zur feinern Bestimmung und Entwicklung der Begriffe fehlt.

Der dritte 23. ist von einem förmlichen, completten Dummkopfe. Das Zusammengedrückte, Halslose, Eiförmige, Zugespitzte ist auffallend und merkwürdig.

Ich habe bemerkt, daß Kahlköpfe, die, von hinten anzusehen, obenher zirkelförmig gebogen sind, die besten; plattförmige sehr mittelmäßig, oft schwach, und zugespitzte — Thoren sind.

XXXVII. Anmerkungen zu einer Abhandlung über Physiognomik von Herrn Professor Lichtenberg.

Diese Abhandlung ist mit vielem Witze, vieler Zierlichkeit und mit einer sanft fortreißenden Beredsamkeit geschrieben, und sie rührt von einem sehr gelehrten, sehr scharfsinnigen und in mancher Absicht verdienstvollen Manne her, der sehr viel Menschenkenntniß zu besitzen scheint, und ein großes Maß schnellen Beobachtungsgeistes, so daß sie alle Aufmerksamkeit und Prüfung verdient. Sie ist so interessant, so weit eingreifend, so gelegenheitgebend zu den wichtigsten physiognomischen Beobachtungen, die wir uns sonst noch vorbehalten hatten, daß ich nichts würdiger zu beschließen weiß, als die Mittheilung der wichtigsten Stellen aus dieser Abhandlung mit einer unpartheiischen und scharfen Prüfung derselben.

Es sey ferne von mir, mit dem ungenannten vortrefflichen Verfasser mich messen zu wollen; ferne von mir, auf seine Laune, seinen blendenden Witz, am fernsten, auf seine Gelehrsamkeit und Einsicht Anspruch zu machen. Ich wünschte es, aber einfallen lassen darf ich mir es nicht, ihm mit derjenigen Zierlichkeit begegnen zu können, wie sein auspolirter Geist und sein eleganter Geschmack es zu erfordern scheinen. Ich fühle ganz das Lästige der Trockenheit, die mir eigen bleiben wird, auch da, wo ich weiß, daß die Wahrheit auf meiner Seite ist. Aber darauf dürfen Sie rechnen, würdiger Mann! daß ich nie unbillig seyn, daß ich auch da, wo ich von Ihnen abgehen muß, wo ich mich in Ihre Aeußerungen nicht zu finden weiß, die Achtung nie vergessen werde, die ich Ihren Talenten, Kenntnissen und Verdiensten schuldig bin.

Möchten wir uns nun Beide in Gedanken freundschaftlich neben einander setzen, Ihre Abhandlung vor uns nehmen und uns freimüthig, wie es Männern, und gelassen, wie es Weisen anständig ist, über Wahrheit und Natur, wie uns Beiden beide erscheinen, gegen einander erklären.

Ueber Physiognomik. „Gewiß (sagt unser Verfasser) hat die Zollfreiheit unserer Gedanken und der geheimsten Regungen unsers Herzens bei uns nie auf schwächern Füßen gestanden, als jetzt."

Mich dünkt, gerade beim Eintritte wird ein unrichtiger Gesichtspunct angenommen, der vielleicht Verfasser und Leser durch die ganze Abhandlung irre führen dürfte. Ich wenigstens weiß nichts von dem geringsten Eingriff in die Zollfreiheit der menschlichen Gedanken und der geheimsten Regungen des Herzens; und meine Bemühungen gehen bekanntermaßen offenbar weniger auf das, als auf die Kenntniß des Hauptcharakters, der Fähigkeiten, Talente, Fertigkeiten, Kräfte, Empfänglichkeit, Anlagen, Wirksamkeit, Genie, Religiosität, Empfindsamkeit, Reizbarkeit, Elasticität eines jeden Menschen überhaupt; nicht auf die geheimsten seiner actuellen Gedanken. Meinethalben also mag und kann (wie unser witziger Verfasser weiter sagt) die Seele über ihrem geheimsten Schatze noch jetzt so unzukömmlich sicher liegen, als vor Jahrtausenden. „Ruhig kann sie über alle anwachsenden babylonischen Werke aller stolzen Stürmer lächeln, überzeugt, daß lange vor ihrer Vollendung die Sprachen der Arbeiter sich verwirren, und Meister und Gesellen aus einander gehen werden."

Niemand mehr als ich würde über den Stolz eines Physiognomisten lachen, der sich anmaßen wollte, die jedesmaligen geheimsten Gedanken und Regungen der Seele in dem Gesichte zu lesen, ob es gleich Fälle geben kann, wo sie auch einem ungeübten Physiognomisten lesbar sind.

Uebrigens gehören, wie ich denke, die geheimsten Regungen des Herzens in die Pathognomik, für welche ich viel weniger arbeite, als für die Physiognomik, und die, wie der Verfasser mehr witzelnd als wahr sagt, „so unnöthig wäre zu schreiben, als eine Kunst zu lieben."

Sehr nöthig ist die Erinnerung des Verfassers: „Den Unterricht in der Physiognomik an den bekannten Orten mit Behutsamkeit und selbst mit Mißtrauen zu suchen."

„Ob die Physiognomik überhaupt, auch in ihrer größten Vollkommenheit, Menschenliebe befördern werde, ist wenigstens ungewiß." . . . Und ich sage schlechtweg: Gewiß. Und ich hoffe, in ein Paar Minuten wird es der redliche, menschenfreundliche Verfasser mit mir sagen.

Physiognomik in ihrer größten Vollkommenheit . . . das heißt: Menschenkenntniß in ihrer größten Vollkommenheit . . . und diese sollte die Menschenliebe nicht befördern? oder mit andern Worten, nicht unzählige Vollkommenheiten entdecken, die die halbe Physiognomik oder die Nichtphysiognomik nicht entdeckt?

O mein edler, tiefblickender Menschenfreund! in dem Augenblicke, da Sie dieses schrieben, hatten Sie vergessen, daß Sie so wahr, so schön sagten: „Auch die auffallendste Häßlichkeit vermag durch die Tugend sich Reize zu geben, die irgend Jemand unwiderstehlich sind." . . . Und wem unwiderstehlicher, wem lesbarer, als dem vollkommensten Physiognomisten? Und „unwiderstehliche Reize," denke ich, in sofern sie erkannt werden, befördern doch wohl eher Liebe, als Haß?

Ich darf mich frei und kühn auf meine eigene Erfahrung berufen. Je mehr sich meine physiognomischen Kenntnisse erweitern und vervollkommen, desto weiter und kräftiger kann mein Herz lieben.

Und wenn ich gleich durch eben diese Kenntniß bisweilen sehr gedrückt werde, so bleibt es dennoch wahr: Einmal . . . Gerade diese Bedrückungen, die gewisse Gesichter mir verursachen, machen mir natürlicher Weise alles Edle, Liebenswürdige, das so oft aus den menschlichen Gesichtern nur wie Gluth aus der Asche herverglimmt, um so viel theurer, heiliger, reizender. Ich trage mehr Sorge zu dem wenigen Guten, das ich bemerke, suche auf diesen Punct meine Wirksamkeit zu richten, hier Land zu gewinnen und zu bauen. Und wo ich Uebergewicht von Kraft und Güte wahrnehme, wie muß da meine Achtung und Liebe von selbst sich hinwurzeln und ausbreiten! . . . Und dann der genaue Anblick selbst derer, die mich drükken, und mich einige Augenblicke über die Menschheit ergrimmen lassen, macht mich gleich hernach toleranter gegen sie, weil ich das Gewicht und die Art der Sinnlichkeit, welche sie zu bekämpfen haben, anschauend erkenne.

Alle Wahrheit, alle Kenntniß dessen, was ist, was auf uns wirkt, auf was wir wirken, nützt, befördert Glückseligkeit, macht einzelne Menschen glücklicher. Wer das läugnet, kann nie, soll nie untersuchen. Je vollkommener die Kenntniß, desto größer der Nutzen.

Was nützt und Glückseligkeit befördert, befördert Menschenliebe. Glückliche Menschen ohne Menschenliebe, wo sind sie? Wo sind sie möglich?

Wenn Glückseligkeit und Menschenliebe durch irgend eine vollkommene Wissenschaft zerstört oder gemindert werden könnte, so würde die Wahrheit der Wahrheit und Gott Gott widersprechen.

Der Mensch, der im Ernste behauptet: „daß irgend eine vollkommene Wissenschaft der Menschengesellschaft schädlich sey, oder die Menschenliebe nicht befördere" (ohne welche sich für das Menschengeschlecht keine Glückseligkeit denken läßt), ist gewiß nicht der Mann, mit welchem unser Verfasser gern philosophiren möchte. Und gewiß wird er es mit mir als einen Grundsatz annehmen:

„Je näher der Wahrheit, desto näher der Glückseligkeit."

Je mehr unsere Erkenntniß der Erkenntniß Gottes und unser Urtheil dem seinigen ähnlich ist, desto ähnlicher unsere Menschenliebe der Menschenliebe Gottes.

Der, der weiß, was für ein Gemächt wir sind, und es nie vergißt, daß wir Staub sind, ist der toleranteste Menschenfreund.

Und wer war duldender, liebender, schonender, verzeihender, als du, der du nicht bedurftest, daß dir Jemand Zeugniß gebe von dem Menschen, weil du wußtest, was im Menschen war?

„Daß aber mächtige, beliebte und dabei thätige Stümper in der Physiognomik der Gesellschaft gefährlich werden können, ist gewiß."

Und gewiß, würdiger Mann, daß es mein ernster Vorsatz und mein gewissenhaftes Bestreben ist, solche „gefährliche Stümper" von ihr wegzuschrecken.

Und gewiß, daß durch nichts, als durch haarscharfen Beobachtungsgeist, diese so gefährliche Stümperei vertrieben werden kann.

Und gewiß, daß alle Wissenschaft in der Welt durch Stümperei, das ist durch Nichtbeobachtung, Witzelei u. s. w. gefährlich, ehrwürdig hingegen und ungefährlich wird durch Beobachtung, Genauigkeit, Bestimmtheit. Darin müssen wir, Ihren eigenen Grundsätzen zufolge, einig seyn: daß Niemand, als ein seichter Kopf, ein Stümper in der Philosophie, ein fanatischer Feind alles Wissens und Lernens, „alle Aufsuchung physiognomischer Grundregeln hemmen will." . . . Niemand, als ein solcher, „sich physiognomischen Bemühungen widersetzen könne" . . . Niemand, als ein Tropf, es unwürdig und unthunlich finde, „in diesen traurigen Tagen der Empfindsamkeit Beobachtungsgeist aufzuwecken, zur Selbsterkenntniß zu führen, und den Künsten vorzuarbeiten." Dieß Alles, so wie Sie, zugeben, und Bitterkeit äußern gegen Physiognomik und Physiognomen, heiß' ich „Unkraut säen unter den guten Samen."

Der Verfasser sondert, um allem Mißverstand auszuweichen, und neuem vorzubeugen, die Physignomik und Pathognomik. Die erstere „begreift die Fertigkeit, aus der Form und Beschaffenheit der äußern Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichtes, ausschließlich aller vorübergehenden Zeichen der Gemüthsbewegungen, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens zu finden, und unter der Pathogno-

mit begreift er die ganze Semiotik der Affecte, oder die Kenntniß der natürlichen Zeichen der Gemüthsbewegungen nach allen ihren Gradationen und Mischungen."

Ich billige diese Unterscheidung, und kann auch die Definition von Beiden unterschreiben.

Und nun fragt es sich: Gibt es eine Physiognomik? Gibt es eine Pathognomik? In Ansehung der Letztern sagt der Verfasser sehr richtig: „Dieß hat noch Niemand geläugnet. Was wäre alle Schauspielkunst ohne sie? Die Sprachen aller Zeiten und aller Völker sind voll von pathognomischen Bemerkungen, und zum Theil unzertrennlich mit ihnen verwebt."

Aber Physiognomik? Ich kann, wenn ich zehnmal lese, nicht klug werden, ob der Verfasser eine zugibt, oder nicht? Das eine Mal sagt der Verfasser ganz vortrefflich: „Niemand wird läugnen, daß in einer Welt, in welcher sich Alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Theil ein Spiegel des Ganzen ist. Wir sind oft im Stande, aus dem Nahen auf das Ferne zu schließen; aus dem Sichtbaren auf das Unsichtbare; aus dem Gegenwärtigen auf das Vergangene und Künftige. So enthält die Form jedes Landstriches, die Gestalt seiner Sandhügel und Felsen, mit natürlicher Schrift die Geschichte der Erde; ja jeder abgerundete Kiesel, den das Weltmeer auswirft, würde sie einer Seele erzählen, die so an ihn angekettet würde, wie die unsrige an unser Gehirn. Also wird ja wohl der innere Mensch auf dem äußern abgedruckt seyn? auf dem Gesichte, von dem wir hier hauptsächlich reden wollen, werden Zeichen und Spuren unserer Gedanken, Neigungen und Fähigkeiten anzutreffen seyn? Wie deutlich sind nicht die Zeichen, die Klima und Handthierung dem Körper eindrücken? Und was ist Klima und Handthierung gegen die immer wirkende Seele, die in jeder Fiber lebt und schafft? An dieser absoluten Lesbarkeit von Allem in Allem in Allem zweifelt Niemand."

Von allen Menschen, aber nicht von dem Verfasser dieser so trefflich wahren, so vortrefflich gesagten Stelle hätte ich zugleich folgende Aeußerung erwartet; „Allein," ruft der Physiognome, „was! Newton's Seele sollte in dem Kopf eines Negers sitzen können? eines Engels Seele in einem scheußlichen Körper?"

„Seichter Strom jugendlicher Declamation!"

Folgende Stelle: „Talente, und überhaupt die Gaben des Geistes, haben keine Zeichen in den festen Theilen des Kopfes."

Sich selbst und der Natur Widersprechenderes habe ich in meinem Leben noch nichts gesehen, als dieß.

„Wenn eine Erbse in die mittelländische See geschossen wird, so könnte ein schärferes Auge, als das unsrige, aber noch unendlich stumpfer, als das Auge dessen, der Alles sieht, die Wirkung davon auf der chinesischen Küste verspüren?" sind unsers Verfassers Worte.

Und die ganze lebendige Totalkraft oder „Seele, die sich in jeder Fiber regt und so schafft:" diese sollte auf die festen Theile, diese Gränzen ihrer Wirksamkeit, diese festen Theile, die erst weich waren, und auf die jede bewegte Muskel wirkte, auf die festen Theile, die sich in keinem Menschenkörper ähnlich, und die gerade so mannigfaltig, als die Charaktere und Talente, gerade so gewiß verschieden sind, als die weichen Theile des Menschen; auf diese soll die ganze Totalkraft der Seele keinen bestimmenden Einfluß haben? oder durch diese nicht bestimmt werden?

Doch, damit man uns nicht wieder, statt Thatsachen, Erfahrungsgründen, „von einem seichten Strom jugendlicher Declamation" vordeclamire:

Laßt uns Erfahrungen den Declamationen und Thatsachen den Witzeleien entgegensetzen!

Vorher nur noch ein Wort vorläufiger Wegräumung einer Zweideutigkeit im Streitpunkte, die ich mir von dem mathematischen Kopfe nicht vermuthet hatte: „Und warum nicht?" fragt der Verfasser, „warum sollte Newton's Seele nicht in dem Kopfe eines Negers sitzen können? eine Engelsseele in einem scheußlichen Körper? Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?"

Wohl verstanden, wir sprechen nicht davon, „was Gott thun könne?" sondern wir fragen: „Was ist nach der Kenntniß, die wir von Ihm und seinen Wirkungen haben, von Ihm zu erwarten?" . . Wir fragen: „Der Urheber aller Ordnung, was thut Er?" . . Nicht fragen wir: „Kann Er Newton's Seele nicht in eines Negers Leib versetzen? eine Engelsseele in einen scheußlichen Körper?" . . sondern die physiognomische Frage wäre: „Kann in einem scheußlichen Körper eine Engelsseele so wirken, wie in einem englischen?" Die Frage ist: „Hätte Newton in einem so und so bestimmten Kopfe des Negers seine Lichttheorie erfunden?"

Das ist die Frage! . .

Und nun, Freund der Wahrheit! wollen Sie hierauf mit Ja antworten? Sie, die so eben von der Welt gesprochen haben, „in welcher sich Alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist, und wo nichts durch Wunderwerke geschieht?"

Dann wär' ich „ein elender Richter von Gottes Werken," wenn ich behauptete: „es ist durch kein Wunder möglich." Aber von Wundern ist ja hier gar nicht die Rede, sondern von natürlicher Ursache und Wirkung.

Und nun, nach dieser Festsetzung des Streitpunctes, erlauben Sie mir, daß ich Sie aus Ihrem eigenem Munde richte . . . „Judas war wohl schwerlich der schmierige, häßliche Betteljude, den Holbein aus ihm macht; so sieht kein Kriecher aus, der sich zu frommen Versammlungen hält, mit einem Kuß verräth, und sich hernach erhenkt. Nach meiner Erfahrung müßte sich Judas durch ein immer fertiges Lächeln und frömmelnden Blick unterschieden haben" . . . so wahr, so fein! Aber wenn ich nun antworte: „Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?" Ihnen dieß feine, richtige Urtheil zurückgebe: „Sage mir erst, warum der Tugendhafte so oft sein ganzes Leben in einem siechen Körper jammert? Könnt' es also auch nicht Gottes Wohlgefallen seyn, daß der Tugendhafte ein Gesicht hätte, wie Holbein's Betteljude? Oder ein Gesicht, wie Sie, statt dessen, ihm geben?" Hieße das würdig, weise, männlich räsonnirt? Welch ungeheurer Unterschied zwischen leidender und häßlicher Tugend! und weil es eine leidende gibt, eine häßliche zugeben, ist das Logik? Gehört Leiden nicht wesentlich zur Tugend? Fragen: „Warum der Tugendhafte leiden müsse?" heißt fragen: „Warum will Gott Tugendhafte?" . . Ist es also eine ähnliche Incongruenz, „daß der Tugendhafte leide, und daß der Tugendhafte wie ein Schurk aussehe?" Tugend ohne Widerstand, ohne Aufopferung, ohne Selbstverläugnung

nung .. ist keine Tugend. Also ist es, genau erwogen, thöricht, zu fragen: „Warum muß der Tugendhafte leiden?" Das liegt in der Natur der Dinge. Aber nicht in der Natur in der Dinge, nicht im Verhältniß von Ursache und Wirkung liegt es: „daß der Tugendhafte wie ein Schurke und der Weise wie ein Thor aussehe." Und wie, mein Lieber! konnten Sie da vergessen, was Sie hintennach so schön, so menschlich sagen! „Es ist kein dauernder Reiz ohne Tugend möglich, und die auffallendste Häßlichkeit vermag durch sie sich Reize zu geben, die irgend Jemand unwiderstehlich sind. Dem Verfasser sind Beispiele von Frauenzimmern bekannt, die auch die Häßlichsten mit Muth erfüllen würden."

Nicht von Kränkelei eines Tugendhaften ist die Rede; so wenig als davon: „ob nicht ein Genie ein Narr werden könne?" sondern davon ist die Rede: „Ob der Tugendhafte, als solcher, wie der Lasterhafte, als solcher, ob der Thor, als solcher, wie der Weise, der weise ist, aussehen könne?" Wer? Sie gewiß nicht, feiner, tiefer Menschenforscher, Niemand weniger als Sie, wird jemals zugeben: „In diesem schmierigen, häßlichen Betteljuden Holbein's, in dieser seiner Stirne u. s. f. hätte (ohne Wunder) eine Johannesseele wohnen, und frei darin, wie in jedem andern Körper, wirken können?" Und würden Sie sich mit demjenigen weiter in philosophische Untersuchungen einlassen, der nach dieser gegebenen unsinnigen Behauptung, mit der frömmelnden Antwort Sie abfertigen wollte: „Bist du, Elender, denn Richter von Gottes Werken?"

Und nun, bedarf es auch noch weiter Einer Sylbe, gewiß nicht! „Doch wo blieben die Erfahrungen? die Thatsachen?" Nun, wenn Sie an Judas nicht genug haben, hier sind aus unzähligen noch Einige, wiewohl schon alle zwei Bände davon voll sind, und die folgenden davon voll seyn werden.

Zuerst also zwölf ungefähre, äußerste Umrisse von Thorengesichtern, ohne Augen, ohne Lineamente. Wo ist von allen meinen Lesern ein einziger, der in Profilen solcher Art Weisheit suchen oder finden werde? Bei welchen von diesen, wenn sie lebend vor ihm stünden, wird er sich Raths erholen? Wird nicht Jeder bei Jedem sagen müssen, daß der Maler sich prostituiren würde, der so ein Profil einem Solon oder Salomon gäbe? Wird nicht jeder schärfer Beobachtende die Gesichter, die von Natur unverbesserliche Thoren waren, noch von denen unterscheiden können, die es vermuthlich erst durch Krankheit und allerlei Zufälle geworden sind? 1. könnte vielleicht weise gewesen seyn, aber kann 3, 4, 7, 8, 9, 10 jemals weise gewesen seyn, oder weise werden? Und wäre es nicht Affectation von einem Philosophen, hier zu sagen: „Das weiß ich nicht! Armer Sterblicher, was weißt du? Könnte es nicht Gott gefallen haben, durch so ein Profil Theorien des Lichtes schreiben zu lassen?"

Vier willkührliche, nicht nach der Natur gezeichnete Grenzumrisse von Profilen. Man wird in 13. u. 14. vorzüglichen Verstand, und zwar in beiden eine sehr verschiedene Art von Verstand und Geistesfähigkeiten, in 15. und 16. die äußerste Schwachheit des Geistes, in 16. mehr als in 15. wahrnehmen, wahrnehmen müssen, dem Eindruck so wenig, als einer Stimme Gottes widerstehen können. Der Unerfahrenste wie der Erfahrenste wird hier gleich nach einer Art von Instinct urtheilen. Der allgemeine Wahrheitssinn, das Edelste, was der Mensch hat, ich möchte es das Wort Gottes nennen, das in allen Menschen, ihnen bewußt oder unbewußt, orakelt, wenigstens ein unüberwindliches, allen Räsonnements voreilendes Etwas, wie man es nun immer nennen mag, entscheidet sogleich! Und worauf hin? auf Geberden? Mienen? Blicke? Bewegungen? nein, auf den bloßen bewegungslosen, leblosen Grenzumriß!

---

17. Schon die Conformation dieses Kopfes, schon die vorhängende Stirne ganz allein für sich, entscheidet schlechterdings für einen unbelehrbaren Dummkopf. Nicht weniger das Anliegen der Nase auf dem völlig thierischen, keiner Liebe, keines überlegenden Genusses fähigen Mund; wie auch das Uebrige, das Auge, Kinn und Barthaar sogar eben das bezeugt.

18. In diesem Profile vermuthen wir gewiß nicht die ruhige Weisheit, nicht stillbescheidenen, gelassenen Sinn, der leicht horchen, warten, langsam überlegen kann. Das Vordringen der Stirn, die stark gebogene Nase (vom offenen Munde sagen wir hier nichts), das große vorstehende Kinn, das sich gleichsam wie eine Handhabe anfassen läßt; der Umriß des Auges, das Zielende, Treffende, das im beinahe geraden Umrisse der obern Augenlippe liegt: das alles läßt uns keinen Augenblick zweifeln, daß wir einen vorgreifenden, schnellen, hastigen, prompten Charakter vor uns haben, und das Alles zeigt sich uns nicht aus der Bewegung, sondern aus den festen Theilen, oder aus der Ruhe der weichen.

19. Hier, wie viel mehr Bedächtlichkeit; bei aller Lebhaftigkeit, allem Vorgreifen. Wie viel weniger Feuer! wie viel weniger kräftige Frechheit! wie viel mehr Weisheit, und wie viel weniger Muth! Nur Auge gegen Auge, Nase gegen Nase, und besonders Kinn gegen Kinn gehalten! Man denke sich diese beiden Gesichter nur als Schattenrisse, leer von allen innern Zügen, und frage sich und frage jeden Menschen, wenn der eine von beiden überlegend und weise, der andere stürmisch und frechvordringend ist: welcher wird das Eine, welcher das Andere seyn? Die Antwort wird entscheiden. Die Stimme des Volkes wird die Stimme Gottes seyn.

20. Bedächtliche, friedliche, weise Rathschlägigkeit, Prüfung, Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, aber gewiß nicht vordringende Kühnheit, gewiß nicht schwebende Dichtungsgabe, gewiß nicht Heldenthaten lassen sich von diesem Stirnumriß bis zum Auge erwarten.

21. Schon diese jugendliche, beinahe kindische Caricatur von einem sonst so würdigen, ernsthaften Gesichte und unjugendlichen Original wird und muß jedem auch nur halben Menschenkenner sanfte Gutheit verkündigen, von der man keine Härte, bittere Strenge, drückende Herrschsucht, durchsetzenden Eigensinn, gewaltthätige Rechthaberei befürchten darf. Alles ist zur sanften, milden, jedoch ernsten und weisen Güte gebaut.

22. Wenn dieses nicht das Gesicht eines äußerst activen Mannes ist, wenn in diesem nicht Betriebsamkeit, sich hervorzuthun, nicht etwas natürlich Edles, Freies, Großmüthiges liegt, das heißt, wenn man mir eine Nase zeigt, die dieser gleicht, und sich durch solchen Charakter nicht auszeichnet; wenn eine solche Stirn nicht viel und leicht faßt, mehr helle sieht, als tief, mehr zu sinnlichen als abstracten Erkenntnissen Hang hat, dann weg mit aller Physiognomik! Ich

sage nichts von dem Launigen, der Titusgüte des Mundes.

23. Dieß ganze Profil, besonders der obere Theil des Profils zeigt, nicht mir, jedem Beobachter, einen philosophischen Kopf. — Muth, Heldenmuth, nämlich von der brillanten Art, fehlt ihm und muß ihm fehlen; den verträgt der auf keine Weise angespannte Umriß der Nase nicht; den nicht diese Vertiefung unter der Stirn, nicht das Auge, nicht der Mund. Ich bin so sicher, als man einer Sache sicher seyn kann: Feinheit des Gefühls, das leicht gedrückt, verletzt, gereizt wird, und tiefer philosophischer Geist muß in einem Kopfe von dieser Form, diesen Umrissen wohnen.

24. Unermüdete Geduld, fester, unbeweglicher Charakter, schwer zu lenken oder zu betrügen, Eigensinn, alles einmal Aufgenommene zu verfolgen, Fähigkeit ohne Genie, Klugheit ohne Tiefsinn, Thätigkeit ohne großen Unternehmungsgeist, Treue ohne Zärtlichkeit, Güte ohne Wärme. Man mag auch noch so wenig Menschenkenner seyn, alles dieses wird man sicher im vorgelegten Bilde finden müssen.

25. Hier ist Charakter der Größe! Ob es gleich wahr ist, daß aus der Zeichnung eines jeden großen Gesichtes am Ende Carricatur herauskommt: so findet man doch immer wenigstens die Hauptform gewiß darin. Das vorliegende Bild ist Beweis davon. Betrachtet Stirn, Schedel, Nase oder Auge besonders oder einzeln, wie Ihr wollt, Alles wird Euch sicher einen Mann von Kraft und durchdringendem Geiste nicht verkennen lassen.

26. Und dieses Gesicht, bedarf es eines Commentars für das Auge, das durch sich selbst und nicht durch die Brille des Widerspruchsgeistes sieht? Diese Augen, diese Nase, dieser Mund, sind sie nicht Creditive für Ueberlegsamkeit, Klugheit, Festigkeit? Wird nicht ein solches Gesicht in der politischen Laufbahn wie ein Riese durchsetzen?

27. Nun Bodmer, wo werdet Ihr je unter einer Million Dummköpfen dieses Auge, diese Stirn finden? und doch sind sie in der matten Copie noch tausendmal unter dem Original. Wer sich in der Aehnlichkeit diesem Bilde nähert, hat sicher Einbildungskraft, Geschmack an Natur und Schönheit des Nützlichen, und die Gabe zu wirken und darzustellen mit leichter und leiser, schneller und unbetäubender Kraft. Die Nase ist wahrhaftig weise, und auf der Lippe schwebt naiver, attischer Scherz.

Und damit wir bei bloßen Silhouetten stehen bleiben, welche unser Verfasser mit einem unerklärbaren, beinahe gänzlichen Stillschweigen übergeht, als ob keine Zeile davon in unsern Fragmenten stünde: wird er sich je getrauen, vor irgend einem Menschen, oder auch nur in der Stille seines Cabinetts, beim Anblicke einer Menge Silhouetten den Gedanken auszusprechen, den er so ohne und gegen alle Beweise, und gegen seine eigenen Grundsätze hinsetzt: „Talente und Gaben des Geistes haben keine Zeichen in den festen Theilen des Kopfes," das heißt mit andern Worten: „willkührlich und ohne alle innere Ursache hat der eine scharfeckigte, der andere stumpfe Stirnknochen. Es ist nur Zufall (in einer Welt, wo nichts durch Zufall geschieht). Eine eckigte Stirn und eine runde, eine flache und eine gewölbte können dieselben Talente, dieselben Geistesgaben in demselben Grade beherbergen!" Was ist dagegen zu sagen: „Nichts, als siehe! siehe! und dann entscheide!"

28. Es ist nichts gewisser, jedem erfahrnen Weltmanne, der auch nichts von physiognomischen Umrissen zu verstehen sich anmaßt, einleuchtender, als dieß, daß der bloße Umriß dieses Gesichtes einen feindenkenden, feinfühlenden Mann von sanfter Gemüthsart ohne gewaltige vordringende Stärke verräth. Diese Lage der Stirn zeigt theils eine lichte Einbildungskraft, theils eine leichte, jedoch nicht sehr elastische und schnelle Productionskraft.

29. Bedächtlichkeit, Ueberlegung, Geschäftsordnung, Dexterität, kalte Treue wird gewiß von diesem Gesichte zu erwarten und ihm natürlich seyn; aber zu erwarten gewiß nicht, natürlich gewiß nicht von diesem Stirnumriß, hohe poetische Flüge, tiefe metaphysische Untersuchungen. Ich spreche nicht ab. Nur auf Erfahrung will ich mich berufen . . Zeigt mir so eine Stirn mit einer dieser beiden Fähigkeiten.

30. 31. Zwei Silhouetten, davon ich die Originale nicht kenne, aber sicher sind es nicht gemeine Menschen. Dieß sagt uns nicht nur die Hauptform, sondern besonders in dem Frauenzimmerprofil die feste, männliche Nase, und im Mannsprofil die Lage und der Umriß der Stirn, und der originelle Untertheil. Noch wenig Gesichter sah ich, die so viel Kraft mit so viel Güte, so viel Kühnheit mit so viel Nachgiebigkeit paaren.

32. Wieder ein Gesicht, dem kein unbefangener Beobachter Größe absprechen kann, dessen Größe aber der Physiognomist zwanzigmal eher erkennen wird, als der Weltmann. So kann kein von Natur dummer, roher, kraftloser, in sich unverständiger Mensch aussehen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich unter diese Silhouette schreibe: „Kraft und Muth eines Helden verknüpft mit der feinsten Beurtheilungskraft und dem delicatesten poetischen Gefühle."

33. Das Schattenbild eines Mannes, das sich besonders durch das Hinterhaupt vor Tausenden, wie sein Original, auszeichnet, und dem gewiß Niemand viel Faßlichkeit, Reichthum der Begriffe und Leichtigkeit zu denken und zu reden absprechen wird. Die Lage und der obere Theil des Umrisses der Stirn zeigt mehr Denkungskraft, als der Untertheil, auf dem (wir sprechen von der vorliegenden Silhouette) etwas Kleinliches zu ruhen scheint. Leichtigkeit, nachzugeben, und Anderer Meinung aufzunehmen, sucht man hier vergebens.

Man nehme den Umriß von der Gegend über dem Augenknochen, die mit a bezeichnet ist, bis zu der bezeichneten Stelle e hinten am Kopfe, so wird man schon daraus den Hauptcharakter des Geistes ziemlich zuverlässig bestimmen können. Was dieser Kopf überhaupt kann und nicht kann, wird dem gemeinen Physiognomisten aus der vielbedeutenden Section des Profils von a — e, dem höheren schon aus dem geringern Fragmente a — b und dem tiefsehenden schon aus dem d — e sichtbar seyn.

34. „Auf die Augen, den Blick der Augen, kommt Alles an, auf das Lächeln des Mundes, die Bewegungen der Muskeln, alles, alles Andere hat nichts zu bedeuten!" Wie viel tausendmal ist diese Behauptung wiederholt worden! wie viel tausendmal wird sie wiederholt werden, eben darum, weil so viel Wahres darin liegt, das wir gar nicht läugnen wollen. Kein Irrthum kann bestehen oder sich perpetuiren, wenn er nicht viel Wahrheit um und an sich hat. Kein falscher Louisd'or kann Cours haben, der nicht den Schein eines guten, mithin noch viel wahres Gold neben dem Kupfer hat. Das Wahre in der obigen Behauptung

ist: „Es kommt sehr Vieles auf den Blick der Augen an. Die Bewegungen des Mundes sind von der äußersten und mannigfaltigsten Bedeutung; eine einzige Bewegung einer Muskel kann unbeschreiblich viel ausdrücken." Man muß gar keinen Sinn haben, wenn man das läugnen will. Aber diese Wahrheit hebt eine andere nicht auf, wie denn überhaupt keine Wahrheit irgend einer Wahrheit widersprechen kann. Daß dieß nicht allein, nicht ausschließend wahr sey, haben wir bis dahin aus den mannigfaltigsten Beispielen gesehen, und sehen es, wie mich dünkt, noch klarer, als aus Allem, aus dieser obgleich äußerst matten und gekritzelten Larve eines Weisen. Hier ruht und schläft Alles, kein Blick der Augen, keine Bewegung der Lippe. Wer darf sagen: „Dieß sprachlose Gesicht spricht nicht!" darf sagen: „Außer dem lebenden Auge und dessen Blick, außer der Bewegung der Muskeln gibt es keine Züge von entscheidender Bedeutung," wenn er dieß Gesicht vor sich hat? Schwebt keine Weisheit über diese Augenbraue, wenn sie auch allein betrachtet werden? Scheint sich kein ehrfurchtforderender Tiefsinn unter dem Schatten derselben gleichsam zu verbergen? Und in dieser Stirnwölbung sollte ein gemeiner Verstand so leicht zu erwarten seyn, als ein hoher? Dieß beschlossene Auge spräche nichts? nichts dieser Umriß der Nase? nichts diese Mittellinie des Mundes? nichts die geschweifte Muskel von der Nase zum Munde? nichts das ruhende Verhältniß, die Harmonie aller einzeln Theile und Züge? Wo ist der stumpfe Menschensinn, der bei dem vorliegenden Bilde Nein sagen dürfe?

35. 36. Wir fügen jetzt noch zwei Schattenrisse von demselben Kopfe bei, 36. ist untenher und 35. obenher der wahrere, und der wenigstens dem Physiognomisten mehr zeigen würde, als die beiden vorhergehenden, ungeachtet er von tausend Umrißlinien des Gesichtes nur Eine enthält, ungeachtet Lebloseres kaum etwas gedacht werden kann.

Von der Höhe der Scheitel an bis zum Halse, vorn und hinten, Alles spricht, Alles spricht Eins; spricht tiefe, verschlossene, feine, feste Weisheit; Alles zeigt einen Mann, der unter Hunderttausenden, ich dürfte diese Summe verzehnfachen, seines Gleichen nicht hat; Alles den ruhigen, stillen Planmacher, den wartenden, nie verführbaren, immer führenden, immer auf das Ziel gehenden Planausführer; den Mann von Licht und Kraft und That, der sogleich, durch sein bloßes stilles Dastehen, das Gefühl auf Jeden um sich her verbreitet! Hier ist mehr als ich. Dieser Bogen der Stirn, dieser scharfe, vorstehende Augenknochen, diese dachenden Augenbrauen, diese Tiefe über dem Auge und dieß Vorstehen des Augapfels, diese scharfverschlossene Lippe, dieß vorstehende Kinn, diese Erhöhungen und Vertiefungen am Hinterhaupt: alles dieß spricht dasselbe und spricht es an alle Menschenaugen.

Sie fühlen es, redlicher Gegner! ich weiß, Sie fühlen es in diesem Augenblicke, daß es, ganz unabhängig von der Bewegung der Muskeln, von dem Feuer der Augen, von der Farbe des Gesichtes, von Geberden und Stellung, unabhängig vom Sprechen und Handeln, eine Physiognomik der festen Theile, der Grenzumrisse, eine Physiognomik der Talente gibt, die auch auf schlafenden, auf gestorbenen Gesichtern lesen könnte, die auf diesem Gesichte noch alles das als den natürlichen Zustand lesen würde, wenn auch durch irgend einen Zufall der Geist seine Kraft und Gesundheit verlöre. O mein scharfsinniger Gegner! wie gerne möchte ich Ihre Behauptung nur durch Sie selbst widerlegen! Was bedurfte es weiter, als meinen Lesern Ihr Gesicht im Schlafe zu zeigen? als den Umriß Ihrer Stirne vom höchsten Punct derselben bis zum äußersten des Augenknochens herab nur mit einem Finger zu berühren? Ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen; ich habe nie irgend eine Art von Bild, auch keinen Schattenriß von Ihnen gesehen; aber ich bin so vollkommen gewiß, als ob ich Sie gesehen hätte, daß schon eine bloße Silhouette von Ihrem Profil, oder auch nur von drei Viertel Ihres Gesichts mich und alle meine aufmerksamen Leser ohne einige anderweitige Anzeige die Wahrheit auf's Neue fühlen lassen würde: „Talent und Genie lassen sich an den festen Theilen des Gesichts mit Zuverlässigkeit erkennen."

Es wird in den physiognomischen Linien demonstrirt werden, daß und wie aus den bloßen Umrissen eines Schedels der Grad seiner Verstandeskräfte, wenigstens das Verhältniß seiner Capacität und Talente zu andern Köpfen, mathemathisch bestimmt werden kann. Wenn ich Mathematiker wäre, so würde mir nichts leichter seyn, als eine Proportionaltafel zu entwerfen für die Fähigkeiten aller Schedel, die sich in denselben Umständen befinden. Jetzt kann ich es noch nicht, bin aber ganz vollkommen gewiß, daß ein mathemathischer Kopf es können muß. Manchen vielleicht mag es Behauptung eines Unsinnigen scheinen; es ist Behauptung untersuchender Wahrheitsliebe: daß, wenn man das Zenith und die äußerste Horizontalspitze einer Profilstirn in einen rechten Winkel faßt, und die Horizontal- und Perpendicularlinie, und das Verhältniß dieser beiden zu ihrer Diagonale vergleicht, die Capacität der Stirne aus dem Verhältniß dieser Linien, wenigstens überhaupt zu finden ist; und noch viel genauere, bestimmtere und überzeugendere Versuche könnten gemacht werden. Bald wird, hoffe ich, kein Weiser und kein Thor mehr die Wahrheit bezweifeln: „Die Talente zeigen sich in den festen Theilen des Körpers."

Liebe Liebhaber der Wahrheit! was kann ich thun, als Versuche machen? was sagen, als mit harmlosem Interesse für die Wahrheit, für Gottes Stimme, Gottes Wort und Offenbarung in der Menschengestalt bitten: „Nur Versuche gemacht!" Folianten von Witzeleien können nicht Ein Blatt, nicht Eine Zeile richtig gemachter Versuche aufwägen. Nur Versuche gemacht! Und mit unerbittlicher Verachtung alle scheingeistische Unphilosophie verachtet, die nicht Versuche machen, gemachte Versuche nicht sehen will, und mit lachender und lächelnder Stimme ruft: „Das kann nicht seyn . . was ist!"

Versuche gemacht! und so gewiß ich dieses schreibe, so gewiß Ihr dieses leset, finden werdet Ihr: „daß jede Stirne eines natürlichen Dummkopfes, von dem Ihr wißt, daß er es ist, in allen ihren Umrissen wesentlich abweicht von der Stirn eines Genies, das Ihr sonst als ein solches kennt." Nur Versuche gemacht! und man wird allemal finden: „daß die Stirne Stirn eines Narren ist, deren Grundlinie um zwei Drittel kürzer ist, als ihre Höhe. Ist sie noch kürzer, verhältnißweise zu ihrer Perpendicularhöhe, desto dümmer der Mensch;

je länger hingegen die Horizontal- und je gleichförmiger ihrer Diagonallinie, desto verständiger kann er seyn. Je plötzlicher und merklicher sich die Radien eines Quadranten, dessen rechten Winkel man auf den besagten rechten Winkel der Stirne applicirt . . . Je plötzlicher sich die Radien, die z. B. zu zehn Graden von einander abstehen, in ungleichem Verhältnisse verkürzen, desto dümmer der Mensch; desto weiser, je verhältnißmäßiger sie unter sich sind. Wesentlich verschieden wird die Verstandeskraft seyn, wenn der Bogen der Stirne, und besonders der Horizontalradius, über den Bogen des Quadranten herausgeht, und wenn er mit demselben parallel oder nicht parallel läuft."

Vorstehendes Täfelchen kann meinen Gedanken einigermaßen sichtbar machen. Eine Stirnform nach 39. wird viel weiser seyn, als eine nach 38., und eine solche viel weiser, als eine nach 37. Die Form 37. das ist die, so dieser am nächsten kommt, ist sicherlich eines natürlichen Dummkopfes.

Und der allergewisseste, einfältigste Beweis, der uns täglich vor Augen liegt, ist die Form der Kinderschedel, die sich mit dem Wachsthum oder der Entwicklung ihrer Verstandeskräfte verändert, welche stehen bleibt, wenn die größtentheils vorhangende Stirnform stehen bleibt.

Daß dieß Alles nun nicht Declamation (ein Modenwort unserer ununtersuchenden Zeit, womit man alle Wahrheit, die nicht gefällt, zu Boden gebieten will), daß dieß nun nicht Declamation, sondern Wahrheit ist, weiß ich, denn ich habe Versuche gemacht, und auf diese Versuche gründen sich meine physiognomischen Urtheile.

Alles, was gegen diese Versuche gesagt wird, halte ich, wenn es nicht genauere Versuche sind, für schlechterdings unbeantwortenswürdige Declamation. — Wortgeräusch ohne Wahrheit verdient diesen Namen; aber Wahrheit ohne Erfahrung, mit Wärme und Freude vorgetragen, unter dem Titel von Declamation verächteln: wer von Euch kann das, Kinder der Wahrheit? Wir sprechen nicht von gleichgültigen Dingen, obwohl keine Wahrheit in der Welt, so unbedeutend sie scheinen mag, gleichgültig ist; wir sprechen von der menschenwürdigsten Wahrheit, von dem Menschenhaupte, dem Wichtigsten, was die Erde hat! . . von Bestimmung der Menschenfähigkeiten, der wichtigsten Bestimmung, die auf Erden gemacht werden kann! . . von Gottes verborgener Weisheit und Wahrheit, die offenbar werden soll und kann, in uns und unsers Gleichen. Hier gleichgültig und kalt zu thun, wäre, wenigstens für mich, die schiefste, unwürdigste Affectation. Wenn das, was ich sage, mir Wahrheit ist, — und daß es mir das sey, muß jeder sagen, der mir Nachversuche machen will, — so muß es mir sehr wichtige Wahrheit seyn. Also bleibt mir nichts übrig, als dir, mathematischer Wahrheitsfreund, die Bitte zu wiederholen: „Miß!" Miß ein Dutzend oder halb Dutzend Köpfe, die du sonst als große natürliche Genies, oder große natürliche Thoren kennst, auf meine Weise oder wie du sonst willst. Jetzt kann ich mir selbst nicht weiter vorgreifen, um die Sache hier in's hellste Licht zu setzen, da die nähern Bestimmungen ein besonderes Werk erfordern; aber diesen Wink konnte ich nicht ungegeben lassen. Wem es um Wahrheit zu thun ist, der wird sie finden, und sich freuen des πάντα γεωμετροῦντος Θεοῦ.

„Ausgesuchten Silhouetten von denkenden Köpfen," sagt unser Verfasser, „muß man auch ausgesuchte von Nichtdenkenden und Narren beifügen" (das haben wir gethan, und werden es noch mehrmal thun), „und nicht Gelehrten von sorgfältiger Erziehung einen Dorfnarren gegenüber setzen" . . Und warum nicht? möchte ich fragen. Wodurch, als durch alle Arten von Entgegensetzungen kann man zur eigenen Ueberzeugung und bestimmten Erkenntniß kommen?

„Gelehrte von sorgfältiger Erziehung!" Welche Sorgfalt der Erziehung wölbt den Schedel des Mohren, wie des Sterne zählenden Astronomen? Wir sprechen ja von den festen Theilen, was hat die Erziehung mit diesen? Natürliche Narren und natürliche Genies, Narren, die es allezeit, Verstandeshelden, die es allezeit sind, (gewaltthätige Zufälle ausgenommen) die, dünkt es mich, müssen zusammengestellt werden; diese haben wir zusammengestellt. Und freilich, da mußten wir die erstern aussuchen; denn ein jeder denkender Kopf ist gewissermaßen ein ausgesuchter Kopf, da hingegen Dorfnarren und Nichtdenkende nicht eben ausgesucht werden dürften. Also wäre dadurch schon das Verhältniß ungleich. Doch dieß auf die Seite gesetzt: man suche sie aus, man bringe sie uns, man setze Gesichter gegen Gesichter, und Umrisse gegen Umrisse, und vergesse dabei nicht, was wir schon zehn- und zwanzigmal gesagt haben; man unterscheide, man sehe auf ihre festen Theile, die ihnen die Natur gab, und auf ihre weichen Theile, die ihnen Zufall, oder Krankheit, oder Schicksal, oder mißglückte Liebe einbildete; man unterscheide, wie waren sie, bevor sie Narren wurden? Man unterscheide natürliche Narren und gewordene Narren.

„Bedlam," sagt unser Verfasser, „wird von Leuten bewohnt, die, wenn sie nicht wie versteinert vor sich hinstarren, oder bei parallelen Augen mit den Sternen lächelten, oder auf den Gesang der Engel horchten, oder mit untergesteckten Armen schaudernd zusammenführen, Respect einslößen würden." Und die hiermit in ihrer festern Bildung etwas Respecteinflößendes haben? und die hiermit nicht als Narren aus der Hand der Natur gekommen? und die hiermit erst durch nachherige Zufälle geworden, was sie vorher nicht waren? Und solche Beispiele werden wir selber noch mehr anführen, und haben schon angeführt. Aber ist das der Schluß aus diesem allein: „Die Physiognomik ist äußerst trüglich!" Wie?

„Aeußerst trüglich?" Wenn ihre vorige Anlage und Verstandskraft noch zeigt! . . Denn so was muß sich doch noch zeigen, wenn sie noch etwas „Respecteinflößendes" haben. Trüglich? wenn auch der aufgepfropfte Zustand, die zufällige Narrheit sichtbar ist? Lieber Gegner! hat es nicht das Ansehen, daß Sie scherzen? wahrlich, mir raunt es oft bei solchen Widersprüchen, die sich allenthalben finden, oder, es muß ein sonderbarer Mißverstand zwischen uns walten. Zeigen Sie mir natürliche Narrengesichter, die aussehen, wie natürliche Verstandsgesichter! Zeigen Sie mir einen Thoren, der es von Geburt ist, ohne gewaltsamen Zufall und der Newton's, oder Ihr Gesicht, Ihre Gesichtsform hat!

Sollen wir fortfahren? Nur noch einige Stellen. „Unsere Sinne zeigen uns nur die Oberflächen, und

alles Andere sind Schlüsse daraus. Besonders Tröstliches folgt hieraus nichts für die Physiognomik, ohne nähere Bestimmung, da eben dieses Lesen auf der Oberfläche die Quelle aller unserer Irrthümer und in manchen Dingen unserer gänzlichen Unwissenheit ist."

Es ist nun einmal unsere Natur, schlechterdings nur auf der Oberfläche lesen zu können. Dieß Lesen auf der Oberfläche, die doch immer in einer Welt ohne Wunder ein bestimmtes Verhältniß zu ihrem Inwendigen, wovon sie die Gränze ist, haben muß.. dieß Lesen auf der Oberfläche verdächtig machen, was heißt das, als alles Wissen, Lernen, Sehen, Erkennen, durchaus verdächtig machen. Sogar alle Zergliederungen geben uns weiter nichts, als neue Oberflächen. Alle unsere Wahrheit muß Wahrheit der Oberfläche seyn. Nicht das Lesen auf der Oberfläche ist die Quelle unserer Irrthümer, sonst müßte es gar keine Wahrheit für uns geben, sondern das Nichtlesen, oder, welches eben so viel ist, das Nichtrechtlesen.

Denn, wenn „eine Erbse, ins mittelländische Meer hingeworfen, auch auf die Oberfläche desselben eine Aenderung bewirkt, die bis an die chinesische Küste fortgeht;" so ist die Schuld aller Fehlschlüsse, die wir in Ansehung der Wirkung dieser Erbse machen, nicht: daß wir nur auf der Oberfläche lesen, sondern, daß wir nicht darauf lesen können.

„Besonders Tröstliches," sagt der Verfasser, „folgt daraus, daß wir nur auf der Oberfläche lesen können, nichts für die Physiognomik, ohne nähere Bestimmung." Solche nähere Bestimmung aber suchen wir auf allen Blättern zu geben; und Widerlegung derselben wünschten wir von scharfsinnigen Beobachtern; aber Thatsachen gegen Thatsachen. „Wenn das Innere auf dem Aeußern abgedruckt ist," fährt unser Verfasser fort, und scheint also die Möglichkeit dessen zuzugeben, und wenn er sie zugibt, ist dann die Oberfläche nicht Buchstabe des Innern? gibt es dann nicht eine Physiognomik der festen Theile?

„Aber wenn das Innere auf dem Aeußern abgedruckt ist, sagt er, „steht es deßwegen fur unsere Augen da!"

Darf ich meinen Augen trauen, diese Worte von einem Philosophen zu lesen?..

Was wir sehen, sehen wir, steh' es nun da zum Sehen, oder nicht. Die Hauptfrage wird immer seyn: „Sehen wir?" und daß wir sehen, daß der Verfasser sieht, wo er sehen will, davon zeigt diese Abhandlung, zeugen gedruckte und ungedruckte Schriften des Verfassers. Doch dem sey, wie ihm wolle, ich weiß nicht, wie es allen unsern Philosophen, und aller unserer Philosophie gehen würde, wenn man bei jeder neuen Erkenntniß irgend einer Sache, oder eines neuen Verhältnisses derselben, fragen wollte: „Ist es für unsere Erkenntniß da?"

Oder wie würde unsers Verfassers wetterleuchtender Witz einen Menschen empfangen, der ihm die Astronomie mit der Frage: „Stehen die Sterne, gesetzt auch, daß die unsichtbare Gottesweisheit durch sie sichtbar würde, für unsere Augen da!" verdächtig oder lächerlich machen wollte!"

„Aber können nicht Spuren und Wirkungen, die wir nicht suchen, jene bedecken und verwirren, die wir suchen?" Aber die Spuren, die wir suchen, sind doch sichtbar, erkennbar, sind doch Endungen von Ursachen, also Wirkungen, mithin auch physiognomischer Ausdruck. Der Philosoph ist Beobachter; Beobachter dessen, was da ist; gesucht oder nicht gesucht, das gilt hier gleich viel. Er sieht und soll sehen, was seinem Auge sich darstellt, und das, was ihm sich darstellt, ist Spiegel von etwas, das sich ihm nicht darstellt; das, was er sieht, kann ihn nur dann verwirren, wenn er es nicht recht sieht. Und wenn der Schluß gelten soll: „Spuren und Wirkungen, die wir nicht suchen, können die bedecken und verwirren, die wir suchen; also sollen wir keine Spuren und Wirkungen suchen;" so ist es aus mit allen unsern Wissenschaften. Und ich hoffe doch nicht, daß ein Mann von so großen Wissenschaften, wie unser Verfasser, alle Wissenschaften auf dem Rücken der Physiognomik — oder mich auf dem Rücken aller — wund peitschen wolle? Freilich, Möglichkeit und Leichtigkeit der Verwirrung ist da; und dieß soll uns Vorsichtigkeit lehren, lehren recht sehen, was da ist, ohne etwas sehen oder nicht sehen zu wollen, als was da ist. Aber vom Sehen und Beobachten uns unter irgend einem Vorwand abwenden wollen, und darüber, mit grober oder feiner Laune, im Ernste sich mockiren, wäre unter allen Fanatismen der lächerlichste, und im Munde eines erzantifanatischen Philosophen unleidlich abgeschmackte Falschwitzelei. Aber es kann unserem Gegner nicht Ernst seyn.

„Entwickelten sich," sagt unser Verfasser, „unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegung ihrer Seelen modificirt, und durch keine äußeren Kräfte gestört; so würde die herrschende Leidenschaft, und das vorzügliche Talent, ich läugne es nicht, bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsformen hervorbringen; so wie verschiedene Salze in verschiedenen Formen aufschießen, wenn sie nicht gestört werden. Allein gehört denn unser Körper der Seele allein zu? oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen, und deren jeder er Genüge leisten muß? So hat jede einfache Steinart, im reinsten Zustand, ihre eigene Form; allein die Anomalien, die die Verbindung mit andern hervorbringt, und die Zufälle, denen sie ausgesetzt sind, machen, daß auch oft der Geübteste sich irrt, der sie nach dem Gesicht unterscheiden will." Welche Vergleichung! Salze und Steinarten mit einem von innen aus belebten organischen Körper! Ein in dem tausendsten Theil eines Wassertropfens augenblicklich zerfließender Salzwürfel, und ein allen Anfällen der Witterung und Millionen Eindrücken von außen Jahre und Jahrhunderte lang trotzbietender Schedel. Philosophie! erröthest du nicht bei dieser unbegreiflichen Vergleichung? Nicht allein Menschenorganisationen, nicht allein Menschenschedel, nicht allein Thiere; nur Pflanzen, die doch ohne solche innere Resistenz, ohne solche Ressorts, wie sich in dem Menschen befinden, Millionen sich kreuzenden Drücken des Lichts, der Luft u. s. f. ausgesetzt sind: welche verwandelt sich dadurch in eine andere Gestalt? welche wird unkenntlich dadurch für den Kenner? Kaum können die allergewaltsamsten Zufälle sie unkenntlich machen, so lange sie noch ihren Organismus behalten.

„So steht unser Körper zwischen Seele und übriger Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden;" (vortrefflich gesagt!) „erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten" — (also erzählt er sie doch? und wer sagt, daß er diese allein erzähle) — „sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals,

Klima, Krankheit, Nahrung, und tausend Ungemach, dem uns nicht immer unser eigener böser Entschluß, sondern oft Zufall, und oft Pflicht aussetzen." Wer läugnet dieß? wer kann es läugnen? Aber hebt Eins das Andere auf? Das ist die Frage hier, sonst nichts! Sagt unser Verfasser nicht selbst: „Der Körper ist Spiegel der Wirkungen von beiden?" also nicht nur von den „Peitschenschlägen des Schicksals!" warum nicht eben sowohl von der innern Energie oder Nichtenergie der Seele? Worüber streiten wir? hat es nicht (vorausgesetzt, daß der Verfasser nicht im Scherze spreche) den Schein wenigstens einer Zänkelei, wenn man jetzt Eines wider das Andere setzt, und doch den Körper zum Spiegel von Beiden macht? Und dann, weiser Mann! hellsehender Beobachter! getrauen Sie sich es mir unter vier Augen mündlich zu behaupten: „Die Peitschenschläge des Schicksals verwandeln gemeiniglich eine kluge rundgewölbte Stirne in eine cylindrische; eine längliche in eine gevierte; ein Spitzkinn in ein zurückgehendes?" Wer, wer kann im Ernste glauben und behaupten: „Carl XII., Heinrich IV., Carl V. — Männer, die doch wohl Peitschenschläge des Schicksals, wenn je ein Sterblicher deren erfahren hat, erfahren haben, bekamen dadurch andere Gesichtsformen" (wir reden von den festen Theilen, und reden nicht von Schwerthieben); „Gesichtsformen, die einen andern Charakter anzeigten, als die, die sie vor diesen Schlägen hatten!" und wo würde man den hinweisen, der behauptete: „Das vollkräftige Nasenbein Carls XII. hätte zu Bender, und Heinrichs IV. hätte vor Ravaillac seine Convexität verlieren, und sich in ein jungfräuliches Spitznäschen demüthigen können?" Die Natur, meine Leser! wirkt auf die Knochen von innen heraus; Zufall und Leiden auf Nerven, Fleisch und Haut; und wenn ein Zufall die Knochen angreift: wer ist blind genug, das Physischgewaltthätige dann nicht zu bemerken? Entweder sind diese Peitschenschläge stark oder schwach; sind sie schwach, so ist die Natur stärker, vordringender, vertilgt sie; sind sie stark, so sind sie als Peitschenschläge sichtbar, und warnen hiermit durch ihre Stärke und Sichtbarkeit dem Physiognomen genug, sie nicht für Züge der Natur zu halten; den Physiognomen, das ist, den unbefangenen Beobachter: denn der allein ist Physiognom, und der allein hat das Recht zu entscheiden, und nicht der Witzler, der alle Erfahrungen mit verschlossenem Blicke vorübergeht. „Sind die Fehler, die ich an einem Wachsbilde bemerke, alle Fehler des Künstlers, oder nicht auch Wirkungen ungeschickter Betaster, der Sonnenhitze, oder einer warmen Stube?" Lieber Wahrheitfreund! sogar an einem Wachsbilde ist nichts Leichter zu bemerken, als die erste Arbeit der Meisterhand, auch wenn sie durch unreinliches Betasten, zufällige Abstumpfung und Verschmelzung einigermassen verdorben werden. Gerade dieß Beispiel zeugt wider Sie. Wenn sich sogar am Wachsbilde das Zufällige leicht unterscheiden läßt. Wo doch die Grundarbeit des Meisters auch nicht fest ist, wie viel mehr das Zufällige an einem organischen Körper, dessen Grundzeichnung so fest ist? An jeder Statue (das Bild wäre, dünkt mich, noch treffender gewesen, als das von einem Wachsbilde) bemerkt ein mittelmäßiger Kenner das Abgeschlagene, Abgefeilte, Abgeschiffene, Angeflickte späterer Hand; warum sollte es am Menschen unerkennbar seyn? warum die Urform des Menschen nicht mehr durch alle Zufälle durchscheinen können, als die Schönheit und Größe einer herrlichen Statue auch noch in den stumpfen Trümmern sichtbar ist?

„Füllt die Seele den Körper wie ein elastisches Flüssiges, das allemal die Form des Gefäßes annimmt, so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase platt drückt?"

Man mag diese Frage mit Ja oder Nein beantworten; der Frager gewinnt wenig dabei.

Sagt man Ja, die Seele fülle den Körper wie ein elastisches Flüssiges, das allemal die Formen des Gefäßes annimmt; was ist dann gewonnen? würde dann daraus folgen, daß durch eine Stumpfung der Nase so viel von innerer Elasticität verloren ginge, als erfordert wurde, diese Nase herauszutreiben?

Sagt man Nein, alle diese Gleichnisse seyen nur für gewisse Fälle zur Erläuterung bequem, mit nichten solle daraus, als aus Factis, gefolgert werden; was ist dann wieder gewonnen?

Was aber hätte man dennoch auf eine weniger witzelnde, auf die ganz simple Frage zu antworten: „Hat man keine Beispiele, daß Verstümmelung des Körpers die Seele verstümmelt? daß Verletzung, Verdrückung des Hirnschedels den Verstand raubt? daß Castration aus einem Manne ein halbes Weib macht?" Aber Witz mit Vernunft beantworten, sagt ein witziger Schriftsteller, heißt, einen Aal beim Schwanze festhalten wollen.

Wir unterschreiben den Gedanken von Herzen: „daß es unsinnig sey, zu behaupten, die schönste Seele bewohne den schönsten Körper, und die häßlichste den häßlichsten." Wir haben uns hierüber in vorigen Fragmenten so hinlänglich erklärt, daß es unbegreiflich scheint, wie man uns diesen so hingeworfenen Gedanken noch aufbürden könne. Wir sagen nur: es gibt eine Proportion und Schönheit der Körper, die der schönsten Tugenden, die großer Empfindungen und Thaten empfänglicher ist, als gewisse schlechte. Wir sagen nur mit dem Verfasser: Tugend macht schöner, Laster häßlicher. Wir behaupten von ganzem Herzen, daß die Ehrlichkeit in allen, auch den unschönsten Formen der Menschheit, und das Laster in den schönsten wohnen kann.

Dahingegen lassen wir es auch, wenn es heißt: „Unsere Sprachen sind höchst arm an eigentlich physiognomischen Beobachtungen; wäre etwas Wahres daran, die Völker hätten es gewiß ebenfalls in diese Archive ihrer Weisheit gelegt. Die Nase kömmt in hundert Sprichworten und Redensarten vor, aber immer pathognomisch" (ich kenne, außer dem Nasenrümpfen, weder neun und neunzig, noch neun, noch drei andere) „als Zeichen vorübergehender Handlungen, und niemals physiognomisch, als Zeichen stehenden Charakters oder Anlage." Homo obesae, obtusae naris, sagten doch die Alten. Und wenn sie es nicht sagten, was beweiset es, wenn a posteriori dargethan werden kann, daß physiognomischer Charakter darin liegt?

Ich bin nicht gelehrt genug, und wenn ich es wäre, hielte ich es nicht der Mühe werth, aus Homer, aus Sueton, Martial und hundert Andern, Gegenbeweise, so viel man will, anzuführen. Was ist, ist; haben es die Alten gesehen oder nicht. Für Schulknaben mag das Staub in die Augen seyn, aber nicht für Weise und Männer, die eigene Augen haben zu sehen, und die wissen, daß jedem Zeitalter sein Maß von besondern Entdeckungen zugemessen ist, so wie auch

...m eine Anzahl von Schreiern wider jede neue Ent...fung, **wovon die Alten nichts gesagt haben.**

„Was der Mensch könnte geworden seyn," ...t unser Verfasser, „will ich nicht wissen, son...rn ich will wissen, was er ist." Und ich, ...nn ich es wissen kann, will beides wissen. Manche ...sewichter gleichen kostbaren Gemälden, die durch den ...ak verdorben sind. Ihr wollt das Gemälde nicht ...ehr ansehen? Ist es des Anhörens nicht werth, nicht ...s Entsiegelns werth der Brief eines Kenners, der ...ch sagt: „So ist das Gemälde; und es ist noch ...öglichkeit da, den Lack wegzubringen; denn so stark ...t dieses Meisters Farben aufgetragen, und von sol...er innern Güte, daß kein Lack tief genug eindringen ...nnte, um daß zu befürchten wäre, sie, wenn er sorg...ltig aufgelöst wird, mit wegzulöschen!" An dem liegt ...uch nichts?

Ihr beobachtet die kleinste Veränderung der Stelle ...es Polarsterns? verwendet Tage darauf, auszurechnen, ...ach wie viel Jahrhunderten er dem Pol am nächsten ...n werde? und ich verachte die Bemühung nicht.

Aber daran liegt Euch nichts.

Daran liegt Vätern, Müttern, Kindererziehern, Leh...rn, Freunden, Staatsleuten nichts, zu wissen, was ...us einem Manne hätte werden können, oder auch wer...en kann? was aus diesem oder jenem Jünglingskopf, ...o und so geleitet und gebildet, werden muß?

Manche Narren gleichen vortrefflichen Uhren, denen ...ichts fehlt, als daß man die Zahlentafel zurecht setze.

Euch ist nichts an der innern Güte der Uhr gele...gen? Euch ist es gleichgültig, daß der Uhrkunstverständige ...uch sage: „Dieß war und ist ein vortreffliches Werk, ...in Meisterstück, und hundertmal besser, als jenes dort, ...mit Brillanten reichlich besetzt, das freilich ein Viertel...jahr lang vortrefflich geht, dann aber stockt. Reiniget ...es nur, zieht es nur auf, helft nur diesem krummge...drückten Zähnchen zurechte!" An dem liegt Euch nichts? ...Ihr wollt nicht wissen, was hätte werden können, viel...leicht noch werden kann? Diese Uhr, nur was sie ist? ...nichts wissen von dem Capitalschatz, der da begraben ...liegt, und also freilich noch nichts abwerfen kann?

Ihr seyd zufrieden mit dem kleinen Interesse dieses ...oder jenes ungleich geringern Capitals?

Ihr bekümmert Euch nur um die dießjährige, viel...leicht nur erzwungene Frucht? nicht um die Grund...güte des Baumes, der vielleicht mit geringer Wartung ...tausendfältige Früchte bringen kann, ob er gleich unter ...diesen oder jenen Umständen noch keine gebracht? Ach, ...der warme Südwind hat dieses Baumes Blätter schwarz ...gesengt, und der Sturm seine halbreifen Früchte zu ...Tausenden abgeworfen; und Ihr wollt nicht wissen, ob ...der Stamm unverdorben geblieben sey?

Ich fühle, daß ich müde bin, und müde mache; ...zumal da ich mir immer der Ueberzeugung näher zu ...kommen scheine: die gute Laune unsers Verfassers wolle — wenigstens bisweilen — uns nur zum Besten haben!

Nur zwei Widersprüche führe ich noch an, die ihm ...nicht hätten entgehen sollen, und die schwerlich irgend ...einem nachdenkenden Leser entgehen werden.

Ganz vortrefflich sagt der Verfasser einerseits: „Die ...pathognomischen Zeichen, oft wiederholt, verschwinden ...nicht allemal völlig wieder, und lassen physiognomische ...Eindrücke zurück. Daher entsteht das Thorheitsfältchen, ...durch Alles bewundern und Nichts verstehen; das schein...heilige Betrügerfältchen, die Grübchen in den Wangen, das Eigensinnfältchen, und der Himmel weiß, was für Fältchen mehr. Pathognomische Verzerrung, die die Ausübung des Lasters begleitet, wird noch über das oft durch Krankheiten, die jenem folgen, deutlicher und scheußlicher: und so kann pathognomischer Ausdruck von Freundlichkeit, Zärtlichkeit, Aufrichtigkeit, Andacht, und überhaupt moralische Schönheit, in physische für den Kenner und Verehrer der moralischen übergehen. Dieses ist der Grund der Gellert'schen Physiognomik, der einzigen wahren" (der einzigen wahren?) „die für die Tugend von unendlichem Nutzen ist, und sich in die wenigen Worte fassen läßt: „Tugend macht schöner, Laster häßlicher."

Wirkung hat also der Zweig, und keine der Stamm? die Frucht hat Physiognomie und der Baum keine? Das Lächeln der Selbstgenügsamkeit kann also aus dem demüthigsten Boden, die Miene der Thorheit aus dem Fond der Weisheit, unmittelbar hervorgehen? Das Betrügerfältchen ist also nicht Resultat irgend einer innern Kraft oder Schwachheit? Alles ist nur aufgeflickt, an Faden angehängt? Der Verfasser will uns immer auf die Zahlen an der Uhr aufmerksam machen, und spricht nicht von der Kraft der Uhr selbst. Nehmet die Zahlenscheibe an der Uhr weg, der Zeiger geht doch; löschet diese pathognomischen Fältchen aus, kluge Verstellung kann es zuweilen; die innere Triebkraft bleibt dieselbe. Welch ein Widerspruch also: „Es gibt ein Thorheitsfältchen, und keinen Thorheitscharakter! Der Tropfen ist sichtbar, aber die Quelle, aber das Meer nicht!"

Und dann, wie widersprechend ist auch das: „Es gibt eine Pathognomik, diese ist aber so unnöthig, (geschrieben zu werden) „als eine Kunst zu lieben. In den Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen liegt das meiste; jeder Mensch, der in der Welt lebt, lernt es finden. Es lehren, heißt, den Sand zählen wollen." Und gleich auf folgender Seite fängt sich eine sehr scharfsinnige lehrende Erklärung über das Pathognomische in zwölf Chodowieckischen Gesichtern an; und wie viel Physiognomisches läuft dann nicht wieder in diesen Erklärungen mit unter!

Und nun erlauben Sie mir noch, mein würdiger Gegner, mein, nicht mehr Gegner, durch Wahrheit und Wahrheitsliebe überzeugter Freund! daß ich einige kostbare Gedanken und Anmerkungen aus Ihrer Abhandlung sowohl, als aus den Erklärungen, die Sie über einige Chodowieckische Gesichter eingerückt haben, und wovon einige nur fragmentweise, andere noch gar nicht angeführt werden konnten, ganz heraushebe, und sie in meine Versuche dankbar aufnehme. Ich stehe dafür, daß sie meinen Lesern angenehm seyn werden.

„Was unserm Urtheil aus Gesichtern oft noch so einige Richtigkeit gibt, sind die — weder physiognomischen noch pathognomischen — untrüglichen Spuren ehemaligen Handlungen, ohne die kein Mensch auf der Straße oder in Gesellschaft erscheinen kann. Die Liederlichkeit, der Geiz, die Bettelei u. s. w. haben ihre eigene Livree, woran sie so kenntlich sind, als der Soldat an seiner Uniform, oder der Kaminfeger an der seinigen. Eine einzige Partikel im Discurs verräth eine schlechte Erziehung, und die Form unsers Huts und die Art ihn zu setzen, unsern ganzen Umgang und Grad von Geckerei".. (Und der ganze Bau des Menschen, lassen Sie mich einfallen, soll nichts von seinen Talenten und Anlagen verrathen? Kann die sanfteste Bescheidenheit hier sich erwehren an das Mücken-

seiben und Kameblverschlingen zu gedenken?..) „Selbst die Rasenden würden oft unkenntlich seyn, wenn sie nicht handelten. Es wird oft mehr aus Kleidung, Anstand, Compliment beim ersten Besuch und Aufführung in der ersten Viertelstunde in den Menschen hinein erklärt, als die ganze übrige Zeit" (von unphysiognomischen Augen, lassen Sie mich hinzusetzen) „aus demselben heraus. Reine Wäsche und ein simpler Anzug bedecken auch Züge des Gesichts."

„Bei den Gesichtern der gefährlichsten Menschen kann man sich oft nichts denken. Alles steckt hinter einem Flor von Melancholie, durch den sich nichts deuten läßt. Wer das noch nicht bemerkt hat, kennt den Menschen nicht. Die Bösewichter werden immer unkenntlicher, je mehr sie Erziehung gehabt haben, je mehr Ehrgeiz sie besitzen, und je wichtiger die Gesellschaft war, mit der sie umgingen."

„Zaghaftigkeit und Leichtsinn, bei herrschender Neigung zur Wollust, und Müßiggang sind" (bisweilen) „gar nicht dem Unheil gemäß bezeichnet, das sie in der Welt anrichten. Hingegen sieht Entschlossenheit, seine Rechte gegen Jeden, er sey wer er wolle, zu vertheidigen, und Gefühl des entschiedenen Werthes seiner selbst, zumal bei nicht lächelndem Munde, oft sehr gefährlich aus."

„Was auch die sophistisirende Sinnlichkeit eine Zeitlang dagegen einwenden mag, so ist der Satz gewiß: Es ist kein dauernder Reiz ohne Tugend möglich; und die auffallendste Häßlichkeit vermag durch sie sich Reize zu geben, die irgend Jemand unwiderstehlich sind. Die Beispiele dieser Art unter Personen beiderlei Geschlechts sind freilich selten; aber nicht seltener, als es die himmlische Aufrichtigkeit, bescheidenes Nachgeben ohne Wegwerfung seiner selbst, allgemeines Wohlwollen ohne dankverdienerische Geschäftigkeit, Ordnungsliebe ohne kleinliches Putzen, und Reinlichkeit ohne Geckerei im Anzuge sind, die jenen Reiz hervorbringen."·· Wie wahr und wie vortrefflich gesagt!

„Das Laster hingegen kann auf ähnliche Art, wo es biegsamen Stoff findet, in einem hohen Grade verzerren; zumal wenn bei roher Erziehung und gänzlichem Mangel an Kenntniß sittsamer Falten, oder gar an Willen sie anzunehmen, der Mensch nicht ein einziges Mal des Tages in irgend einer Stunde der bezahlten Pflicht, Zeit findet, die Risse auszuflicken."

„Wer wird einen Mund, der kein Fältchen des Gesichtes Lügen straft, nicht gerne reden hören? Er predige nun Erfahrung und Weisheit, aus welcher Facultät er will. Trost müßte vor einem solchen Arzt vergehen, und Zutrauen ihm überall entgegeneilen."

„Ein gewisser Schriftsteller sagt: daß ein lasterhaftes, häßliches altes Weib der scheußlichste Gegenstand der Natur sey. Umgekehrt läßt sich aber auch sagen, daß die häusliche Matrone, auf deren Gesicht so viele nicht zu verkennende Spuren von Güte und Heiterkeit der Seele sich zeigen, einer ihrer verehrungswürdigsten ist. Alter macht nie ein Gesicht häßlich, dem eine Seele zugehört, die sich ohne Maske zeigen darf. Es nimmt nur die schönfarbichte Larve weg, unter der sich Coketterie, Eigensinn und Bosheit versteckten. Wo sehr häßliches Alter ist, da hätte ein ruhiger Beobachter die Häßlichkeit schon im Mädchen gesehen. Es ist nicht schwer; und handelte der Mensch nur immer nach Ueberzeugung, anstatt sich auf Rechnung des Zufalls mit Hoffnung zu schmeicheln, so würden glückliche Ehen minder selten seyn, und nicht, wie Shakespeare sagt, mit dem Bande, das Herzen knüpfen soll, so oft alle zeitliche Frieden strangulirt werden."

Mir aus der Seele herausgesprochen! O an d Seite eines solchen Beobachters hätte ich meine Frag mente schreiben sollen! Wer könnte der Physiognom größere Dienste leisten, als ein Mann, der mit de Genie des Mathematikers das seltnere des Beobachte verbindet?

XXXVIII. Vermischte physiogno mische Uebungen.

1. Ein wohlprüfendes, wohlüberlegendes Gesich Ein Mann, der horchen kann, nicht viel Worte mach wird, aber dessen Worte entscheiden und gelten. E ist ein fester, aber kein gewaltthätiger Charakter, kei zärtlicher, aber ein getreuer, mehr ein richtiger un ganz sehender, als penetranter und entwickelnder Ve stand; kein schönes Gesicht, aber jedem respectabel Menschen respectabel; es ist ein Mann ohne Weiblich keit und ohne Impetuosität. Er bedenkt sich, ehe e einen Rath gibt. Aber so leicht wird er von seine Vorhaben nicht abzubringen seyn. Die Augenbraue besonders aber das äußerst schlechte Ohr contrastire sehr mit der Bestimmtheit und Energie des ganzen Um risses, besonders der Nase und des Mundes.

2. Es ist etwas schwer zu Bestimmendes in die sem Profile, das einen sehr feinen Sinn zeigt. Nich eigentlich Stärke des Geistes, viel weniger körperlich Kraft hat dieß Gesicht. Es wird bald gedrückt, drück aber nicht bald. Ruhe des Gemüths, Bedächtlichkeit, die leicht in Sorgsamkeit ausarten könnten; wenige kühne, als sanfte, insinuante Beredsamkeit, und klug heitreiche Würde mit dienstfertiger Gutmüthigkeit sin mir in diesem Gesichte, das bei weitem sein besser Original nicht erreicht, auffallend.

3. Prompt, schnellthätig, die Sache fest anfassen schnellwendend, Langsamkeit und Unbestimmtheit hassen Ordnung und Fleiß liebend, nicht leicht betrogen, un ternehmend, leicht zu großen Schritten erweckbar, doc mehr besinnend, als leicht bestimmbar, ist, wenn mi nicht alles trügt, dieß Gesicht.

4. Auch in einer schlechten Copie ist der Gei der Sanftmuth, der Bedächtlichkeit, des Friedens, de denkende und prüfende Sinn nicht zu verkennen. Leich zerlegen, still genießen, ruhig empfinden, und redlic sagen, wo keine gleichsam physische Uebermacht hinder scheinen mir Hauptzüge dieses obgleich tief unter den Original stehenden Gesichtes zu seyn.

5. Ein Mann ungefähr von demselben Charakte der nur das Gepräge des frühern Jahrhunderts ha nicht weniger fein und treu, aber furchtsamer. Di Nase ist sehr entscheidend für seinen Prüfungsgeist.

6. 7. Zwei Profile von thörichten Menschen, wo von der obere den auszeichnenden Charakter der Schwäch im Untertheil des Profils, der untere im obern Thei und in der scharfeckigen Falte des scharfgeschlossene Mundes hat.

8. Ein Bild, das durch den Adel, die Feinhe seines Umrisses unsere Aufmerksamkeit an sich fesse Viel Geisteskraft in der Anlage, aber so, wie es hi vor uns erscheint, nach und nach schlaff und erstorbe Ich glaube, darin Züge unglücklicher Liebe einer Perso zu erblicken, die fühlt, was sie ist, und sich jetzt noc mit dem Rest eines süßen Andenkens an den geliebte Gegenstand nährt.

9. Ist völlig das Antipode von 8., ganz und ga

keiner feinen Cultur fähig. Wo sich solche Stirnen mit einer solchen Nase beisammen finden, sind sie immer Ausdruck unverbesserlicher Schwäche und Nullität des Verstandes. Wäre diese perpendiculäre Stirn nur um ein Haar mehr zurückgehend, so dürfte ich es nicht wagen, dieses absprechende Urtheil über dieses Gesicht niederzuschreiben.

10. Allervörderst kein Ausdruck von Geistesstärke; Gemeinheit, nicht Dummheit im Umrisse der Nase, Kraftmangel in den Gegenden um das Auge. Beinahe entscheidend für Geistesschwäche sind der Muskel von der Nase herab, und die Falten um einen solchen Mund.

11. Nichts ist in diesem Gesichte, das uns für Ausdruck von Geistesstärke bürgen könnte. Und doch ist es schwer, die Zeichen dieser Schwäche zu bestimmen. Mund und Blick, weniger Nase und Augenbraue wird Niemand für denkend, forschend oder kraftvoll ansehen.

12. Gutmüthige Heiterkeit, launige Behaglichkeit, Feinsichtigkeit, das Lächerliche zu bemerken. Die Lage der Stirn erfordert etwas mehr Vertiefung bei der Nasenwurzel. Dieß **Minus** benimmt dem Eindruck von Verstand etwas. Das Auge und die Nase besonders zeigen viel Geistesfeinheit und einen geraden offenen Sinn.

13. **Sulzer.** Etwas verzogen, vergröbert, kränkelnd. Dennoch ist der überlegsame, lichtbedürftige Denker noch sichtbar im Umriß und in den Falten der Stirn, in der Augenbraue, der Nase, besonders dem untern Theile derselben, hauptsächlich aber in der Mittellinie des so ruhig beschlossenen Mundes, und in dem Winkel, den der untere Theil der Nase und die Oberlippe formirt.

14. Kein tiefer Forscher; aber er wird schnell erblicken, schnell und mit Leichtigkeit seine Gegenstände fassen, Feinheit und Grazie überall herauswittern, und mit neuen Reizen wieder mittheilen. Wem ist dieses nicht in dieser Stirne, dieser Augenbraue, und besonders in diesem poetischen Auge sichtbar? Der untere Theil dieses Gesichtes ist weniger des tiefen, langsam schreitenden und untersuchenden Weisen, als des Mannes von Geschmack.

15. **Balthasar Becker.** Ein Gesicht ohne alle Grazie; gebildet, möchte ich sagen, den Teufel wegzuscheuchen. Knöchern, und doch locker, gewaltsam, wild und doch weich. So besonders in bessern Bildern von ihm die Stirn, die Augenbrauen, die Augen, die Nase, der Mund, das Kinn, der Hals, das Haar; Auge und Nase besonders sind entscheidend für mächtig zerstörenden, muthvollen Verstand. In dem Munde Leichtigkeit zu reden, und die Begriffe gelassen und weitläufig aus einander zu setzen.

16. Obgleich der hintere Theil des Augapfels zu spitz, oder eigentlich nicht gezeichnet ist, dennoch viel Intension des Blickes der Seele, wahre, echte, genießende Aufmerksamkeit mit prüfender, sondernder, Ueberlegung. Die Nase weniger planmachend klug, als fein und witternd. Im Munde feine Laune und biegsame Sprache.

17. Eine Mischung von weiblicher Delicatesse und männlicher Festigkeit, von Leichte und Gesetztheit, voll Harmonie, Adel, Einfachheit, Ruhe der Seele. Diese hohe, runzellose, offene Stirn hat viel Gedächtnißkraft; sie liebt das Helle, Unverworrene, Gerade; das Auge ist ohne alle Prätension. Diese jungfräuliche Nase in Verbindung mit einem solchen Mund und Kinn, entfernt auch die leiseste Ahnung, daß ein solches Gesicht falsch, unedel, niedrig handeln könnte.

18. Nichts über dieses obgleich unvollkommene, doch leicht kenntliche Schattenbild. Die Commentare dazu sind in den Händen der Welt, und auch in dieser Schrift. Diese mögen entscheiden. Ich schweige davon.

XXXIX. Abhandlung eines verstorbenen oldenburgischen Gelehrten „über die Physiognomik"*), mit kurzen Einschiebseln des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit der Physiognomik, von der Allbedeutsamkeit jedes Zuges unserer Gestalt, so lebhaft, als Lavater, überzeugt. Es ist war, daß sich der Umriß der Seele in den Wölbungen ihres Schleiers bildet, und ihre Bewegung in den Falten ihres Kleides.

Ueberall ist Kette, Harmonie, Wirkung und Ursache in der Natur; auch zwischen dem äußern und innern Menschen. Wir arten nach unsern Aeltern, nach der Erde, die uns trägt, nach der Sonne, die uns wärmt, nach der Nahrung, die sich mit unserer Substanz assimilirt, nach den Schicksalen unseres Lebens. Alles das modificirt, reparirt, ciselirt am Geist und am Körper, und die Spur des Meißels wird sichtbar; jeder Schwung, jede Bucht der äußern Contur schmiegt sich an die Individualität des innern Menschen, wie ein feuchtes Gewand im Bade. Mit einer nur wenig veränderten Nase wäre **Cäsar** nicht der **Cäsar**, den wir kennen, geworden.

Ist nun vollends die Seele in Bewegung, so leuchtet sie durch, wie der Mond durch Ossian's Geister. Jede Leidenschaft hat im ganzen Menschengeschlecht immer einerlei Sprache. (Von Aufgang bis zum Niedergang sieht der Neid nicht so vergnügt aus, als die Großmuth, und die Unzufriedenheit nicht, wie die Geduld. Die Geduld ist allenthalben, wo sie dieselbe ist, durch dieselben Zeichen merkbar; so der Zorn, so der Neid, so jede Leidenschaft.) **Phyloktet** zwar ächzet anders, als ein gepeitschter Knecht; **Raphael's** Engel lächeln edler, als die Marschengel **Rembrand's**; aber immer haben Freude und Schmerz ein einziges, ein eigenthümliches Spiel; sie arbeiten nach einerlei Gesetze, auf einerlei Muskeln und Nerven, so zahllos die Nüancen ihres Ausdrucks auch sind; und je öfter die Leidenschaft wiederholt (oder in Bewegung gesetzt) wird, je mehr sie zum Hange, zur Lieblingsneigung artet, je tiefer wird ihre Furche gepflügt.

Aber verborgener liegen Anlage, Geschick, Grad und Weise der Empfänglichkeit, Talent, Beruf- und Geschäftsfähigheiten. (Sehr wahr; aber dann auch, wenn man einmal den Ausdruck davon gefunden hat, wie viel unverkennbarer in jedem uns wieder begegnenden Objecte!) Den Zornigen, den Wollüstigen, *den Stolzen*, den Unzufriedenen, *den Boshaften, den Wohlthätigen, den Mitleidigen zu entdecken, wird einem guten* Beobachter nicht schwer; (sehr wahr!) Aber den Philosophen, den Dichter, den Künstler, und ihr mannigfaltiges Seelenvermögen, wird er *nicht mit gleicher Zuversicht* schätzen. Noch seltener wird *er es anzugeben* wagen, wo die Anzeige jeder Eigenschaft sitzt, ob im Augenknochen Verstand, Witz im Kinne, und Dichter-Genie im Munde deutlich wird? (Und dennoch hoffe

*) Von Herrn Sturz.

ich, glaube ich, weiß ich, das folgende Jahrzehend wird dieß möglich machen; und der scharfsinnige Verfasser dieses Aufsatzes würde es nicht nur möglich gefunden haben, selber gekonnt hätte er es, wenn er nur einen einzigen Tag dazu hätte aussetzen wollen, eine wohlgereihete Sammlung von merkwürdigen Charakteren in der Natur oder in wahren Bildern zu durchgehen und zu vergleichen.) Allerdings, fährt unser Verfasser fort, ahnet uns so etwas, wenn uns ein merkwürdiger Mann begegnet, und wir sind Alle, mehr oder weniger, empyrische Physiognomiker; wir finden im Blick, in der Miene, im Lächeln, in dem Mechanismus der Stirne, bald Schalkheit, bald Witz, bald forschenden Geist; wir erwarten und weissagen nach einer dunkeln Vorempfindung sehr bestimmte Fähigkeiten aus der Gestalt jedes neuen Bekannten; und wenn dieser Tact durch Uebung und Umgang mit vielerlei Menschen berichtiget wird, so gelingt es uns oft bis zur Verwunderung, den fremden Ankömmling zu deuten.

Ist das Gefühl? innerer anerschaffener Sinn, der nicht erklärt werden kann? oder ist es Vergleichung? Induction? Schluß von erforschten Charakteren auf Unbekannte, durch irgend eine äußere Aehnlichkeit veranlaßt. Gefühl ist die Aegide der Schwärmer und Thoren, und ob es gleich oft mit der Wahrheit übereinstimmt, so ist es doch weder Anzeige noch Bestätigung der Wahrheit. Aber Induction ist Urtheil auf Erfahrung gegründet, und ich mag auf keinem andern Wege die Physiognomik studieren.

Ich eile manchem Fremden freundlich entgegen; einem andern weiche ich mit kalter Höflichkeit aus, auch wenn kein Ausdruck einer Leidenschaft mich anzieht oder abschreckt. Wenn ich genauer zusehe, so finde ich immer, daß mich irgend ein Zug an einen würdigen oder verdienstlosen Bekannten erinnert; und selbst das Kind, dünkt es mich, handelt nach einerlei Gesetze, wenn es Fremde sieht oder ihnen liebkoset, nur daß es, mit weniger Zeichen zufrieden, sich bei der Farbe des Kleides, dem Tone der Stimme, ja oft einer merklichen Bewegung beruhigt, die es an Aeltern, Amme oder Bekannten erinnert.

(Es ist nicht zu läugnen, daß dieß nicht sehr oft der Fall ist; und viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Indessen getraue ich mir doch zu behaupten und zu beweisen, daß es in der Natur und Kunst eine Menge Züge, besonders von äußersten Enden leidenschaftlicher sowohl, als leidenschaftloser Zustände gibt, die, an sich selbst und ohne alle Vergleichung mit gemachten Erfahrungen, auch dem ungeübtesten Beobachter zuverlässig verständlich sind. Ich glaube, es ist schlechterdings in der Natur des Menschen, in der Organisation unserer Augen und Ohren gegründet, daß gewisse Physiognomien, so wie gewisse Töne, uns anziehen, andere uns zurückstoßen. Man lasse ein Kind, das nur wenige Menschen zu sehen Gelegenheit gehabt, den offenen Rachen eines Löwen oder Tigers, und das Lächeln eines gutmüthigen Menschen sehen; unfehlbar wird seine Natur vor dem einen wegbeben, und dem andern lächelnd begegnen; nicht aus räsonnirender Vergleichung, sondern aus ursprünglichem Naturgefühl; aus eben der Ursache, wie es eine liebliche Melodie mit Vergnügen behorcht, und vor einem gewaltsamen Knall schauernd in einander fährt; so wenig da Ueberlegung und Vergleichung Statt hat, so wenig in den Fällen, wo äußerst wilde Physiognomien sich ihm darstellen.)

Also (fährt unser gelehrte Verfasser fort) ist es nicht bloß Gefühl, sondern ich habe Gründe, dem Manne, der Türenne ähnlich sieht, Sagacität, kalten Entschluß, warme Ausführung zuzutrauen; wenn ich drei Männer antreffe, deren einer Türenne's Augen mit seiner Klugheit, der andere seine Nase und seinen hohen Muth, der dritte seinen Mund und seine Thätigkeit besitzt: so ist auch der Ort deutlich geworden, wo sich jede Eigenschaft äußert, und ich bin, so oft ich den Zug wieder wahrnehme, zu einem ähnlichen Urtheile berechtigt. Hätten dann nun Jahrtausende lang Menschengestalten untersucht, charakteristische Züge geordnet, nach ihren Nüancen gepaart, merkwürdige Buchten, Linien und Verhältnisse durch Zeichnungen deutlich gemacht, jedem Bruchstücke seine Erklärung beigefügt, so wäre das Mandarinenalphabet des menschlichen Geschlechts fertig, und wir dürften nur nachschlagen, um jedes Gesicht aus unserm Vorrathe zu erklären. Wenn ich mich dem Gedanken ganz überlasse, daß die Ausführung dieses Elementarwerks nicht schlechterdings unmöglich sey, so erwarte ich noch mehr, als Lavater; ich denke mir dann eine so reiche, so bestimmte, so ausgebildete Sprache, daß nach einer wörtlichen Beschreibung eine Gestalt wiederhergestellt werden kann; daß eine richtige Schilderung der Seele auf den Umriß des Körpers hinweiset; daß ein Physiognomiker aus einem künftigen Plutarch große Männer zu palingenesiren vermag; daß es ihm leicht wird, ein Ideal für jede Bestimmung des Menschen zu entwerfen. (Vortrefflich! und der Verfasser mag scherzen oder ernsten, was ich Alles, ohne Träumerei, ganz zuverlässig schon von dem folgenden Jahrhunderte mit erwarte, wovon denn, so Gott will, in den physiognomischen Linien bereits einige vorläufige Versuche gewagt werden sollen.)

Mit solchen Idealen behängen wir alsdann die Gemächer unserer Fürsten, und wer ein unschickliches Amt fordert, muß sich ohne Murren beruhigen, wenn ihn sichtbar seine Nase davon ausschließt. (Lacht und lächelt, Wahrheitsfreunde und Feinde; so wird es, so muß es kommen!) Nach und nach bilde ich mir eine ganz andere Welt, aus welcher Irrthum und Betrug auf immer verbannt sind (verbannt wären, wenn Physiognomik allgeglaubte Religion wäre, alle Menschen geübte Beobachter, das Bedürfniß der Verstellung nicht neue Kunstgriffe erfände, wodurch, wenigstens eine Zeitlang, die Physiognomik wieder irre gemacht werden könnte). Ob wir darum glücklicher wären, läßt sich streiten! (Glücklicher gewiß! obgleich diese Uebung des Streits der Aufrichtigkeit und Tugend mit Laster und Verstellung die weit eingreifendste Entwickelung aller menschlichen Kräfte bewirkt, und die menschliche Tugend gleich, wenn ich so sagen darf, vergöttlicht und zur Höhe des Himmels treibt.) Wahrheit, fährt unser Verfasser fort, ist hier, wie immer, in der Mitte. Wir wollen nicht zu wenig von der Physiognomik erwarten, aber auch nicht zu viel, denn noch strömen Einwendungen auf mich zu, die ich nicht alle beantworten kann.

Gibt es auch so viel ähnliche Menschen? oder ist diese scheinbare Aehnlichkeit nicht öfters ein Totaleindruck, der bei einer genauen Untersuchung verschwindet? zumal wenn ein einzelner Zug herausgehoben, und mit einem andern einzelnen Zuge verglichen werden soll?

Fällt es niemals vor, daß ein Zug dem andern geradezu widerspricht? daß eine furchtsame Nase zwischen den Augen sitzt, die Muth verkündigen? (In den festern oder scharfer Umrisse fähigen Theilen, gewaltsame Zufälle ausgenommen, habe ich noch nie widersprechende Züge gefunden; sehr oft zwischen den festen und wei-

chen, oder auch zwischen der Grundform der weichen und ihrer erscheinenden Lage. Grundform wäre z. B. die an einem Todten, der durch keine gewaltsame Krankheit verzerrt ist, wahrgenommen wird.)

Ist es ganz ausgemacht, daß eine ähnliche Gestalt auch immer eine ähnliche Seele anzeige? In Familien, wo die meiste Aehnlichkeit herrscht, gibt es oft die mannigfaltigsten Menschen. Ich habe zum Verwechseln ähnliche Zwillingsbrüder gekannt, die dem Geiste nach nicht Einen Zug mit einander theilten. (Wenn dieß vollkommen wahr ist, so gebe ich die Physiognomik auf. Ich schenke dem mein Exemplar dieser Fragmente und hundert physiognomische Handrisse, der mich hiervon überzeugt. — Nicht einmal ich will Richter seyn. Ich überlasse es dem würdigen Verfasser dieser Bemerkung, drei Männer zu wählen, das Factum genauer zu untersuchen, und wenn sie dasselbe bestätigen, so habe ich verloren. Für das Erste nur genaue Silhouetten von diesen Zwillingsbrüdern! So weit meine Erfahrungen reichen, ich bezeuge es auf alle meine Ehrlichkeit, ich habe keine Spur einer solchen Bemerkung.)

Und wie sollten wir endlich alle die Ausnahmen erklären, unter deren Menge die Regel fast erstickt? ich will nur einige aus eigener Beobachtung anführen: Samuel Johnson sieht wie ein Lastträger aus; nicht ein Blick im Auge, nicht ein Zug im Munde, der den scharfsinnigen Menschen- und Wissenschaften-Kenner verräth.

(Wenn ein Mann von der Scharfsinnigkeit unsers Verfassers das sagt, so soll ich billig die Hand auf den Mund legen, und sagen: „Er hat es gesehen; ich habe nicht gesehen!“ Aber warum ist mir bei allen meinen nunmehr wenigstens zehnjährigen Beobachtungen nicht ein einziges solches Beispiel aufgestoßen? Viele Menschen habe ich, besonders anfangs, für sehr gescheid gehalten, die es nicht waren, aber meines Erinnerns und Wissens keinen Einzigen für dumm, der gescheid war. Wir hatten früher eine Zeichnung von Johnson vor uns, nun jenes Gesichtchen ... läßt sich ein feineres, kaltfeineres, durch den Verstand empfindenderes Gesicht denken? Planmachende Unvertraulichkeit! Nur in den Augenbrauen und ihrer horizontalen Lage, wie viel Ausdruck von tiefem, feinem, penetrirendem Verstande!)

„Hume's Gesicht war ein Gemeinplatz.“

(So ist die allgemeine Sage. Ich kann nichts dagegen sagen, als: ich vermuthe, die Miene, die größten Theils der Gegenstand physiognomischer Beobachtung und Beurtheilung ist, habe die Grundphysiognomie, den Umriß und die Wölbung der Stirne z. B., auf die von hundert Menschen kaum Einer sein Augenmerk richtet, gleichsam verdrängt, und solche Beurtheilung veranlaßt.)

Churchill glich einem Ochsentreiber; Goldsmith einem Pinsel; Strange's kaltes Auge verräth den Künstler nicht (die kältesten Augen sind oft der größten Künstler. Künstler seyn und Genie seyn, ist zweierlei. Kälte ist die Appanage der Künstler, die nur Künstler sind.) Wille ... ein wandelndes Feuer kündigt den Mann nicht an, der sein Leben mit lauter Parallelstrichen zubringt. (Man kann viel Feuer haben, und doch kalt seyn. Die feurigsten Menschen sind die kältesten. Kaum eine Beobachtung hat sich mir so sehr bewahrheitet, wie diese. Sie scheint sich zu widersprechen, und widerspricht sich nicht. Heftige, schnell auffahrende, muthig entschlossene, fertig arbeitende, kühn hinschreibende Menschen sind selten warm, sind, die Zeiten der Heftigkeit ausgenommen, die kältesten Seelen. Wille's Styl und Gesicht, wenn das Profilporträt von ihm ähnlich ist, haben vollkommen diesen Charakter.)

Boucher, der Maler der Grazien, sah wie ein abgehärteter Criminalrichter aus. (Wahrlich so, eigentlich so kam mir sein Porträt vor. Aber dann, mein werthester Herr Sturz, müßten wir uns noch über den Maler der Grazien einverstehen. Den finde ich in seinen Arbeiten so wenig als in seinem Gesichte. Seltsam! alle Stücke von Boucher waren mißstimmig mit meinem Gefühle. Ich konnte kaum Eines con amore ansehen. Und gerade so ging es mir nachher mit seinem Gesichte. Nun kann ich es begreifen, sagte ich bei dem ersten Anblicke seines Bildes zu mir selber, warum dir nichts von Boucher behagen will.)

Ich sah (wiederum Worte unsers Beobachters) einen zum Rade Verurtheilten, der mit der Bosheit eines Teufels seinen Wohlthäter umgebracht hatte, und sein Gesicht war hold und offen, wie einer von Guido's Engeln. Es ist nicht unmöglich auf den Galeeren Reguluskörpfe, und Vestalengesichter im Zuchthause zu finden. (Dieß kann ich zum Theil aus eigener Erfahrung mit bestätigen.) Fern also, daß ich es bestreiten wolle! Aber diese Lasterhaften, so abscheulich auch ihre Thaten der äußern Form und Wirkung nach, ja auch, wenn Ihr wollt, in Absicht auf den innern Grund, gewesen seyn mögen, waren dennoch keine grundböse Menschen. Welcher reine, edle, feingebaute, leicht reizbare Mensch, — mit der zartesten Engelsseele — hat nicht seine Teufelsaugenblicke, wo nichts als die Gelegenheit fehlt, ihn in einer Stunde zwei, drei ungeheuere Laster begehen zu lassen, die ihn vor aller Welt als den abscheulichsten Menschen darstellen, oder vielmehr darzustellen scheinen? Und er kann noch tausendmal besser und edler seyn, als hundert für gut gehaltene Menschen, die vielleicht nicht fähig sind, eines der Laster zu begehen, um derentwillen wir ihn so sehr verurtheilen, und als Glieder der Societät verurtheilen müssen.)

Führt mir diese Menschen vor, wird Lavater antworten, ich will sie, wie den Socrates, commentiren; denn ein kleiner, oft nicht gleich bemerkter Zug, erklärt vielleicht, was Euch so räthselhaft schien.

Aber wird dadurch nicht Manches in die Glosse kommen, was niemals im Texte gewesen ist? (Das könnte geschehen und sollte nicht. Ich will auch zugeben, daß ein gutes Gesicht bisweilen auch wie ein Schurke handeln kann; aber dieß gute Gesicht, einer Seits, wird in dem Momente, wo es so handelt, nicht mehr so gut scheinen, und anderer Seits hundertmal gegen Eins gut handeln.)

Wir sollen von einem erforschten Charakter auf den Charakter eines Unbekannten schließen? .. Ist es aber so leicht den Menschen zu erforschen, wenn er wandelt in Nacht, und sich im Widerspruch lagert? wenn er periodisch das Gegentheil ist von dem, was er war? denn wie selten findet sich der Mann,

„Qui
„Qua'is ab initio processerit et sibi constet?“

(O wie wahr, wie wichtig, wie warnend und schreckend für den Physiognomisten!)

Kennten wir den August allein aus seinem Betragen gegen Cinna, den Cicero nur aus seinem Consulate, welche Männer! Elisabeth, welche Kolossalfigur unter den Königinnen! und wie klein und verächtlich wird die veraltete Cokette! Jacob II., ein tapferer General und ein feiger König; der Kö-

nögerächer Monk, ein Sclave seines Weibes; Algernoon Sidney und Russel, Patrioten wie Römer, und von Frankreich erkauft; Bacon, der Vater der Weisheit, ein bestechbarer Richter!.. Bei Entdeckungen dieser Art schaudert man vor den Menschen zurück; man schleudert Freunde nnd Bekannte wie glühende Kohlen aus der Hand.

Wenn diese Camäleonsseelen eines um das andere verächtlich und groß sind, und doch ihre Gestalt nicht ändern, was sagt dann ihre Gestalt? (Ihre Gestalt zeigt, was sie seyn könnten und sollten; und ihre Miene im Augenblick des Handelns, was sie sind. Ihr Gesicht zeigt ihre Kraft, und ihre Miene die Anwendung ihrer Kraft. Die Ausdrücke ihrer Kleinheit verhalten sich bisweilen wie die Flecken der Sonne zur Sonne; man sieht sie nicht mit unbewaffnetem Auge.)

Artet auch unser Urtheil über Menschen nicht allzu sehr nach dem Medium, wodurch wir zu sehen gewohnt sind? (O ja! ja! ja!) Schmellfungus sieht Alles durch ein angelaufenes Glas; Andere durch ein Prisma; Viele, Tugenden im conischen Spiegel, und Laster im Sonnenmikroskop. (Wie vortrefflich ausgedrückt!)

Swift hätte gewiß eine andere Physiognomik geschrieben, als Lavater. (Es ist noch ein reicher Vorrath übrig. Nationalphysiognomien, die Familie des vielartigen Adamsgeschlechtes, vom Eskimaux an bis zum Griechen.) In Europa, nur in Deutschland, welche Verschiedenheit, die keinem Beobachter entwischt! Köpfe mit dem Gepräge der Regierungsform, welche immer unsere Erziehung vollendet. Ruhiger Trotz auf Gesetze im Republicaner; Trotz des Sclaven, der es stolz fühlt, daß er empfangene Prügel wieder austheilen darf. Griechen unter dem Perikles und unter Hassan-Pascha; Engländer unter Heinrich VIII. und unter Cromwell. Die sogenannten Patrioten Hamken, Pym und Vane haben mich immer durch ihre Bildung frappirt, Haniock und Lord North. Alle Hauptraritäten der Schönheit nach dem Geschmacke verschiedener Nationen.

Ich kann nicht aussprechen, wie ich dem Verfasser dieses geist- und kraftvollen Aufsatzes Dank schuldig bin; wie gütig, daß er, den ich, wiewohl ohne Wissen, beleidigte, und ein Urtheil von ihm nicht edel genug rügte, mir diesen Aufsatz zu beliebigem Gebrauche übersenden ließ. So, in dem Tone, mit dem Geiste, wünschte ich mir Belehrungen, Einwürfe, Zurechtweisungen!.. Bedarf es Entschuldigung, ihn hier eingerückt zu haben? oder werden nicht die meisten Leser sagen: „Mehr dergleichen!"

XL. Trefflichkeit aller Menschengestalten.

Was ich in der Aufschrift des gegenwärtigen Fragmentes sage, ist gewissermaßen Inhalt und Seele des ganzen Buches. Was ich also jetzt in einem besondern Abschnitte darüber sagen kann, ist so viel als nichts; und dennoch, wie viel kann es, der Wirkung nach, seyn, für den Nachdenkenden, den Menschen!

Jedes Geschöpf ist unentbehrlich in Gottes unermeßlicher Welt; aber nicht jedes weiß, daß es unentbehrlich ist. Auf dem Erdboden freut sich nur der Mensch seiner Unentbehrlichkeit.

Kein Mensch kann einen andern Menschen entbehrlich machen; kein Mensch durch einen andern ersetzt werden.

Dieser Glaube an die Unentbehrlichkeit und Unersetzbarkeit aller Menschen außer uns, an unsere eigene metaphysische Unentbehrlichkeit und Unersetzbarkeit ist wieder eine von den unerkannten, herrlichen Früchten der Physiognomik; eine Frucht, voll von Samenkörnern zu herrlichen Cedern der Toleranz und Menschenliebe. Möchten sie, Nachkommenschaft! dir aufwachsen; folgende Jahrhunderte, möchtet ihr euch unter ihren Schatten lagern!

Der schlechteste, verzogenste, verdorbenste Mensch ist doch noch ein Mensch, und unentbehrlich in Gottes Welt, und einer dunklern und deutlichern Erkenntniß seiner Individualität und unersetzbaren Unentbehrlichkeit fähig. Die schlechteste lebende Mißgeburt sogar ist doch noch edler, als das beste, schönste, vollkommenste Thier. O Mensch! sieh auf das, was da ist, nicht auf das, was mangelt; Menschheit in allen Verzerrungen ist immer noch bewunderungswürdige Menschheit.

Siebenmal möchte ich dir dieß in einer Viertelstunde wiederholen: du bist besser, schöner, edler, als so viele deiner Nebenmenschen. — Wohlan! freue dich dessen, und bete nicht dich, sondern den an, der aus einem Thone ein Gefäß der Ehre, und ein Gefäß der Unehre schuf! ihn, der ohne deinen Rath, ohne deine Bitte, und ohne dein Verdienst, dich das werden ließ, was du bist!

Ihn!... Denn was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich, als ob du es nicht empfangen hättest? Darf auch das Auge zu der Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht? — Wer den Armen verachtet, der schmähet den Schöpfer desselben; Gott hat das ganze Geschlecht der Menschen aus einem Blute gemacht.

Wer fühlt alle diese Gotteswahrheiten tiefer, inniger, als der — echte Physiognomist!... Der, ach, nicht bloß Literator, Leser, Recensirer, Schriftfabrikant, der ... der Mensch ist.

Freilich, auch der menschlichste Physiognomist, der so gern das Gute, das Schöne, das Edle der Natur aufsucht, sich so gern am Ideale weidet, seinen Geschmack an der bessern, heiligern, vollkommnern Menschheit täglich übt, nährt, verfeinert; freilich, auch der ist oft in Gefahr, wenigstens in Versuchung, sich wegzuwenden von den gemeinen, alltäglichen, schlechten Menschen, von den Mißgestalten voll Leerheit, den Larven, aus lauter Grimassen zusammengesetzt, dem Pöbel der Menschen; in Gefahr und Versuchung zu vergessen, daß auch diese Mißgestalten, diese Larven, dieser Pöbel, Menschen sind; daß er bei aller seiner eingebildeten oder auch wirklichen Vortrefflichkeit, bei allem Adel seiner Gesinnungen, aller Reinheit seiner Absichten, und wer kann sich dieser immer rühmen? aller Festigkeit und Gesundheit seiner Vernunft, aller Zartheit seiner Empfindung, aller Kraft seiner Natur; daß er, und wenn er auch an die hohen Ideale alter griechischer Kunst zu gränzen scheint, daß er dennoch sehr vermuthlich durch eigene moralische Schuld in den Augen höherer Wesen, in den Augen seiner Menschenbrüder, der vollendeten Gerechten, so gut eine Carricatur ist, als es die lächerlichste oder schädlichste moralische oder physische Mißgeburt des Erdbodens in seinen Augen ist.

Ja freilich vergessen wir das oft! Also ist Erinnerung nöthig, nöthig dem Schreiber und Leser dieses Werkes: vergiß nicht, daß auch die schlechtesten Menschen, Menschen sind. Auch in dem verwerflichsten,

wie viel positiv Gutes ist noch! Auch der schlechteste Mensch, wo ist er doch so gewiß und so gut einzig in seiner Art, als du? unentbehrlich wie du? unersetzbar, wie du? Er hat von oben bis unten, er hat weder auswendig noch inwendig das Geringste, genau so, wie du es hast! Er ist im Ganzen, in allen seinen unzähligen Theilen so individuell, wie du....

Schau ihn an, untersuche ihn, als wenn er allein wäre! Auch dann wirst du Kräfte und Trefflichkeiten an ihm bemerken, die ohne Vergleichung mit Andern, an sich schon alle Aufmerksamkeit und Bewunderung verdienen.

Und dann vergleiche ihn wieder mit Andern! Seine Aehnlichkeit, seine Unähnlichkeit mit so vielen seiner vernünftigen Nebengeschöpfe; wie wird dich dieß in Erstaunen setzen? wie wirst du die Einzelheit, die Unentbehrlichkeit seines Daseyns zu schätzen anfangen? Wie wirst du die Harmonie aller ihn zu einem Ganzen machenden Theile, wie seine Beziehung, die Beziehung seiner millionenfachen Individualität auf so manche andere Art bewundern? bewundern und anbeten die so einfach und millionenfach sich abwechselnde Aeußerung der unerforschbaren Allkraft, die sich in der Menschheit besonders so herrlich offenbaret?

Kein Mensch hört auf, Mensch zu seyn, und wenn er noch so tief unter die Würde der Menschheit herabzusinken scheint. So lang er kein Thier wird, ist er noch immer der Verbesserung und der Vervollkommnung fähig. Auch die schlechteste Physiognomie ist noch eine Menschenphysiognomie. Menschheit bleibt immer Ehre und Zierde der Menschen.

So wenig ein Thier ein Mensch werden kann, obgleich es in manchen Geschicklichkeiten dem Menschen gleich kommt, oder ihn beinahe übertrifft; — so wenig wird ein Mensch ein Thier; obgleich sich mancher Mensch Dinge erlaubt, die wir nicht einmal an unvernünftigen Thieren ohne Abscheu ansehen könnten.

Aber selbst die Fähigkeit, sich freiwillig unter die Thierheit, dem Scheine nach wenigstens, zu erniedrigen, selbst diese ist Ehre und Vorrecht der Menschheit; denn eben dieselbe Fähigkeit, die Fähigkeit, Alles mit Verstand, Willkühr und Wahl nachzuahmen; eben diese Fähigkeit hat doch nur der Mensch, und durchaus kein Thier; die Thierphysiognomien sind keiner merklichen Verbesserung und Verschönerung fähig. Die schlechteste Menschenphysiognomie kann noch schlechter werden, kann aber immer auch wieder, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, verbessert und veredelt werden.

Unbeschreiblich ist die Verderblichkeit und die Vervollkommnung der Menschen.

Dadurch hat auch die schlechteste Physiognomie gegründeten Anspruch auf die Aufmerksamkeit, Achtung und Hoffnung aller guten Menschen.

Also noch einmal: in jeder Menschenphysiognomie, so verdorben sie seyn mag, ist noch Menschheit, das ist, Ebenbild der Gottheit!

Ich habe die verruchtesten Menschen gesehen, gesehen in den verruchtesten Augenblicken ihres Lebens, und all' ihre Bosheit und Gotteslästerung und Drängen der Unschuld konnte nicht vertilgen das Licht Gottes in ihrem Angesichte, das ist, den Geist der Menschheit, die unauslöschbaren Züge innerer, ewiger Perfectibilität; den Sünder hätte man zermalmen, den Menschen noch umarmen mögen.

O Physiognomik! welche Bürgschaft bist du mir für die ewige Huld Gottes gegen die Menschen!

Also, Forscher der Natur! forsche, was da ist! Also Mensch, sey ein Mensch in allen deinen Untersuchungen! Vergleiche nicht sogleich, vergleiche nicht bloß mit willkührlichen Idealen.

Wo Kraft ist, ist etwas Bewundernswürdiges, etwas Unerforschliches; und Kraft, menschliche, oder wenn du lieber willst, göttliche Kraft, ist in allen Menschen. Wo Menschheit ist, da ist Familiensache. Du bist Mensch, und was Mensch neben dir ist, ist Zweig eines Stammes, Glied eines Leibes; ist, was du bist; noch mehr achtungswerth, als wenn es gerade das, gerade so gut, so edel wäre, wie du; weil es dann ja nicht mehr das einzelne, das unentbehrliche, das unersetzbare Individuum wäre, das es jetzt ist. — O Mensch, freue dich dessen, was sich seines Daseyns freuet, und dulde, was Gott duldet!

XLI. Etwas von den Temperamenten.

Man erwartet vermuthlich in diesem Werke eine ausführliche Abhandlung und eine genaue Charakteristik von den Temperamenten, und man irrt sich. Was sich darüber sagen läßt, haben Haller und Zimmermann, Kämpf und Oberreit, und eine Menge Vor- und Nachschreiber, von Aristoteles bis auf Huart, von Huart bis auf Böhme, von Böhme bis auf Lawätz, gut und schlecht, mit und ohne Witz gesagt, daß mir nichts zu sagen übrig scheint. Studirt habe ich diese Schriftsteller nicht, das heißt, sie nicht erst selbst durchaus zu verstehen gesucht; jeglichen erst mit sich selbst, dann alle unter sich, dann mit der Natur und mannigfaltigen einzelnen Individuen sie verglichen. So viel aber glaubte ich doch aus Allem, was ich darüber las, schließen zu dürfen, daß dieß Feld, so bearbeitet es scheinen mag, einer ganz neuen Umarbeitung äußerst bedarf. Ich selbst habe zu wenig physiologische Kenntniß, zu wenig Muse, und am wenigsten Sinn für diese physiologisch-chemische Untersuchung, als daß man es etwas Ausgearbeites, Durchgedachtes von mir erwarten dürfte.

So wenig ich indessen zu leisten versprechen kann, wage ich es dennoch, nicht ohne Hoffnung, zu neuer Beleuchtung dieses so wichtigen Theiles der Menschenkenntniß einige Winke oder Veranlassungen geben zu können.

Man pflegt oft die vier gewöhnlichen Temperamente zu charakterisiren, und sodann diesen Charakter auf irgend ein Individuum ganz anzuwenden. Dadurch veranlaßt man ein anderes Extrem, das der menschlichen Vernunft zur größten Schande gereicht: Läugnung der Temperaments-Verschiedenheiten. Ich finde in den Schriften über die Temperamentslehre gerade den schändlichen Unsinn, wie in einigen berühmten französischen Schriften über Zeugung und Organisation, die ein unaustilgbarer Schandfleck, nicht für die Religiosität ihrer Verfasser will ich sagen, sondern für die Philosophie des Landes und des Jahrhunderts sind.

Daß jeder menschliche Körper, so wie jeder Körper überhaupt auf eine bestimmte Weise aus verschiedenen gleichartigen und ungleichartigen Ingredienzien zusammengesetzt sey; daß sich, wenn ich so sagen darf, in dem großen Dispensatorium Gottes für jedes Individuum eine eigene Mischungsformel, ein besonderes Recept finden ließe, wodurch der Grad seines Lebens, die Art seiner Empfindlichkeit, Empfänglichkeit, Wirksam-

keit bestimmt wird; daß mithin jeder Körper sein eigenes individuelles Temperament oder einen eigenen Grad von Reizbarkeit habe, kann so wenig als die Verschiedenheit der Gesichter dem mindesten Zweifel ausgesetzt seyn. Daß Feuchtigkeit und Trockenheit, Feurigkeit und Kälte vier Haupteigenschaften der körperlichen Ingredienzien seyen, ist eben so unläugbar, als das Wasser und Erde, Feuer und Luft Ingredienzien dazu sind. Daß daher gewiß wenigstens vier Haupttemperamente entstehen, das cholerische, wo die Wärme, das phlegmatische, wo die Feuchtigkeit, das sanguinische, wo die Luft, das melancholische, wo die Erde die Oberhand hat, das heißt, wo am meisten davon in die Geblutsmasse und in den Nervensaft, und zwar in diesen in höchst subtilisirter, fast geistig wirksamer Form eingetreten ist, ist wieder nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt. Aber auch nicht dem mindesten Zweifel, dünkt mich, für's erste: daß sich diese vier Hauptingredienzien auf so unzählige Weise verändern und versetzen lassen, daß daraus unzählige Temperamente entstehen, und daß oft das prädominirende Princip kaum herauszufinden ist, zumal da aus der Zusammenfließung und wechselseitigen Anziehung dieser Ingredienzien sehr leicht eine neue Kraft entstehen oder losgebunden werden kann, die einen ganz andern Charakter hat, als von den zwei oder drei Ingredienzien jede hatte. Diese neue Kraft kann so verschieden, so namenlos seyn, daß man sogleich fühlt, keine der gewöhnlichen Benennungen paßt auf diese prädominirende Kraft. Und was noch wichtiger ist, als dieses, und weniger beherziget wird, ist, daß es in der Natur noch so viele Elemente, oder heißt es, wie Ihr wollt, so viele Ingredienzien zu den Körpern giebt, die nicht Wasser, nicht Luft, nicht Feuer, nicht Erde sind, die ich in den gewöhnlichen Temperamentslehren nicht genug mit in Anschlag gebracht sehe, die aber in der Natur gar sehr mit in Anschlag gebracht sind. Z.B. Oel, Quecksilber, Aether, die elektrische Materie, das magnetische Fluidum (Mayer's Acidum pingue, Schmidt's Frostmaterie, Blakes fixe Luft, des Abts Fontana Salpeterluft, als hypothetische Wesen, wenn man will, nicht einmal gerechnet). Nur drei, vier solcher anderer Elemente, und wie viel hundert solche kann es geben, zu denen wir den Namen noch nicht haben? nur drei, vier, wie können, wie müssen sie neue Hauptklassen von Temperamenten geben! und wie unendlich die untergeordneten Mischungen vermannigfaltigen! Warum sollte es nicht so gut ein öliges Temperament geben, als ein wässeriges, ein ätherisches, als ein luftiges, ein mercurialisches, als ein irdisches?

Stahl's brennbares Grundwesen oder Element der Zähigkeit: wie viel verschiedene Arten von vorzüglich merkwürdigen Mischungen oder Bestandformen formirt dieß nicht allein! Die ölige, harzige, gummige, schleimige, milchige, gallertartige, butterige oder fette, käsige, seifenhafte, wachsartige, kampherartige, zunderige, phosphorische, hydrophorische, schwefelige, rußige, kohlige! wovon keine mit der andern zu verwechseln ist, jede ihre besondern auszeichnenden Eigenschaften und Wirkungen in der Natur und Kunst hat. Die metallische Mischung oder Form, die wohl dazu könnte gerechnet werden, hat allein wieder eine Menge von wichtigen Unterschiedsarten; und daß Eisentheile im Blute aller Menschen sind, ist nun längst vollkommen ausgemacht. Nur Erde z. B. wie mannigfache Salze begreift diese in sich! Wie wenig also ist gesagt, irdisches Temperament! salziges! da die Salze unter sich verschieden sind, wie Hitze und Kälte! wie die zwei Hauptgattungen, Sauersalz und Laugensalz, aus denen man alle übrigen bestehend oder formirt findet.

Für die Physiognomik also, deucht mich, und ich glaube auch überhaupt für richtige, auch medicinische Temperamentskenntniß, könnten wir einen einfachern Weg betreten, der uns über die gewöhnlichen Unterscheidungen gewissermaßen hinwegführen und doch noch zu mehr Unterscheidungen Raum geben würde, vielleicht bestimmbarern Unterscheidungen.

Wie immer die innere Natur der Körper beschaffen seyn mag, wie immer der Stoff, die Zusammensetzung der Stoffe, die Organisation, Blutmischung, Nervenbau, Lebensart, Nahrung: das Facit von dem Allen ist dennoch ein bestimmter Grad von Reizbarkeit gegen einen gegebenen Punct. Wie also, deucht mich, die Elasticität der Luft durch ihre Temperatur verschieden ist, und sich nicht durch innere Zergliederungen, sondern durch die Grade ihrer Wirksamkeit bestimmen läßt: so, deucht mich, verhält es sich mit den Temperamenten des menschlichen Körpers; ihre innerliche Zergliederung ist unmöglich, oder schwer möglich. Das Facit ihrer Ingredienzien und die Mischung derselben wird indessen immer eins: ein gewisser Grad von Reizbarkeit bei einem gegebenen Reizungspunct.

Gewissermaßen also barometrisch und thermometrisch ließen sich, glaube ich, alle Temperamente viel richtiger und leichter bestimmen, als nach der gewöhnlichen Eintheilung, die in sofern freilich immer Statt haben könnte, wenn es sich ergäbe, daß bei gewissen Mischungen, die wir jetzt melancholisch oder sanguinisch nennen, nie ein gewisser Grad von Reizbarkeit und Nichtreizbarkeit möglich wäre, daß z. B. bei der Mischung, die man die melancholische nennt, der Grad der Reizbarkeit bei einem gemeinsamen Gegenstande nie zum Tempéré hinauf, die cholerische nie unter's Tempéré herunterstiege?

Reizbarkeit könnte auch bei den vier gemeinen Temperamenten nach ihrer anzusehenden Wirkungsart in Höhe, Tiefe, Weite und Nähe bemerkt werden. So ist das cholerische am reizbarsten in alle Arten von Höhe, ohne Gefahr zu scheuen; das furchtsamste melancholische hingegen reizbar in alle Arten von Tiefe, wo es nur sichern Grund finden oder vermuthen kann; das sanguinische in alle Arten von Weite, bis zur Zerstreuung in das Unendliche; das phlegmatische weder in große Weite, noch Höhe, noch Tiefe reizbar, nur zu dem, was es in Ruhe, bequem, am nächsten erlangen kann, geht so der Nähe nach, glatten Weges hin nach seinem kleinen oder mäßigen Horizont, keinen Schritt leicht weiter, in gleichgültigem Nichtachten alles Uebrigen, zur ökonomisch-epikurischen Gartenphilosophie noch am bequemsten. Indolentia ist eigentlich das höchste Gut des Phlegma, wie des Epikur.

Wir würden, wenn die Temperatur des menschlichen Körpers wie die Luft bestimmt würde, also bloß das Wesentliche, die Summe des Temperaments, das, was uns seine Kenntniß eigentlich brauchbarer machen würde, durch Grade der Reizbarkeit ausdrücken.

Von unzähligen Menschen, die ich sehe, könnte ich nicht sagen: „sie haben dieß, jenes der vier bekannten

Temperamente." Aber von unzähligen ließe sich, bei genauer Beobachtung, sagen, in welches Zehend der Scala sie gehörten, wenn man eine Leiter von 100 Graden der Empfindlichkeit bei einem gewissen Gegenstande annähme. Ich sage immer: bei einem gewissen Gegenstande, denn, wie zum Theil eben bemerkt worden, jedes Temperament hat seine eigene Reizbarkeit in Höhe, Tiefe u. s. w., also müßte man einen bestimmten Punct annehmen, gegen den sich alle stellen müßten, der auf sie wirken müßte, so wie der Thermometer nur an dem Orte, wo er beständig steht, bestimmte Anzeigen gibt.

Diesen Punct kann Jeder annehmen, wie er will.

Jeder könnte sich selbst zum Thermometer aller Temperamente machen, die auf ihn wirken.

Um diesen Gedanken einigermaßen sinnlich zu machen, haben wir die Adieux von Calas nach Chodowiecki (a) gegenüber hingesetzt.

Das feuchteste Temperament ist bei dieser Scene das unreizbarste.

Das luftige ist bloß zu kraftlosen Thränen reizbar.

Das feurige zu kraftvoller Rache.

Das irdische hat keine Elasticität, schwirrt nicht, sondern wird zu Boden gedrückt.

Der Phlegmatiker ist rund, glatt, voll und sitzt.

Der Sanguiniker steht, hüpft, fliegt, ist länglich rund und proportionirt.

Der Choleriker ist eckiger, und drückt und stampft.

Der Melancholische ist eingedrückt und sinkt.

Bei der Schätzung der Temperamente, oder wie ich lieber sagen möchte, des Grades der Reizbarkeit, nämlich bei einem Puncte, müssen immer zwei Sachen sorgfältig unterschieden werden: Momentane Spannung und Reizbarkeit überhaupt, oder die Physiognomie und das Pathos des Temperaments. Wie kann der Mensch gereizt werden? wie wird er jetzt gereizt? wie groß ist sein Spielraum, sein Reich überhaupt? Und dann: wo ist seine gegenwärtige Residenz? wie viel kann dieser Arm heben? wie viel hebt er gerade jetzt? Das Capital also von Temperament (wie wir uns anderswo schon ausgedrückt haben) wäre im Umrisse des ruhenden Körpers; der Zins, den dieß Capital abwirft, im bewegten Auge, der Augenbraue, dem Munde und der actuellen Farbe zu suchen.

Es wird sich noch finden, daß die Temperatur oder Nervenreizbarkeit der organischen Leben sich in bestimmbaren Umrissen endigt, daß das bloße Profil z. B. solche Linien abwirft, aus deren Biegung sich der Grad der Reizbarkeit in Höhe, Weite, Tiefe, Horizontalruhe bestimmen läßt.

Alle Profilumrisse eines Gesichtes und des ganzen Menschen liefern uns charakteristische Linien, die auf zweierlei Weise wenigstens betrachtet werden können. Für's Erste ihrer innern Natur nach, sodann ihrer Lage nach. Ihre innere Natur ist zweierlei: gerade oder krumm; ihre äußere ebenfalls: perpendiculär oder schief. Beide haben ihre mannigfaltigen Unterordnungen, die sich aber, wie bei Anlaß der Stirnen eine Probe gegeben wird, leicht classificiren lassen. Kämen zu diesen Profilumrissen noch einige über einander stehende Grundlinien der Stirne: ich habe gar keinen Grund zu zweifeln, daß auf diese Weise sich nicht die Temperatur eines jeden Menschen überhaupt, das Höchste und Tiefste seiner Reizbarkeit gegen jeden gegebenen Gegenstand bestimmen lasse.

Das Pathos des Temperamentes, der Moment ihrer wirklichen Gereiztheit zeigt sich in Bewegung der Muskeln, die sich in jedem animalischen Körper nach der Beschaffenheit und Form desselben richtet. Zwar ist jeder Menschenkopf aller Bewegungsarten der Leidenschaften fähig, jedoch jeder nur bis auf einen gewissen Grad. Da aber dieser Grad viel schwerer zu finden und schwerer zu bestimmen ist, als die Umrisse der Ruhe, auch sich daraus so leicht nicht auf den Grad der Elasticität und Reizbarkeit überhaupt schließen ließe, wie aus den ruhenden Umrissen: so könnte man sich für's Erste mit diesen allein begnügen, und zwar, weil das Haupt die Summe des Körpers, das Profil oder die Grundlinie der Stirn eine Summe des Hauptes ist, mit der Profillinie des Angesichtes oder der Grundlinie der Stirn. Jetzt weiß man schon, daß jede Linie, je mehr sie sich dem Zirkelbogen oder noch mehr dem Oval nähert, dem cholerischen Feuer entweicht; sich hingegen ihm nähert, je gerader, schiefer und gebrochener sie ist.

1. ist das Phlegma non plus ultra.

2. ist sanguinisch. 3. 4. 5. 6. ungleiche Grade des Hochcholerischen.

7. 8. 9. einige Linien des Melancholischen, nämlich charakteristisch verstärkt.

Ich weiß und bekenne die äußerste Unvollständigkeit dieser Gedanken über die Temperamente. Was indessen schon tausendmal darüber gesagt worden, wollte ich nicht wiederholen. Nur dieß will ich noch beifügen: Ich hoffe, daß sich vermittelst des Stirnmaßes bestimmte Zeichen, Umrisse, Linien, Charakter der Reizbarkeit für alle Hauptclassen der Dinge finden lassen; finden lassen Verhältnisse aller menschlichen Stirnumrisse zu allen andern Gestalten, die immer dem menschlichen Auge erscheinen oder sich dem menschlichen Gefühle nähern mögen.

Und nun noch eine kurze Anzeige von einigen Puncten, die meinem Fragmente mangeln; einige Fragen, die ich von der Erfahrung und Weisheit einiger guten Menschen beantwortet wünsche:

1. Kann und soll ein Mensch sein Temperament verlieren oder ganz unterjochen? Verhält es sich mit den Temperamenten anders, als mit unsern Sinnen und Gliedern? Ist nicht, wie alle Creatur Gottes, so auch jede Kraft der Creatur gut? Fordert die Religion mehr, als Mäßigung des Unmäßigen, das ist, dessen, was das Leben anderer auch guter Kräfte im Menschen hemmt und erstickt? Fordert sie mehr, als die Wechslung der Gegenstände unserer Leidenschaften?

2. Wie muß ein Vater einen cholerischen Sohn, eine sanguinische Mutter eine melancholische Tochter, ein phlegmatischer Freund einen cholerischen — kurz, wie ein Temperament das andere behandeln und leiten?

3. Welche Temperamente schicken sich zur Freundschaft?

4. Welche sind zusammen glücklich in der Ehe?

5. Welche können durchaus nicht unmittelbar neben einander bestehen?

6. Was kann und soll von jedem Temperamente gefordert, welche Arten der Beschäftigungen und Vergnügungen sollen jedem angewiesen werden? Welche

Freunde und Feinde sind jedem zur Auf- und Abspannung zu wünschen und zur Seite zu stellen?

7. Ist irgend eine gefährliche Eigenschaft eines Temperamentes anzugeben, die nicht durch eine vortreffliche desselben Temperamentes vergütet werde?

8. Wie unterscheiden sich die Züge desselben Temperamentes in verschiedenen Altern und Geschlechtern der Menschern?

XLII. Einige Kennzeichen körperlicher Stärke und Schwäche.

Man heißt einen menschlichen Körper stark, der andere Körper leicht verändern und durch andere Körper nicht leicht verändert werden kann. Je mehr einer unmittelbar wirken, und je weniger einer unmittelbar entwegt werden kann, desto stärker ist er. Desto schwächer, je weniger er wirken und den Wirkungen anderer widerstehen kann.

Es gibt stille Stärke, deren Wesen Unbeweglichkeit, und lebendige Stärke, deren Wesen Bewegung ist. Diese sind zugleich außerordentlich unbeweglich und außerordentlich beweglich. Sie sind elastisch. Es gibt Felsenstärke und Federstärke.

Es gibt Herculesse, die aus Knochen und Sehnen gebaut, dicht, fest, gedrängt, säulenartig stark sind.

Und unherkulische Helden, die nicht von so fester, dichter Natur und Statur, nicht untersetzt, nicht so steinern sind, und dennoch, wenn sie gereizt werden, wenn man ihrer Wirkung widerstehen will, dem Drucke so stark entgegenwirken, mit solcher elastischer Kraft dem Widerstande widerstehen, als kaum die stärkestgebeinten, sehnenreichsten zu thun im Stande sind.

Ein Elephant hat natürliche Knochenstärke; gereizt und ungereizt trägt er ungeheure Lasten, und zerstampft mit seinem leisesten Fußtritt. Eine gereizte Wespe hat eine ganz andere Art von Stärke. Beide Arten der Stärke setzen Festigkeit der Grundtheile und Festigkeit des Zusammenhanges voraus.

Alle Lockerheit hebt Stärke auf.

Die Grundstärke eines Menschen, so wie seine Grundsprache, ist also durch seine Lockerheit oder Unlockerheit leicht sichtbar; auch die Elasticität eines Körpers hat auffallende Merkmale, die nicht zulassen, daß man ihn mit dem unelastischen vermische. Der Fuß eines Elephanten und eines Hirsches, einer Wespe und einer Mücke: welch ein sichtbarer Unterschied der Stärke?

Stille, feste Stärke zeigt sich in proportionirter Gestalt, die doch eher etwas zu kurz als zu lang seyn darf;

zeigt sich in dichtem Nacken, breiten Schultern, einem auch im Zustande der Gesundheit mehr knochigen als fleischigen Gesicht;

zeigt sich in kurzer, gedrängter, allenfalls knotiger Stirne, und besonders in sichtbaren, jedoch nicht zu weit vorstehenden, in der Mitte entweder flachen oder scharf eingeschnittenen, mit nichten aber flach vertieften sinubus frontalibus;

in horizontalen, nahe auf den Augen liegenden Augenbraunen, in tiefem Auge, festem Blicke;

in einer breiten, festen, bei der Wurzel knochigen Nase und überhaupt in geraden, eckigen Umrissen;

zeigt sich in kurzem, krausem, dichtem Haupt- und Barthaar;

zeigt sich in kurzen, etwas breiten, sich wohl an einander schließenden Zähnen, gepreßten Lippen, daß die untere eher vor- als zurücksteht, im stark vorstehenden breiten Kinn;

im knotig hervorstehenden os occipitis;

in der Baßstimme und im festen Austritt und Stillsitzen.

Die elastische Stärke, die lebendige Kraft der Gereiztheit muß in dem Momente der Activität erkannt, und dann die festen Zeichen derselben abstrahirt werden, wenn die gereizte Kraft wieder ruhet; „dieser Körper also, der in Ruhe so wenig vermag, so schwach wirkt, so schwach widersteht, kann so gereizt, so gespannt, so kräftig werden.“ Und dann wird man finden, daß diese durch Reizung erwachende Stärke größtentheils in schmächtigen, länglichen, doch nicht sehr langen, dabei mehr knöchernen als fleischigen Körpern wohnt; in Körpern von blasser, bräunlicher Farbe, schneller Beweglichkeit, verbunden mit einer gewissen Art von Steifigkeit, die schnell und fest auftreten, scharfen, festen Blick haben, beschnittene, leicht doch genau geschlossene Lippen.

Kennzeichen der Schwäche sind: unproportionirte Länge der Statur, viel Fleisch, wenig Knochen, Gedehntheit; schwankendes Wesen, lockere Haut; abgerundete stumpfe, vornehmlich hohle Umrisse von Stirn und Nase; Kleinheit der Nase und des Kinnes; kleine Nasenlöcher, zurückgehendes Kinn, langer cylindrischer Hals; schnelle oder langsame Beweglichkeit ohne festen Auftritt; blöder Blick; zusinkende Augenlieder; offner Mund; lange Zähne; lange, aber an das Ohr eingekerbte Kinnlade; weißliche Farbe des Fleisches; gelbliche und grünliche Zähne; blondes, langes, zartes Haar; helle Stimme u. s. w.

XLIII. Medicinische Semiotik, oder Etwas von den Kennzeichen der Gesundheit und Krankheit.

Nicht ich, ein erfahrner Arzt sollte noch eine physiognomische und pathognomische Semiotik der Gesundheits- und Krankheitszustände schreiben; sollte den physiologischen Charakter der Körper, die zu dieser oder jener Krankheit vorzügliche Disposition hätten, bezeichnen. Ich bin unbeschreiblich unwissend in Ansehung der Krankheiten und der Kennzeichen der Krankheiten. Indessen darf ich doch meinen wenigen Beobachtungen zufolge mit einiger Zuversicht behaupten: Ich glaube, durch öftere Beobachtung der festen Theile und Umrisse des Körpers und des Gesichtes vieler Kranken lasse sich nicht schwer der Dispositionscharakter der Gesunden zu den gefährlichsten Krankheiten auch in dem gesundesten Zustande voraus erkennen. Wie unendlich wichtig wäre eine solche physiognomische Semiotik, oder in der Natur des Körpers und seiner Bauart gegründete Prognostik der möglichen oder wahrscheinlichen Krankheiten! Wie wichtig, wenn der Arzt mit überwiegender Wahrscheinlichkeit zum Gesunden sagen könnte: „Natürlicher Weise hast du einst diese oder jene Krankheit zu erwarten! Nimm dich vor diesem, vor jenem wohl in Acht! Wie das Pockengift in deinem Leibe schlummert, und so und so erweckt wird — so die Hektik, so das hitzige Fieber, so das kalte. — Eine physiognomische Diätetik

Man lese nach in Zimmermanns vortrefflichem Werke von der Erfahrung, wie charakteristisch er verschiedene leidenschaftlich kranke Zustände beschreibt. Einige Stellen hier zu lesen, die meinen Wunsch rechtfertigen, und zugleich die merkwürdigsten semiotischen Bemerkungen enthalten, kann Niemanden angenehm seyn. Die erste ist aus dem 8ten Capitel des ersten Theils, Seite 401 f. „Der Beobachtungsgeist sucht die Physiognomie der Krankheiten. Die Physiognomie ist zwar über den ganzen Körper verbreitet, allein es gibt auch Zeichen der Krankheiten, ihrer Abänderungen und ihres Fortganges in den Zügen und dem Wesen des Angesichtes überhaupt und seiner Theile. Der Kranke hat zuweilen die Miene seiner Krankheit. In hitzigen Fiebern, in Gallenfiebern, in abzehrenden Fiebern, in der Bleichsucht, in der gemeinen und der schwarzen Gelbsucht, in Würmern — (so ist mir Ignoranten die Bandwurm-Physiognomie schon mehrmals kenntlich gewesen), in der wüthenden Geilheit sieht der schlechteste Beobachter diese Miene. Je mehr in hitzigen Fiebern das Angesicht von seiner natürlichen Miene abweicht, desto gefährlicher ist diese Veränderung. Ein Mensch, der mich mit einem rothen Angesichte verwirrt und wild anschaut, da seine Blicke sonst sanft und stille waren, verkündigt mir eine Verwirrung. Ich habe aber auch mit einem blassen Angesichte einen unbeschreiblich wilden Blick gesehen, da sich in einer Brustentzündung die Natur einem Anfall näherte, da der Kranke über und über kalt und sogar sinnlos war. Ein blöder Anblick, hängende und blasse Lippen werden hitzigen Fiebern für schlimm gehalten, weil sie eine große Entkräftung bedeuten. Ein Angesicht, das in hitzigen Fiebern plötzlich zusammenfällt, ist höchst gefährlich. Der Brand ist da, wenn in einer heftigen Entzündung die Nase spitzig, das Angesicht bleifarbig und die Lippen bläulich sind. Ueberhaupt kann in dem Angesichte etwas Fürchterliches liegen, das aus andern Zeichen nicht kennbar ist, und doch sehr viel bedeutet. In den Augen haben wir Verschiedenes zu beobachten. Boerhaave sah den Kranken mit einem Vergrößerungsglase in die Augen, damit er sehe, ob das Blut in die kleinern Gefäße trete. Hippokrates hielt für schlimm, wenn die Augen das Licht flohen; wenn die Thränen wider des Kranken Willen flossen; wenn die Augen schielend wurden; wenn eines kleiner ward, als das andere; wenn das Weiße roth ward; wenn ihre Aederchen schwärzlich wurden, zu sehr hervorbrachen, oder zu tief sich zurückzogen. (S. 432.) Die Bewegungen der Kranken, ihre Lage im Bette gehören ebenfalls unter die besondern Zeichen der Krankheiten. Die Bewegungen der Hand gegen die Stirne, ein vielfältiges Suchen in der Luft und Rupfen an der Wand, an den Bettlacken und dem Bette sind von dieser Art. Die Lage im Bette ist ein sehr deutliches Merkmal der innerlichen Beschaffenheit der Kranken, und verdient darum als ein Zeichen alle Aufmerksamkeit. Je mehr in Entzündungskrankheiten die Lage unordentlich ist, desto gewisser schließt man auf die innerliche Angst und endlich auf die Gefahr. Hippokrates hat uns die Stellungen der Kranken in diesen Fällen mit einer Wahrheit abgemalt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die beste Lage in Krankheiten ist die gewohnte Lage in gesunden Tagen.“ — Und nun noch einige andere Bemerkungen dieses über allen Neid urinoser Ignoranz erhabenen Arztes und Menschenkenners! (Seite 452.) „Swift war mager, so lange ihn die Ehrsucht und allerlei Gram plagte; nachdem er aber den Verstand gänzlich verloren hatte, wurde er auch wieder fett.“

Unübertrefflich ist seine Schilderung des Neides und seiner Wirkungen auf den Körper. „Der Neid äußert seine Wirkungen schon bei Kindern. Sie werden dadurch ganz elend und mager, und verfallen leicht in eine Dörrsucht. Der Neid nimmt überhaupt die Eßlust, macht schlaflos und zu fiebrischen Bewegungen geneigt. Er gibt ein schwermüthiges, schnaubendes, ungeduldiges, banges und engbrüstiges Wesen. Der gute Namen Anderer, an denen er sich mit verstellter und in seinem Herzen nicht liegender Verachtung und Verkleinerung zu rächen sucht, hängt wie ein Schwert an einem Härchen über seinem Haupte. Er möchte Andere jede Stunde martern, und er selbst ist jede Stunde gemartert. Auch der Lachnarr wird trübe, sobald der Neid, dieser wahre und eigentliche Teufel, in ihm zu wirken anfängt, und er sieht, daß er vergeblich sich ereifert, die Verdienste zu erniedrigen, die er nicht erreichen kann. Seine Augen rollen herum; er nickt mit der Stirne; er wird sauer, mürrisch, und hängt das Maul. Zwar gibt es auch Neider, die zu einem hohen Alter gelangen. Sie haben in ihrem giftduftenden Winkel, durch zahnlose Furien begeistert, sich aller Gelegenheiten, Böses zu thun, bedient; sie haben nach ihrer besten Möglichkeit auf jede gute That, auf jeden ehrlichen Namen ihren höllischen Geifer verspritzt; sie haben die Sache aller Bösewichter verfochten; sie haben alle Begriffe des Rechts und Unrechts ihr langes Leben hindurch verdreht; sie haben die reinste Unschuld und die bewährteste Tugend in ihren Eingeweiden bluten gemacht; darum befinden sie sich wohl, wenn auch ihre Gesichter dem Abgrunde und ihre Köpfe umgekehrten Besen gleichen.

Die bekannten und oft von den Aerzten angeführten semiotischen Schriftsteller sind Aretäus, Lomnius, Aemilius, Campolongus, Wolf, Hofmann, Webel, Schrader, Vater.

Zwei Dissertationen hierüber sind mir auch bekannt geworden: — De prosoposcopia medica von Samuel Quelmalz, Leipzig 1748, und de facie morborum indice; seu morborum aestimatione ex facie, von dem berühmten Stahl, Halle 1700.

Aber Thomae Fieni philosophi ac medici praestantissimi Semiotice sive de signis medicis, Lugduni 1664, ist wohl das vollständigste, ausführlichste, lesenswürdigste; dennoch hat auch dieser scharfsinnige Schriftsteller die Figur des Körpers zur Prognostik der Krankheiten kaum berührt, doch mehr, wie die Andern, bei der Diagnostik derselben in Betrachtung gezogen.

XLIV. Nationalphysiognomien.

A. Einige Bemerkungen.

Daß es Nationalphysiognomien wie Nationalcharaktere gebe, ist schlechterdings unläugbar. Wer daran zweifelt, muß nie Menschen von verschiedenen Nationen gesehen, nie die äußersten Enden zweier Nationen neben einander gedacht haben. Man denke sich nur neben einander einen Mohren und einen Engländer; einen Lappen und einen Italiener; einen Franzosen und einen Feuerländer, und vergleiche ihre Gestalten und Gesichtsbildungen und ihre Geistes- und Gemüthscharaktere. Es ist nichts leichter, als diese erstaunliche Verschiedenheit überhaupt zu erkennen, aber

es ist bisweilen sehr schwer, sie wissenschaftlich zu bestimmen.

Man lernt vielleicht das Nationale eines Gesichtes leichter erkennen, wenn man allererst nicht die gesammten Nationen sieht, nicht zu ihnen geht; wenn uns die Nation erst nur in einzelnen Personen erscheint. So wenigstens scheint es mir nach meiner bisherigen Erfahrung. Einzelne Gesichter öffnen uns eher die Augen für das Charakteristische ganzer Nationen, als ganze Nationen für das Nationale einzelner Gesichter. Durch Beobachtung aller Fremden, die mir begegnen, habe ich jedoch nichts weiter herausgebracht, als folgendes unendlich Wenige:

Die Franzosen weiß ich am wenigsten zu charakterisiren. Sie sind nicht so groß gezeichnet, wie die Engländer, und nicht so kleinlich, wie die Deutschen. Ich erkenne sie meistens an den Zähnen und am Lachen; den Italiener an der Nase, dem kleinen Auge und am vorstehenden Kinne; den Engländer an der Stirne und den Augenbrauen; den Holländer an der Rundung des Hauptes und an den weichen Haaren; den Deutschen an den Furchen und Falten um die Augen und in den Wangen; die Russen an den aufgeworfenen Nasen, weißen oder schwarzen Haaren. Und nun noch ein Wort von den Engländern besonders. Die Engländer haben die kürzesten und gewölbtesten Stirnen, nämlich nur obenher wölben sie sich, untenher gegen die Augenbrauen sind sie sanft gespannt oder geradliniger; sie haben sehr selten spitze, aber oft runde, stumpfe, markige Nasen. Quäker und Herrnhuter ausgenommen, die überhaupt in aller Welt einen lippenlosern Mund haben, haben die Engländer große, wohlgezeichnete, schön geschweifte Lippen, und ein rundes volles Kinn; vornehmlich aber unterscheiden sie sich durch ihre Augenbrauen und Augen, die stark offen, frei und treffend sind. Ihre Gesichter sind überhaupt in einer großen Manier gezeichnet. Ihnen fehlen überall die unendlich kleinen vielen Nebenzüge, Falten und Furchen, wodurch besonders die deutschen Gesichter unterschieden werden. Ihre Gesichtsfarbe ist weißlicher, als die der Deutschen.

Alle englische Frauenzimmer, die ich in Natur und in Bildern gesehen, scheinen aus Mark und Nerven gebildet, sind länglich, schmächtig, zart, und von aller Rohigkeit, Härte und Zähheit himmelweit entfernt.

Die Schweizer, überhaupt genommen, haben, den Blick der Treuherzigkeit ausgenommen, keinen gemeinsamen physiognomischen Nationalcharakter. Sie sind unter sich so verschieden gebildet, wie die entferntesten Nationen. Der französische Schweizerbauer und der Appenzeller sind in allen Absichten so verschieden als möglich. Es kann aber seyn, daß ein fremdes Auge den allgemeinen Charakter der Nation, wodurch sie sich von andern französischen und deutschen Nationen unterscheidet, leichter als ein einheimisches bemerken würde.

In jedem Canton der Schweiz finde ich die charakteristischesten Verschiedenheiten. Der Zürcher z. B. ist mittlerer Statur, eher mager als fett, und größtentheils eines von beiden. Selten feurige Augen, selten große oder kleinfeine Nasen, selten groß gezeichnet, aber auch selten kleinlich. Wir haben sehr wenig schöne Mannspersonen, aber eine unvergleichliche Jugend, die sich aber sehr bald deformirt. Der Berner ist hochstämmig, gerader, weißlich, weichlich und entschlossen. Man kennt ihn größtentheils aus der obern Reihe weißer, wohlgeordneter, leicht sichtbarer Zähne. Der Baseler ist von runder, voller, gespannter Gesichtsform; gelbweißlich und hat gemeiniglich ungeschlossene, lockere Lippen. Der Schafhauser ist hartknochiger, hat selten tiefe, viel hervorstehende Augen, und über den Schläfen divergirende Stirnseiten, fette Backen und einen fleischigen, weitern, offnern Mund; ist überhaupt stärker gegliedert als der Zürcher. Es ist kaum ein Dorf, nur im Canton Zürch, dessen Einwohner nicht von den Einwohnern des nächsten Dorfes, auch ohne Rücksicht auf Kleidung, wiewohl auch diese physiognomisch ist, äußerst verschieden sey.

In der Gegend um Wädenschweil und Oberried sieht man eine Menge schöner, breitschulteriger, starker, lasttragender Männer. In Weiningen, zwei Stunden von Zürch, gegen Abend, fand ich eine Menge guter Mannsgestalten, die sich besonders durch Reinlichkeit, Bedächtlichkeit, bescheidene Langsamkeit oder Gravität auszeichnen.

Nur von dem physiognomischen Charakter unserer Dorfleute wäre ein äußerst interessantes und lehrreiches Buch zu schreiben. Es gibt beträchtliche Dorfschaften, wo die Gesichter, die Nase weggerechnet, beinahe alle gleichsam wie mit einem Bret breitgedrückt scheinen, und wo diese unschöne Form mit dem Charakter der Einwohner auffallend übereinstimmend ist. Was wäre lehrreicher, als eine physiognomische und charakterische Beschreibung solcher Dorfschaften, ihrer Lebensart, Nahrung, Geschäfte?

B. Auszüge aus Andern.

Ich will nun abtreten und Andere reden lassen. — a. Aus Büffon zusammengezogen:

Wenn man die Fläche der Erde durchwandert, und von Norden anfängt, so findet man in Lappland und auf den nördlichen Küsten der Tartarei eine Art Menschen von einer kleinen und wunderlichen Gestalt, deren Gesichtsbildung so wild ist, als ihre Sitten. Alle Völker dieser Gegenden haben ein breites und plattes Gesicht, eine stumpfe und breitgedrückte Nase. Der Kreis um den Stern ihres Auges ist gelbbraun und fällt in das Schwarze; ihre Augenlieder stehen dicht an den Schläfen; ihre Wangen sind ungemein aufgeschwollen; der Mund ist sehr groß, und der untere Theil des Gesichtes schmal; die Lippen sind dick und aufgeworfen; die Stimme ist fein, der Kopf groß, das Haar schwarz und glatt, und die Haut schwarzbraun. Sie sind sehr klein, und bei ihrer Magerkeit doch untersetzt. Die meisten sind nur vier und die größten nicht über fünftehalb Fuß hoch. Die Borandier sind noch kleiner als die Lappen; die Samojeden sind untersetzter als die Lappen; sie haben einen größern Kopf, eine breitere Nase und eine dunklere Gesichtsfarbe, kürzere Beine, mehr aufwärts stehende Kniee, längere Haare und einen kleinen Bart. Die Grönländer haben eine noch schwarzbraunere Haut, als alle übrigen, und eine dunkle Olivenfarbe. Bei allen diesen Völkern sind die Weiber so häßlich, als ihre Männer. Diese Völker sind sich untereinander nicht nur in der Häßlichkeit, in der kleinen Leibesgestalt und in der Farbe der Haare und Augen ähnlich, sondern sie haben auch alle fast einerlei Gemüthsneigungen und einerlei Sitten. Sie sind alle gleich ungeschickt, abergläubisch und dumm. Die meisten sind Götzendiener, und noch unflätiger

als wild. Sie besitzen keine Herzigkeit, keine Scham und Ehrerbietung gegen sich selbst. Wenn man alle an dem langen Striche Landes, den das Lappengeschlecht einnimmt, zunächst wohnende Völker betrachtet, so wird man finden, daß sie gar keine Aehnlichkeit mit diesem Geschlechte haben. Nur die Ostiaken und Tongusen gleichen denselben. Die Samojeden und Borandier sind den Russen nicht ähnlich; die Lappen haben mit den Finnen, Gothen, Dänen und Norwegern nicht die geringste Gleichheit; die Grönländer sind ebenfalls von den Wilden in Canada sehr unterschieden. Diese andern Völker sind groß und wohlgestaltet, und ob sie gleich unter sich sehr unterschieden sind, so sind sie es dennoch unendlich mehr von den Lappen. Aber die Ostiaken scheinen Samojeden zu seyn, die weniger häßlich und nicht so kurz als die andern sind, denn dieselben haben eine kleine und übelgebildete Leibesgestalt.

Alle tartarischen Völker haben ein Gesicht, das eben sehr breit und schon in der Jugend runzelig, unten aber schmal ist; eine kurze und dicke Nase, kleine und tief im Kopfe liegende Augen, sehr erhabene Wangen, ein langes und vorwärts stehendes Kinn, Kinnbacken, die oben vertieft sind, lange und abgesonderte Zähne, starke und die Augen bedeckende Augenbrauen, dicke Augenlieder, ein glattes Gesicht, eine schwarzbraune und olivenähnliche Gesichtsfarbe und schwarze Haare. Sie sind von einer mittelmäßigen Leibeslänge, aber sehr stark von Kräften; sie haben einen kleinen Bart, welcher wie bei den Chinesen aus einigen dünnen Haarbüscheln besteht; ihre Schenkel sind dick und die Beine kurz.

Die kleinen oder nogaischen Tartaren haben etwas von ihrer Häßlichkeit verloren, weil sie sich mit den Circassiern vermischt haben. So wie man ostwärts weiter in die freie Tartarei kommt, wird die Bildung der Tartaren ein wenig angenehmer. Allein die wesentlichen Merkmale ihres Geschlechts bleiben beständig, und kurz, die mongolischen Tartaren, welche China erobert haben, und welche unter allen diesen Völkern am ordentlichsten eingerichtet waren, sind noch heutiges Tages am wenigsten häßlich und ungestaltet. Gleichwohl haben sie, wie alle andere, kleine Augen, ein breites und plattes Gesicht, einen kleinen Bart, welcher allezeit schwarz oder roth ist, eine kurze und breitgedrückte Nase. Es gibt unter den kergisischen und tscheremissischen Tartaren ein ganzes Volk, in welchem die Männer und Weiber eine sonderbare Schönheit besitzen. Die Sitten der Chinesen und Tartaren sind zwar sehr verschieden, aber nicht so sehr ihre Gesichtsformen und Gestalten. Die Chinesen haben wohlgebildete Glieder, sind dick und fett, haben ein breites, rundes Gesicht, kleine Augen, große Augenbrauen, erhabene Augenlieder, eine kleine breitgedrückte Nase und an jeder Lippe nur sieben oder acht kleine Büschel von einem schwarzen Barte, nebst sehr wenigen Haaren auf dem Kinne.

Die Einwohner der Küste von Neuholland, welche unter dem 16. Gr. 15 Min. südlicher Breite und südwärts von der Insel Timor liegt, sind vielleicht die elendesten Leute von der Welt, und Menschen, welche dem Viehe am nächsten kommen. Sie sind von Leibe groß, gerade gewachsen und schmal; sie haben lange und dünne Glieder, einen dicken Kopf, eine runde Stirne und dicke Augenbrauen. Ihre Augenlieder sind allezeit halb zugeschlossen; sie nehmen diese Gewohnheit von ihrer Jugend an, um ihre Augen vor den Mücken zu verwahren, welche sie ungemein plagen. Und weil sie niemals die Augen aufthun, so können sie nichts von weitem sehen, wofern sie nicht den Kopf in die Höhe richten, gleich als wenn sie etwas über sich sehen wollten. Sie haben eine große Nase, dicke Lippen und einen weiten Mund. Dem Ansehen nach reißen sie sich die beiden Vorderzähne an dem oberen Kinnbacken aus, denn diese fehlen ihnen allen, sowohl den Männern als den Weibern, und den Jungen nicht weniger als den Alten. Sie haben keinen Bart, ihr Gesicht ist lang und dessen Anblick sehr häßlich; es befindet sich darin nicht ein einziger Zug, welcher gefallen könnte. Ihre Haare sind nicht lang und glatt, wie man sie sonst bei allen Indianern antrifft, sondern kurz, schwarz und kraus, wie jene der Mohren, und sie haben auch eine eben so schwarze Haut, als die Mohren in Guinea.

Wenn wir die Völker unter einem gemäßigten Himmelsstriche betrachten, so werden wir finden, daß die Einwohner der nördlichen Landschaften in dem mongolischen Reiche und in Persien, ferner die Armenier, die Türken, die Georgianer, die Mingrelier, die Circassier, die Griechen und alle Völker in Europa, die schönsten, weißesten und wohlgebildetsten Menschen auf der ganzen Erde sind. Und ob es zwar sehr weit von Caschemir nach Spanien oder von Circassien nach Frankreich ist, so befindet sich dennoch eine sonderbare Aehnlichkeit zwischen diesen, so weit von einander entfernten, aber beinahe in gleicher Weite von der Mittellinie wohnenden Völkern. Die Caschemirianer sind wegen ihrer Schönheit berühmt; sie haben nichts von dem tartarischen Gesichte, noch die eingedrückte Nase und die kleinen Schweinsaugen, welche man bei ihren Nachbarn antrifft. Das georgianische Blut ist noch schöner, als das caschemirische. Man findet in diesem Lande kein häßliches Gesicht, und die Natur hat hier den meisten Weibern Annehmlichkeiten verliehen, welche man sonst nicht antrifft. Die Männer sind gleichfalls sehr schön; sie haben von Natur einen guten Verstand, und würden zu Wissenschaften und Künsten geschickt seyn; allein ihre schlechte Erziehung ist Ursache, daß sie so sehr unwissend und lasterhaft sind. Bei allen ihren Lastern sind die Georgianer dennoch höflich, leutselig und ernsthaft. Sie halten sehr an sich, und werden nur selten zornig, wiewohl sie auch unversöhnliche Feinde sind, wenn sie gegen Jemanden einen Haß geschöpft haben. Die Circassier und Mingrelier sind eben so schön als wohlgestaltet. Es ist etwas Seltenes, Buckelige und Hinkende unter den Türken zu finden. Die Spanier sind mager und ziemlich klein; sie haben eine feine Leibesgestalt, einen schönen Kopf, regelmäßige Gesichtszüge, schöne Augen, Zähne, die in ziemlich guter Ordnung stehen; aber ein gelbes braunes Gesicht. — Man hat angemerkt, daß in einigen spanischen Landschaften, als um den Fluß Bidossoa, die Einwohner überaus große Ohren haben." — (Hören sie wohl besser, als kleine Ohren? Ich kenne einen Mann von großen und rohen Ohren, der außerordentlich fein höret und verständig ist. Sonst habe ich besonders an Thoren vorzüglich große Ohren bemerkt, und an sehr schwachen, empfindlichen, weiblichen Charakteren außer-

ordentlich kleine). In England, Flandern, Holland und den nördlichen Ländern Deutschlands sieht man schon wenige Leute mit schwarzen oder braunen Haaren, und in Dänemark, Schweden und Polen findet man deren fast gar keine. Nach Linné sind die Gothen groß von Leibe; sie haben gerade, gelbliche und weiße Haare, und der Kreis um den Stern des Auges ist bei ihnen bläulich. Die Finnen haben einen fleischigen Leib, gelbe und lange Haare, der Kreis um den Stern ihrer Augen aber ist dunkelgelb.

Es ist eine so große Mannigfaltigkeit in dem Geschlechte der Schwarzen als der Weißen. Sie haben wie die Weißen ihre Tartaren und ihre Circassier; die Einwohner von Guinea sind ungemein häßlich, und haben einen unerträglichen Geruch. Die in Sofala und Mozambique sind schön, und riechen gar nicht übel. Diese zwei Gattungen Schwarzer haben eine größere Aehnlichkeit in den Farben, als in den Gesichtszügen, und ihre Haare, ihre Haut, der Geruch ihres Leibes, ihre Sitten und Gemüthsneigungen sind ebenfalls sehr unterschieden. Die Mohren von dem grünen Vorgebirge haben bei weitem keinen so übeln Geruch, als die von Angola; sie haben auch eine schönere und schwärzere Haut, einen besser gebildeten Leib, nicht so wilde Gesichtszüge, eine sanftmüthigere Gemüthsart und eine ansehnlichere Gestalt. Die Senegaler sind unter allen Mohren die bestgebildeten, lassen sich auch am leichtesten unterrichten. Die Nagos sind die leutseligsten, die Mandoegos die grausamsten, die Mimor die beherzesten, die eigensinnigsten und zur Verzweiflung am meisten geneigt. (Wenn d.m so ist, für's Erste nur diese Köpfe studirt, und dann, was Allen von diesem Charakter gemein ist, herausgehoben!) Die Mohren aus Guinea haben sehr wenig Verstand und kein Gedächtniß, und können bisweilen nicht über drei zählen. So wenig Verstand indessen die Mohren haben, so fehlt es ihnen doch nicht an einer starken sinnlichen Empfindung. Sie haben ein gutes Herz und den Samen aller Tugenden. Alle Hottentotten haben eine sehr platte und breite Nase; sie würden solche aber nicht haben, wofern es nicht die Mütter für eine Schuldigkeit hielten, ihren Kindern kurz nach der Geburt die Nase glatt zu drücken. (Es läßt sich wohl nicht so schlechtweg sagen: Sie würden es nicht haben! — Man muß die Form des Kopfes, so wie sie sich natürlich bildet, zur Basis von der Form der Nase setzen. Es gibt offenbar Schedelformen, wo die Nase naürlicher Weise platt ist, und Formen, bei denen sie, äußerste Gewaltthätigkeit ausgenommen, nicht platt gedrückt werden kann. Und selbst diese Gewohnheit, die Nase platt zu drücken, ist vielleicht als ein Beweis anzusehen, daß diese Form diesen Menschen natürlicher ist, als jede andere). Sie haben auch sehr dicke Lippen, und insonderheit ist die obere so beschaffen. Ihre Augen sind sehr weiß und die Augenbrauen dick. Daneben haben sie einen großen Kopf, einen magern Leib und kleine Glieder. Die Einwohner von Canada, und diesen Enden sind insgesammt groß und stark von Gliedern und Kräften, und ziemlich wohlgestaltet; sie haben alle schwarze Haare und Augen, sehr weiße Zähne, eine braune Gesichtsfarbe, einen kleinen Bart, und fast gar keine Haare auf einem andern Theile des Leibes; sie sind zu schwerer Arbeit abgehärtet, auf großen Reisen unermüdet, und sehr behende zum Laufen. Sie leiden jetzt Hunger, dann sind sie unmäßig, hochmüthig, herzhaft, und wissen sich zu mäßigen. Endlich befindet sich eine solche Aehnlichkeit zwischen ihnen und den morgenländischen Tartaren in der Farbe der Haut, der Augen und des Gesichts, ferner in Ansehung des kleinen Bartes und ihrer wenigen Haare, ingleichen, was ihre Gemüthsneigungen und Sitten betrifft, daß man glauben würde, sie stammten von dieser Nation her, wenn man sie nicht als Leute ansähe, die von einander durch ein großes Meer abgesondert sind. Sie wohnen auch unter eben demselben Grade der Breite, und dieß beweiset ebenfalls, was für einen Einfluß der Himmelsstrich auf die Farbe und die Gestalt, u d hiermit auch auf den Charakter, den Geist und die Sitten — der Menschen habe.

b. Aus einer sehr lesenswürdigen Abhandlung des Herrn Professors Kant in Königsberg, die sich in Engels Philosophen für die Welt 2ter Theil von S. 125 — 165 befindet, nur eine der merkwürdigsten Stellen:

S. 131. Auf der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meinung des Herrn von Maupertuis: einen von Natur edlen Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen, worin Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären. Ein Anschlag, der, meiner Meinung nach, zwar thunlich, aber durch die weisere Natur ganz wohl verhindert ist, weil eben in der Vermengung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit in das Spiel setzen, und sie nöthigen, alle ihre Talente zu entwickeln, und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Wenn die Natur ungestört (ohne Verpflanzung oder fremde Vermischung) viele Zeugungen hindurch wirken kann: so bringt sie jederzeit endlich einen dauerhaften Schlag hervor, der Völkerschaften auf immer kenntlich macht.

S. 133. Ich glaube, man habe nur nöthig, vier Racen der Menschengattung anzunehmen, um alle auf den ersten Blick kenntliche und sich perpetuirende Unterschiede davon ableiten zu können. Sie sind 1) die Race der Weißen, 2) die Negerrace, 3) die hunnische (mongolische oder kalmuckische) Race, 4) die hinduische oder hindustanische Race.

S. 141. Aeußere Dinge können wohl Gelegenheits-, aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen seyn, was nothwendig anerbet oder nachartet. So wenig als der Zufall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können: so wenig werden sie zu seiner Zeugungskraft etwas hinzusetzen, d. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältniß der Theile ist.

S. 143. Der Mensch war für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewikkelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren oder dafür gemacht zu seyn scheine.

S. 144. Luft und Sonne scheinen diejenigen Ursachen zu seyn, welche auf die Zeugungskraft innigst einfließen, und eine dauerhafte Entwickelung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können; da hingegen die besondere Nahrung zwar einen

Schlag Menschen hervorbringen kann, dessen Unterscheidendes aber bei Verpflanzungen bald erlischt. Was auf die Zeugungskraft haften soll, muß nicht die Erhaltung des Lebens, sondern die Quelle desselben, d. i. die ersten Principien seiner thierischen Einrichtung und Bewegung afficiren. Der Mensch in die Eiszone versetzt, mußte nach und nach in eine kleine Statur ausarten: weil bei dieser, wenn die Kraft des Herzens dieselbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, der Pulsschlag also schneller, und die Blutwärme größer wird. In der That fand auch Cranz die Grönländer nicht allein weit unter der Statur der Europäer, sondern auch von merklich größerer natürlicher Hitze ihres Körpers. Selbst das Mißverhältniß zwischen der ganzen Leibeshöhe und den kurzen Beinen an den nördlichsten Völkern ist ihrem Klima sehr angemessen, da diese Theile des Körpers wegen ihrer Entlegenheit vom Herzen in der Kälte mehr Gefahr leiden.

S. 146. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Theile des Gesichtes, welche am wenigsten einer Bedeckung fähig sind, da sie durch die Kälte unaufhörlich leiden, vermittelst einer Fürsorge der Natur allmählig flacher werden, um sich besser zu erhalten. Die wulstige Erhöhung unter den Augen, die halbgeschlossenen und blinzelnden Augen scheinen zur Verwahrung derselben, theils gegen die austrocknende Kälte der Luft, theils gegen das Schneelicht (wogegen die Esquimaux auch Schneebrillen brauchen) wie veranstaltet zu seyn, ob sie gleich auch als natürliche Wirkungen des Klima angesehen werden können, die selbst in mildern Himmelsstrichen, nur in weit geringerm Maße zu bemerken sind. So entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die gepletschte Nase, dünne Lippen, blinzelnde Augen, das flache Gesicht, die röthlich braune Farbe mit dem schwarzen Haare, mit einem Worte, die kalmuckische Geschlechtsbildung, welche in einer langen Reihe von Zeugungen in demselben Klima sich bis in einer dauerhaften Raçe einwurzelt, die sich erhält, wenn ein solches Volk gleich nachher in mildern Himmelsstrichen neue Sitze gewinnt.

S. 149. Das Rothbraune scheint (als eine Wirkung der Luftsäure) eben so dem kalten Klima, wie das Olivenbraune (als eine Wirkung des Laugenhaftgalligen der Säfte) dem heißen Himmelsstriche angemessen zu seyn, ohne einmal das Naturell der Amerikaner in Anschlag zu bringen, welches eine halberloschene Lebenskraft verräth, die am natürlichsten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angesehen werden kann.

S. 150. Der Wuchs der schwammigen Theile des Körpers mußte in einem heißen und feuchten Klima zunehmen; daher eine dicke Stülpnase und Wurstlippen. Die Haut mußte geölt seyn; nicht bloß, um die starke Ausdünstung zu mäßigen, sondern die schädliche Einsaugung der fauligen Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Ueberfluß der Eisentheilchen, die sonst in jedem Menschenblute angetroffen werden, und hier durch die Ausdünstung des phosphorischen Sauren (wornach alle Neger stinken) in der netzförmigen Substanz gefället werden, verursacht die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, und der starke Eisengehalt im Blute scheint auch nöthig zu seyn, um der Erschlaffung aller Theile vorzubeugen ... Uebrigens ist feuchte Wärme dem starken Wuchs der Thiere überhaupt beförderlich, und kurz, es entspringt der Neger, der seinem Klima wohl angemessen, nämlich stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd ist.

S. 161. Nur die Stammbildung kann in eine Raçe ansarten; diese aber, wo sie einmal Wurzel gefaßt, und die andern Keime erstickt hat, widerstehet aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Raçe einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden.

c) Aus Winkelmanns Geschichte der Kunst. In Absicht der Bildung des Menschen überzeugt uns unser Auge, daß in dem Gesichte allezeit, so wie die Seele, also auch niemals der Charakter der Nation sichtbar sey; und wie die Natur große Striche und Länder durch Berge und Flüsse von einander gesondert, so hat auch die Mannigfaltigkeit derselben die Einwohner solcher Länder durch ihre eigenen Züge unterschieden; und in weit entlegenen Ländern ist die Verschiedenheit auch in andern Theilen des Körpers und in der Statur. Die Thiere sind in ihren Arten nach Beschaffenheit der Länder nicht verschiedener, als die Menschen sind; und es haben Einige bemerken wollen, daß die Thiere die Eigenschaft der Einwohner ihrer Länder haben. Die Bildung des Gesichtes ist so verschieden, wie die Sprachen, ja wie die Mundarten derselben; und diese sind es vermöge der Werkzeuge der Rede selbst, so daß in kalten Ländern die Nerven der Zunge starrer und weniger schnell seyn müssen, als in warmen Ländern; und wenn den Grönländern und verschiedenen Völkern in Amerika Buchstaben mangeln, muß dieses aus eben dem Grunde herrühren. Daher kömmt es, daß alle mitternächtlichen Sprachen mehr einsylbige Wörter haben, und mehr mit Consonanten überladen sind, deren Verbindung und Aussprache andern Nationen schwer, ja zum Theile unmöglich fällt. In dem verschiedenen Gewebe und Bildung der Werkzeuge der Rede suchet ein berühmter Scribent sogar den Unterschied der Mundarten der italienischen Sprache. Aus angeführtem Grunde, sagt er, haben die Lombarder, welche in kältern Ländern von Italienern geboren sind, eine rohe und abgekürzte Aussprache; die Toscaner und Römer reden mit einem abgemeßnern Tone; die Neapolitaner, welche einen noch wärmern Himmel genießen, lassen die Vocale mehr als jene hören, und sprechen mit einem völligern Munde. Diejenigen, welche viele Nationen kennen lernen, unterscheiden dieselben eben so richtig und untrüglich aus der Bildung des Gesichtes, als aus der Sprache. Da nun der Mensch allezeit der vornehmste Vorwurf der Kunst und der Künstler gewesen ist, so haben diese in jedem Lande ihren Figuren die Gesichtsbildung ihrer Nation gegeben; und daß die Kunst im Alterthume eine Gestalt nach der Bildung des Menschen angenommen, beweiset ein gleiches Verhältniß einer zu der andern in neuern Zeiten. Deutsche, Holländer und Franzosen, wenn sie nicht aus ihrem Lande und aus ihrer Natur gehen, sind wie die Sinesen und Tartaren, in ihren Gemälden kenntlich. Rubens hat nach einem vieljährigen Aufenthalt in Italien seine Figuren beständig gezeichnet, als wenn er niemals aus seinem Vaterlande gegangen wäre.

Noch eine Stelle aus Winkelmann. Der aufgeworfene schwülstige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, ist ein überflüssiges Gewächs und eine Schwulst, welche die Hitze ihres Klima's verursacht, so wie uns die Lippen

von Hitze, oder von scharfen salzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menschen im heftigen Zorn, aufschwellen. Die kleinen Augen der entlegenen nördlichen und östlichen Länder sind in der Unvollkommenheit ihres Gewächses mitbegriffen, welches kurz und klein ist. Solche Bildungen wirket die Natur allgemeiner, je mehr sie sich ihren äußersten Enden nähert, und entweder mit der Hitze oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und zu früzeitige, hier aber unreife Gewächse von aller Art hervorbringet. Denn eine Blume verwelkt in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibt sie ohne Farbe; ja die Pflanzen arten aus in einem finstern, verschlossenen Orte."

„Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpuncte gehet, unter einem gemäßigten Himmel. Folglich sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, welche von den regelmäßigsten Bildungen genommen sind, richtiger, als welche sich Völker bilden können, die, um mich eines Gedankens eines neuern Dichters zu bedienen, von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verstellt sind.

d) Aus den Recherches philosophiques sur les Américains, par Mr. de P. (auw).

Les *Américains* étoient sur tout remarquables en ce que les sourcils manquoient à un grand nombre, et la barbe à tous. De ce seul défaut on ne peut inférer qu'ils étoient affoiblis dans l'organisme de la génération, puisque les *Tartares* et le *Chinois* ont à peu près ce même caractère: il s'en faut néanmoins de beaucoup, que ce peuples ne soient et très seconds et très portés à l'amour; mais aussi n'est-il pas vrai, que les *Chinois* et les *Tartares* soient absolument imberbes; il leur croît à la lèvre supérieure, vers les trente ans, une moustache en pinceau, et quelques épis au bas du menton. p. 37, T. I.

Outre les *Eskimaux* qui diffèrent par le port, la forme, les traits, et les moeurs des autres sauvages du nord de l'Amérique, ont peut encore compter pour une variété les *Akansans*, que les *François* nomment communément les *beaux hommes:* ils ont la taille relevée, les traits de la face bien dessinés sans le moindre vestige de barbe, les yeux bien fendus, l'iris bleuâtre, et la chevelure fine et blonde; tandis que les peuples, qui les environnent, sont d'une stature médiocre, ont la physionomie abjecte, les yeux noirs, et les cheveux couleur d'ébène, d'un poil extrêmement gros et rigide. p. 135.

Les *Péruviens* n'ont pas la taille fort élevée; mais quoique trapus, ils sont assez bien faits: il y en a, à la vérité, quantité, qui sont monstrueux à force d'être petits; d'autres, qui sont sourds, imbesilles, aveugles, muets; et d'antres, à qui il manque quelque membre en naissant. Ce sont apparement les travaux excessifs, auxquels la barbarie des Espagnols les assujettit, qui y produisent tant d'hommes défectueux: la tyrannie y a influé jusques sur le tempérament physique des esclaves. Ils ont le nez aquilain, le front étroit, la tête bien fournie de cheveux noirs, rudes, lisses; le teint rouxolivâtre, l'iris de l'oeil noir, et le blanc un peu battu. Il ne leur croît jamais de barbe, car on ne peut donner ce nom à quelques poils courts et rares, qui leur naissent par-ci par-là dans la vieillesse: les hommes et les femmes n'y ont point ce poil follet, qu'ils devroient avoir généralement après avoir atteint l'âge de puberté, ce qui les distingue de tous les peuples de ta terre, et même des *Tartares* et des *Chinois.* C'est le caractère de leur dégénération, comme dans les eunuques. p. 144.

A juger du goût ou de la fureur des Américains pour se contrefaire et se défigurer, on croiroit qu'ils ont été tous mécontents des proportions de leurs corps et de leurs membres. On n'a pas découvert dans cette quatrième partie du monde un seul peuple qui n'eût adopté la coutume de changer, par artifice, ou la forme des lèvres, ou la conque de l'oreille, ou le contour de la tête, et de lui faire prendre une figure extraordinaire et impertinente.

On y a vu des sauvages à tête pyramidale ou conique, dont le sommet se terminoit en pointe; d'autres à tête applatie, avec un front, large, et le derrière écrasé: cette bizarrerie paroît avoir été la plus à la mode; au moins étoit-elle la plus commune On a trouvé de Canadiens, qui portoient la tête parfaitement sphérique: quoique la forme naturelle de la tête de l'homme approche le plus de la figure ronde, ces sauvages qu'on nomme, à cause de leur monstruosité, tête de boule, n'en paroissent pas moins choquants, pour avoir trop arrondi cette partie, et violé le plan original de la nature, auquel on ne peut ni ôter ni ajouter, sans qu'il n'en résulte un défaut essentiel, qui dépare toute la structure de l'animal.

Enfin, on a vu sur les bords du Maragnon des Américains à tête cubique ou quarrée, c'est-à-dire, applatie sur la face, sur le haut, sur l'occiput, et les tempes, ce qui paroît être le complement de l'extravagance humaine.

Il est difficile de concevoir, comment l'on peut guinder et plier en tant de façons diverses les os du crâne, sans endommager notablement le siège des sens, les organes de la raison, et sans occasionner ou la manie ou la stupidité, puisque l'on voit si souvent que de violentes blessures ou de fortes contusions, faites à la région des tempes, jettent plusieurs personnes dans la démence, et leur otent pour le reste de leurs jour la fonction de l'intellect. Car il n'est pas vrai, comme on l'assure dans les anciennes relations, que tous les Indiens à tête plate ou pointue étoient réellement imbecilles: il faudroit en ce cas, qu'il y eût eu en Amérique des nations entiéres de frénétiques et de forcenés; ce qui est impossible même dans la supposition.

e) Eine Bemerkung von Lenz. Es ist mir sonderbar, daß die Juden das Zeichen ihres Vaterlandes, des Orients, in allen vier Welttheilen mit sich herumtragen. Ich meine die kurzen, schwarzen, krausen Haare und die braune Gesichtsfarbe. Die geschwinde Sprache, das Hurtige und Kurzabgebrochene in allen ihren Handlungen scheint mir eben daher zu rühren. Ich glaube, daß die Juden überhaupt mehr Galle haben, als andere Menschen. Zu dem Nationalcharakter des jüdischen Gesichtes rechne ich auch spitzes Kinn und große Lippen mit bestimmt gezeichneter Mittellinie.

f) Aus einem Briefe von Herrn Füßli aus Preßburg. Meine Beobachtungen, schreibt mir dieser große Zeichner und Menschenkenner, sind nicht nur auf die Gesichtsbildungen der Nationen gegangen, sondern ich bin auch ganz überzeugt, und Unzähliges

hat mich gelehrt, daß die Hauptform des ganzen menschlichen Körpers, der Anstand desselben überhaupt, die tiefe oder hohe Lage des Kopfes zwischen oder über den Schultern, der feste, der unsichere und der flüchtige oder schlendrische Gang des Menschen, vielleicht oft noch weniger untrügliche Kennzeichen dieses oder jenes Charakters seyen, als das menschliche Gesicht selbst und allein betrachtet. Ich glaube, der Mensch von seinem stillesten Ruhestande an, bis zum höchsten Grade des Zornes, der Furcht und des Schmerzes, wäre so bestimmt zu charakterisiren, daß man den Ungar, den Slaven, den Illyrier und den Wallachen an dem Anstande des Körpers, an der Wendung des Kopfes, und an der Geberde überhaupt sollte erkennen, und sich von der wirklichen, und im Ganzen genommen, unveränderlichen Beschaffenheit des Charakters dieser oder jener Nation einen fühlbaren und überzeugenden Begriff sollte machen können.

g) Aus einem Briefe von Herrn Professor Camper aus Franeker. Es ist, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer, Ihnen das Wesentliche meiner practischen Regeln um die verschiedensten Nationen und die verschiedenen Alter beinahe mit mathematischer Genauigkeit zu bezeichnen, mitzutheilen; besonders, wenn ich alles das beifügen wollte, was ich in Ansehung der Schönheit der Antiken bemerkt habe. Ich fand diese Regeln durch fortgesetzte Beobachtung der Schedel von verschiedenen Nationen, wovon ich schon eine zahlreiche Sammlung besitze, und durch ein langes Studium der Antiken.

Es kostete mich viele Zeit, um das Profil von den Köpfen genau zu zeichnen. Ich zersägte Schedel von kurz Verstorbenen, um die Gesichtslinie bestimmen zu können, und ihren Winkel mit dem Horizont. Dieß führte mich zur Entdeckung des Maximum und Minimum dieses Winkels; da ich beim Affen anfing, und durch den Neger, den Europäer u. s. w. bis zu den Gesichtern der antiken Kunstwerke, einer Medusa, eines Apolls, der medicäischen Venus emporstieg. Aber dieß betrifft bloß das Profil. Es ist noch eine andere Verschiedenheit in der Breite der Backen, die ich bei den Kalmucken am größten, und viel geringer bei den asiatischen Negern gefunden habe. Die Chinesen und die Einwohner der moluckischen und anderer Inseln von Asien scheinen mir breite Backen, einen etwas hervorstehenden Kinnbacken, besonders aber die untere Kinnlade sehr hoch zu haben, und beinahe einen rechten Winkel ausmachend, der bei uns sehr stumpf ist, und noch viel stumpfer bei den afrikanischen Schwarzen.

Einen wahrhaft amerikanischen Kopf konnte ich noch nicht bekommen: also weiß ich noch nichts davon zu sagen.

Fast zu meiner Schande muß ich Ihnen gestehen, daß ich noch kein Judengesicht zeichnen konnte, ob sich gleich dessen Züge sehr auszeichnen. Auch ist es mir mit den Italienern nicht recht gelungen. Es ist überhaupt wahr, daß die obere und untere Kinnlade bei den Europäern weniger breit ist, als die Breite des Schedels, und daß sie hingegen bei den Asiaten viel breiter ist. Aber die specifische Differenz bei den europäischen Völkern habe ich noch nicht finden können.

Hundertmal habe ich durch mein physiognomisches Gefühl unter den Soldaten die Nationen unterscheiden können. Hundertmal konnte ich den Schottländer, den Irrländer und den Einwohner von London in den Hospitälern unterscheiden, ohne jemals im Stande gewesen zu seyn, die unterscheidenden Züge zu zeichnen.

In unsern Provinzen ist das Volk ein Gemisch beinahe von allen Nationen der Welt; aber in den entfernten und abgeschnittenen Cantons finde ich die Gesichter platter, außerordentlich hoch, nämlich von den Augen an.

h) Aus der Handschrift eines Darmstädtischen Gelehrten. Alle Völker, die in Wüsteneien wohnen, folglich meistens von der Viehzucht leben, und nicht auf Einen Platz zusammengedrängt sind, würden doch, wenn sie nicht immer so zerstreut lebten, nie des Grades von Cultur fähig werden, wie die europäischen Nationen. Ihre Geisteskräfte werden ewig schlafen, wenn man ihnen auch die Kette der Sclaverei abnehmen wollte. Daher sind alle Bemerkungen, die man über sie machen kann, meistens pathognomisch (ich vermuthe, es soll heißen physiognomisch), und man bleibt an den Gränzen der Receptivität ihrer Geisteskräfte stehen, weil man von ihren Aeußerungen nicht viel zu sagen hat.

Völker, die weder Hals- noch Strumpfbänder tragen, sind nicht so elend, als wir meinen. Die Sclaverei, worin sie leben, ist ihrer physischen Existenz sehr zuträglich. Sie sind ungleich besser genährt, als der Bauer bei uns, und haben weder mit Nahrungssorgen, noch mit ausmärgelnder Arbeit zu kämpfen. Wie ihre Pferde-Ragen an Größe und Stärke die unsrigen übertreffen, so auch ihre Landleute diejenigen bei uns, die Eigenthum haben, oder zu haben glauben. Ihre Bedürfnisse sind einfach und ihr Witz hinlänglich, sie ihnen meistens alle selbst zu verschaffen. Ein russischer oder polnischer Bauer ist daher Zimmermann, Schneider, Schuster, Maurer, Dachdecker u. dgl. Und wenn man die Werke ihrer Hände sieht, läßt sich auch die Möglichkeit davon begreifen. Daher rührt ihre Anstelligkeit zu allen Künsten und Handwerken, sobald man ihnen Handgriffe und Principien beigebracht hat. Erfindung im Großen ist aber ihre Sache nicht, weil ihre Seele einer Maschine gleicht, die stockstille steht, sobald das Gewicht der Noth und des Zwanges abgelaufen ist.

Unter dem Gemengsel von Nationen, die den russischen Zepter verehren, lasse ich alle Völker des weiten Sibiriens zurück, und denke mir nur den eigentlichen Russen, der an den Finnen, Esthen und Liven gränzt, bis an den Anfang Asiens. Sein Charakter beim ersten Anblick ist ungeheure Stärke und Nervenfestigkeit. Diese erkennt man sogleich an der breiten Brust und dem Koloß von Hals, der gerade wie ein farnesischer Herkules bei einem ganzen Schiffe voll Matrosen derselbe ist. Sodann das Schwarze, Harte, Dichte, Rauhe, Starke des Haupt- und Barthaares; die schwarzen, tiefliegenden Pechaugen; die bis an die Nase mit einem Einbug geschlossene kurze Stirn. Oft findet sich Feinheit des Mundes; allein gemeiniglich ist er plump, weit aufgerissen, dicklippig, und bei den Weibern geben die starken Backenknochen und einstehenden Schläfe und die stumpfen Nasen, die sich an die zurückgebogene Stirne anschließen, sehr wenige Züge zur idealen Schönheit. In gewissen Jahren werden beide Geschlechter gern fett. Ihre Zeugungskraft übersteigt allen Glauben.

Mitten inne wohnen die Ukränier, aus denen die meisten Kosakenregimenter bestehen; diese zeichnen sich von den andern Russen beinahe so aus, wie bei

uns die Juden von den Europäern. Sie haben meistens Habichtsnasen, sind edelgebildete, sinnlichliebende, nachgebende, anstellige Menschen, ohne starke Leidenschaften. Wahrscheinlich, weil sie seit Jahrtausenden den Ackerbau treiben, in Gesellschaft und Regierungsform leben, und das ergiebigste, fruchtbarste Land unter einem schönen gemäßigten Himmelsstrich, ungefähr wie Frankreich, bewohnen. Durchgehends aber ist bei der großen Stärke die leiseste Behendigkeit, Anstelligkeit und Geschicklichkeit des Körpers bei allen diesen Völkern zu finden. Sie sind wie Quecksilber gegen Blei, wenn man sie mit unserm gemeinen Manne vergleicht, und wie unsere Vorfahren sie als stupid ansehen konnten, ist schwerlich zu begreifen.

Bei den Türken gilt eben dasselbe, wie bei den Russen. Es ist ein Gemisch des edelsten Blutes von Kleinasien mit dem materiellen und gröbern Theile der tartarischen Menschenrace. Der Natolier, eine geistige Natur, die sich mit Beschaulichkeit nährt, Tagelang auf einen Fleck sehen, oder am Schachbret sitzen, und sich in den Mantel der Taciturnität wickeln kann. Das Auge von Begierde rein, voll Scharfsinn gutherziger Schlauigkeit, ohne etwas Großes zu beginnen. Der Mund beredt. Haupt= und Barthaar verkündigen den geschmeidigen Menschen, so wie der schmale Hals.

Der Engländer ist in seinem Gang gerade, und er sieht meistens, als ob ein Stock von der Scheitel bis zur Sohle durchgestoßen wäre. Seine Nerven sind stark, und er ist der beste Laufer. Das Runde und Ungefaltete seiner Gesichtsmuskeln scheint mir ihn von Allen zu unterscheiden. Er verkündigt selten, wenn er weder redet, noch sich bewegt, den Geist und das Geschicke, das er in so hohem Grade besitzt. Sein Auge schweigt, und sucht nicht zu gefallen. Wie sein Haar und sein Rock, so ist sein Charakter — schlicht in Allem. Nicht schlau oder auf seiner Hut, wird es nur der Pinsel versuchen wollen, ihn in irgend einer Sache zu betrügen. Wie ein braver Hund klafft er nicht an, gereizt ist er aber wüthig. Da er nicht besser seyn will, als er ist, haßt er alle Prätensionen seiner Nachbarn, die Vorzüge auskramen wollen, die sie nicht besitzen. Eifersüchtig auf seine Privatexistenz, achtet er wenig auf öffentliches Urtheil, und fällt in den Ruf der Singularität. Seine Einbildungskraft ist Steinkohlenfeuer. Es gibt keinen Glanz, und erleucht nicht eine ganze Gegend; es wärmt aber dauerhaft. Hartnäckigkeit im Erfinden und Stätigkeit in Grundsätzen, Jahrhunderte durch, haben dem brittischen Geist endlich seine Regierungs=, Handlungs=, Manufactur=, Schiffahrtsgesetze gebildet und erhalten. Ehrlich und worthaltend ist sein Charakter. Nie aus falschen Grundsätzen liederlich oder mit der Theorie des Lasters prahlend.

Der Franzose ist der Sanguineus von allen Nationen. Leichtsinnig, gutherzig, prahlend, und wieder von der Prahlerei gutmüthiger Weise ablassend, bis in's höchste Alter munter, zum Genusse des Lebens zu allen Zeiten geschickt, und daher der beste Gesellschafter. Er verzeiht sich viel, daher auch Andern, wenn sie ihm nur zugeben, daß sie Fremde sind, und er ein Franzose ist. Sein Gang ist tanzend, seine Sprache ohne Accent, und sein Gehör unheilbar. Seine Einbildungskraft verfolgt die kleinern Verhältnisse der Dinge mit der Schnelligkeit einer Secundenuhr; aber nie gibt sie laute, starke, langsame Schläge, die einer Nation etwas Neues ansagten. Witz ist sein Erbtheil. Sein Gesicht ist offen, und verkündigt tausend angenehme liebenswürdige Dinge beim ersten Anblick. — Schweigen kann er nicht, es sey mit seinen Augen, seiner Zunge oder seinen übrigen Gesichtsmuskeln. Die Beredsamkeit seines Wesens ist oft betäubend, allein seine Gutmüthigkeit wirft den Mantel über seine Fehler. So sehr seine Gestalt sich vor andern Nationen ausmahlt, so schwer ist sie mit Worten anzugeben. Nirgends sind so wenig feste, tiefe Züge und so viele Bewegung. Der Franzose ist ganz Miene, ganz Gebehrde; daher trügt der erste Totaleindruck selten, und verkündigt ihn immer, wie er ist. Seine Imagination nimmt keinen hohen Flug, und das Sublime in allen Künsten ist ihm ein Aergerniß; daher seine Abneigung gegen alles Antike in Literatur und Kunst; seine Taubheit gegen wahre Musik, und Blindheit gegen hohe Schönheit in der Malerei. Der letzte Zug ist, daß er über Alles gerne staunt, und nicht begreifen kann, wie es möglich sey, daß man anders ist, wie in Paris.

Das Gesicht des Italieners ist Seele, seine Sprache Exclamation, seine Bewegung gesticulirend. Seine Bildung ist die edelste, und dieses Land der wahre Sitz der Schönheit. Die kurze Stirn, die stark gezeichneten Augenknochen, das Beinerne der Nase, der feine Contour des Mundes geben ihm ein Recht an die altgriechische Verwandtschaft. Das Feuer der Augen zeigt auch hier, daß die wohlthätigere Sonne reifere Seelenfrüchte hervorbringe, als jenseits der Alpen. Seine Einbildungskraft ist immer rege, immer sympathisirend mit Allem, was sie umgibt, und so wie in dem Gedichte Ariost's sich die ganze Schöpfung abspiegelt, so thut sie im Allgemeinen in dem Geiste der Nation. Die Kraft, die solch ein Werk hervorbringen konnte, ist mir ein Bild des Genius im Ganzen. Alles singt sie an, und Alles singt aus ihr. Das Sublime in den Künsten ist ihr Eigenthum. Nur der Pöbel mag treulos und heimtückisch seyn. Der bessere Theil der Nation ist voll der edelsten und besten Menschen.

Der Holländer ist ruhig, harmlos, beschränkt, und es scheint: er wolle nichts. Sein Gang und Auge sagen lange nichts, und man kann stundenlang mit ihm umgehen, bis ihm eine Meinung entfährt. Mit dem Ocean der Leidenschaften mag er wenig zu schaffen haben, und es mögen alle Nationen mit den buntesten Wimpeln und allen zweiunddreißig Winden die Kreuz und Quer vor seinen Augen vorüberfahren: er bleibt ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Besitz und Ruhe sind sein Gott. Die Künste, die dazu gehören, sich diese Güter des Lebens zu verschaffen, beschäftigen auch einzig seine Seele.

Der Grundsatz, sich in der Sicherheit des Erworbenen zu erhalten, macht sogar den Geist seiner Staats= und Handelsgesetze aus. Er ist in Allem tolerant, was die Menschen im Intellectuellen entzweit; man lasse ihm nur sein Gewerbe und das Gotteshäuschen seiner Secte ungestört. Der Ameisencharakter scheint so sehr das Bild dieser Nation zu seyn, daß man auch daher die mannigfaltige Philologie dieses Landes in allen Arten der Literatur erklären kann. Was die Einbildungskraft der Menschen an poetischen Gestalten kleinen

nen und großen Verhältnisses je hervorgebracht haben mag, ist diesem Volke fremd. Sie lassen sich's gefallen, thun aber nichts hinzu. Wir verstehen hier den Bewohner der vereinigten Provinzen, und nicht den Flamänder, dessen Charakter als Jovialität zwischen dem italienischen und französischen inne steht, und daher Data seiner Kunstgeschichte zu pragmatisiren wären.

Hohe Stirn, halb geöffnete Augen, fleischige Nase, hängende Backenmuskeln, weit geöffneter Mund, flache Lippen, breites Kinn und große fleischige Ohren würden mir das Bild des Holländers verkündigen.

Der Deutsche schämt sich, nicht Alles zu wissen, und scheut nichts so sehr, als für einen Narren angesehen zu werden. Aus Ehrlichkeit scheint er oft ein Pinsel. Auf nichts ist er so stolz, als auf Verstand und Zuverlässigkeit der Sitten. Er ist unstreitig der beste Soldat nach neuerm Zuschnitt, und gewiß gelehrt für ganz Europa. Erfinder ist er, nach Aussage aller Kalender, und zwar oft mit so wenig Gepränge, daß ihm Ausländer seinen Ruhm Jahrhunderte lang geraubt haben, ohne daß er es weiß. Sein Gesicht spricht nicht von weitem, wie ein Freskogemälde durch Effect, sondern es will erforscht und studirt seyn; seine Bonhommie und Gutherzigkeit ist oft unter Grämlichkeit begraben, und es gehört immer ein Dritter dazu, seine Mienen aus dem Schleier der Vielfältigkeit zu enthüllen. Er ist schwer zu bewegen, und ohne ein Glas alten Weins spricht er nicht gerne von sich selbst. Von seinem Werthe ahnet er meistens nicht, und verwundert sich herzlich, wenn die Leute ihn für etwas halten. Treue, Fleiß und Verschwiegenheit sind die drei Seiten, die das Heiligthum seines Charakters zusammenhalten. Witz ist nicht seine Sache, und er nährt sich dafür mit Empfindung. Das Moralischgute ist die Farbe, womit er alles in den Künsten tingirt haben will. Daher die große Indulgenz gegen alle Aftergeburten, die diese Maske führen. Sein epischer, lyrischer Geist wandelt einsamen Pfades, daher die großen oft gigantesken Gesinnungen, aber selten der helle Blick des Traumes und der lebhaften Erscheinung. Im Gebrauche der Güter dieses Lebens mäßig, hat er wenig Hang zur Sinnlichkeit und Ausschweifung, ist aber auch dafür steif und weniger gesellschaftlich, als seine Nachbarn.

C. Stadt- und Ortphysiognomien.

Jedes Land, jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf hat seine besondere Physiognomie und seinen besondern Charakter, und einen Charakter, der dieser Physiognomie offenbar angemessen ist. Man zeichne sich z. E. ein oder zwei Dutzend Bauerngesichter aus einigen Dörfern, welche man will, und vergleiche. Ein oder zwei Dutzend aus einigen Städten auf ein Blatt, und vergleiche. So schwer sich das Gemeinschaftliche in Worten ausdrücken und bestimmen läßt, so leicht läßt es sich wahrnehmen. Der Charakter einer Gesellschaft überhaupt ist nie schwer zu finden. Aber schwer allemal das Besondere, wodurch sich ein solcher genau und zeichnungsmäßig bestimmen läßt. Das Ueberhäuptliche läßt sich vielleicht durch das Anschauen des Ganzen, in sofern es nicht zu groß und mannigfaltig ist, und durch Vergleichung desselben mit benachbarten und entfernten Ganzen finden. Das Besondere hingegen oder das Charaktistische, sofern es deutlich, angeblich, lehrbar werden soll, läßt sich, meines Bedünkens, wie schon oben bemerkt, eher aus der Betrachtung von einzelnen Personen finden, durch Nebeneinanderstellung einzelner Gesichter. So verschieden immer die schönsten und schlechtesten Gesichter einer Stadt, oder eines Dorfes seyn mögen: die schönsten haben dennoch immer etwas Locales mit den schlechtesten, diese mit den schönsten gemein. Es braucht aber feine Sinne und viele Uebung, dieses Gemeinsame leicht herauszufinden. Die Gesichtsform, der Charakter des Profils, vornehmlich aber der Mund und die Zähne, scheinen mir bis jetzt die zu diesem Zwecke noch am leichtesten prüfbaren und vergleichbaren Dinge.

D. Beschluß über Nationalphysiognomien.

Möglich und wichtig für den Philosophen und den Menschen, den Denker und Wirker ist die Naturgeschichte der Nationalgesichter. Sie ist einer der tiefsten, unerschütterlichsten, ewigsten Gründe der Physiognomik. Ich wiederhole: Nationalphysiognomien und Nationalcharakter läugnen, heißt die Sonne am Himmel läugnen. Allenthalben, das weiß ich, kann Redlichkeit und Weisheit wohnen, unter jedem Himmelsstriche, in jeder Nationalgestalt; auch das weiß ich, daß Gott die Person und das Klima nicht ansieht, sondern aus allem Volke und in jedem Klima, wer ihn ehrt und rechtschaffen ist, der ist ihm angenehm. Und Beispiele genug beweisen Juvenal's Ausspruch:

> Summos posse viros et magna exempla daturos
> Vervecum in patria, crassoque sub aere nasci,

Alles dessen ungeachtet bleibt es dennoch augenscheinlichste Wahrheit, daß Gottes allerfreieste Freiheit unter jedem Himmelsstriche, durch die daselbst vorhandenen und wirkenden, so und so bestimmten Mittelursachen, überhaupt solche Charaktere bildet, die von andern Charakteren unter andern Himmelsstrichen unvermischbar verschieden sind; und daß es ihm und allen vernünftigen Wesen ein äußerst interessantes Schauspiel seyn muß, dieß tausendstimmige Concert aller Nationalphysiognomien mit einem Blicke wahrzunehmen. Diese unendliche, und dennoch unzweifelhaft in Eins zusammenkommende Mannigfaltigkeit wird und muß ewig fortdauern; wie immer Alles sich veredeln, verwandeln und vergöttlichen mag, jedes wird sich nur nach seiner ursprünglichen Natur und Bildsamkeit veredeln; nie eine Gattung in die andere, so wenig als ein Individuum ins andere sich verwandeln. Wie es also für den einzelnen Menschen Gnade und Pfand ewiger Gnade ist, wenn er eine geistreichere, glücklichere Physiognomie empfangen hat, so ist es freie Gottesgnade für ganze Nationen, wenn sie unter glücklichem Himmelsstriche ihr Daseyn und ihre Bildung empfangen haben; Gnade, die sich in ihnen ewige Anbetungen zubereitet. Die tiefsten Producte der Menschheit dürfen indessen auch nie verzagen; sie sind auch Kinder des Vaters Aller, und auch ihr Bruder ist der Erstgeborne aller Brüder, der sich aus allen Geschlechtern, Zungen und Völkern Genossen seines Reiches sammelt und sammeln wird.

XLV. Aehnlichkeit der Aeltern und Kinder.

Lukrez.

Fit quoque, ut interdum similes existere avorum
Possint et referant proavorum saepe figuras,
Propterea, quia multimodis primordia multis
Mixta suo celant in corpore saepe parentes,
Quae patribus patres tradunt a stirpe profecta,
Inde venus varias producit scite figuras,
Majorumque refert vultus, vocesque, comasque,
Quandoquidem nihilo magis haec de semine certo
Fiunt, quam facies et corpora, membraque nobis.

A. Aehnlichkeit zwischen Aeltern und Kindern ist hundertmal auffallend.

Die Familienphysiognomien sind so unläugbar, als die Nationalphysiognomien; sie bezweifeln, hieße die Sonne am Himmel bezweifeln; sie ganz erklären wollen, hieße das unauflösliche Geheimniß des Daseyns erklären. So auffallend und alltäglich indessen die Bemerkung ist, daß die Kinder ihren Aeltern ähnlich sehen, so ununtersucht ist noch das Verhältniß der Aehnlichkeiten der Charaktere und der Gesichter in den Familien; und meines Wissens hat noch Niemand hierüber ordentliche Beobachtungen angestellt; auch muß ich gestehen, daß ich selbst noch wenig förmliche und durchgesetzte Beobachtungen darüber angestellt habe. Das Wenige, was ich darüber sagen kann, ist Folgendes:

Wo der Vater noch so dumm ist, die Mutter aber sehr weise, da werden sicherlich allemal die meisten Kinder außerordentlich weise seyn.

Wo der Vater gut, recht gut ist, werden die Kinder größtentheils gute Anlagen haben; wenigstens beinahe immer einen großen Theil Gutmüthigkeit.

Die Söhne scheinen von dem gutem Vater vielmehr den moralischen, von der Mutter den intellectuellen Charakter zu erben. Die Töchter erben mehr den ausgezeichneten Charakter der Mutter.

Die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern muß, wenn man ihr recht auf die Spur kommen will, unmittelbar ein oder zwei Stunden nach der Geburt beobachtet werden. Dann kann man am leichtesten sehen, wem, seiner Grundbildung nach, das Kind ähnlich ist. Die erste grundwahre Aehnlichkeit verliert sich gemeiniglich nachher, und kömmt oft erst nach vielen Jahren, oft erst nach dem Tode, wieder zum Vorschein.

Wenn die Kinder ihren Aeltern mit dem Fortschritte der Jahre immer zusehends und unzweifelhaft der Gestalt und Gesichtsform nach ähnlich werden, so kann man in Ansehung der steigenden Aehnlichkeit des Charakters sicher seyn. So sehr oft der Charakter der Kinder dem Charakter der Aeltern, denen sie ähnlich sehen, ungleich scheinen mag, so wird man dennoch finden, daß diese Ungleichheit mehr von den äußern Umständen und Verschiedenheiten abhängt, und daß diese Verschiedenheit erstaunlich groß seyn muß, wenn sie von der Aehnlichkeit der Form nicht über kurz oder lang überwogen werden soll.

Vom starkgezeichneten Vater, glaube ich, rührt die Festigkeit und die Art, ich sage nicht: die Form, die Art der Knochen und Muskeln; von der starkgezeichneten Mutter die Art der Nerven und die Gesichtsform her, woferne die Imagination und Liebe der Mutter nicht sehr stark in das Mannsgesicht sich gleichsam hineingewurzelt hat.

Gewisse Gesichtsformen der Kinder scheinen noch unentschieden zu seyn, und gleichsam noch wankend in dem Entschlusse, ob sie sich zur väterlichen oder mütterlichen Aehnlichkeit wenden wollen. Da mögen dann freilich äußerliche Umstände, und besonders das Uebergewicht der väterlichen oder mütterlichen Liebe, und der mehrere oder mindere Umgang mit Vater oder Mutter, ein großes Gewicht zur Entscheidung haben.

Man sieht auch bisweilen, daß Kinder eine zeitlang erst dem Vater erstaunlich ähnlich sehen, und lange hernach diese Aehnlichkeit beinahe überall zu verlieren, und sich in das Bild der Mutter zu verwandeln scheinen.

Ich unternehme es nicht, das Mindeste von den sonderbaren Erscheinungen in diesem Falle erklären zu wollen; aber Reduction der befremdenden und seltenen Fälle auf bekannte, freilich auch unerklärbare, ist auch der bescheidensten Philosophie erlaubt, und das Einzige, was meines Bedünkens die Philosophie thun kann und soll.

Wir wissen gewiß, daß alle Muttermähler und was mit denselben in Aehnlichkeit gebracht werden kann, welches viel ist, nicht von dem Vater, sondern von der Einbildungskraft der Mutter herrühren; ja wir wissen sogar, daß die Kinder nur dann dem Vater am ähnlichsten sehen, wenn die Mutter eine sehr lebhafte Einbildungskraft mit der Liebe zu ihrem Manne, oder mit der Furcht vor ihm verbindet; von dem Vater scheint also, wie gesagt, eigentlich mehr der Stoff und das Quantum der Kraft und des Lebens, von der Einbildungskraft der Mutter aber die Empfindlichkeit, die Nervenart und Form und die Miene herzurühren.

Ist nun in einem gewissen entscheidenden Momente die Einbildungskraft der Mutter von dem Bilde des Vaters zu ihrem eigenen Bilde schnell übergegangen, so dürfte darin der Grund, erst von der Aehnlichkeit des Kindes mit dem Vater, und seiner nachherigen Aehnlichkeit mit der Mutter liegen.

Es gibt gewisse Gesichtsformen und Gesichtszüge, die sich sehr lange fortpflanzen, und andere, die gar bald wieder sterben. Die schönsten und die häßlichsten Gesichter, ich sage nicht Gesichtsformen, sondern die, welche man gemeiniglich für schön und schlecht erklärt, sind nicht die, welche sich am leichtesten forterben, so auch nicht die mittelmäßigen und unbedeutenden, aber die großen und kleinlichen Gesichtsformen erben sich sehr leicht und oft sehr lange fort.

Aeltern mit den kleinsten Nasen bekommen Kinder mit den größten und ausgezeichnetsten ... aber selten umgekehrt. Hat ein Vater oder eine Mutter eine sehr starke, das heißt, starkgeknochte Nase; so wird gewiß wenigstens eins von ihren Kindern davon erben, und sie wird sich so leicht nicht mehr aus der Familie vertilgen lassen, besonders wenn sie sich auf die weibliche Descendenz pflanzt. Es kann seyn, daß sie sich viele Jahre incognito hält, aber über kurz oder lang wird sie sich hervorthun müssen, und ihre Aehnlichkeit mit ihrem Stammvater wird sich besonders ein oder zwei Tage nach dem Tode zeigen.

Hat die Mutter außerordentlich lebhafte Augen, so kann man beinahe sicher seyn, daß die meisten Kinder ihr diese Augen anerben werden; denn die Mutter imaginirt sich, und spiegelt sich in nichts mit solcher Verliebtheit hinein, als in ihre eigenen Augen. Der physiognomische Sinn für die Augen ist bis auf jetzt noch viel allgemeiner, als der für die Nasen und die Gesichtsform. Werden sich die Frauenspersonen einmal

vermessen, die Physiognomik der Nasen und der Gesichtsformen, so wie die ihrer eigenen Augen, zu studiren; so ist zu erwarten, daß diese dann nicht weniger auffallend erblich seyn werden, als jene.

Kurze und gewölbte Stirnen erben sich sehr leicht, aber nicht lange fort, und es mag auch hier gelten, quod cito fit, cito perit.

Es ist eben so gewiß und eben so unerklärlich, daß gewisse frappante Physiognomien von den fruchtbarsten Personen durchaus ohne ähnliche Nachkommenschaft untergehen; so gewiß und unerklärlich es ist, daß gewisse andere niemals aussterben.

Nicht weniger merkwürdig ist, daß eine väterliche oder mütterliche starkgezeichnete Physiognomie sich bisweilen in den unmittelbaren Kindern gänzlich verliert, in den Kindeskindern vollkommen wieder zum Vorschein kommt.

Je mehr die eigentliche Liebe in der Brust der Aeltern lebt, je mehr reine, treue, sanfte Herzlichkeit, je mehr wechselseitige Liebe des Vaters und der Mutter ungezwungen und natürlich zusammenfließen, welche wechselseitige Liebe und Theilnehmung schon wieder einen gewissen Grad von Einbildungskraft und Gestaltempfänglichkeit voraussetzt: desto mehr werden die Gesichtsbildungen der Kinder aus den Gesichtszügen der Aeltern zusammengesetzt scheinen.

Unter allen Temperamenten erbt sich keines so leicht fort, als das sanguinische, und mit demselben der Leichtsinn. Wo einmal sich der Leichtsinn in eine Familie hineingepflanzt hat, da braucht es viel Arbeit und Leiden, bis er wieder weg ist.

Das melancholische Temperament des Vaters erbt sich leicht fort durch die natürliche Besorgniß der Mutter, daß es sich forterben werde. Wohl verstanden, erbt sich nur dann leicht fort, wenn in einem entscheidenden Momente die Mutter von entscheidender Furcht plötzlich befallen wird; erbt sich weniger leicht fort, wenn die Furcht mehr anhaltend und überlegt ist. So wie diejenigen Mütter, die sich am meisten und beinahe die ganze Zeit ihrer Schwangerschaft vor Muttermählern und Mißgestalt ihrer Leibesfrucht fürchten, weil sie sich erinnern, gewisse Abscheu erweckende Dinge gesehen zu haben, größtentheils die wohlgestaltetsten und von allen Mählern freien Kinder zur Welt bringen; denn ihre Furcht war, obgleich wahrhaft, dennoch nur factice, sie war nicht die Blitzwirkung der plötzlich da stehenden, abscheuerweckenden Gestalt.

Wenn das cholerische Temperament durch beide Aeltern sich einmal in eine Familie heftig hineingearbeitet hat, so kann es vielleicht Jahrhunderte währen, ehe es sich wieder temperirt. Phlegma erbt sich nicht so leicht fort, selbst wenn Vater und Mutter phlegmatisch sind; denn es gibt gewisse Lebensmomente, wo der Phlegmatische mit ganzer Kraft und Seele wirkt, eben weil er sehr selten wirkt, und diese Momente können und müssen wirken. Nichts aber scheint sich so leicht fortzuerben, als Geschäftigkeit und Fleiß, wofern diese in der Organisation, und dem Bedürfnisse, Veränderungen zu bewirken, ihren Grund haben; es dauert lange, bis von einem fleißigen und geschäftigen Ehepaar, dem nicht nur Nahrung, sondern Geschäftigkeit an sich Bedürfniß ist, kein emsiger Descendent mehr übrig ist, zumal da die emsigsten Mütter zugleich die fruchtbarsten sind.

B. Einige Anmerkungen über Büffon's, Haller's und Bonnet's Gedanken von der Aehnlichkeit der Aeltern und Kindern.

a. Man kennt Büffon's Theorie oder Hypothese von der Entstehung der Menschengestalten. Haller hat sie folgendermaßen verkürzt und genau vorgetragen:

Beide Geschlechter haben ihren Samen, und in demselben gebildete bewegte Theilchen, aus deren Vereinigung die Leibesfrucht entsteht.

Diese Theilchen enthalten die Aehnlichkeit aller Theile des Vaters oder der Mutter. Sie sind von der erfahrnen Künstlerin, der Natur, von den rohen und ungebildeten Theilen der menschlichen Säfte abgeschieden, und nach allen den Theilen des Leibes des Vaters und der Mutter abgedruckt worden. Hieraus entsteht die Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern. Die Vermischung der Züge des Vaters mit den mütterlichen in den Kindern, die Flecken in den Thieren, deren Aeltern von ungleichen Farben sind, und der Mulatten Mittelstand zwischen Weißen und Mohren, und viele andere durch die Lehre der Entwickelung sehr schwer aufzulösende Fragen erhalten hier auch ihre Erledigung.

Fragt man, wie diese Theilchen den innern Bau des väterlichen Leibes annehmen können, da sie billig nur Abdrücke hohler Gefäße seyn sollten; so antwortet der Herr von B.: Wir kennen die Kräfte der Natur nicht alle, und sie hat, mit Ausschließung ihrer Schüler, der Menschen, die Kunst sich vorbehalten, innere Modelle und innere Abdrücke zu machen, die des Modells ganze Tüchtigkeit ausdrücken.

Haller hat in seiner Vorrede zu B. allgemeiner Historie der Natur dieß System, wie mich dünkt, unwiederleglich wiederlegt; aber er hat die Aehnlichkeit zwischen Aeltern und Kindern nicht nur nicht erklärt, sondern eher, wo nicht geläugnet, doch dadurch, daß er sich über die innere physiologische Unähnlichkeit der menschlichen Körper ausbreitet, und diese vornehmlich dem Büffon entgegensetzt, zu läugnen geschienen. Büffon's Hypothese revoltirt alle Philosophie, und Bonnet hat, ohne daß wir ihm sonst in seiner Theorie ganz beistimmen können, diese Flickwerkshypothese, die Büffon wohl schwerlich selber von Herzen glauben kann, durch seine Touls organiques hinlänglich bestritten; aber wie wir gleich hören werden, die Frage von der Aehnlichkeit zwischen Aeltern und Kindern ebenfalls eher ausgewichen, oder seiner Hypothese zu Liebe, die daher für sie entstehenden Schwierigkeiten mehr zu vermindern als zu beantworten gesucht.

b. Bonnet, sur les corps organisés T. I. C. V. §. 63. 66. Frage: Sind die Keime einer und ebenderselben Gattung organischer Körper einander völlig gleich, oder individuell unterschieden? sind sie nur nach den Organen, die das Geschlecht charakterisiren, unterschieden? oder gibt es eine ähnliche Verschiedenheit unter ihnen, wie die, so wir unter den einzelnen Substanzen einer gleichen Gattung von Pflanzen oder Thieren beobachten?

Antwort: Betrachten wir die unermeßlich abändernde Mannigfaltigkeit der einzelnen Dinge, die in der Natur herrscht, so wird das Letztere uns am wahrscheinlichsten seyn. Die Verschiedenheiten, die wir an den Individuen einer gleichen Gattung bemerken, hängen vielleicht vielmehr von der ersten Gestaltung des

Keims ab, als von der Zusammenkunft beider Geschlechter.

Ueber die Gleichförmigkeit der Kinder mit ihren Aeltern. Ich muß doch gestehen, daß es mich noch nicht angegangen, durch die eben vorgebrachte Hypothese die Züge der Aehnlichkeit zu erklären, die wir an den Kindern in Vergleichung mit ihren Aeltern sehen. Aber sind diese Züge nicht sehr zweideutig?

Nehmen wir, fährt unser Philosoph fort, nicht das für Ursache an, was sie nicht eigentlich ist? Der Vater hat einen Buckel, das Kind auch, sogleich schließt man, das Kind habe seinen Buckel von seinem Vater. Das kann wahr seyn, aber auch falsch. Der Buckel des Einen und des Andern können von sehr verschiedenen Ursachen entspringen, und diese Ursachen können sich tausendfach ändern.

Die Erbkrankheiten zu erklären, gibt weniger Schwierigkeit. Man begreift leicht, daß verdorbene Säfte in dem Beschaffenheitszustande des Keims Veränderungen von Gewicht bringen müssen. Und wenn die gleichen Theile des Leibes, die im Vater oder in der Mutter mit Gebrechen behaftet sind, es auch im Kinde so sind, so kömmt das von der Gleichförmigkeit dieser Theile, die sie den gleichen Beschwerden unterwürfig macht. Im Uebrigen kommen die Ungestalten des Körpers öfters von Erbübeln. Dieß vermindert die vorige Schwierigkeit sehr. Da die Säfte von übler Beschaffenheit sind, die sich zu gewissen Theilen hinbegeben sollten, so werden auch diese Theile davon mehr oder weniger übel gebildet, je mehr oder weniger sie eben solcher schlimmen Eindrücke fähig sind.

Reflexion. Bonnet konnte den Grund von Familienähnlichkeiten nach seiner Hypothese nicht finden. Allein laßt uns ihm nachgeben, wo er noch was findet im natürlichen Grunde der Erbkrankheiten. Müssen verdorbene Säfte von Vater oder Mutter den Keim sehr alteriren, und in eben denselben Theilen, wo Vater oder Mutter afficirt ist, wichtige ähnliche Veränderung zu mehr oder weniger übler Bildung, nach Fähigkeit des Keims, der mehr oder weniger in seinen Umständen zu widerstehen vermag, hervorbringen: warum sollen hingegen gesunde Säfte der Aeltern den Keim bloß so lassen, wie er an sich selber ist? und müssen ihn doch so wohl durchdringen und entwickeln helfen, als verdorbene? und führen im Kleinen die Natur von Mischungsart und Einwirkungsart mit sich, wie Vater und Mutter im Großen haben? — Da Vater und Mutter alle Nahrung, die sie bekommen, sich verähnlichen, und ihre Samenfeuchtigkeiten ein concentrirter geistvoller Auszug von Ueberfluß aller ihrer Säfte und Kräfte sind, wie man nach allseitigen tiefen Beobachtungen wohl annehmen kann: warum sollen sie nun nicht auch natürlich kraftvoll am Keime so viel möglich zur Verähnlichung wirken? Freilich nach verschiedentlich abwechselnden und veränderlichen Umständen auch unendlich verschieden, und so, daß der Keim auch gewiß genug eigene Art behält, die allemal von Vater oder Mutter noch wohl unterschieden ist, zuweilen auch wenig genug von ihnen scheint angenommen zu haben, wie aus tausend zufälligen Ursachen oder Veränderungen sich ereignen kann. Daher, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten in Familien summarisch betrachtet, die ganze zur Fortpflanzung eingerichtete Natur so zu einigem Gleichgewichte der Individualkraft des Keims von seiner ersten Gestalt und der Verähnlichungskraft der Aeltern scheint angelegt zu seyn, daß weder die Originalität oder erste Formirungseigenheit des Keims ganz verschwinde, noch die Verähnlichungskraft der Aeltern Alles vermöge, sondern Beides in einander zu wirken bestimmt, Beides unzähligen Umständen zu mehrerer und minderer Entwickelung unterworfen sey, damit der Reichthum der Mannigfaltigkeit und Nutzbarkeit der Geschöpfe und ihre Abhängigkeit unter einander vom Ganzen mit dem allgemeinen Urheber desto größer und allherrlicher werde*).

Bis dahin ist mir, nach allen Beobachtungen, die ich über die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Aeltern zu machen Gelegenheit gehabt, wenigstens so viel vollkommen klar geworden, daß — weder die Bonnet'sche noch Büffon'sche Theorie hinreichend ist, das Phänomen, das keine Hypothese wegsophistisiren kann, auch nur einigermaßen beruhigend zu erklären. Denn man vermindere die Schwierigkeiten so sehr man will, immer bleiben noch unzählige offne Facta vor Augen. Wenn in der Mutter der präformirte Keim liegt, kann dieser Keim schon Physiognomie haben? schon dem künftigen willkührlichsten ersten, willkührlichen zweiten Vater ähnlich seyn? Ist er es nicht, wie ihm vollkommen ähnlich werden? Liegt der allenfalls schon physiognomische Keim im Vater, wie kann er das eine Mal der Mutter, dem Vater das andere Mal, oft Beiden zugleich, oft keinem von Beiden, ähnlich werden?

Mich dünkt, etwas Keimliches, das heißt, ein zur Menschengestalt organisirbares Ganzes muß in der Mutter vorhanden seyn; aber etwas, das nichts ist, als Bestimmungsgrund des so und so beschaffenen väterlichen und mütterlichen, ich weiß nicht was? das die causa efficiens der lebendig werdenden Frucht ist. Dieß unbestimmte, freilich der Natur und Temperatur der Mutter analoge Menschheitempfängliche, zu irgend einer Menschengestalt überhaupt vorgebildete, zugerichtete Keimliche, erhält eine besondere individuelle persönliche Physiognomie, nach der Beschaffenheit des Vaters und der Mutter und nach dem Charakter des Momentes der Empfängniß, und vielleicht auch mancher späterer entscheidender Momente. Immer also bleibt der Freiheit und Vorbereitung des Menschen erstaunlich viel übrig. Man kann seine Säfte verderben oder verbessern, man kann sich in ruhige oder heftige Gemüthsbewegung setzen, man kann Empfindungen der Liebe erwecken, einander auf mancherlei Weise auf- und abspannen u. s. w. Und auch mit daher, denke ich, nicht von einer der Zeugung vorgehenden physiognomischen Präformation, wenigstens bei weitem nicht von dieser allein, hängt sowohl die Natur der Knochen, als der Muskeln und der Nerven und sodann des Charakters ab. Freilich auch das Organisirbare, Bildsame, Primitive hat allemal auch eine eigene Individualität, die nur gewisse feine Geistigkeiten annehmen kann, und gewisse respuiren muß. Doch genug hiervon.

XLVI. Einige Beobachtungen über Neugeborne, Sterbende und Todte.

Ich beobachtete einige Kinder, etwa eine Stunde nach ihrer nicht harten Geburt. Ich bemerkte eine

*) Gedanken eines Freundes.

frappante, freilich verjüngte Aehnlichkeit ihres Profils mit dem ihres Vaters. Diese Aehnlichkeit verlor sich in wenigen Tagen beinahe gänzlich. Der Einfluß der offenen Luft und der Nahrung, vermuthlich auch der Lage, veränderten die bestimmte Zeichnung so sehr, daß man einen ganz andern Menschen vor sich zu sehen glaubte.

Ich sah diese Kinder, das eine etwa 6 Wochen, das andere etwa 4 Jahre nach der Geburt, todt; und etwa 12 Stunden nach ihrem Sterben bemerkte ich vollkommen wieder dasselbe Profil, das ich etwa eine Stunde nach ihrer Geburt an ihnen bemerkt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß das Profil des todten Kindes, wie natürlich, etwas fester und gespannter war, als des lebenden; etwas von dieser Aehnlichkeit aber verlor sich am dritten Tage wieder merklich.

Ich sah Männer von 50 und 70 Jahren, die in ihrem Leben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit ihren Söhnen zu haben schienen, deren Gesichter beinahe aus einer ganz verschiedenen Classe zu seyn schienen, todt. Am zweiten Tage nach ihrem Sterben war ihr Profil, des Einen, dem Profil des ältesten, des Andern, dem Profil seines dritten Sohnes, gerade so frappant ähnlich, wie jene der oben angeführten todten Kinder ihrem lebenden Profile eine Stunde nach der Geburt waren. Freilich stärker, und nach dem Malerausdruck härter. Aber auch hier verlor sich am dritten Tage etwas von der Aehnlichkeit.

So viele Todte ich gesehen, habe ich dabei die einförmige Beobachtung gemacht, daß sie etwa 16, 18, 24 Stunden nach ihrem Tode (je nachdem sie eine Krankheit gehabt hatten) eine schönere Zeichnung hatten, als sie in ihrem Leben niemals gehabt hatten, viel bestimmter, proportionirter, harmonischer, homogener, edler, viel edler, erhabener . . .

Dürfte nicht vielleicht (dachte ich) bei allen Menschen eine Grundphysiognomie seyn? durch die Ebbe und Fluth der Zufälle und Leidenschaften verschwemmt? vertrübt? die sich nach und nach durch die Ruhe des Todes wieder herstellte, wie trübgewordenes Wasser, wenn es ungerüttelt stehen kann, helle wird?

Bei einigen Sterbenden, die nichts weniger als einen edeln, großen oder erhabenen Charakter in ihrem Leben gehabt hatten, habe ich einige Stunden vor ihrem Tode bei einigen bloß einige Augenblicke vorher (die eine war im delirio) eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen! Man sah einen neuen Menschen vor sich! Colorit und Zeichnung und Grazie; Alles neu, Alles morgenröthlich! himmlisch! . . unbeschreiblich edel, erhaben! Der Unaufmerksamste mußte sehen, der Unempfindlichste empfinden! Ebenbild Gottes — sah ich unter den Trümmern der Verwesung hervorglänzen, mußte mich wenden, schweigen und anbeten. Ja, du bist noch, bist noch, Herrlichkeit Gottes, auch in den schwächsten, fehlervollsten Menschen!

XLVII. Ueber einige einzelne Theile des menschlichen Körpers.

A. Ueber die Stirne.

Meine eigenen Bemerkungen über die Stirne des Menschen sind folgende:

Die Gestalt, Höhe, Wölbung, Proportion, Schiefheit und Lage des Schedels der Stirn zeigt die Anlage, das Maß der Kräfte, die Denkens- und Empfindensweise des Menschen; die Stirnhaut, ihre Lage, Farbe, Faltung, Spannung, den leidenschaftlichen, den actuellen Zustand seiner Kräfte; der Knochen das innere Maß der Kraft, die Haut die Anwendung der Kraft.

Der innere Knochen bleibt so viel als unverändert, wenn sich die äußere Haut runzelt. Aber auch diese Runzelung ist nicht bei jeder innern Gestalt der Hirnknochen dieselbe. Gewisse Plattheiten führen gewisse Runzeln, gewisse Wölbungen andere mit sich, so daß sich von den Falten, an sich betrachtet, auf die Wölbung der Stirne, von dieser, an sich betrachtet, auf jene schließen läßt. Gewisse Stirnen sind nur perpendiculärer, gewisse nur horizontaler, gewisse nur bogiger, gewisse nur vermischter und verworrener Falten fähig. Schalenförmige, ecklose Stirnen haben gemeiniglich, wenn sie sich falten, die einfachsten, unverworrensten Falten.

Doch die Falten bei Seite. Was die alten und neuern Physiognomen unbestimmt gelassen haben: die eigentliche Zeichnung, den Umriß und die Lage der Stirn, das halte ich für das Wichtigste, was sich der physiognomischen Beobachtung darstellt.

Man kann die Stirnen, im Profile betrachtet, in drei Hauptclassen eintheilen: in zurückliegende, perpendiculäre und vorhängende. Jede dieser Classen hat eine Menge Unterordnungen, die sich aber leicht wieder in Gattungen bringen lassen, deren vornehmste sind: (a)

1. Geradlinige, 2. halbrund-, halbgeradlinige, die in einander fließen, 3. halbrund-, halbgeradlinige, gebrochene, 4. rundlinige, einfache, 5. rundlinige, doppelte und dreifache.

Nun einzelne Bemerkungen: (b)

1. Je länger die Stirn, desto vielfassender (ceteris paribus) und kraftloser.

2. Je gedrängter, kürzer, fester die Stirn, desto gedrängter, unlustiger, fester der Charakter des Menschen.

3. Je bogenliniger und eckloser die Umrisse, desto zarter und weicher, je gerader, desto fester und härter der Charakter.

4. Vollkommene Perpendicularität vom Haar zu den Augenbrauen ist — Verstandlosigkeit.

5. Perpendicularität, die oben sanft sich wölbt, wie 6. — zeigt treffliche Anlage zu kaltem, stillem, tiefem Denken.

6. Vorhängende, wie 9. 10. 11. 12., imbecil, unreif, schwach, dumm.

7. Rückwärtsliegende, wie 1. 2. 3. 4., überhaupt mehr Imagination, Witz, Feinheit.

8. Stirnen oben rund und vorstehend, unten gerade, im Ganzen perpendiculär, ungefähr wie 7., sind sehr verständig, sehr lebhaft, sehr empfindlich, sehr heftig, und — eiskalt.

9. Sonst sind auch die geradlinigen, schrägliegenden Stirnen sehr heftig und lebhaft.

10. Bogige Stirnen, wie 5., scheinen eigentlich weibliche Stirnen zu seyn. 5. ist hellsehend. (Ich brauche das Wort denkend vom weiblichen Geschlechte nicht gern; auch die verständigsten Frauen denken wenig oder nicht — sie sehen Bilder, reihen diese — aber mit abstracten Zeichen wissen sie kaum

umzugeben). 8. ist unleidlich dumm. 12. das non plus ultra der Dummheit und Schwäche.

11. Glückliche Verbindung gerader und bogiger Linien und glückliche Lage der Stirn machen den vollkommensten Charakter von Weisheit aus. Glückliche Verbindung heiß' ich unmerkliche Ineinanderfließung, und glückliche Lage heiß' ich eine nicht sehr perpendiculäre, und nicht sehr zurückliegende, ungefähr wie 2.

12. Ich wollte beinahe als Axiom setzen: alle Geradheit als solche verhält sich zur Gebogenheit als solcher, wie Kraft und Schwäche, wie Steifsinn und Biegsamkeit, wie Verstand und sinnliche Empfindung.

13. Noch keinen Menschen mit scharf hervordringenden Augenknochen habe ich gesehen, der nicht zu seinen Verstandesübungen und Entwürfen der Klugheit große Anlagen hatte.

14. Aber ohne diese scharfe Ecke gibt es vortreffliche Köpfe, die mehr Stätigkeit haben, wenn sich die Stirn unten wie eine perpendiculäre Mauer auf horizontale Augenbrauen senkt, und zu beiden Seiten sanft rund gegen die Schläfe wölbt.

15. Perpendiculäre Stirnen, die vorstehen, nicht unmittelbar auf der Nasenwurzel ruhen, schmal sind, faltig, kurz, glatt, sind gewisser Ausdruck von schwachen Anlagen, wenigem Verstand, weniger Einbildungskraft, weniger Empfindung.

16. Stirnen mit vielen eckigen, knotigen Protuberanzen zeigen immer viel lebendige, feste, harte, drückende, feurige, heftige Wirksamkeit und Starrsinn an.

17. Es ist immer ein Zeichen eines heitern gesunden Verstandes und einer guten Complexion, wenn das Profil einer Stirn zwei proportionirte Bogen hat, davon der untere vorsteht.

18. Augenknochen mit bestimmten, merklichen, leicht nachzuzeichnenden, festen Bogen habe ich an keinen, als edeln, großen Menschen gesehen. Alle antiken Ideale haben diesen Bogen.

13. Gevierte Stirnen, wohl verstanden, die noch beträchtliche Seitenwände haben — und feste Augenknochen — sind die klügsten und zuverlässigsten Charaktere.

20. Perpendiculäre Falten der Stirne zeigen Anstrengung und Kraft, wenn sie der Stirn natürlich sind; horizontale und in der Mitte ab- oder aufwärts gebrochene Falten überhaupt Nachlaß, Kraftlosigkeit an.

21. Perpendiculäre tiefe Einschnitte in den Knochen der Stirne zwischen den Augenbrauen habe ich immer nur an gesund denkenden, freiedeln, geschickten Menschen gefunden, wofern kein positiv widersprechender Zug da war.

22. Die vena frontalis oder das bläuliche Ypsilon (Y) mitten auf einer offenen, runzellosen, wohlgewölbten Stirne habe ich nie als an Menschen von sonderbaren Talenten und feurigedlem Charakter gefunden.

23. Die entscheidensten Zeichen einer vortrefflichen und vollkommenen, sowohl schönen, als bedeutungsvollen, verstandreichen, edeln Stirn sind folgende:

a) Auffallende Proportion zum übrigen Theile des Gesichts. Sie muß mit der Nase und dem Untertheile des Gesichtes gleich lang seyn.

b) Breite, die oben sich entweder ovalirt (wie die meisten Stirnen großer Engländer), oder beinahe geviert ist.

c) Reinheit von allen Unebenheiten und Runzeln; doch muß sie sich runzeln können, aber nur bei tiefem Nachdenken, Schmerzen und würdiger Indignation.

d) Sie muß oben zurück, unten vorstehen.

e) Die Augenknochen müssen einfach, horizontal seyn, und von oben herab anzusehen, einen reinen Bogen darstellen.

f) In der Mitte darf sie von oben herab und in die Quere eine kleine Vertiefung haben, die nur bei einfachem und hoch herabfallendem Lichte merkbar ist, und die Stirn in vier beinahe gleiche Kammern abtheilt.

g) Die Farbe der Haut muß heller seyn, als am übrigen Gesichte.

h) Die Stirn muß allenthalben aus solchen Umrissen bestehen, daß, wenn man nur Eine Section etwa eines Drittels davon sieht, man nie weiß, ob sie von einer geraden oder krummen Linie ist.

24. Mit kurzen, runzeligen, knotigen, irregulären, auf der einen Seite eingedrückten, ausgekerbten Stirnen, die sich immer anders falten, mache keine vertraute Freundschaft.

25. Sey nie verzagt, so lange ein Mensch, ein Freund, ein Feind, ein Kind, ein Bruder, ja sogar ein Verbrecher noch eine gute, wohl proportionirte, offne Stirne hat. Es ist gewiß allemal noch Vieles mit ihm anzufangen, und Vieles von ihm zu hoffen.

B. Von den Augen.

Blaue Augen zeugen überhaupt mehr von Schwäche, Weiblichkeit, Weichheit, als die braunen und schwarzen. Zwar gibt es unzählige kraftvolle Menschen mit blauen Augen, doch finde ich viel mehr starke, männliche, denkende Menschen mit braunen, als mit blauen Augen. Woher es komme, daß man in China oder in den philippinischen Inseln sehr selten blaue Augen, und niemals, als nur bei Europäern oder bei Leuten, die in diesen Gegenden von europäischen Aeltern geboren sind, gesehen habe, ist untersuchungswerth — um so mehr, da kein weichlicheres, wollüstigeres, friedsameres, fauleres Volk ist, als die Chinesen.

Cholerische Menschen haben allerlei Arten von Augen, doch mehr braune und grünliche, als blaue. Grünliche sind beinahe ein entscheidendes Zeichen von Heftigkeit, Feuer und Muth.

Hellblaue Augen habe ich fast nie bei melancholischen, selten bei cholerischen, am allermeisten bei phlegmatischen Temperamenten, die jedoch viel Activität hatten, angetroffen.

Augen, wo der untere Bogen des obern Augenliedes hoher Zirkelbogen war — habe ich immer gut, zart, auch furchtsam, zaghaft, schwach befunden.

Augen, die, wenn sie offen und nicht zusammengedrückt sind, lange, scharfe, spitzige Winkel gegen die Nase haben, habe ich fast nie, als bei sehr verständigen oder sehr feinen Menschen gefunden.

Ich habe noch kein Auge, dessen Augenlied horizontal auf dem Apfel sich zeichnete und halb den Stern durchschnitt, gesehen, als an sehr feinen, sehr geschickten, sehr listigen Menschen; wohl verstanden, an sehr vielen redlichen auch, die aber sehr feinen Verstand hatten und viel Anstelligkeit.

Augen, die weit offen sind, so daß viel Weißes noch unterm Stern zum Vorschein kommt — habe ich an den blödesten, phlegmatischen — und zugleich an den muthigsten und feurigsten gefunden. Neben einander gesetzt, wird man leicht das Matte und Feurige, das Unbestimmte und Bestimmte unterscheiden können. Die Feurigen sind fester, kecker gezeichnet, haben weniger Schweifung, gleich dickere, beschnittenere, jedoch weniger hautige Augenlippen.

Zugabe. Aus dem Gothaischen Hofkalender (1771) oder größtentheils aus Büffon.

1. Die gewöhnlichsten Farben der Augen sind dunkel pomeranzenfarb, gelb, grün, blau, grau und grau mit weiß vermischt. Die blauen und pomeranzengelben trifft man am meisten an. Oefters befinden sich beide Farben in Einem Auge. Die Farbe derjenigen, welche man für schwarze Augen hält, ist nichts anders, als gelbbraune oder dunkle Pomeranzenfarbe. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur diese Augen in der Nähe betrachten. In der Ferne oder gegen das Licht scheinen sie bloß deßwegen schwarz, weil die braungelbe Farbe so sehr mit dem Weißen im Auge absticht, daß man sie in Absicht auf das Weiße für schwarz hält. Die Augen, welche weniger braungelb sind, werden auch unter die schwarzen gerechnet; sie sind aber nicht so schön als die andern, weil diese Farbe gegen das Weiße nicht so hoch ausfällt. Es gibt auch gelbe und hellgelbe Augen. Diese fallen gar nicht schwarz aus, weil dergleichen Farben nicht dunkel genug sind, um sich im Schatten zu verlieren.

Man sieht sehr oft in dem nämlichen Auge Anstriche von Pomeranzenfarbe, von gelber, von grauer und von blauer. Sobald etwas Blaues sich darunter befindet, es mag so wenig seyn, als es will, so wird diese Farbe die herrschende. Sie zeigt sich in Fäserchen durch den ganzen Umfang des Regenbogens, und das Pomeranzenfarbige steht in Flocken in einer kleinen Entfernung von dem Stern um dasselbe herum. Das Blaue verändert diese Farbe so sehr, daß das ganze Auge blau aussieht, und man wird die eingemischte Pomeranzenfarbe nicht eher gewahr, als wenn man es in der Nähe betrachtet.

Die schönsten Augen sind diejenigen, welche schwarz oder blau aussehen. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, welche *) die vornehmste und bestimmteste Eigenschaft der Augen ausmachen, herrschen stärker in den stark gefärbten, als in denjenigen Augen, die nur einigen Anstrich von Farbe haben. Die schwarzen Augen drücken sich daher stärker und lebhafter aus; aber in den blauen Augen findet sich mehr sanfte Anmuth, und vielleicht ist auch ihr Ausdruck feiner. Es blickt in den ersten ein Feuer, das gleichförmig funkelt, weil der Grund, der uns von einerlei Farbe zu seyn scheint, überall einerlei Lichtstrahlen zurückwirft. In den Lichtstrahlen hingegen, welche die blauen Augen beleben, herrscht eine Mannigfaltigkeit der Veränderungen: denn da sich in denselben mehrere Anstriche von Farben befinden, so werden auch mehrere Arten von Lichtstrahlen zurückgeworfen.

Es gibt Augen, in welchen man, so zu sagen, keine Farbe bemerkt. Sie scheinen ganz anders, als andere gebaut zu seyn. Der Regenbogen hat nur einige so schwache Anstriche von blau oder grau, daß dieselben an einigen fast weiß sind. Die Schattirung von Pomeranzenfarbe ist so leicht, daß man sie mit Mühe von dem Grauen und Weißen unterscheidet. Das Schwarze des Sterns nimmt sich in diesem Fall allzusehr aus, weil die Farbe des Regenbogens nicht dunkel genug ist. Man sieht, so zu reden, nichts als den Stern, der mitten im Auge einzeln da steht. Die Augen sprechen nichts, und ihr Blick fällt steif und todt aus.

*) Neben der Form und Zeichnung.

Es gibt auch Augen, in welchen der Regenbogen in das Grüne fällt. Diese Farbe ist seltener, als das Blaue, das Graue, das Gelbe und das Braungelbe. Man sieht nicht weniger Leute, deren beide Augen nicht von einerlei Farbe sind. Dieses ist besonders dem Menschen, dem Pferde und dem Hunde eigen.

2. Aus Büffon. Besonders in den Augen malen sich die Bilder unserer geheimsten Regungen kenntlich. Das Auge gehöret der Seele näher an, als irgend ein anderes Werkzeug; es scheint sie zu berühren und an allen ihren Bewegungen Theil zu nehmen; es drückt ihre lebhaftesten Leidenschaften und die ungestümsten Bewegungen sowohl, als die gelindesten Bewegungen und zärtlichsten Empfindungen aus; es zeigt sie in ihrer völligen Stärke, so rein, wie sie entstehen; es pflanzt sie durch schnelle Bewegungen fort, die Feuer, Wirksamkeit und das Bild der Seele, von der sie herkommen, in eine andere Seele bringen. Das Licht der Gedanken und die Hitze der Empfindung werden zugleich vom Aug' empfangen und zurückgeworfen. Es ist der Sinn des Geistes und die Sprache des Verstandes. Man sehe auch, wenn man Zeit hat, George Daümer's Dissertatio de Oculisoquio. Altorfi 1702.

3. Die Augen sind, so wie in der Natur, also auch in der Kunst verschieden geformt an den Bildern der Gottheiten und an den idealischen Köpfen, so daß das Auge selbst ein Kennzeichen von jenen ist. Jupiter, Apollo, Juno haben dieselben groß und rundlich gewölbt und enger, als gewöhnlich, in der Länge, um den Bogen derselben desto erhabener zu halten. Pallas hat ebenfalls große Augen, aber das obere Augenlied, welches in die Höhe gezogen ist, bildet das Liebreizende und das Schmachtende, von den Griechen ὑγρον genannt. Ein solches Auge unterscheidet die himmlische Venus Urania von der Juno, und jene, weil sie ein Diadem, wie diese, hat, ist daher von denen, die diese Betrachtung nicht gemacht haben, für eine Juno gehalten worden. Viele der neuern Künstler scheinen hier die Alten übertreffen zu wollen, und haben das, was Homer Ochsenaugen oder große Augen nennt, in hervorliegenden Augäpfeln, die aus ihrer Einfassung hervorquellen, zu bilden vermeint. Solche Augen hat der neue Kopf der irrig vermeinten Cleopatra in der Villa Medicis, wie sie an gehängten Menschen seyn würden, und eben dergleichen Augen hat ein junger Bildhauer einer ihm aufgetragenen Statue einer heiligen Jungfrau in der Kirche von S. Carlo al Torso gegeben. Winkelmann von der Kunst der Griechen. 53.

4. Aus *Scipionis Claramontii* Semiotica moralis etc. cura *Conringii*, Lugduni 1704. 8. Lib. VI. cap. 9. de oculis eorumque aspectibus.

Aspectuum plurimae sunt differentiae. 1. *Ex projectione oculi* et *retractione*. Est ille ferventis cupiditatis aspectus, ut in ira et amore. Huic contrarius aspectus est *retractus*. Retrahitur enim vis, quae in contrario aspectu emittitur, in modestis hominibus erga eos, quos reverentur, in pudibundis adolescentibus adversus

foeminas. Quandoque contrarii ejusmodi aspectus ex contrariis affectibus commiscentur. Verbi gratia, si quis ardenter amet, et etiam pudore magno detineatur, pudor retrahit aspectum, at concitat amor. In ea perturbatione aspectus quoque perturbatur et nutat; vel enim limis aspicit, si commoditas adsit, vel instar solis per raram aliqua ex parte nubem erumpentis instans interdum aspectus aperitur, interdum obducitur.

2. *Ex explicatione* et *contractione oculi. Explicatio* est, quando oculus hilaritate enitescit; *contractio* autem, quando tristitia quoddam ducit nubilum. *Contractionem* autem et *retractionem* differenter statuo. In *retractione* in profundum recedit repraesentatio ferme animi, in *contractione* cogitur in semetipsum animus.

3. *Ex recto aspectu, aut obliquo.* Aspectus *obliquus* ex cupiditate nascitur, cum vel pudore impeditur, vel pudorem praetendit. Femellae hoc aspectu amatores plerumque irretiunt.

4. *Ex motu* et *quiete oculi.* Si huc illucque vertantur oculi, *mobiles* sunt, si in eodem obtutu perseverent, *fixi* dicuntur. Hic est motus ipse per se oculi; at ex palpebra, cum aperta ipsa manet, intenti et vigentes oculi, conniventes contra cum clauditur; cum alternat autem vices claudendo et aperiendo oculos, nutare dicuntur.

5. Ex *humiditate* et *siccitate* aspectus. Anacreon *humidum* oculum Veneri tribuit.

Aristoteles in Physiognomia inquit: Quicunque habent oculos eminentes, fatui; referuntur ad apparentem decentiam, et asinos. Lib. 6. cap. 11. p. 411.

5. Auch einmal aus dem genievollen Stern-Narren Theophrastus Paracelsus eine Stelle:

Damit wir auf die Praktik unsers Vornehmens kommen, und solche Zeichen sammt ihrer Bedeutung eines Theils erzählen, ist zu merken, daß die schwarzen Augen gemeiniglich gesunde Augen anzeigen, ein stätes Gemüth, nicht wankelmüthig, nicht furchtsam, sondern beherzt, wahrhaft und ehrenhaft. Graue Augen zeigen gemeiniglich an einen falschen Menschen, unstät, wankelmüthig. Blöde Augen aber gute Rathschläge, listig und tückisch mit seinen Thaten. Ein schlechtes oder ein falsches Gesicht, das auf beiden Seiten oder unter sich und über sich sehen kann, zeigt gewißlich einen falschen, listigen Menschen an, der selbst nicht bald zu betrügen ist, mißtrauisch, und ist ihm selbst auch nicht allemal zu trauen; flieht harte und viele Arbeit, wo er kann, nähret sich gern mit Müßiggang, Spielerei, Wucherei, Räuberei u. dgl. Kleine Augen, oder die tief im Haupte stehen, kühn, streitbar und unverzagt, tückisch und geschwind mit bösen Thaten, können viel leiden ꝛc. Große Augen bedeuten einen geizigen, gefräßigen Menschen, und zuvor, wenn sie vorder im Haupte stehen. Augen, die stets auf- und zugehen, bedeuten ein blödes Gesicht, einen furchtsamen und sorgsamen Menschen. Augen, die schnell hin und wieder schießen, ein Buhlherz, Vorsichtigkeit, behende Rathschläge. Augen, die stets unter sich sehen, zeigen einen schamhaften, züchtigen Menschen an. Rothe Augen zeigen einen kühnen, starken Menschen an. Scheinende Augen, die sich nicht bald bewegen, zeigen einen Helden an, großer Thaten, keck, freudig, und der von seinen Feinden sehr gefürchtet wird. Theophrasti Paracelsi opera. Strasb. 1616. fol. Tom. I. de natura rerum. L. IX. p. 912.

Es wird wohl Niemanden beifallen, daß ich alle diese Urtheile unterschreibe — sie sind größtentheils ungerecht — oder doch unbestimmt. Man könnte von großen und kleinen Augen, ohne nähere Bestimmung, mit demselben Rechte gerade das Gegentheil sagen.

C. Augenbrauen.

Die Augenbrauen sind oft, an sich allein betrachtet, für den Charakter des Menschen entscheidend, wie z. B. die Augenbrauen eines Torquato Tasso, Leon Baptista Alberti, Boileau, Türenne, Le Fevre, Axel Ochsenstirn, Clarke, Newton u. s. w.

Einfachbogige Augenbrauen sind jungfräulicher Charakter.

Geradlinige, horizontale, männlicher.

Zusammengesetzte aus horizontalen und bogigen — männlicher Verstand und jungfräuliche Güte.

Wildverworrene sind immer Zeichen von wildem, oder, wenn die Haare zart sind, von zartem Feuer.

Gedrängte, feste, wo die Haare parallel laufen, und wie beschnitten sind, sind wohl eines der entscheidendsten Zeichen eines festen, männlichen, reifen Verstandes, tiefsehender Klugheit und eines treuen, zuverlässigen Sinnes.

Zusammenlaufende Augenbrauen, die die Araber so schön finden, die alten Physiognomisten für ein Zeichen eines heimtückischen Charakters hielten, kann ich weder schön, noch für heimtückisches Wesen charakteristisch finden. Man sieht sie an den redlichen, offensten, liebenswürdigsten Gesichtern. Wahr ist, sie geben einem Gesichte ein etwas finsteres Ansehen, und von irgend einer Trübe des Geistes und Herzens mögen sie wohl Zeugen seyn.

Gesenkte Augenbrauen, sagt Winkelmann, geben dem Kopfe des Antinous etwas Herbes und Melancholisches.

Ich habe noch keinen tiefen Denker, auch nicht einmal einen sehr festen oder klugen Mann mit schwachen hohen Augenbrauen gesehen, die die Stirn gleichsam in zwei gleiche Theile theilten.

Schwache Augenbrauen sind immer ein Zeichen von Phlegma und Schwäche. Nicht, daß nicht cholerische und kraftvolle Menschen schwache Augenbrauen haben können. Diese Schwäche der Augenbrauen aber ist immer Ausgabe, Abzug von der Kraft und dem Feuer.

Eckige, stark gebrochene Augenbrauen sind immer Zeichen feuriger, productiver Thätigkeit.

Je näher die Augenbrauen auf den Augen liegen, desto ernsthafter, tiefer, fester der Charakter.

Je entfernter von den Augen, desto leichter, beweglicher.

Entfernt von einander, heiterer, offner, leichter Sinn.

Weiße Augenbrauen, Zeichen der Schwäche.

Schwarzbraune, der Festigkeit.

In der Bewegung der Augenbrauen liegt unendlich viel Ausdruck, besonders widriger, unedler Leidenschaften, des Stolzes, des Zorns, der Verachtung. Ein superciliöser Mensch ist verachtend und verächtlich.

Hier ein Dutzend Formen oder Chiffern von Augenbrauen. (c) Alle diese Formen vertragen sich mit Ver-

Verstand. Alle können verständigen Menschen eigen seyn. Jedoch schwerlich 10., weniger schwer 11., schwerer 9., sehr schwer 6., am schwersten 4. — Hingegen 1. 2. 3. werden schwerlich sich mit Unverstand vertragen. 12. ist die Form beinahe unverführbaren Verstandes.

D. Ein Wort über die Nase.

Wohl nannten die Alten die Nase honestamentum faciei.

Es ist, glaube ich, schon irgendwo gesagt: Ich halte die Nase für Wiederlage des Gehirns. Wer die Lehre der gothischen Gewölbe halbweg einsieht, wird das Gleichnißwort Wiederlage verstehen. Denn auf ihr scheint eigentlich alle die Kraft des Stirngewölbes zu ruhen, das sonst in Mund und Wange elend zusammenstürzen würde.

Eine schöne Nase wird nie an einem schlechten Gesicht seyn. Man kann ein häßliches Gesicht haben und zierliche Augen. Aber nicht eine schöne Nase und ein häßliches Gesicht. Auch finde ich tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase. Und wo ich sie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere. Non cuique datum est, habere nasum. Zu einer vollkommen schönen Nase erfordere ich Folgendes:

a) Ihre Länge soll der Stirnlänge gleich seyn. b) Bei der Wurzel muß eine kleine sanfte Vertiefung seyn. c) Von vorne betrachtet, muß der Rücken (dorsum, spina nasi) breit und beinahe parallel seyn, jedoch über der Mitte etwas breiter. d) Der Knopf der Nase, die Nasenkuppe, der Nasenball (orbiculus) muß weder hart noch fleischig seyn, und sein unterer Umriß muß bestimmt und auffallend rein gezeichnet, nicht spitz und nicht sehr breit seyn. e) Die Nasenflügel (pinnae) müssen von vorne bestimmt gesehen werden, und die Löcher müssen sich darunter lieblich verkürzen. f) Im Profile betrachtet, darf sie unten nicht mehr als ein Drittel ihrer Länge haben. g) Die Nasenlöcher müssen vorne etwas spitz, hinten runder, und überhaupt sanft geschweift seyn und durch's Profil der Oberlippe in zwei gleiche Theile getheilt werden. h) Die Seiten der Nase oder des Nasengewölbes müssen beinahe wandartig seyn. i) Oben muß sie sich wohl an den Bogen des Augenknochens anschließen, und beim Auge muß sie wenigstens einen halben Zoll Breite haben. So eine Nase ist mehr werth als ein Königreich. Es gibt aber unzählige vortreffliche Menschen mit häßlichen Nasen. Aber ihre Vortrefflichkeit ist wiederum ganz verschieden von anderer Menschen Vortrefflichkeit. Ich habe die reinsten, verständigsten, edelsten Geschöpfe mit kleinen Nasen von hohlem Profil gesehen, aber die Vortrefflichkeit derselben besteht mehr im Leiden und Hören, Lernen, Empfangen, Genießen seiner geistiger Wirkungen (wenn nämlich ihr übriger Bau sein organisirt ist). Oben bei der Wurzel vorgebogene Nasen hingegen sind vortrefflicher zum Gebieten, Herrschen, Wirken, Durchsetzen, Zerstören. Geradlinige Nasen möchte ich Schlußsteine zwischen den beiden andern nennen. Sie wirken und leiden mit Kraft und Stille.

Boerhaave, Socrates, Lairesse hatten mehr und minder häßliche Nasen, und waren große Männer, aber ihr Charakter war sanft und duldend.

Ich habe noch nie eine Nase mit einem breiten Rücken gesehen, er mochte nun gebogen oder gerade seyn, als an ganz außerordentlichen Menschen. Man kann auch zehntausend lebende Gesichter und tausend Porträte merkwürdiger Menschen durchgehen, ehe man eine einzige solche findet.

Mehr oder weniger solche Nasen hatten z. B. Raynal, Faustus Socinus, Swift, Cäsar Borgia, Clepzecker, Anton Pagi, Johann Carl von Eukenberg (ein Mann von Simsonischer Stärke), Paul Sarpi, Petrus Medicis, Franciscus Carracci, Cassini, Lucas von Leyden, Titian.

Es gibt aber auch Nasen, die keinen breiten Rükken haben, oben bei der Wurzel sehr schmal sind, von außerordentlicher Kraft. Aber ihre Kraft ist mehr elastisch, mehr momentan als fortdrückend.

Die tartarischen Völker haben durchgehends platte eingebogene Nasen. Die afrikanischen Schwarzen Stumpfnasen, die Juden größtentheils Habichtsnasen. Die Engländer haben selten spitze Nasen, mehrentheils knorpelig. Die Holländer haben, aus Porträten zu schließen, selten schöne und sehr bedeutende Nasen. Große und bedeutende Nasen haben die Italiener; die Franzosen haben, meines Ermessens, den Charakter ihrer Größe am meisten in den Nasen. Man sehe z. B. die Porträtsammlungen von Perault und Morin.

Kleine Nasenlöcher sind beinahe ein sicheres Zeichen unternehmender Furchtsamkeit. Sichtbar athmende, offne Nasenflügel ein sicheres Zeichen feiner Empfindung, die leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann.

E. Ueber den menschlichen Mund und die Lippen.

Alles liegt in dem menschlichen Munde, was im menschlichen Geiste liegt.

Der Mund in seiner Ruhe und der Mund in seinen unendliche Bewegungen, welch eine Welt von Charakter! Wer will aussprechen, was er ausspricht, selber, wenn er schweigt?

Ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes — wie ganz anders ist es, als alles Andere, was man Glied nennt? wie nicht abzulösen? wie nicht zu bestimmen! wie viel einfacher und zusammengesetzter? — ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes kennte, fühlte, innigst fühlte — er spreche Gottesworte, und seine Worte wären Gottesthaten . . . O daß ich nur zittern kann, statt zu sprechen, von der Herrlichkeit des Mundes, dieses Hauptsitzes der Weisheit und Thorheit, der Kraft und Schwachheit, der Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit, der Feinheit und Grobheit des menschlichen Geistes! diesem Sitze aller Liebe und alles Hasses, aller Aufrichtigkeit und Falschheit, aller Demuth und alles Stolzes, aller Verstellung und Wahrheit!

O zu welchen Anbetungen würde er sich öffnen oder schließen mein Mund, wenn ich mehr Mensch wäre?

O die verstimmte, verunmenschlichte Menschheit! O trauriges Geheimniß meiner mich mißbildenden Jugendjahre! Wille des Allwaltenden, wann wirst du dich aufhellen? . . Ich bete an, weil ich fühle, daß ich — nicht anzubeten würdig bin! Doch werde ich es werden, wie es Menschen werden können, denn der mich schuf, einen Mund gab er mir.

O ewiges Leben, wie mir seyn wird, wenn ich im Angesichte Christus den Mund der Gottheit mit meinen Augen sehen und aufjauchzend fühlen werde: „Auch ich habe einen Mund, Ebenbild dessen, den ich anbete.

empfangen! Den kann ich nennen, der mir ihn gab, o ewiges Leben im bloßen Gedanken!"

Maler und Bildner! wie soll ich Euch erflehen, dieß heilige Organon zu studiren in allen seinen feinen Zügen, aller seiner Harmonie und Proportion?

Uebergießt manchen charakteristischen Mund lebender und todter Menschen mit dem feinsten Gyps, und formirt darnach, und zeichnet darnach, und lernt daran beobachten, studirt erst Tage lang Einen! und Ihr habt, so mannigfaltig sie seyn mögen, unzählige studirt! Aber verzeiht mir: mein Herz ist gepreßt, warum? in drei Jahren unter 10 bis 20 Arbeitern, denen ich vorpredigte, vorwies, vorzeichnete, habe ich den noch nicht gefunden, der nicht etwa das Fühlbare gefühlt, nur das Anschaubare gesehen, ergriffen und dargestellt hätte; was soll ich hoffen?

Alles, was ich erwarten kann, erwarte ich von den so leicht möglichen charakteristischen Gypsabdrücken. Nur einmal ein Cabinett solcher gesammelt. Aber die Wirkungen allzu genauer, sicherer Beobachtungen wären vielleicht zu weit greifend! Die Maschine der Menschheit schwinge sich zu schnell! Die Welt möchte es nicht tragen, darum will die Vorsehung, daß man mit sehenden Augen nicht sehe. Beinahe mit einer Thräne im Auge sage ich es, warum ich weinen möchte. Mitahnder der Menschenwürde! du weißt es! Und Ihr schwächere, dennoch liebende, hier nicht fühlende Leser, verzeiht mir!

Unterscheidet in jedem Munde a) die eigentliche Oberlippe an sich; b) die eigentliche Unterlippe an sich; c) die Linie, welche aus Vereinigung der beiden Lippen, wenn sie ruhig geschlossen sind, wenn sie ohne Zwang geschlossen werden können, entsteht; d) das Mittel der Oberlippe besonders; e) und der Unterlippe besonders; f) den Fuß der Mittellinie an beiden Enden, und endlich g) den äußersten Aus- oder Ablauf der Mittellinie auf beiden Seiten. Ihr werdet ohne diese Unterscheidungen keinen Mund richtig zeichnen und beurtheilen können.

Wie die Lippen, so der Charakter.

Feste Lippen, fester Charakter. Weiche und schnell bewegliche Lippen, schnell beweglicher Charakter.

Ausgezeichnete, bestimmte, große, wohl proportionirte Lippen, aus denen die sich sanft und auf beiden Seiten gleichschlängelnde Mittellinie leicht nachzuzeichnen, leicht herauszuheben ist, sind nie an schlechten, niedrigen, gemeinen Menschen zu finden, wohl an wollüstigen, aber nicht an falschen, kriechenden, boshaften Charakteren.

Verbissener, lippenloser Mund, der bloß einer Linie gleicht, sicheres Zeichen von Kälte, Fleiß, Ordnungsliebe, Genauheit, Reinlichkeit, und wenn er an beiden Enden aufwärts sich zieht, von Affectation, Prätension, Eitelkeit und allenfalls von dem, was aus kalter Eitelkeit entstehen kann, Schalkheit.

Sehr fleischige Lippen haben immer mit Sinnlichkeit, Trägheit und Prasserei zu kämpfen.

Beschnittene, scharfgezeichnete, mit Aengstlichkeit und Geiz. Ruhig und ohne Anstrengung wohl geschlossene, bestimmt gezeichnete Lippen sind ein sicheres Zeichen von Ueberlegung, Klugheit, Festigkeit.

Sanft überhängende Oberlippen sind ein allgemeines Zeichen von Güte. Doch gibt es auch unzählige Gute mit vorstehenden Unterlippen. Aber dieser Letztern Güte ist mehr kalte Treue und Gutherzigkeit, als warme theilnehmende Freundschaftsanmuth.

In der Mitte sich höhlende Unterlippen, launiger Charakter. Man bemerke nur den Moment, wo einem launevollen Menschen ein Einfall auf der Lippe schwebt; die Lippe wird sich in der Mitte ein wenig herablassen und höhlen.

Ein verschlossener Mund, aber nicht zugespitzter, affectirter, zeigt immer Muth und Festigkeit des Charakters an, und in Fällen, wo die Herzhaftigkeit unumgänglich ist, sieht man auch die gewöhnlich offnen Mäuler sich verschließen. Offenheit des Mundes ist des Klagenden, Geschlossenheit des Duldenden.

Von der uneigentlichen Lippe oder der fleischigen Bedeckung der obern Zähne, die zur eigentlichen Lippe führt, der, so viel ich weiß, die Anatomisten noch keinen besondern Namen gegeben, die man etwa Verhang oder Pallium nennen könnte, von dem Zwischenraume von der Nase zur eigentlichen röthlichen Oberlippe wäre auch besonders viel zu sagen, so wenig, meines Wissens, die Physiognomisten davon gesagt haben.

Ist die uneigentliche Oberlippe lang, so ist die eigentliche immer kurz. Ist sie kurz und hohl so ist die eigentliche groß und bogig. Ein neuer sicherer Beweis von der Conformität des menschlichen Angesichts. Hohle Oberlippen sind viel seltener, als flache, perpendiculäre, und die Charaktere, an denen man sie findet, sind eben so selten.

F. Zähne.

Wohl nichts Gewisseres, Auffallenderes, in jedem Moment sich Beweisenderes ist, als die Charakteristik der Zähne an sich und der Art ihrer Erscheinung.

Meine Beobachtungen hierüber sind folgende:

Kleine, kurze Zähne, die von den alten Physiognomisten gemeiniglich für ein Zeichen der Schwäche gehalten wurden, fand ich bei ausgewachsenen Personen von ausnehmender Stärke, aber dann werden es selten ganz reine weiße Zähne seyn.

Lange Zähne sind ein sicheres Zeichen von Schwäche und Zaghaftigkeit.

Weiße, reine, wohlgereihte Zähne, die uns beim Oeffnen des Mundes gleich entgegenkommen, doch nicht stark hervorstehen, nicht immer gleich vollzählig gesehen werden — ich habe sie bei Erwachsenen nie anders, als bei guten, feinen, reinlichen, treuen Menschen gefunden.

Aber sehr oft auch bei denselben Charakteren unreinliche, unebene, häßliche Zähne.

Immer aber war entweder Krankheit oder irgend ein Beisatz von Unvollkommenheit Ursache des widrigen Eindrucks, den dieser Anblick machte.

Wer seine Zähne unreinlich läßt, sie nicht zu reinigen versucht, wahrlich, der verräth durch diese einzige Nachlässigkeit schon sehr Vieles von seinem Charakter, das ihm nicht Ehre macht.

Wie die Zähne des Menschen, d. h. ihre Gestalt, Lage, Reinheit (in sofern diese von ihm abhängt), so sein Geschmack.

Wo viel Zahnfleisch an der obern Reihe von Zähnen beim ersten Oeffnen der Lippen sichtbar wird, ist gemeiniglich viel Kälte und Phlegma.

Nur von den Zähnen (die doch beinahe in allen historischen Gemälden überall entweder vernachlässiget

sind, oder mangeln) ließe sich leicht ein Quartband schreiben. Man darf nur einen einigen Tag bloß auf die Zähne der Menschen besonders sein Augenmerk richten, nur ein Zimmer voll Thoren von dieser Seite betrachten, so wird man keinen Augenblick anstehen, daß die Zähne nicht nur in Verbindung mit den Lippen, sondern an sich betrachtet, sehr charakteristisch sind, und wiederum ein physiognomischer Theil, der über alle Verstellungskunst sieget.

G. Kinn.

Aus vielfältiger Erfahrung bin ich gewiß, daß vorstehendes Kinn immer etwas Positives, zurückstehendes immer etwas Negatives anzeigt.

Oft sitzt der Charakter der Kraft oder Unkraft eines Menschen bloß im Kinne.

Scharfe Einschnitte mitten am Kinne habe ich nirgends, als bei kalten, verständigen Menschen gesehen, wofern nichts Widersprechendes im Gesichte war.

Ein spitzes Kinn wird allgemein für ein Zeichen feiner List gehalten. Doch kenne ich höchst redliche Seelen mit spitzem Kinne. Ihre List ist List der feinsten dramatischen Güte.

Ein weiches, fettes, doppeltes Kinn ist größtentheils ein Zeichen des Wohllebens.

Eckiges Kinn ist selten an andern, als klugen, wohlanstelligen, festen Menschen.

Plattes Kinn Kälte, Trockenheit.

Kleines Kinn Furchtsamkeit, rundes mit einem Grübchen Güte.

XLVIII. Ueber das weibliche Geschlecht.

A. Allgemeine Betrachtungen.

So viel muß ich gleich anfangs sagen: ich weiß sehr wenig über die weibliche Hälfte des menschlichen Geschlechts zu schreiben; der gemeinste Weltmann muß mehr davon wissen. Ich habe äußerst selten Anlaß gehabt, weibliche Geschöpfe zu kennen, wo sie gekannt und studirt werden können. Ich habe sie nie im Schauspiele, nie beim Tanze, nie beim Spiele gesehen. In meinen frühern Jahren war ich beinahe weiberscheu, und ich war nie — verliebt!

Also sollte ich vielleicht dieß ganze große Capitel der Physiognomik, da ich so wenig Kenntniß des weiblichen Geschlechtes habe, überschlagen und es einem Kenner überlassen?

Aber mit dem Ueberlassen solcher Capitel ist es wieder so eine eigene gefährliche Sache. Darf ich nicht zweifeln, ob ein Anderer, wer er auch seyn möge, dasselbe so behandeln würde, wie ich es wünschte? ob er gerade das sagen würde, was ich, so wenig es seyn mag, zu sagen für wichtig und nöthig achte?

Zum Hinsinken erblasse ich oft bei dem mich mehrmals so ernstlich anwinkenden Gedanken: „wie unaussprechlich wider meine Absicht das physiognomische Studium in Ansehung des weiblichen Geschlechtes gemißbraucht werden könnte!"

Gewiß, denke ich oft, geht es der Physiognomik nicht besser, als der Philosophie, Poesie, Arzneikunst, und was sonst Wissenschaft und Kunst heißen mag. Halbe Philosophie führt zum Atheismus, ganze zum Christenthum. So dürft' es der Physiognomik auch gehen!

Doch ich will nicht verzagen. Alles Menschliche muß erst halb seyn, eh' es ganz seyn kann. Wir lernen Gehen durch Fallen. Sollten wir, aus Furcht vor dem Fallen, auf's Gehen Verzicht thun? Was ich gewiß weiß, ist dieß:

Echter, reiner physiognomischer Sinn in Ansehung des weiblichen Geschlechtes ist die beste Würze und Stärkung des menschlichen Lebens und das allerwirksamste Verwahrungsmittel vor Erniedrigungen seiner selbst und Anderer.

Die beste Würze und Stärkung des menschlichen Lebens.

Was mildert mehr die männliche Rauhheit, und stärkt und unterstützt dennoch zugleich mehr die männliche Schwäche? was besänftigt allgewaltiger den schnell aufbrausenden Zorn, und reizt zugleich mehr alle männliche Kraft? Was kann Mißmuthigkeit und Grämelei so schnell wegzaubern? was die faden, langweiligen Stunden des Lebens, wenn ich so sagen darf, so wohlschmeckend und genießbar machen? — Was, als die Nähe, als der herzvolle Blick eines edeln, wohlgebildeten weiblichen Geschöpfes? als das Darstrecken einer sanften weiblichen Hand? als die Morgendämmerung einer zurückgehaltenen Thräne? — Welcher Sünder muß da nicht aufhören zu sündigen? wie kann der Geist Gottes sanfter und mächtiger auf ein Herz wirken, als durch Läuterung und Schärfung dieses physiognomischen Sinnes für diese physiognomische weibliche Beredsamkeit? was salzt und würzt so die unzähligen Gleichgültigkeiten, die uns täglich aufgetischt werden? Ich kann mir kaum eine größere Vaterwohlthat Gottes denken, als diesen physiognomischen Sinn. Er allein ist es so oft, der mir unzählige Bitterkeiten des Lebens augenblicklich versüßt. Wenn unter der Last zerreißender Beschäftigungen mein Herz bisweilen zerbersten möchte; wenn in heißen Thränen meine Augen schwammen; wenn meine Brust glühte vor Beklemmung, weil man täglich zu mir sagte: Wo ist nun dein Gott? wenn man mir die Seele, die ich mittheilen wollte, in das Gesicht zurückwarf; wenn Thaten der redlichsten Einfalt mit Koth bespritzt und heiligster Drang des Wahrheitsgefühles als Unsinn ausgezischt wurden; in den brennendsten Momenten des Lebens, wo ich mich in der sichtbaren Welt, die mich dann umgab, umsonst nach einem langsam quillenden Tropfen des Trostes umsah: — siehe! Gott öffnete mir die Augen, zu sehen einen sprudelnden Quell, der sich in Bäche ergoß, woraus ich mich satt trinken und kühl baden konnte. — Begegnender Blick war es einer sanften, zarten, aber innerlich starken und festen weiblichen Seele; ein Angesicht voll beinahe klösterlicher Jungfräulichkeit, das jedes Beben, jedes Leiden in der verborgensten Nerve des Angesichtes ihres Gatten fühlt, zu vertilgen bereit ist, und eben dadurch in demselben Augenblicke, ohne irgend einen Zusatz von dem, was die Welt Schönheit nennt, sich zum Engel zu verschönern scheint.

Kann es eine edlere menschliche Uebung geben, als Uebung dieses physiognomischen Sinnes für diese so mächtig wirkenden Weiblichkeiten?

Aber dieser physiognomische Sinn ist auch das allerwirksamste Verwahrungsmittel gegen Erniedrigungen seiner selbst und Anderer. Wer kann eher die Gränze zwischen Fleisch und Geist entdecken? wer kann eher den Verstand bis auf den Punct verfolgen, wo er sich von dem Herzen zu scheiden scheint?

Wer eher die Imagination im Domino der Em-

pfindung erkennen? wer eher Buhlerei von Liebe und Liebe von Freundschaft unterscheiden? Wer fühlt tiefer, inniger, ehrfurchtsvoller das Heilige der Unschuld? das Göttliche reiner Weiblichkeit? wer mehr unheilige Cokotterie, die aller Schamhaftigkeit Blicke wendet und schließt! — Wie oft wird er verachtend sich wenden von der angebetetsten Schönen! dieser unleidliche Stolz ihres Schweigens! diese innerlichen, kraftlosen Anmaßungen ihres gespannten Redens! diese Fadheit ihrer Elend und Armuth doch überfliegenden Augen? diese gebieterische Nase? diese von Geistlosigkeit schlaffe, durch Verachtung schiefe, durch Hohngelächter des Neides bläulich schwarze, durch Intrigue und Schalkheit halb verbißne Lippe? alles dieß, und wie vieles Andere mehr wird Euch verwahren gegen allen schädlichen Reiz ihrer schamlosen Brust! Wie innig fühlt es ein Mensch von reinem physiognomischen Sinne, daß er sich nicht tiefer erniedrigen könnte, als wenn er sich von so einem Gesichte bestricken ließe; dieß sey Ein Beispiel von Tausenden.

Aber wenn dir dann nun eine edle, reine weibliche Schönheit erscheint, voll Unschuld und voll Seele, ganz Liebe und Liebenswürdigkeit, die eben so schnell gefühlt werden muß, als sichtbar schnell sie alles Fühlbare mit ihrem innern Sinne fühlt; du auf ihrer großbogigen Stirne die unermeßliche Empfänglichkeit aller Belehrungen, die ein weiser Mann ihr geben kann, erblickest; erblickest in ihrer gedrängten, doch ungespannten Augenbraue eine uneröffnete und unerschöpfliche Fundgrube von Weisheit; den reinlichsten und feinsten Geschmack in ihrer zart umrissenen oder beschnittenen Nase; die theilnehmendste Güte des Herzens, wie sie sich durch ihre unbefleckten Zähne über die reinsten, holdesten Lippen ergießt; — du in jedem Hauche Demuth und Gefälligkeit, jeder Bewegung ihres Mundes Huld und Sanftheit, jedem Ton ihrer Stimme Adel und Weisheit, jedem Blick ihrer nicht aufgesperrten, nicht zusinkenden, sondern so gerade vor sich hinblickenden und schnell sanft sich wendenden Augen eine Seele siehest, die deine Seele schwesterlich zu umfassen scheint, du sie über Gemälde und Beschreibung meilenweit erhaben siehest, du mit offnen Sinnen alle die Herrlichkeiten ihrer geistvollen Bildung wie das milde Goldlicht der herbstlichen Abendsonne in dich trinkest: wird dann dein so hochgepriesener physiognomischer Sinn dir nicht Sünde oder Verderben, oder beides zugleich werden?

Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib heiter seyn, gleich als wenn ein Licht dich mit seinem Glanz umleuchtete; und was ist physiognomischer Sinn anders, als diese Einfalt des Auges? Nicht die Seele ohne den Leib, aber in dem Leibe die Seele zu sehen, und je mehr du Seele siehest, wird dir nicht allemal um so viel heiliger der Körper, ihr Gewand, seyn? Was? Mensch! mit diesem Sinne? diesem Gefühle, das dir Gott gab, du, entheiligen solltest du dieß Heilige Gottes? entheiligen — das heißt: erniedrigen? verunstalten? kränken? unempfindlich machen? Wem eine gute oder große Physiognomie nicht Ehrfurcht und eine Liebe, die nicht beleidigen kann, einflößt, der soll von physiognomischem Sinne sprechen? Der physiognomische Sinn ist Offenbarung des Geistes. Nichts erhält die Keuschheit so rein, — nichts erhöhet deine Seele mehr und die Seele, die es dir ansieht, daß sie dir heilig ist. Anblick der Kraft erweckt Ehrfurcht, Gefühl der Liebe — Liebe.

B. Männliches und weibliches Geschlecht.

Ueberhaupt (ich sage nichts, und kann und will nichts sagen, als das Bekannteste), überhaupt, wie viel reiner, zarter, feiner, reizbarer, empfindlicher, bildsamer, leichtsamer, zum Leiden gebildeter ist das weibliche Geschlecht als das männliche!

Der erste innerste Grundstoff ihres Wesens scheint weicher, reizbarer, elastischer zu seyn, als das männliche.

Geschaffen sind sie zu mütterlicher Milde und Zärtlichkeit; all' ihre Organe zart, biegsam, leicht verletzlich, sinnlich und empfänglich.

Unter tausend weiblichen Geschöpfen kaum Eins ohne das Ordenszeichen der Weiblichkeit — Weichheit, Rundheit, Reizbarkeit.

Sie sind Nachlaut der Mannheit . . vom Mann genommen, dem Mann unterthan zu seyn, zu trösten ihn mit Engelstrost, zu leichtern seine Sorgen; selig durch Kindergebähren und Kinderziehen zum Glauben, zur Hoffnung, zur Liebe.

Diese Zartheit, diese empfindsame Beweglichkeit, dieß leichte Gewebe ihrer Fibern und Organe, dieß Schwebende ihres Gefühles macht sie so leitsam, so fühlbar und verführbar; so leicht unterliegend dem wagernden, kräftigern Mannsgeschlechte, durch ihre Reize aber doch verführender, als der Mann durch seine Kraft. Der Mann ist nicht zum ersten verführt worden, sondern das Weib; darnach auch der Mann durch das Weib.

Aber nicht nur äußerst verführbar, auch bildsam zur allerreinsten, edelsten, engelschönsten Tugend! zu Allem, was Lob und Lieblichkeit heißen mag.

Aeußerst empfindlich für Reinheit, Schönheit und Ebenmaß aller Dinge, ohne allemal an inneres Leben, innern Tod, innere Verweslichkeit zu denken. Das Weib schaute an, daß der Baum gut war, davon zu essen, und lieblich anzusehen; daß er auch ein anmuthiger Baum wäre, dieweil er klug machte, und nahm von desselben Frucht . . .

Sie denken nicht viel, die weiblichen Seelen; Denken ist Kraft der Mannheit.

Sie empfinden mehr. Empfindung ist Kraft der Weiblichkeit.

Sie herrschen oft tiefer, kräftiger, als die Männer, aber nicht mit Zorn und Donnerwort — (thun sie es, Weiber sind sie nicht mehr, sind Mißgeburten, in so fern sie so herrschen) herrschen mit diesem Blicke, dieser Thräne, diesem Seufzer!

Sie sind der reinsten Empfindsamkeit, der tiefsten, unaussprechlichsten Gefühle, der allvergessendsten Demuth, der unnennbarsten Innigkeit fähig.

Auf ihrem Antlitze schwebt ein Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit, das jeder fühlende Mann ehrt. Dieß Zeichen bewirkt oft Ovidische Verwandlungen.

Sie können, dahin gewendet, leicht durch die Reizbarkeit ihrer Nerven, durch die Unfähigkeit zu denken, zu vernünfteln, und zu scheiden, durch das Uebergewicht von Empfindung, die hochfliegendsten, unwiederbringlichsten Schwärmer werden.

Ihre Liebe, so innig und tief sie ist, ist sehr wandelbar. Ihr Haß ist beinahe unheilbar, nur durch Uebergewicht schmeichelnder Liebe langsam zu vertilgen.

Männer wirken mehr in der Tiefe, Weiber mehr in die Höhe.

Männer umfassen mehr das Ganze; Weiber bemerken mehr das Einzelne; belustigen sich mehr am Detail und Auseinanderlesen der Ingredienzien zum Ganzen. Der Mann trinkt mit offenem Blicke einen grauenvollen Gewitterhimmel, und fühlt sich froh und ernst, wenn die Majestät der fruchtbaren Wolken ihn überströmt.

Das Weib zittert dem Blitz und dem kommenden Donner entgegen, und verschließt sich bebend in sich selber, oder in den Arm des Mannes.

Wo Männer Einen Sonnenstrahl sehen, da ergetzen sich die Weiber am siebenfarbigem Regenbogen. Das Weib sieht ihn auf Einer Stelle, den Bogen des Friedens — der Mann verfolgt seine Millionen Strahlen durch den ganzen Halbzirkel, in dem sie sich spiegeln.

Das Weib lächelt, wo der Mann lacht; und weint, wo der Mann schweigt; und jammert, wo der Mann weint; und verzweifelt, wo der Mann jammert; und hat doch oft mehr Glauben, als der Mann.

Ein Mann ohne Religion ist ein kränkelndes Wesen, das sich bereden will, gesund zu seyn, und keines Arztes zu bedürfen. Aber ein Weib ohne Religion — ist ein wüthendes, abscheuliches Geschöpf.

Männergefühl ist mehr Imagination; Weibergefühl mehr Herz.

Wenn sie offen sind, sind sie offener als die Männer; wenn verschlossen, verschloßner.

Ueberhaupt duldender, langmüthiger, glaubender, gutthätiger und schamhafter.

Sie sind nicht Fundament, worauf gebaut wird, sondern Gold, Silber, Edelgestein, Holz, Heu, Stoppeln, was auf das männliche Fundament sich bauen läßt. Sauerteig des männlichen Charakters, oder noch besser: Oel zum Essig der Mannheit.

Die zweite Seite auf dem Blatte der Menschheit.

Mann allein, nur halb Mann, wenigstens nur halb Mensch, König ohne Reich. Nur durch den Mann ist sie stehend und gehend das Weib, das seine Weiblichkeit fühlt, aber auch nur durch das Weib ist der Mann das, was er seyn kann und soll. Daher nicht gut, daß der Mensch allein sey. Er verläßt Vater und Mutter, und hängt an seinem Weibe, und die zwei sind Ein Fleisch.

Noch ein physiognomisches Wort über das Verhältniß der Geschlechter.

Der Mann fester, das Weib weicher.

Der Mann gerader, das Weib schlanker.

Der Mann steht, das Weib tritt leise auf.

Der Mann schaut und beobachtet, das Weib blickt und empfindet.

Der Mann ist ernst, das Weib leicht.

Der Mann ist höher und breiter, das Weib kleiner und schmächtiger.

Der Mann zäher und roher, das Weib glätter und sanfter.

Der Mann brauner, weißer das Weib.

Faltiger der Mann, faltenloser die Frau.

Stärker und kürzer behaart der Mann; zärter und länger das Weib.

Der Mann hat gedrängtere Augenbrauen; lichtere das Weib.

Der Mann hat mehr vorgebogne Linien; mehr einwärtsgebogne das Weib.

Mehr geradlinig ist der Mann — bogenliniger das Weib.

Mannsgesicht ist im Profil seltener perpendiculär, als das Weib.

Eckiger der Mann; runder das Weib.

XLIX. Ueber jugendliche Physiognomien.

Zimmermann in Haller's Leben.

„Die ersten Jugendjahre begreifen die Naturhistorie des Menschen in sich. Sie entfalten die Werkzeuge der Seele. Sie entdecken den Grundstoff der künftigen Aufführung, die echten Züge des Temperaments. In einem reifern Alter herrschet auch in dem aufrichtigsten Gemüthe die Verstellung, oder wenigstens eine gewisse Modification unserer Gedanken, die die Einsicht und die Erfahrung zeiget.

Die Charakteristik der Passionen sogar, die uns auf eine unverwerfliche Art dieselben durch eine besondere Kunst, die man die Physiognomik heißt, auf dem Gesicht entdecket, verliert sich mit dem Alter nach und nach, da hingegen die Jugend die wahren Kennzeichen davon an die Hand gibt.

Der Mensch ist also in seiner ersten Anlage unveränderlich. Er ist mit einer Farbe gezeichnet, die auf keine Art betrüglich ist. Der Knabe ist ein Werk der Natur. Der Mann wird durch die Kunst gebildet."

Lieber Zimmermann! wie viel Wahres, wie viel Falsches, wie viel Unbestimmtes wenigstens in dieser Stelle!

Mich däucht, den Teig oder die Masse seh' ich wohl im jugendlichen Gesichte, aber nicht so leicht die Form des künftigen Mannes.

Es gibt Leidenschaften und Kräfte der Jugend, und Leidenschaften und Kräfte des Alters. Diese widersprechen sich oft in demselben Menschen, und dennoch sind die einen in den andern eingeschlossen. Nur die Entwickelung zeichnet die Züge aus, die sie ausdrücken. Der Mann ist doch nichts, als der Jüngling durch's Vergrößerungsglas angesehen. Also find' ich immer im Mannsgesichte mehr, als im Knabengesichte. Verstellung kann freilich die moralische Anlage decken; aber sie ändert die Form nicht. Wachsthum der Kräfte und Leidenschaften geben dem ersten unbestimmten Entwurfe, der Knabenphysiognomie heißt, die festere Zeichnung, die Schattirung und das Colorit der Mannheit. Es gibt jugendliche Physiognomien, die den künftigen Mann oder Nichtmann zeigen. Alle zeigen ihn, aber Niemanden, als den größten Menschenforschern. Freilich wo die Form des Kopfes (aber sie ist es sehr selten) schön, vordringend, proportionirt, groß gegliedert, scharf gezeichnet, und nicht zu matt colorirt ist, da wird schwerlich etwas Gemeines seyn. Das weiß ich; weiß auch, wo die Form mißgebildet, besonders schief, gedehnt, unbestimmt, oder zu hart bestimmt ist, daß da selten viel zu erwarten ist. Aber wie sehr verändern sich die Formen des jugendlichen Gesichtes! selbst das Knochengebäude!

Man sagt so viel von der Offenheit, Unverdorbenheit, Einfalt und Naivetät kindlicher und jugendlicher Gesichter. Ich laß es gelten; aber ich bin dennoch so glücklich nicht, daß ich so schnell und so sicher in jungen Gesichtern lesen könne, als ich es (so wenig es auch sey) in männlichern kann. Je mehr ich mit Kindern umgebe, desto schwerer wird es mir, über ihren Charakter ein sicheres, entscheidendes Wort zu sagen. Nicht, daß mir nicht Kinder- und Knabenphysiognomien von der gewissesten und auffallendsten Bedeutung häufig begegnen; aber sehr selten ist die Grundphysiognomie der jüngern Menschen so bestimmt, daß man darin leicht den Mann lesen könnte. — Die frappantesten, vortheilhaftesten Knabengesichter können, wie leicht, durch Unfälle, einen Schrecken, einen Fall, eine harte Bewegung der Aeltern in ihrem Inwendigen verstimmt werden, ohne daß die Mißstimmung an die ganze Form reicht. Die schöne, vielversprechende Form bleibt; es bleibt die feste Stirn; bleibt das tiefe, scharfe Auge; der leicht offene, freie, schnellbewegliche Mund; nur ein Tropfen Trübe in den sonst so hellen Blick! nur eine, selten vielleicht, kaum merkbare, vielleicht zuckende Schiefheit des Mundes, so ist der Hoffnungsvolle herabgewürdigt, und beinah' unerkennbar gemacht!

Einfalt, Grund und Boden der Mannigfaltigkeit, wie Unschuld Grund und Boden aller Laster.

Einfalt, des Jünglingsgesichtes, nein! des Knabengesichtes; in dir sieht nur der Allsehende aller noch schlafenden Leidenschaften Pfade, die leisen Falten des Jünglings, die festern des Mannes, die schlaffen des Greises. Mein Knabengesicht, wie hatt' es eine ganz andere Form! wie sprach es anders! ach! mein Knabengesicht, und mein jetziges!

O mi praeteritos referat si Jupiter annos.

Doch wie Verfall auf Unschuld folgt, so Tugend auf Verfall, und ewige Güte auf Tugend der Erde.

Sagt auch ein Gefäß zum Töpfer: „warum hast du mich also gemacht?"

I'm little, but i'm i.

Der mich schuf, schuf mich nicht zum Knaben, sondern zum Manne. Was mich in die sorgenlosen Jugendtage zurückträumen? ich bin nun, wo ich bin; vergessen will ich, was hinter mir ist, und nicht weinen, daß ich nicht mehr Kind bin, wenn ich Kinder sehe in aller ihrer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit! Mann mit Mannskraft und mit Kindersinn! das höchste Ziel meiner Wünsche, und geb' es Gott, meiner Bestrebungen.

L. Allerlei.

Erste Abtheilung.

A. Erklärung einiger Namen von Gesichtern.

a) Ein regelmäßiges, wohlgebautes Gesicht:

1. Wo alle Theile im auffallendem Ebenmaße stehen.

2. Die Hauptglieder, als Augen', Nase, Mund, weder kleinlich, noch geschwollen, und weit voraus sichtbar sind.

3. Wo die Lage dieser Theile, im Ganzen und in einer mäßigen Entfernung betrachtet, beinahe horizontal und parallel scheinen.

b) Ein schönes Gesicht, wo neben dieser Proportion und Lage aller constituirenden Theile, noch Zusammenstimmung, Seele, Einheit sichtbar ist, wo gar nichts überflüssig, nichts mangelhaft, nichts mißproportionirt, nichts an- oder aufgeflickt, nichts eingelegt ist, sondern Alles aus Einem in Eines zusammenfließt.

c) Ein angenehmes Gesicht erfordert nicht nothwendig vollkommenes Ebenmaß und Einklang, aber es muß ihm dennoch nichts mangeln, nichts aufgelastet seyn; vornehmlich aber sitzt die Annehmlichkeit in den Augen und Lippen, die von allem gebieterischen, stolzen, verachtenden Wesen rein sind, und immer Behaglichkeit, Leichtigkeit und Wohlwollen ankündigen müssen.

g) Ein graziöses Gesicht wird aus dem angenehmen, wenn, rein von aller Anmaßung, das sanftregsamste Wohlwollen mit Leichtigkeit und Reinlichkeit sich paart.

h) Ein reizendes Gesicht darf nicht schlechterdings schön, schlechterdings angenehm, schlechterdings graziös seyn; aber wenn von alle diesem etwas durch das Schnelle und Treffende der Bewegung zusammenfließt, so wird das Gesicht reizend.

i) Ein insinuantes Gesicht, das keinem activen und passiven Argwohn Raum läßt. Insinuant ist etwas mehr als ein gefälliges Gesicht; es dringt sich, ohne Bestreben, welches das Gefällige bezeichnet; in unser Herz ein.

k) Noch eine andere Art von so lieben Gesichtern ist das anziehende, das gewinnende, das unwiderstehliche.

l) Unter allen diesen sind ziemlich weit das amüsante, still geschwätzig unterhaltende, das bloß sanfte, und auch noch das zarte und feine.

m) Besser und lieber aber scheint uns das unschuldigreine, wo noch kein verzerrter, schiefer Muskel weder im ruhigen noch beweglichen Zustande des Gesichtes zum Vorschein kommt.

n) Noch mehr erhebt uns das unschuldige, wenn es beseligt, voll Seele, das ist, voll natürliche Theilnehmung ist, und voll von Kraft, an welcher sich leicht Theil nehmen läßt.

o) Wenn Ordnung, Geist der Ordnung, sich in einem reinen Gesichte zu guter Kraft gesellt, möchte ich es ein attisches Gesicht heißen.

p) Geistig-schön, wenn sich vom Gesichte, das gefällt, nichts Ungedachtes, Unüberlegtes, Rohes, Crasses erwarten läßt; wenn sein Anblick sogleich unsere Geisteskräfte in sanfte Bewegung setzt.

q) Edel, wenn wir nicht die mindeste Indiscretion befürchten dürfen; wenn wir das Gesicht, ohne Möglichkeit des Neides, über uns erhaben fühlen, weil es seine Erhabenheit weniger fühlt, als unser Wohlbehagen in seiner Gegenwart.

r) Ein großes Gesicht hat wenige kleine Nebenzüge; große Hauptpartien, ohne Runzeln; muß uns erheben; im Schlafe und Abguß, und in jeder Carricatur (wie z. B. Philipp de Commines) noch frappiren.

s) Ein erhabenes Gesicht muß unerreichbar dem Pinsel und unbeschreiblich der Feder seyn. Das, wodurch es von allen Gesichtern um sich her sich auszeichnet, muß nur gefühlt werden. Es muß uns nicht nur rühren, es muß uns erheben. Wir müssen uns in seiner Gegenwart größer und kleiner fühlen, als in aller andern Menschen Gegenwart. Wer es fühlt, und verachten oder beleidigen kann, kann, wie oben gesagt, den heiligen Geist lästern.

B. Vermischte Gedanken.

1. Alles ist gut, und alles Gute kann mißbraucht werden, und wird mißbraucht. Der physiognomische Sinn ist an sich gerade so gut, als göttlich, so Siegel höherer Würde der Menschennatur, wie der moralische Sinn (vielleicht im Grunde eben derselbe). Unterdrückung, Tödtung eines so ehrenvollen Sinnes, wo er sich regt, ist also Sünde wider sich selbst, und im Grunde eben das, was Widerstrebung gegen den guten Geist. Daß jeder, selbst gute Trieb, jede auch gute Wirksamkeit ihre Schranken haben muß, um andern guten Trieben und Wirksamkeiten nicht im Wege zu stehen, versteht sich.

2. Jeder Mensch ist Genie in irgend einer großen oder kleinen Welt. Er hat einen gewissen Kreis, in welchem er auf eine unnachahmliche Weise wirken kann. Je kleiner sein Reich, desto concentrirter seine Kraft, desto unnachahmlicher seine Regierungsart; so wie die Biene das größte mathemathische Genie ist, aber nur für ihre Stelle. Wenn man eines Menschen Genie, so unbeträchtlich der Kreis seiner Wirksamkeit seyn mag, ausgefunden hätte, wenn man ihn gerade in dem Momente, wo seine beschränkte Genialität in der höchsten Wirksamkeit ist, betreten könnte: so wäre leicht wieder die allgemeine Chiffer dazu ausgefunden.

3. Näher kann uns in der sichtbaren Welt, und dem, was wir Natur heißen, die Gottheit nicht kommen, als in dem Angesicht eines großen und edlen Menschen. Ein Christ kann nicht ohne Wahrheit sagen: wer mich sieht, der sieht den Vater. Durch nichts kann Gott natürlicher Weise dem Menschen gewisser werden, als durch die Gegenwart eines guten Menschen; so wie durch eine Silhouette das Daseyn eines Menschen mir gewisser und gegenwärtiger wird, als ohne dieselbe.

4. Ein großes Gesicht erweckt große Gesichter; erweckt alles erweckbare Große in jedem Menschen um sich her.*). Es hat das Creditiv eines höhern Ursprungs in sich selbst. Nähere dich mit stiller Ehrfurcht und Einfalt jedem großen Gesichte. Es wird eine Kraft von ihm ausgehen, die dich tragen und erheben wird. Ein großes Gesicht in Ruhe wirkt mehr als ein gemeines durch die lebendigste Leidenschaft. Seine Wirkung ist, obgleich ungleich, dennoch allgemein. Auch da sie Ihn nicht kannten, jene zwei Glücklichen, brannte dennoch ihr Herz, als Er auf der Straße mit ihnen redete, und ihnen die Schriften eröffnete. — Auch wagte es vorher keiner der Käufer und Verkäufer, die Er vertrieb, sich Ihm zu widersetzen.

Hieraus läßt sich auch begreifen, warum gewisse Personen bloß durch ihre Gegenwart eine unruhige Menge auf einmal zur Pflicht und Unterthänigkeit gebracht haben, wenn gleich diese die höhere Macht in ihren Händen hatte. Uebergewalt, natürliche, unentlehnte, inwohnende, mithin aller willkührlichen Macht superiore Uebergewalt: das ist eine Sprache für alle Augen, wie der Donner Gottes für alle Ohren.

5. Die größte Weisheit ist es nicht nur überhaupt, den Charakter zu erkennen, und überhaupt von der Physiognomie desselben stark afficirt zu werden, nicht nur diesen und jenen besondern Charakter an demselben zu entdecken, sondern den eigenthümlichen individuellen Charakter einer jeden Gemüthsart und Geistesfähigkeit zu erkennen, und den ihm angewiesenen unüberschreitbaren Spielraum bestimmen zu können; bestimmen zu können: was sich von dem Menschen, den wir vor uns haben, für Empfindungen, für Handlungen, für Urtheile erwarten und nicht erwarten lassen; daß wir keine Kräfte an ihn verschwenden, und gerade die Kräfte gegen ihn in Bewegung setzen, welche auf ihn wirken müssen. Fehlte ein Mensch durch Eilfertigkeit und Etourderie in diesem Stücke, so fehlte ich. Vier oder fünf Jahre physiognomische Uebung kostete es, mich von solchen Uebereilungen und Verschwendungen zu heilen. Güte des Herzens heißt geben, trauen, sich mittheilen. Physiognomischer Blick lehrt: wann, geben? wie geben? wem geben? lehrt also wahre Güte; lehrt helfen, wo Hülfe nöthig ist, Hülfe angenommen wird, Hülfe hilft. O daß ich es allen leicht beweglichen, gütigen Herzen noch zu rechter Zeit und mit rechter Kraft zurufen könnte: Werfet nicht weg, säet nicht auf Wasser oder Felsen; sprecht nur mit dem Hörer; öffnet das Herz — nur Herzen; philosophirt — nur mit den Philosophen. Seine Kraft im Zaume halten, ist — größere Kraft, als ungezähmt sie wirken lassen. Behalten — oft mehr Güte als Geben. Was nicht genossen wird, wird dir in das Gesicht geworfen, oder zertreten; und so hat es Niemand, weder du, noch der Andere.

6. Thue Gutes dem Guten, widerstehe dem unwiderstehlichen Gesichte nicht. Gib dem Gesichte, das dich bittet; die Vorsehung oder Gott ist es selbst, der dir das empfiehlt; ihm abschlagen, heißt Gott abschlagen. Unmittelbar kann Gott nichts von dir verlangen, als durch ein heiteres, offenes, unschuldredendes Gesicht. Unmittelbarer kannst du Gott nicht verherrlichen, als durch Wohlwollen und Wohlthun gegen ein Gesicht voll göttlichen Geistes; unmittelbarer und freventlicher kannst du Gottes Majestät nicht beleidigen und verletzen, als durch Verachtung, Höhnung und Wegweisung eines solchen Gesichtes. Gott kann nicht eigentlicher auf Menschen wirken, als durch Menschen. Wer Gottes Menschen verwirft, verwirft Gott; wer Gottes Menschen erfreut, erfreut Gott. Gottes Strahl im Angesichte des Menschen zu erkennen, ist Vorzug und Würde der Menschheit; das Maß des göttlichen Geistes im Angesichte des Menschen zu fühlen und zu erkennen, ist aller Weisheit Gipfel; und aller Güte Gipfel, diesen Strahl der Göttlichkeit aus den Wolken des verdorbensten Gesichtes herauszulauern, diesen Funken des Himmels herauszugraben aus dem Schutt und Verfalle jeder zerrütteten Physiognomie.

7. Menschenfreund, wenn die Physiognomik dir würde, was sie mir ist, mir immer mehr wird, je mehr ich ihre Wahrheit erfahre; wenn sie dein Auge aufmerksam machte auf die wenigen Edlen, und auf das Edle in jedem Unedlen, das Göttliche in allem Menschlichen, das Unsterbliche in allen Sterblichen! Weiser Leser! schwatze wenig davon, aber schaue viel! disputire nicht, sondern übe deinen Sinn! Du wirst keinen überzeugen, den nicht sein eigner Sinn zuerst überzeugt hat.

Wenn Gott dir einen edlen Armen sendet, aus dessen Gesicht Demuth und Geduld, Glauben und Liebe leuchtet, wie anders als der Gefühllose wirst du dich freuen der Worte: Was du einem meiner geringsten Brüder thust, thust du mir.

*) Sind einmal die Spencers, Shakspeares, Milton's einer Nation da, für die Steele, Pope und Addisson sind wir sicher. Herder.

Und wenn ein verlassener Jüngling oder Knabe deinem Blicke begegnet, ach! diese Stirne, sie ist bezeichnet von Gott, Wahrheit zu suchen und zu finden — In seinem Auge ruhet unentwickelte Weisheit.

Beilagen.

Laßt uns das, was wir bisher sagten, mit Beispielen, so sehr es sich thun läßt, theils erläutern, theils beweisen. Bessere, bloß reinphysiognomische Zeichnungen, scheinen erst dem folgenden Jahrhunderte aufbehalten zu seyn; doch auch das, was wir jetzt vorlegen können, wird noch genug Belehrendes enthalten; genug Stoff, woran sich der Physiognom üben kann.

Tafel 1. Seite 1. Man sagt, Leute mit gewölbten, zugespitzten Nasen sind witzig; Leute mit Stumpfnasen eben nicht. Nähere Bestimmung ist nöthig: wie gewölbt?

Ich weiß nicht, wie diese Silhouette tarirt werden wird; weiß nichts von dem Charakter des Urbildes; weiß aber ganz gewiß, daß so eine Nase klug ist, auch wenn ich sie nicht als Fortsetzung dieser ganz bestimmt klugen weiblichen Stirn sehen würde. Die Ruhe und Treue des Charakters ist übrigens im Mund und Kinn unverkennbar.

2. Witzig kann einer mit Zuverlässigkeit nennen, so gewölbte und so spitze Nasen wie die 2. Der Witz ist aber gemäßigt, bezähmt durch den scharfen Verstand der Stirne, die ernste Religiosität des Auges und das Phlegma des Kinnes.

3. Wenn ich nichts von diesem Gesichte sähe, als die bloße Nase, ich würde nicht bloß für sanfte Güte, stille Ruhe des Charakters, und hausmütterliche Tugenden aller Art entscheiden. Die Nase allein wäre mir sichere Bürge für feinsinnige Klugheit.

4. Wie harmonisch sind die Haare mit dem ganzen Gesicht! wie entscheidend für einen sehr sanften, schüchternen, bescheidnen, lernbegierigen, Stille und Ordnung liebenden Charakter! Nichts Kühnunternehmendes, Vordringendes, Gebietherisches ist in diesem zu einem frommen Schulmeisteramte wie gebildeten Gesichte.

5. Wie viel wollüstiger schon diese Haare! wie übereinstimmend mit dem sanguinischen, temperamentreichen, productiven, hellsehenden und kräftiger und leichter wirkenden Gesichte!

6. Hier der Haarwuchs noch kräftiger, cholerischer, abundanter, und mit der größern Gesichtsform und allen Theilen derselben gerade wieder so übereinstimmend, wie das vorige mit seiner Gesichtsform und allen Theilen derselben.

7. Hier abermals dieselbe Bemerkung. Aus den Haaren allein erkennt ihr schon den Mann. Ihr könnt mit diesem Barte, diesem Wurfe der Barthaare so wenig herzlich vertraulich seyn, als mit diesen Augen, dieser Nase, dieser Stirn. Ihr erwartet trocknen, entschiednen Eigensinn von dem Haare, wie von dem Ganzen.

8. Hier, welche Gedrängtheit, Kürze, Stärke der Haare, die zu diesem gevierten, kraftvollen, festen, derben, productiven Holbeinsgesicht, diesem entschlossenen Munde so passend scheint! — —

Beilagen zum Abschnitt von den Temperamenten.

Hier vier sehr charakteristische Tafeln der vier Temperamente.

Ein Beweis, daß die Temperamente auch ohne Farbe, ohne Leben, ohne Blick sogar, so wenig wir die Bedeutsamkeit des Blicks verwerfen oder ausschließen wollen, durch bloße Umrisse erkennbar sind.

9. Bei dem Phlegmatiker ist der Uebergang von der Nase zur Lippe unphlegmatisch und beteregen; auch die Schweifung des obern Augenliedes ist nicht phlegmatisch genug. Die Umrisse des Phlegmatikers sind locker, stumpf, hängend, ungespannt, die Umrisse der Augen geschweift. Wohl verstanden: es gibt andere Kennzeichen noch viele; nicht alle Phlegmatiker haben dieses Zeichen; aber wer es hat, ist gewiß Phlegmatiker. Wenn die vorstehende Unterlippe, die jedoch an sich immer ein Zeichen des Phlegma ist, indem sie offenbar vom Ueberflusse und nicht vom Mangel der Feuchtigkeiten herrührt, eckig, scharfgezeichnet ist: so ist es Zeichen von cholerisirtem Phlegma, das heißt, von der Siedbarkeit des Wassers; ist sie weich, abgestumpft, kraftlos, hängend: so ist es reineres Phlegma. Die Stirne, die Nase, das Kinn, das Haar sind sehr phlegmatisch.

10. Der Choleriker dürfte noch eine eckigere Nasenspitze und schärfer gezeichnete Lippen haben. Der Charakter der Cholera liegt viel in der Zeichnung des Auges. Entweder, wenn der Augapfel hervordringt, viel Weißes unter dem Sterne noch sichtbar ist; oder, wenn das obere Augenlied sich zurückschiebt, daß man fast gar nichts davon wahrnimmt, wenn sich das Auge öffnet.

Oder, wenn das Auge tief liegt, die Umrisse davon sehr bestimmt und fest und ohne viele Schweifung sind. Stirn, Augenbraue, Nase, Kinn, Haar sind sehr, doch der obere Theil des Gesichtes mehr als der untere cholerisch.

11. Der Sanguiniker ist beinahe unverbesserlich. Nur dürfte die Nase vom Munde etwas weiter abstehen, und das Auge etwas wenig minder cholerisch seyn. Auf dieser Lippe schwebt der Leichtsinn des Sanguinikers. Untenher ist er etwas Weniges zu plegmatisch.

12. Ueber der Nase dürfte der Melancholiker eine schärfere Vertiefung haben, und noch einen Einbug an der Kinnlade, nahe beim Ohre. Gegen die Lippen herunter sich senkende Nasen habe ich an vielen Melancholikern, und an keinem einzigen bemerkt, bei dem melancholisches Temperament nicht bisweilen wenigstens herrschend ist; auch vorstehende Unterlippen, und kleines, nicht sehr stumpfes, nicht sehr fleischiges Kinn.

Es gibt Melancholiker mit sehr sanguinischem Temperamente; Menschen von feiner Reizbarkeit, feinem moralischem Gefühle, die zu Lastern hingerissen werden, die sie tief verabscheuen, und denen zu widerstehen sie doch keine Kraft haben. Der Charakter dieser ihrer Traurigkeit und Muthlosigkeit schwebt im immer ausweichenden Blick und manchen wider einander stehenden Fältchen der Stirnhaut. Und wie die eigentlichen Melancholiker größtentheils ihren Mund verschlossen haben, so sind die Lippen von diesen in der Mitte immer etwas offen. Kleine Nasenlöcher bemerkte ich oft an sehr vielen Melancholikern. Und selten haben sie ordentlich nettgereihte und reinlich weiße Zähne.

13. Sanguinisch = phlegmatisch. Etwas Cholerisches

sches im Auge, viel Sanguinität in der Nase und dem Munde, Phlegma im untern Theile des Gesichtes, eine kluge Nase, fast klüger, als die kluge Stirn, wie sie hier erscheint; ordnungsliebende, kluge, pünctliche, und glückliche Activität scheinem diesem Gesichte natürlich zu seyn.

14. Niemand wird in diesem Profile den Charakter des vorhergehenden vermuthen. Hier ein offner productiver Sanguiniker; ein Mann von Kopf und Geschmack (Melancholie und Geschmack — Ordnung wohl! — paaren sich selten gut zusammen), von Kraft und Thätigkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit in Geschäften, der genießen und entscheiden kann.

15. Hier ist nach den gewöhnlichen Eintheilungen das Phlegma dominant, dann ein Beisatz von melancholischer Temperatur. Dieser Hartsinn der Geduld ist keinem Sanguiniker möglich, so wenig als diese Stirne, die zwar weder phlegmatisch, noch cholerisch genannt werden kann, einem Sanguiniker convenirt. Im Auge ist Penetration des kalten und eigensinnigen Forschers; in der Nase prüfender, zergliedernder Verstand; ruhige Klugheit im Munde.

16. Ein gewiß gutmüthiger edler Phlegmatiker, der sehr wenig Jovialisches, doch viel Frohmüthiges hatte; einer der Edelsten, Gradsinnigsten, alles Arge Hassenden. Solche Stirnen sind nicht productiv, aber ruhig prüfend. Sie lassen sich nicht leicht und höchstens momentweise hinreißen vom Enthusiasmus, aber, was sie geprüft wahr fanden, davon bringt sie Niemand ab. Ihre Prüfung ist langsam, Schritt vor Schritt, inalterabel, und geht bis zum Punctum finale fort.

17. Diese Gesichtsform gehört offenbar zu den sanguinisch-cholerischen. Sie ist unternehmend, herrschend, festhaltend, hat Schein und Größe ohne jedoch wahrhaft groß zu seyn. Plane sind im Auge, Festigkeit in der Stirn; Sanguinität in der Nase, Ueberlegung im Munde; Gewaltsamkeit in der ganzen Form.

18. Das äußerst sanguinisch-cholerische Barthaar ist, mit der Stirne, die melancholischen Charakters ist, contrastirend; das Auge ist cholerisch-melancholisch, sanguinisch-cholerisch die Nase; der Mann hohlt aus, und reflectirt mehr über das, was er vor sich sieht, als über abstracte Gegenstände. Im Munde ist Entschlossenheit, und im Barte die Kraft, auszuführen.

19. Der Name cholerisch-melancholisch ist lange nicht hinreichend, dieß unerbittlich strenge, hartsinnig drückende, unbiegsame Gesicht, das von sanfter Liebe nichts zu wissen, und nichts wissen zu wollen scheint, zu bezeichnen. Diese Stirn ist die Basis der langen Gesichtsform, aus diesem Boden wachsen keine sanftlockigen Haare. Dieß auch durchschneidet, und läßt keinen Makel an Euch unbemerkt. Es ist mikroskopisch für jedes Sommerfleckchen Eurer Wissenschaft und Eures Charakters. Diese Augenbrauen, die Nase, dieser Mund haben nur Eine Sprache.

Noli me tangere.

Beilagen zum Abschnitt von körperlicher Stärke und Schwäche.

20. Stärke mit Feuer; Vordrang, Muth, Gefahrverachtung; Entschlossenheit des Gereizten und Leichtreizbaren. Diese Stärke ist weniger tragend; weniger duldend, als zertretend. Sie kündigt sich an; sie ist in Ruhe, ehrwürdig, aufgebracht, furchtbar drohend.

21. Stärke von ganz anderer, unedlerer Art, Stärke der Schlauheit und des Scharfsinns, Stärke zu widerstehen, mehr als vorwärts zu wirken. In der Nase ist keine Stärke der Wirksamkeit; keine außerordentliche in der Stirn. Aber in Stirn, Nase, Kinn — Stärke des Widerstandes, im Kinn — der Unbiegsamkeit. Im Munde scheint etwas Weibischschwaches, oder Falschkaltes zu seyn.

22. Stärke mit Bosheit und Schwäche verbunden. In der Stirn und besonders im Kinn ist eine widerstehliche Stärke mit kalter Unempfindlichkeit vereint. Der Hals ist nicht herkulisch, contrastirt mit Stirn und Kinn. Stirn und Nase sind roh und fein; mehr listig, als verständig. Das Auge scheint falschlauernd, und daher nichts weniger als fest, kräftig und heldenhaft.

23. Vielleicht existirt kein vollkommneres Bild unüberwindlicher, Alles überwindender, unantastbarer, und dennoch gelenksamer und überlegender Stärke, als der farnesische Herkules, von dem dieser die zwanzigste Copie seyn mag. Alles ist Eins. Völlig ruhiges Ueberdenken vollendeter Siege mit dem sichern Bewußtseyn künftiger fortdauernder Unüberwindlichkeit.

24. Rohe, Wilde, räuberische, Gefahr verachtende Stärke. Kleines Uebel ist ihm zu gering zu begehen; sein Schlag ist tödtend wie sein Blick; er drückt nicht, er zertritt. Morden scheint ihm Genuß, und Schmerzen Scherz zu seyn; sein Knochenbau zeigt seine Stärke, sein Auge Mordsucht, die Augenbrauen Gewohnheit grausam zu seyn, sein Mund höhnende Verachtung, wie diese Nase grimmige Schlauheit; Haar und Bart cholerische Kraft.

Beilagen zu den Nationalphysiognomien.

A. Schweizerische und Zürcherische Gesichter.

25. Ruhige Weisheit; bedächtliche Wohlanstelligkeit. Phlegmatisch-melancholische Temperatur. Alles Eins, beinahe außerordentlich; beinahe superiör, und dennoch Beides nicht; hellkennend, nicht erfindend; leichtbegreifend; nicht schaffend; denkendwirksam, nicht muthvoll fortschreitend.

26. Carricatur von einem der edelsten, festesten, denkendsten und empfindsamsten Landmanne; die Standhaftigkeit des Orginales ist in diesem Umriß zu Eigensinn, das Treffende des Auges zu richtendem Scharfblick, das Feste des Mundes zu verachtender Härte geworden. Allemal noch ein derber, origineller, studierenswerther Charakter, der leicht zu ungemeinen wakkern Thaten zu bereden, schwer zum Bösen zu verführen ist.

27. Wer sollte es glauben, daß dieß dasselbe Gesicht ist; dort zu scharf, hier zu zaghaft behandelt! Beide durchschauend, scharfblickend, schnell und durch und durch prüfend. Hier hat die Stirn mehr Verstand und Belehrsamkeit, der Mund mehr treuen Fleiß. die Nase mehr Gutmüthigkeit, das Ganze fixirt sich auf Einen Punct. Sagen darf ich, daß das Original eines der aufrichtigsten, denkendsten und liebsamsten Wesen ist, das der Bauernstand, und unsere Nation hervorgebracht hat.

28. Wieder ein Landsmann, von unermüdeter Thätigkeit, klug anfangender, muthig fortsetzender, geduldig vollendender Thatkraft. Dieser Kopf ist geformt, Vieles leicht zu umfassen und zu übernehmen; dieß Auge

sehr überlegend, die Nase voll praktischer Klugheit; dieser Mund weniger eloquent, als persuasiv, mehr beredend, als beredt. Dieß Kinn, diese Falten, Buchstaben schneller Thätigkeit.

29. Ein Zürcherischer Landmann von einer entgegengesetzten Gegend. Mehr roh, als stark; mehr redend, als beredt; mehr nachahmend, als erfindend; mehr schmeichelnd als gewaltsam; mehr arbeitsam, als freithätig; mehr sammeln, als gebend; mehr wollend, als genießend.

30. Ein Gesicht, das sich zum vorhergehenden verhält, wie Ideal und Carricatur. Hier Alles viel regulirter, edler, bescheidener, überlegender, inalterabler; die Stirne wie viel reiner, einfacher, nachdenkender; das Auge wie viel sanfter! Die Nase duldsamer, und nicht so cholerisch, aber allein betrachtet, nicht so geistreich, als die vorige, allein betrachtet, zu seyn scheint. Dieser Mund, dieß Kinn, hat ungleich mehr (Point d'Honneur) Ehre im Leibe, als des vorigen.

31. Hier wieder ein Landsmann; einer unserer denkendsten und scharfsinnigsten Köpfe (man kennt ihn aus Meiner's Briefen über die Schweitz 1. Theil), phlegmatisch-melancholischen Temperamentes; nicht nur genauprüfenden, auch tiefforschenden Charakters; voll ruhigbewundernden Gefühles alles dessen, was Natur, Wahrheit, Größe heißt. Diese Nase allein betrachtet, scheint völlig charakterlos, aber durch diese Stirn erhält sie Werth. Unter dieser kräftigen Augenbraue ruht ein festschauendes, unangestrengtes, treffendes Auge und das Ganze hat den Ausdruck von stilltreuer, fester, weiseruhiger, harmloser Thätigkeit.

32. Ein treues, frommes, so viel möglich unschuldiges, weises, hellsehendes, sanftes, richtigurtheilendes, sanftbescheidenes Gesicht, eines unermüdet arbeitsamen Zürcherischen Landmannes, in welchem alle Züge übereinstimmend, und für treue Gutmüthigkeit und Geradsinn entscheidend scheinen.

33. Profil eines jungen Zürcherischen Landmannes voll kindlicher Einfalt und Unschuld, voll Bonhommie und geraden Sinns, der nun zum Manne geworden, und so sehr wie möglich sich gebildet und den Nationalcharakter behalten hat. Wie sich diese seine erste Arbeit seiner Radirnadel zu seiner jetzigen verhält, so dieß Profil zu seinem jetzigen Gesichte, dieselbe nur vollendete freie Bestimmtheit, Klarheit, Assiduität, derselbe Ekel vor aller bloßen Manier, Allem, was nicht von Allen verstanden wird; derselbe größere Geschmack mit kindlicher Einfalt gepaart.

34. Ein sehr gescheidter Geschäftsmann. Eins von den sprechendsten Thätigkeits- und Klugheitsgesichtern, bis an die Spitze des Unterkinns Alles für Klugheit entscheidend. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie sehr viel kluge, geschickttthätige, erfahrungsreiche, ich dürfte fast sagen, unvergleichbare Landleute wir haben .... Diese Höhle, wenn ein Lineal an die Ende der Nase und des Kinns angeschlagen wird, so wie die Concavität beim Uebergang der Stirn zur Nase, sind ganz entscheidende Züge von praktischer Klugheit.

Ich wage es, auch einige Thorengesichter, die mein Vaterland hervorgebracht hat, hier vorzuführen, in welchen ich das vaterländische Nationale zuverläßig, aber nicht klar, nicht zerlegbar erkenne. Doch, wenn ich es sagen darf, schimmert auch selbst durch diese pro rata die planlose vaterländische Bonhommie durch.

35. Natürliche Schwachmüthigkeit, die im Ganzen von Jedermann gefühlt wird, aber so schwer als das Nationale zu bestimmen ist. Die zu längliche Stirn abgerechnet (zu länglich nämlich nur für diese Lage) kann man nicht sagen, daß die Nase oder der Mund an sich betrachtet dumm seyen. Nase und Mund haben besonders viel Nationales. Das Auge ist nicht schlechterdings dumm. Es scheint im Ganzen ein Geist der Inaction und Atonie zu herrschen, und ich würde aus den Falten der Stirn und der Wange und aus der Augenbraue, auch wohl beinahe aus dem Haar allein, schon auffallende Beschränktheit vermuthen.

36. Auch dieser Narr hat im Munde und in der Nase den Nationalcharakter noch nicht verloren. Es ist ein natürlicher Dummkopf, der keiner Cultur und keines naiven, keines originellen Gedankens fähig ist. In der Augenbraue über diesem stieren Auge, in der Höhle zwischen der Stirn und der Nase, besonders aber im Mund und Kinn und Hals, sind entscheidende Züge unbelehrbarer Stupidität, welche mir schon aus den Falten der Wange einleuchtend genug seyn würde.

37. Das Thorengesicht, welches wir vor uns haben, hat, besonders im Munde, den Charakter des Nationalen. Die Stirn und Augenbrauen sind ganz decidirt Carricatur eines oft nahe ans Gebieth der Genialität streifenden Narrheit. So todt die Augen scheinen, mir scheinen sie doch nur Carricatur von genialischen Augen, und wirklich, wenn dieser Narr erwarmt, so läuft unter zehn Tollheiten, die er sagt, allemal ein naiver und origineller Gedanke mit, der nicht nur den Ernsthaftesten lächeln macht, sondern auch dem Denker wichtigen Stoff an die Hand gibt.

Nun auch einige bürgerliche Gesichter.

38. Ein wahrhaft charakteristisches Gesicht eines wohlgebildeten Bürgers von Zürich; eines vollkommenen Geschäftsmannes und glücklichen Unternehmers. Voll der Bonhommie und Schlichtheit, die den Zürcher als Zürcher bezeichnet; gerade vor sich hinsehend; thätigkeit, ohne Hastigkeit; leichtbeweglich, ohne Flüchtigkeit; genau ohne Aengstlichkeit; entschlossen, ohne Vermessenheit; beherzt, ohne Frechheit; voll geraden Sinnes, ohne Zergliederung der Begriffe; ungeduldig nur bei Langsamen, mißmuthig nur bei Schwerfälligen, übellaunig bei Verwirrteren; gerad und brav, wacker und frei, eher derb, als schleichend; fertig, froh, muthig schreitend zum Ende der Geschäfte.

39. Ein Geripp eines Zürchergesichtes, wie man es schwerlich bei einer andern Nation finden wird. So sieht kein Engländer, so kein Franzose, so kein Italiener aus, und gewiß so kein Basler und kein Berner. Liebe zur Arbeit, kindliche Gutherzigkeit, zarte Reizbarkeit, und kühne Imagination sind einige Züge dieses kurzsichtigen und treffend scheinenden Auges, das zu sprechen scheint, was jedes Auge leicht versteht.

40. Die durchscheinende Bonhommie abgerechnet, find' ich in diesem Zürchergesicht wenige Spuren von Special-Nationalität, mehr vom Schweizer überhaupt. Festigkeit, Treue, Entschlossenheit, Fleiß, so viel sie immer bei phlegmatischem, sanguinischem Temperamente Statt haben können. Kein schöpferischer Kopf, aber ein treu nachahmender Zeichner; kein Auge des erhabenen oder neudarstellenden Genies, aber eines scharfvergleichenden Beobachters; keine dominante Nase; aber ein Mund voll Treue und gutmüthiger Bravheit.

41. Abermal ein erzbraves, fleißiges, treugutmüthiges Zürchergesicht, der ältere Bruder des vorigen; er hat schon viel mehr Eigenthümliches vom Zürcher Nationalcharakter, der mir besonders in der Nase und im

Munde auffallend ist; wir haben sehr wenig starkgebogne, oder merklich aufgestülpte Nasen. Unser Charakter, der von allbeliebter glücklicher Mittelmäßigkeit, zeigt sich vornehmlich in unsern unausgezeichneten Nasen; Fleiß und Bonhommie ist in diesem Munde.

42. Eine feinere Nase, als die vorhergehende. Solche sind selten, sehr selten bei uns (wie sie überhaupt selten sind). Noch kenne ich keine Nation, die sich durch so sanft geschweifte Nasen auszeichnete. Alles Uebrige ist völlig im Zürcherischen Nationalcharakter, stillen Fleißes, sanfter Treue, bescheidener Dienstfertigkeit, Ordnung liebender, friedlicher Gutmüthigkeit.

43. Ein edler bescheidner Zürcher, melancholisch-phlegmatischen Temperaments, der abermal sehr viel Charakteristisches hat, was den Zürcher vor allen Nationen, sogar allen andern Eidesgenossen unterscheidet. Diese Bestimmtheit und Ruhe, diese Treue und Kälte, diese Festigkeit und Bescheidenheit, diese Assiduität und Gerechtigkeit, die beinahe unsern Nationalcharakter ausmacht, leuchtet besonders aus diesem Profile merklich hervor.

44. Wir schließen diese Beilagen von Zürcher Nationalgesichtern mit einem Profile, das von einem Zürcherischen Vater und einer französischen Mutter herstammt; mich dünkt offenbar zu seyn, daß das Französisch-Nationale durchaus durchschimmere. Ich gebe zu, daß das Bild sehr unvollkommen sey, nichts oder sehr wenig von der sehr feinen Geistigkeit und Delicatesse des äußerst cultivirten Originals habe; aber, man wird gestehen müssen, daß sich das Zürcherische beinahe ganz in der französischen Bildung zu verlieren scheine.

Solche originelle Gesichter zu bilden, ist nicht meines Vaterlandes Thun. Solche Stirnen, die solche Augenbrauen fordern, solche Augenbrauen, die solche Nasen erheischen, solche Nasen, die solches Kinn verlangen, bilden sich in unserm Klima, ohne Zusatz fremder Nationalität, nicht.

45. Hartes Gerippe eines klugen Franzosen, den man für einen Engländer halten könnte, wenn man den Umriß der Stirne nicht genau bemerkt, den man schwerlich an einem Engländer finden wird, so wenig, als die Falten, die in dieser Richtung beinahe den Franzosen eigen zu schein scheinen. Die Augen sind voll reifer Klugheit und ruhig-prüfender Weisheit.

46. Der zarte Bau der Stirn, der feine Weltblick, die schöne Nase besonders, der etwas leichtsinnig schalkhafte Mund, und das genußlüsterne Kinn zeigt den Franzosen von der feinern Classe; der angenehme Gesellschafter, der launige Witzling, der schmiegsame Hofmann scheint durch alle Puncte durch.

47. Hier ein ganz anderer, festerer, denkenderer Franzose, dessen oberes Gesichttheil bis unten an die Nase beinahe englisch zu seyn scheint; der untere Theil hat das Nationalsanguinische der französischen Nation. In England würde die Augenbraue sicherlich noch fester, gedrängter, beschattender seyn. Sonst liebe und achte ich solche Gesichtsformen sehr.

48. a. Wilhelm Hondius, ein Kupferstecher aus dem Haag, nach Vandyk. Man vergleiche Holländer und Spanier. Man vergleiche Demuth und Stolz, sanfte, matte, hinschleichende Fleißarbeit, mit kühnem, trotzendem, sich fühlendem Heldengeiste. Hier abgerundetere, freilich auch nicht gemeine, nicht unedle, beinahe Cartesische Stirn, hier geschweiftere Augenbrauen, hier mattere, zusinkendere Augen; das ganze Gesicht ovaler, geschmeidiger, jungfräulicher.

48. b. Ludwig von Varges, ein Maler von Sevilla in Spanien gebürtig, voll spanischen Ausdrucks. Breite und hohe Stirn, kernhafte Augenbrauen, offne, nicht zusinkende Augen, eine breite Nase, oder vielmehr eine Nase mit breitem Rücken; Trockenheit, Muth, Trotz oder vielmehr Verschlossenheit im Munde. Freilich Beiden hat der bloße Umriß das Männliche, Feste, Kernhafte benommen. Besonders ist das Schiefe im Munde des Obern wehthuend, so wie die mißgezeichnete Nase im Untern.

49. Ein deutsches und englisches Profil; welches ist das eine? welches das andere? Ihr werdet keinen Augenblick anstehen. Welche Feinhat hat b.! Welch ein decidirter Kopf! — Der Kopf a. scheint, wo nicht dumm, doch gemein, wo nicht roh, doch etwas plump; freilich Carricatur, doch ist für den Kenner sicherlich im Auge und Munde etwas Scharfes und Feines. Aber welch eine ganz andere Feinheit und Schärfe, als a.! welcher Adel selbst bei dem Dufte der Uebellaune, der sich über dieß denkende Profil zu verbreiten scheint. Schlagt an die Nasenspitze und an das Ende des Kinns ein Linial an, und Ihr werdet die auch schon bemerkte Linie der scharfsinnigen Klugheit finden.

50. Ein deutsches Gesicht, wenn es je eines war; concentrit auf einen sichtbaren beschränkten Zweck, voll phlegmatischer Geduld und treuherziger Beobachtung, gebildet zum Lernen, Nachahmen, Vollenden — bescheiden und dienstfertig, voll Kunstsinnes, ohne tiefes Gefühl und schöpferische Quellkraft.

51. Ein unverkennbar italienisches Gesicht — durch Stirn, Augen, Nase, Mund und Kinn. Ein Gesicht zur Frömmigkeit, Beredsamkeit und Intuition wie gebildet. Nicht forschender Scharfsinn, nicht sublime Geistesfreiheit, nicht schöpferische Systemskraft, aber eine unerschöpfliche, ergiebige, treudemüthige, herzliche Quelle ernstlich warnender Vorstellungen scheint mir aus diesem Gesichte entgegenzuleuchten.

52. Daß dieß ein russisches Gesicht ist, sieht Jedermann; wenigstens, wenn man fragen würde: ist es ein englisches, französisches, italienisches, deutsches, russisches? würde kein Anstand genommen werden, es für das letztere zu erklären. Das Zurückgehende des obern Theils, die hohen Augenbraunen, das untiefe Auge, die kurze, etwas aufwärtsgehende Nase, der große Untertheil, des Gesichts zeigt den Russen. Sonst ein braves, treues, gutes, beherztes Gesicht, dem man gern gut ist.

53. a. Ein Türke, durch die Wölbung und Lage der Stirn, durch das Hinterhaupt, die Augenbraue, am meisten aber durch die Nase nationalkennbar. Sein Blick übrigens ist hinschauend mit der Theilnehmung der Neugier; der offne Mund scheint die Beobachtung mit einiger Reflexion zu vereinigen.

b. Das untere Profil von einem derben russischen Soldaten aus Nissia Nowogret, dem man es ansehen kann, daß ihn der preußische Dienst gebildet hat. Er hat wenig Nationalrussisches, wenn man das rohgegliederte Fleischerne, Massive nicht dahin rechnen will. Er hat nichts Dummes, vielmehr etwas Ueberlegsames, Wackeres, Gerades, Entschlossenes in seinem Gesichte; die Augenbraue allein scheint sonderbar und charakteristisch, wie die obere des Türken es ist.

54. Daß dieß weder deutsche, noch französische, weder italienische, noch englische Gesichter sind, sieht wohl Jedermann; aber nicht Jedermann kann so leicht den nordischen Charakter dieser unter dem weitreichenden russischen Zepter mit Jagd und Wahrsagen sich

abgebenden Gesichter bezeichnen; das Schläfrige des Auges, die Kürze und Dichtigkeit der Nase, der etwas große Mund, besonders die sehr merkbaren Unterlippen und etwas Breitliches in der Gesichtsform von vorne, im eigentlichen Angesicht, dürften wohl die Hauptzüge ihres Nationalcharakters seyn; allenthalben scheint Trägheit und beschränkte Sinnlichkeit durch.

55. Was Herr Füßli von dem Anstande des Körpers, der Wendung des Kopfes, und dem stillsten Ruhestand verschiedener Nationen sagt, hat gewiß eben so sehr seine Richtigkeit, als daß jeder Nation ein gewisses Haupttemperament und eine gewisse, in ihren Extremen überschreitbare Hauptconformation eigen ist. So wie dieser Slavonier steht, und sich trägt, mit dieser festen Nachlässigkeit, dieser Nonchalance und Gehorsamkeit, wird man schwerlich einen Franzosen, Engländer, Schweizer oder Türken stehen sehen.

56. Georgierinn und Baschkir. Zwei Köpfe, deren äußerste Verschiedenheit jedem Auge des Menschen und des Viehes auffallen muß. Der Physiognomist kann sie in sehr vielen verschiedenen Absichten betrachten. Aus dem Gesichtspunkte der Menschheit, der Nazionalität, der Häßlichkeit.

So weit also entfernt sich Menschengestalt von Menschengestalt, Menschheit von Menschheit! Sehr vermuthlich steht dieser Baschkir (a) auf der untersten Stufe, auf den die Menschengestalt zu stehen kommen kann. Man könnte also von seinem Schedel, seinem Gesichte die Umrisse, Linien und Winkel der niedrigsten Menschheit abstrahiren. Laßt es uns bestimmt sagen: was ist es, wodurch dieß Gesicht so tief erniedrigt, so unerträglich wird? es ist a) die vorhängenkömmende unnatürliche, unmenschliche, und so unmöglich zur Erde niedersinkende, unebene Stirn, die nie gegen eine andere Stirn gerade über stehen, sich nie dem offnen Himmel darbiethen kann; die zum Anblicke, zur Abspieglung des Himmels unfähige Stirn. b) Das kleinlich thierische Auge, an dem sich kein eigentliches Augenlied bemerken läßt. c) Die wilde, große, sich aufwärtssträubende Augenbraue. d) Die scharftiefe Nasenwurzel und die zur Stirne äußerst disproportionirte Kleinheit der stumpfen Nase. e) Die kleinliche Oberlippe. f) Die ungeheure, sich empor dringende, fleischige Unterlippe, und g) das kleinliche Kinn. Jeder dieser einzelnen Züge ist schon an sich für Dummheit und Unempfänglichkeit aller Bildung und Erleuchtung beinahe entscheidend. Dieß Gesicht, so wie es jetzt ist, scheint keiner Liebe und keines Hasses fähig, weil es keiner Abstraction fähig zu seyn scheint. Momentan und thierisch zürnen kann dieß Gesicht, aber hassen nicht. Hassen setzt willkührliche Reproduction der Vorstellungen von den Unvollkommenheiten unsers Feindes voraus. Die Liebe, deren dieß Gesicht fähig seyn mag, ist vermuthlich bloß Nichtzorn.

Die Georgierinn (b) beweist die Wahrheit, daß die alten Künstler der Natur nicht vor-, sondern nur nachgearbeitet haben. Die Form, überhaupt betrachtet, hat viel von dem antiken Ideal. Viel von ihrer Einfachheit, Sanftheit, Umrisse, Harmonie. Aber sobald dieß ausgesprochen ist, muß ich beifügen: dieß Gesicht ist ohne Geist und ohne Liebe. Seine Form mag der Liebe fähig seyn, aber wie es hier erscheint, hat es keine Liebe! wahre, lebendige Schönheit quillt erst aus Liebe. Es kann nicht stark und liebreich und oft genug gesagt werden: jede moralisch lebendige Kraft, jedes heitere, ruhig sich regende Wohlwollen wirkt und befördert physische Schönheit sogar in der schlechtesten Form, die noch der Liebe fähig ist. — Was der Liebe fähig ist, ist der Verschönerung fähig. Unsere Georgierinn hat nur den Schein von Schönheit, nicht das Wesen. Unschuld, Unbosheit, Harmlosigkeit, ich laß es gelten, ist in diesem Gesichte; aber die Stirn und der Uebergang der Nase ist so sehr qui pro quo als möglich. Alles Uebrige des Umrisses von der Nasenspitze an bis zum Kinne ist nur unbestimmter Schatten einer schönen Form, und daher weder groß noch liebreizend. Im Auge ist noch etwas Großes, als nichts Jungfräuliches. Im Baschkiren ist Harmonie der Disharmonie, wenn ich so sagen darf; in der Georgierinn Disharmonie der Harmonie, oder deutlicher; das Gesicht der Georgierinn ist sich selbst nicht so gleichartig, als das des Baschkiren. Allein weil Beide neben einander stehen, und Ekel und Abscheu uns überfällt bei dem Einen, so eilen wir Ruhe ku suchen beim Andern, das freilich an sich schon sehr viel Schönes hat, dessen Fehler wir aber uns selbst zu verbergen geneigt sind, weil es für den Anblick des Andern schadlos genug hält.

Wir beschließen dieß National-Capitel mit zwei weiblichen Profilen, welche den Griechen eigen gewesen seyn sollen.

57. Hier hätten wir also ein sogenanntes griechisches Profil? hier den berühmten Uebergang von einer geraden Stirn zu einer geraden Nase? — Aber, wer von Allen, denen Sinn für Wahrheit und Natur gegeben ist, kann es wahr und natürlich finden? Ich will das Wort Natur nicht mehr auf meine Lippen nehmen, wenn so ein Profil in der lebenden Natur gefunden wird, oder das menschliche Geschöpf, an dem es gefunden wird, nicht von hölzerner Stupidität ist. Dieß Gesicht ist wahrlich weiter nichts, als Maske eines allenfalls unschuldigen, leeren und lieblosen jungfräulichen Gesichtes. Das Auge ist so marmorn als die Augenbrauen, und Beides so steinern, wie das ganze Profil; auch die Höhle zwischen der Unterlippe und dem Kinne, oder die ganze Wölbung des Kinnes, hat, aller scheinbaren Schönheit ungeachtet, etwas, wo nicht Steinernes, doch Erzkaltes.

58. Wehe dem Geschmacke, der das graziös heißen kann! Doch darum noch lange nicht majestätisch, weil es nicht graziös ist. Wahrlich weder zur Mutter, noch zur Schwester, weder zur Gattin noch Freundin, noch Schwägerin, noch Sohnsfrau, noch — Göttin, wünschte ich mir so ein kaltes, leeres, prätensioses, fades, steinernes, herzloses, statuenhaftes Gesicht. Das vorherige könnte durch einen Schein von Schüchternheit noch vielleicht täuschen; nur, wen die leerste und enormste Prätension täuschen kann, der kann durch das gegenwärtige sich täuschen lassen.

Vermischte Beilagen.

A. Muttermähler.

59. 60. Ein sechs- bis siebenjähriges Mädchen, das sich zur Schau herumführen ließ, und hin und wieder mit Rehhaaren bewachsen, besonders aber durch schwammige Auswüchse am Rücken, die ebenfalls dünn behaart und rehfarbig waren, merkwürdig war. Ihre Mutter soll sich, während der Schwangerschaft mit ihr, über einen Hirsch mit einer Nachbarin gezankt haben. Das Bild ist nach der Natur und sehr ähnlich.

aber ich stehe hier an einem Abgrunde, wo ich keinen Schritt vorwagen darf.

Gewiß ist, daß diese Auswüchse da sind, an denen ich freilich keine Aehnlichkeit mit etwas Hirschartigem emerken läßt, es sey denn, daß man der Aussage des Vaters glauben wollte, der geschundene Hirsch habe ungefähr so ausgesehen. Gewisser ist, daß die Haare die Hirsch- und Rehfarbe haben, und daß besonders die Lage, der Gang der Haare offenbar hirschartig ist. So ist auch die aus der Stirne und an den Armen und Beinen herauswachsende Locke von anderer Haarart als die Hauptlocken. Gewiß also ist einige Aehnlichkeit mit Hirschhaar da, und gewiß ist dieß Phänomen ganz außerordentlich. Einfluß der Einbildungskraft auf die Bildung scheint mir in diesem Beispiele schlechterdings unläugbar.

Laßt uns an dem, daß es ist, uns begnügen, und nicht zu schnell zum wie möglich? voreilen!

Ist aber dieß Phänomen gewiß — und viele hundert Menschen haben es gesehen — so ist kein Wort gegen die Möglichkeit einzuwenden, daß der Mutter Einbildungskraft auf die Physiognomie des Kindes wirken könne. Sehr zweifle ich indessen, ob hierdurch sofort eine neue sehr fruchtbare Quelle schönerer und besserer Gesichtszüge, mithin auch des Charakters zu entdecken seyn dürfte, ob sich Regeln angeben lassen, wie Malebranche, wenn ich nicht irre, Vorschläge dazu gethan hat, wie sich die schwangern Mütter zu verhalten, womit zu beschäftigen haben? womit nicht? um auf die Geistes- und Herzensfähigkeiten des Embryons den besten und heilsamsten Einfluß zu haben? Regeln wohl, die auf einen gewissen Grad wirken, Gesundheit und Proportion befördern, vielleicht auch gute moralische Bildung erleichtern und vorbereiten können. Ob aber Regeln zur ersten Bildung? oder zur unerklärbaren Mißbildung während der Schwangerschaft? darüber haben wir schon oben unsere Gedanken geäußert.

Noch soll angemerkt werden, daß gegenwärtiges Kind von außerordentlicher Leibesstärke war und schnelle Bemerkungsgabe hatte. Wuchs, Fülle, Drang, Gestalt, Fleisch, Bildung, Geberdung, Stellung, Alles zeigte eine künftige Männin von Wirksamkeit und Fruchtbarkeit.

61. Ein sechszehnjähriges Mädchen (Stöberin), das nicht viel über zwei Fuß Höhe hatte; seine Physiognomie ist offenbar und vergröberte Kindheit. Die noch um etwas weniges vorhängende Stirn hat vollkommen das Gepräge der Kindheit, und einiger Schwachheit die Höhlung bei der Nasenwurzel; das Alter aber blickt besonders ganz sichtbar durch den untern Theil des Gesichtes durch. Von der Unterlippe an bis zum Halse scheint sich gleichsam das Mannbare aus dem obern Theil präcipitirt zu haben. Ein geübtes physiognomisches Auge würde vermuthlich von selbst in diesem Gesichte Kindheit und Alter herausfinden können. Sonst war das Mädchen von gutem Verstande oder vielmehr von großer Gedächtnißweite und Beredtheit; dieß ist vornehmlich im Auge und Munde sichtbar. Grazie und zartes Gefühl sind weder im Charakter noch Bilde des Kindes.

62. Man erwartet außerordentliche Klugheit weder von außerordentlich großen, noch außerordentlich kleinen, noch mißgeburtlich verwachsenen Personen. Dieß Urtheil, diese Erwartung scheint tief in allen menschlichen Naturen zu liegen; in Ansehung der Größe, in sofern sie proportionirt ist, dürfte es mehr Ausnahmen geben, als in Ansehung ungewöhnlicher Kleinheit und Verwachsenheit, wiewohl mir doch auch manche, freilich nicht gar zu sehr verwachsene Personen bekannt sind, denen man feinen Sinn und besonders List und Anstelligkeit (savoir faire) nicht absprechen kann. Wenn der Kopf des Riesen oder Riesenmäßigen mit dem ganzen übrigen Körper in gehörigem Verhältnisse steht, und das Ganze eine große Masse ausmacht, so sind gemeiniglich Trägheit, Bequemlichkeit, Hang zur Unmäßigkeit und Wollust die Feinde, wogegen sie zu kämpfen haben, daneben können sie sehr klug, äußerst bedächtlich, fest entschlossen und zu feinen Unternehmungen kühn seyn. Ist aber der Kopf, wider das gewöhnliche Verhältniß, merklich kleiner, so darf man wohl ohne Ungerechtigkeit sagen: Homo longus raro sapiens. Bei den Zwergen findet sich gemeiniglich äußerst beschränktes, aber heftiges Bedürfniß, äußerst beschränkte, aber feine List und Schlauheit; selten wahre Einsicht und Weisheit. Unser Riese hier scheint lange nicht so dumm, wie die ihn angaffenden Figuren, und die untenstehende Figur gehört mehr zu den schwachen, beschränkten, jeder Unternehmung unfähigen, als eigentlich und ganz stüpiden.

63. Aeußerst zart, zur Religion und Weltverachtung, und zu stillem, attentem, häuslichem Fleiße, wie gebildet. Große Rollen hätte es nie spielen können, als die eines Gott umfassenden Dulders. Auf den Angesichtern der Sterbenden sind die stehenden Lettern der Menschenkenntniß. Ruhe des Langleidenden ist auf diesen Lippen, und eine Bestimmtheit des Charakters, wie sie sich selten an einem Lebenden zeigt. Diese Lippen scheinen über das überstandene Leiden ernst zu reflektiren. Die Stirn ist voll leichter und lichter Ideenempfänglichkeit. Die Nase (obgleich etwas verzeichnet) ist gleichsam in die ersten Momente nach der Geburt zurückgesetzt, und der Nase des Vaters verähnlicht.

64. Zwei Profile von Ehegenossen, die sich durch beständiges Anschauen verähnlicht hatten. Die Hypochondrie des Einen war nicht nur ansteckend für die Hypochondrie, sondern auch für die Miene des Andern. Wie das Eine scharf sah, so das Andere; wie das Eine die Stirn faltete, so das Andere; wie das Eine die Nasenflügel hob, so das Andere. Die Herbigkeit auf den Lippen des Einen ging in die Lippen des Andern hinüber. Freilich mußte vorher eine gewisse Aehnlichkeit der Bildung und Organisation vorhanden seyn, ohne welche sich diese leichte Receptivität der Eindrücke schwerlich denken ließe. Diese Aehnlichkeit ist auch, die Stirnen abgerechnet, sehr auffallend, besonders in der Stirn. Uebrigens ist Keines von Beiden von außerordentlicher Bildung oder vorzüglichem Geistescharakter. Doch ist das männliche Profil, besonders die Nase, klüger als das der Frau.

Beilage zum Abschnitte von den Stirnen.

65. Schattenrisse zweier weisen und talentreichen Männer, die der Verschiedenheit ihrer Umrisse ungeachtet, die zärtlichsten Freunde sind. Ein Beweis, daß auch Gleichheit der Gesinnungen da existiren kann, wo Physiognomie und Charakter ungleich, aber nicht heterogen sind. Das erste Profil hat mehr durchdringenden feinen Verstand, das zweite mehr innere Stille und Güte. Nach der Stirne zu urtheilen, wird der Erstere leiten, und der Zweite sich leiten, aber nicht verführen lassen. Der Eine ist fest und entschlossen,

der Andere lernsam und nachgebend. Hastigkeit und Zorn können Fehler des Ersten werden, und allzu große an sich edle Folgsamkeit — des Zweiten. Man bemerke die erstaunliche Differenz dieser Stirnen und ihres Inhaltes! man bemerke die mit der Stirnform gleichförmige Gesichtsbildung! man bemerke die Homogenität der Stirnen und Nasen! Welch ein Stoff zum tiefsten Nachdenken über die Verhältnisse der Gesichtstheile, zum wichtigsten Berechnen aller Winkel und ihrer Seiten, unter denen sich ein animalisches Gesicht, besonders das menschliche, denken läßt. Ihr Anatomiker Blumenbach, und Ihr Mathematiker, Lichtenberg! zu welchen Aufschlüssen und Entdeckungen könntet Ihr geführt werden und führen!

66. 67. Zwei Frauenspersonen, denen man sogleich ansieht, daß sie nicht zum Weiberpöbel gehören. Die Eine ist eine Weltfrau, die Andere eine feindenkende Gelehrte. Ich bin überzeugt, daß nach dieser Voraussetzung Jeder, wenn er auch nur subalterner Beobachter ist, den Charakter dieser Silhouetten entdecken wird. Mehr noch, wenn ich sage: die Eine ist gesetzt, die Andere unruhig; die Eine sieht mehr ins Große, die Andere mehr ins Detail; die Eine entscheidet schnell, die Andere prüft und sondert; die Eine hat mehr Würde, die Andere mehr Tiefsinn, die Eine ist offen und lehrsam, die Andere eigensinnig und verschlossen. Braucht es mehr Charakteristik, um sie zu unterscheiden?

Noch Eine Bemerkung: die Stirn 67. wird schwerlich an einem Manne gefunden werden, eher die 66. Doch kann jeder feine Beobachter jede weibliche Stirn von jeder männlichen, allenfalls auch bloß durch das Berühren unterscheiden.

68. Sanguinisch-phlegmatischer Charakter voll Nonchalance, Laune, Witz, gutmüthig, lenkbar, leichtsinnig, talentreich, lernsam, leicht übernehmend, schwer ausführend, nicht gern vollendend; diese Stirnen fassen, wiederscheinen, möchte ich sagen, selten rein, selten nett genug, das Feld ausgenommen, welches sie sich für eine Zeitlang gewählt haben.

69. Diese Stirn schon fester, genauer, ordnungliebender, proprer, obgleich phlegmatisch-sanguinisch, doch viel fester, eigensinniger. Die Fortsetzung dieser Stirn, die Nase (denn jeder wahre weise Physiognom sieht die Fortsetzung der Stirnlinie wenigstens so weit das Beinerne und Knorpelige geht, nur als ein unum continuum an), die Nase hat den Charakter der festern, denkenden Stirn; diese mehre Festigkeit breitet sich über die Lippen aus, und erhält sich noch proportionirlich im Kinn, das übrigens beinahe jungfräulich zu seyn scheint, so wie ebenfalls die Stirn mehr jungfräuliche als männliche Festigkeit anzuzeigen scheint.

70. Hier schon wieder mehr reifer, prüfender Verstand, als 69., nur mehr Phlegma. Den besondern Ausdruck des Verstandes in diesem Profil anzugeben, ist äußerst schwer, wenn die, zwar auch nicht ganz rein gezeichnete Stirne, weggerechnet wird; dennoch fühlt jeder Menschenkenner, des offnen Mundes ungeachtet, daß er ein kluges, feinsinniges Gesicht vor sich hat. Dieß wird geometrisch gewiß, wenn man sich vom Scheitelpunct an eine Perpendicularlinie, und durch den Augenknochen eine Horizontallinie denkt, mithin das Verhältniß der beiden Seiten des daraus entstehenden Winkels sieht.

71. Wie die Stirn, so das ganze Profil. Nirgends etwas Scharfes. Die Stirn kann nicht eigentlich scharf und tiefsinnig, höchstens hellsehend, leicht und vielfassend, leicht arbeitend, nicht genialisch, doch reichhaltig und schnellgebend seyn. Mehr Witz, als kalter Forschungsgeist, Hang zur Nachläßigkeit, und schnelle Beredsamkeit im Munde.

72. Phlegmatisch-melancholisch! viel geistreicher, genialischer als der Vorige; aber oft nahe an die Gränzen der Vernunft hinausschweifend; ich kenne keines von Beiden, urtheile also unbefangen. Solche Stirnen sind so selten an Mannspersonen, als die Charaktere, denen sie eigen sind. Sie setzen immer tiefe, halbbeschlossene, oder mit den Augenliedern halbbedeckte, kleine Augen voraus, Augen, die schnell und tief sehen, aber selten kalt zergliedern; Nasen, wie diese, findet Ihr schwerlich unter perpendiculären Stirnen; sie sind offen, sinnlich witternd, ganz auffassend, nicht bänglich zerlegend, doch Momente des Zorns abgerechnet, nicht sehr kühn. Sanfte Klugheit ist zwischen der Spitze der Nase und des Kinnes. Wenn solche Charaktere gereizt werden, so brausen sie hoch auf, und die Beredsamkeit ihres Zorns ist ein Feuerstrom.

73. Hat mich je Anfangs bei meinen Beobachtungen eine Stirn getäuscht, so täuschen mich Stirnen dieser Art. Ich hielt sie für scharfsinnig, und sie waren nur schlau, oder scharfsinnig für einen kleinen beschränkten egoistischen Kreis. Wie wenig gesagt ist, wenn man bloß sagt: „In der Mitte gehöhlte, bei den Augenknochen scharfe Stirnen!" sieht man aus diesem vorliegenden Beispiele. Sehr weniger abstracter Begriffe fähig ist diese Stirn. Bemerkt zugleich, wie mathematisch nothwendig es ist, daß, wenn die Stirn so scharf hervorgeht, daß diese Höhlung zum Auge herab so sey. Die Nase hat etwas mehr als Gemeines; der untere Theil des Profils etwas Rohes, Geklsches, nichts Penetrantes, Feines, Sanftliebendes.

74. Kindliche Zeichnung von einem der ersten, tiefsten und männlichen Denker — einem der ersten metaphysischen Köpfe, und der treuesten, zartesten, feinherzigsten Charaktere. Alles zaghaft, kleinlich, unsicher behandelt, so daß das Große, Edle, Kühne, Penetrante mehr vermuthet, als gesehen werden kann. Der Mann ist in der Zeichnung zum Knaben geworden; dennoch muß jeder Kenner in der Form, dem Umrisse und der Lage der Stirn allein schon einen Mann ahnen, der unter Hunderttausenden nicht Einen seines Gleichen hat, der helle, tiefe Einsicht mit dem feinsten Geschmack und der männlichen Kraft verbinden kann; dennoch sieht jeder die Harmonie und Homogenität der Stirn und der Nase; dennoch fühlt man, daß, so wie diese Stirn keine andere Nase zur Fortsetzung ihrer selbst haben kann, diese Nase ungefähr so ein vorstehendes Kinn, und mit demselben diese vielversprechende Höhlung zwischen der Nasen- und Kinnspitze, erfordert. Vom schwachen, ungezeichneten und unwahren Auge unter dieser vielbedeutenden Augenbraue sagen wir nichts.

75. Abermals ein großer Mann durch eine zaghafte Hand, doch nicht so zaghaft, als die vorige, gezeichnet. Kühne Gesichter müssen von kühnen, sanfte von sanften Meisterhänden gezeichnet werden. Ein Feuergesicht wird so oft zu einem prätensiosreichen Schwachkopf, wenn es von einem langsamen und zaghaften Zeichner entworfen wird. Doch sieht man hier noch das Streben des Künstlers, sein großes, schwer erreichbares Urbild zu erreichen. Auch so noch ist es die Stirn eines ungemeinen, festen, originellen Kopfes, der zum schauenden Genusse intellectueller und sinnli-

der Schönheit und Größe gebildet ist, alle Verworrenheit haßt, alles Schwankende bestimmt, alles Triviale veredelt, alles Halbe zertritt, alles Kleinliche vernichtet. Wie die Stirne geschwächt ist, so die Nase und das Uebrige; alles verhältnißmäßig. Das Auge, eins der schönsten und kräftigsten, das Deutschland bildete, ist hier stierend, in der Natur falkenhaft; es holt Euch vom Scheitel zur Ferse aus, und den mächtigen Lippen entströmt eine Benennung, deren Wahrheit und Kraft so treffend und einschneidend ist, daß kein Rhein sie verwaschen kann.

76. Stirnform eines stillen Denkers und Prüfers, der nicht schnell und leicht annimmt, langsam und sichern Trittes auf Einem Wege fortgeht, Sinn hat für's Ganze, Edle, Große, nie zu sehr in's Detail gehen, nie Pedant werden kann. Kühn unternehmend ist diese Stirn nicht, was sie aber unternimmt, wird sie sicher und mit Bedächtlichkeit ausführen, Ihr werdet sie schwerlich von ihrem bedächtlich gefaßten Vorhaben abwenden. Das Auge solcher Stirnen sieht, was tausend Augen nicht sehen; genießt, was Tausende nicht genießen. Ordnung, Genauigkeit, Reinlichkeit werden von solchen Formen geliebt. Sie hassen alles Tumultuarische. Ohne Ansprüche zu machen auf glänzende Volubilität hinreißender Beredsamkeit, wird diese Stirn eine Diction hervorbringen, die mancher Redner beneiden dürfte; nie wird ihr der große Styl der Beredsamkeit fremd seyn, so wenig ihr etwas Großes, Mittelmäßiges, Kleinliches in Werken der Kunst, des Geschmackes, des Witzes entgehen wird.

77. Keine glänzenden Talente, aber gesunder, scharfer, reifer Verstand, Festigkeit des Sinns, unermüdete Thätigkeit, unternehmende Kraft, praktische Klugheit, natürliche Beredsamkeit, derbe Entschlossenheit, Haß aller Falschheit, Schleicherei, Krümme, unverführbare Treue, sind unverkennbare Grundzüge im Charakter des Originals, die, sobald man sie ausspricht, im Ganzen dieses Gesichtes, besonders in der Stirnform, leicht erkannt werden können.

78. Mehr Talent, weniger Kraft als das vorige; mehr Phlegma, weniger Entschlossenheit; mehr Zartheit der Bildung, weniger Unternehmungskühnheit; Leichtigkeit zu fassen und zu gestalten, Fertigkeit in der Production von Werken des Geistes, reichhaltiges Gedächtniß, richtige Vernunft, kernhafter Geschmack.

79. So sehr als möglich abgestumpfte Silhouette eines sehr lebendig geachteten Charakters. Ist die Gabe des Denkens dieser Stirn versagt, so hat vielleicht kein Sterblicher mehr das Bedürfniß zu denken, und allen seinen Begriffen die möglichste Klarheit und Bestimmtheit zu geben. Uebrigens hat er mehr Glaubenskraft, als Vernunft, mehr Kühnheit als Unerschrockenheit; er scheint gleich organisirt zur kindischen Furcht und unbeweglichen Furchtlosigkeit. Solche Stirnen haben übrigens solche Nasen; keine solche Nase ohne ein vorstehendes Kinn; die Bestimmtheit des lebenden Charakters drückt sich in diesem unbestimmten Schattenrisse nur schwach, und Wenigen noch verstehbar aus.

80. Gedächtnißreiche Stirn eines der treuesten, fleißigsten, richtigsehenden Menschen, den Gottes Erde hervorbringen kann! Wie sie Reinlichkeit und Ordnung liebt! wie sie der schnell erkannten, innigst umfaßten Wahrheit treu bleibt! wie sie fest ist in ihrem Glauben, horchsam im Lernen, geduldig im Sehen! Welcher Scharfblick der Aufmerksamkeit im Auge! Darf ich, ohne lächerlich zu werden, hinzuthun: welche Bravheit, welcher Geradsinn in der Nase! welche bedächtliche Gewissenhaftigkeit im Munde! welche Bescheidenheit in der ganzen Oberlippe, welche unkriechende Demuth im Kinne!

81. Eine rohe Carcasse von dem Angesichte eines großen Mannes. Den offnen hellen Kopf sieht jedes offne helle Auge schon allein in der Stirne. Sie hat gedacht und überdacht. Gesichtsform eines politischen Kopfes, eines Geschäftsmannes, eines festen Ministers, eines redlichen Cabinettshelden, dem Trug und Cabale unbekannte Dinge sind, und entbehrlich. Solche Stirnen haben scharfes und weites Gedächtniß, sehen das Ganze der Dinge leicht, hassen den Kleingeist, und sind, bei wichtigen Klugheitsunternehmungen, wie in ihrem Elemente.

82. Hier abermal eine hohe, reichhaltige, kräftige, feste, gedächtnißreiche französische Stirn. Das offne, freie, edle Wesen des Vorigen scheint es nicht zu haben; etwas Derbes, Rohes, Productiveres; mehr cholerisch. Die Festigkeit scheint mehr an Härte zu gränzen.

83. Hier wieder eine sehr hohe Stirn, die gewiß eines kalten, gedächtnißreichen, arbeitsamen, vieldenkenden, gelehrten Forschers, Sammlers, Herausgebers, Kritikers, und keines sehr eigenschöpfer'schen Charakters ist.

84. Beinahe ein Ideal einer unermeßlichen Gedächtnißstirne, welcher sanfte Liebe, kindlich nachgebende Sinn, und Gelenksamkeit beinahe versagt zu seyn scheinet. Alles geht ins Länglichte, Stirn, Nase, Bart, Ohr, solche Bildungen sind zur Gelehrsamkeit prädestinirt. Sie können, möchte ich sagen, Unwissenheit und Vergessenheit nicht vertragen.

85. Hier eine schon belebtere, gefurchtere, feurigere, lange Stirn, dort mehr melancholisches Phlegma, hier mehr Cholerisches. Hier walzt, schweift, undulirt sich Alles mehr. Hier ist mehr Unternehmungsgeist, Thatkraft, Muth ad extra; kühn, streng, brüsk, gewaltsam, aber viel umfassend, weitausholend, derbwirkend ist die ganze Form und jeder Zug des Gesichtes.

86. Die größere Stirn mag mehr Gedächtniß und mehr Talent haben, die kleinere scheint mehr Bonsens zu haben, beschränkter scheint die vordere, klüger die hintere. Die Nase des Vordern ist feiner, edler, treusinniger, das Ganze mehr auf Eins gerichtet und concentrirt, der Hintere auch treu, gut, brav, aber seine Bravheit scheint divergenter, weniger auf einen Punct gerichtet.

87. Man bemerke zu allererst die Harmonie der vorgebognen Stirn und Nase. Der Mann von Kopf läßt sich in diesem Profile nicht verkennen, solche Stirnen sind genialischen so ähnlich, daß sie von ungenauen Beobachtern leicht damit verwechselt werden. Wenn es nicht mißverstanden würde, so würde ich sagen: Carricatur eines großen Gesichtes; ein großes Gesicht, zaghaft gezeichnet; ein großes Gesicht nicht aufgezogen, nicht im Athem freier Activität gebildet und erhalten. Es hat vielleicht nur durch des Zeichners Hand diesen Air von Mißtrauen, Argwohn, Muthlosigkeit; denn höchst wahrscheinlich hat das Original Muth und entschlossene Thatkraft, Originalität, Scharfsinn, schwerlich aber hohen Geschmack, Strom und Eleganz der Beredsamkeit.

88. Wenn die Carricatur so schaut, wie die Wahrheit, wie das Original, was hat nicht den Zug von einem phlegmatisch-melancholischen, festen, schar-

sen, tiefen Beschauer und Denker? Werdet Ihr dieser Stirn, dieser Augenbraue, diesem Auge, dieser Nase, diesem Munde, ich hätte bald gesagt, diesem Haare, leicht etwas aufheften? Was Falsches für wahr, was Halbes für ganz, was Schiefes für gerad, was Dunkles für klar geben können? Freilich diese Stirn wird weniger poetischschöpferisch, als richtig und tiefsehend, diese Nase wird weniger beredend als wohlprüfend und überzeugt seyn. Lange wird er schweigen dieser Mund, und, wenn er sich öffnet, der Worte nicht viel machen; aber absprechen, entscheiden und verstummen machen wird er.

89. Konnte ich je mit Zuversicht ein Gesicht zu den klugen rechnen, so kann ich dieß, der Stirne, der Augen, der Nase, des Mundes, des Kinns, des Ganzen wegen. Der spricht so leicht nicht vor reifer Untersuchung; der kann hören und in seinem Kopfe herumwälzen. Der erinnert sich genau dessen, was er gesehen und gehört, gelesen und geschrieben, gethan und gerathen hat. Wenn das kein Mann von Kopf ist, so gibt es keinen mehr; wenn der nicht einen wohlüberdachten Curs von reifen Erfahrungen gemacht und benutzt hat: wer wird Erfahrungen machen und benutzen?

90. Mit derselben Sicherheit sagen wir: ein Mann von Kopf, wenn es je einer war; eine Stirn voll reifen, überlegenden, schnellarbeitenden Verstandes, wenn es je eine war. Der Mann kann hören, sich zusammennehmen, hinheften, die schwache Seite eines Räsonnements schnell bemerken. Ob er im Schreiben zur Entwickelung seiner schnellen und großen Ideen dieselbe Geduld habe, die dieser Mund voll stiller Beredsamkeit beim Reden beobachtet? Ob das Ganze dieses Meistergesichtes voll Kraft und Sinn die Zergliederung und Anschmiegung der Begriffe nach der Fähigkeit der Schwächsten gestatte? Ob das mit Verstand gepaarte Gefühl dieses originellen und geraden Denkers und Handlers, nicht bisweilen zu entscheidender Verachtung alles Halben, Unreifen, Schwankenden, Unstatthaften hingerissen werden müsse? will ich nicht entscheiden, nur fragen: wer wird solchem Gesichte so was sehr verdenken?

91. Hier einer der ersten Denker, von einem ganz andern Charakter, als der vorhergehende. Hier der sorgfältigste Zergliederer, Ordner, Spalter; hier der kälteste Abwäger, der feinste Unterscheider; aber weniger der unmittelbare Schnellseher, der muthige Erfinder; durch langsames Suchen Finder wohl, wenn ich so sagen darf, aber schwerlich Erfinder. Große wahre Erfinder, unmittelbare Genies, sehen schnell, was sie sehen, und ganz, oder sehen es überall nicht; ungesuchte Combinationen stellen sich ihnen plötzlich dar, die die tiefste Prüfung des langsamsten Suchers aushalten. Beide — Finder und Erfinder — sind verehrungswürdig und unentbehrlich. Wer den Einen oder den Andern verachtet, ist unweise. Das arbeitende Denken, das ununterbrochne und ununterbrechbare Aufmerken, das unabtreibliche Fortgehen auf Einem Pfade, ohne rechts oder links Eines Fußes breit auszugleiten, scheint mir aus dem Ganzen dieses Gesichts, wie besonders in der gedächtnißreichen Stirn, den Augenbrauen und den (freilich hier nicht charakteristisch genug gezeichneten) Augen hervorzuleuchten.

92. Ein berühmter mathematischer Kopf und sonst kluger Mann, dem es jeder Kluge und Unkluge sogleich ansehen muß, der auch von der Stirne keine besondern Kenntnisse hätte. Dieses Profil scheint mir zwischen den beiden vorhergehenden ungefähr in der Mitte zu stehen. Es hat nicht das kühne Entschlossene, Schnellergreifende, Vordringende von 90. und nicht die äußerst Vereinfachte, Concentrirte, Fixirte, nur Eins Bezweckende von 91. Diese Stirn liebt Klarheit, ohne zu helles Colorit und Bestimmtheit ohne Pedanterei. Solche Gesichter sehen zugleich auf das Ganze und das Detail. Läge der obere Theil der Stirn mehr zurück, so würde sie poetischer, fliegsamer, weniger fest, weniger bestimmt und solid seyn. Herablassamkeit und Kunst zu lehren, scheinen diesem Gesichte in gleichem Maße zu Theil geworden zu seyn; zugleich ist es eine von den Physiognomien, die die allgemeine Sprache glücklich nennt. Ruhe und feine Laune, Weisheit und Salz, Gleichmüthigkeit, Geduld und Festigkeit sind schwerlich darin zu verkennen.

93. So berühmt und allgepriesen immer des vaticanischen Apolls Stirne sey: und so sehr sie Ruhm verdienen mag, die Größe, die Vollkommenheit, die man darein legt, finde ich nicht. Es soll freilich eine Götterstirn seyn! Sie sey es! aber alles Göttliche, was nicht menschlich ist, ist nicht mein Göttliches. Wir wollen sie freilich nicht nach diesem sehr unvollkommnen Schattenrisse beurtheilen; denn hier ist sie fade und ohne Charakter, so wie es beinahe die Nase ist; hier weiß man nicht, ob sie Manns- oder Weibs-, Menschen- oder Götterstirn ist; oder vielmehr, man weiß, daß sie keines ist, weil sie keines seyn kann; dennoch täuscht uns das Ganze, und ist uns ein neuer Beweis, daß das wahrhaft Große sich auch in der höchstunvollkommenen Copie nie ganz verlieren kann. Der untere Theil des Profils hat noch am meisten Wahres und Großes, das heißt, ist kraftreich und einfach; auch die schöne Proportion des Ganzen hat etwas so Majestätisches, daß man etwas Uebermenschliches zu sehen glaubt.

94. Freilich auch wieder ein unvollkommner Abriß desselben Urbildes, doch ein viel vollkommnerer, als der vorhergehende; durchaus mehr Männliches, Apollisches, Götterhaftes. Von der Gesichtsform sprechen wir nicht mehr, aber von der Stirn der Nase. Diese letztere, das etwas zu kleine Nasenloch abgerechnet, hat viel mehr Ausdruck, Würde, Vollkommenheit, als die im Schattenrisse. Aber der Uebergang von der Stirn zur Nase ist, so sehr er täuschen und so sehr er gepriesen werden mag, mir, meinem physiognomischen Sinn, unerträglich. Ich stehe dafür, daß in der ganzen Natur so etwas nicht gefunden werden kann. Keine Stirn, keine Nase in der ganzen uns bekannten Natur, wie viel weniger in dem Reiche der Ideale oder Urbilder, hat in ihrem Umriß den tausenden Theil einer Zolllinie gerad. So eine Stirn, wie unsere vorliegende, mag dominiren, mag Göttinnen bezwingen, mag Feinde verfolgen, mag, in Vergleichung mit tausend Schwächern, königlich heißen; sie ist nicht wahr, sie ist nicht menschlich, sie denkt nicht, und kann nicht denken; und eine Stirn, die nicht denkt, ist weder eine wahre, noch eine schöne Stirn, so wenig ein Auge, das nicht sieht, und nicht sehen kann, ein wahres und schönes Auge genannt zu werden verdient.

95. Daß dieß ein italienisches Gesicht ist, scheint sogleich auffallend. Die Nase ist ganz national; auch dürfte ich wohl sicher seyn, daß in England und Frankreich unter Hunderttausenden nicht Eine solche Stirn, vielleicht auch kein solches Auge gefunden werden wird.

Pro

Productiv sind diese Stirnen nicht; sie sind das Gegentheil der apollinischen, sie sind die unpoetischen; aber sie sind selten dumm, oder mittelmäßig, wenn sie obenher nicht zu platt sind, und wenn sie, von vorne anzusehen, nicht mit Falten durchfurcht sind, die, auch ohne Bewegung, der Stirnhaut in der Mitte niederwärts sinken; es sind Stirnen des Fleißes, des Sammlungsgeistes. Wohl verstanden: nicht alle Stirnen des Fleißes und des Sammlungsgeistes haben diesen Schnitt; aber solche sind unermüdend forschend, geduldig, penetrirend, ohne jedoch große intensive Kraft zu haben; intensive Sammlungskraft wohl, und Bedachtsamkeit, sinnliche Gegenstände von allen Seiten zu betrachten, das Kleinste daran zu bemerken, und Alles mit Correctheit zu nennen und zu bezeichnen. Diese ruhige Sammlungsgeduld ist auch im Mund, Kinn und Haar ausgedrückt; im Auge ist Energie, davon aber der Eindruck durch die vielen Falten umher geschwächt wird.

96. Wie die Stirn, so das Gesicht; wie dieß, so jene. Alles Ein Geist, Ein Charakter der Kühnheit, Entschlossenheit, Kraft; nicht ein fader genialischer Kraftmann! Jene Stirn, die wir so eben betrachteten, ist eine phlegmatische Edition dieser cholerischen Stirn, die Euch zehnmal Tête halten wird, ehe Ihr sie einmal bewegt und lenkt. Was sie unternimmt, das unternimmt sie mit dem Vollgefühle ihrer Kraft. Jene behält geizig, was sie hat; diese ergreift kühn, was sie nicht hat. Federlesensmachen wird nie ihre Sache seyn. Der kleinen Verzeichnung im Auge und Mund ungeachtet, sieht man doch immer noch den ehernen Künstler, der weiß, was er will, und was er kann, dessen Blick das Ganze der Gestalten sogleich faßt, dessen verwegene Hand dem kühnen Blick adlerschnell nacheilt. Es ist zu stolz, um eitel zu seyn, und zu eigensinnig, um so groß zu werden, als er werden könnte.

97. Ein sehr redliches, gutmüthiges, harmloses, aber nichts weniger als großes Gesicht; ein gerade sehender, aber kein denkender Kopf; und dennoch ist die Stirn weder dumm, noch verworren, noch gemein; ja, die Nase, der obere Theil derselben wenigstens, gränzt nahe an das Ungewöhnliche, Ideale; aber im Uebergange von der truglosen Stirn zur erzehrlichen Nase (wenn ich so sogen darf) ist etwas Leeres, Fades, nie in der Natur Existirendes, das mit dem sehr ehrlichen Auge, das aber ebenfalls schwach, und mit dem sehr ehrlichen Munde, der aber auch nicht sehr geistreich ist, harmonirt. Die Haare sind zu diesem Gesichte völlig manierirt, und werden bei einer solchen Conformation schwerlich, ich darf zuversichtlich sagen, nie so gefunden werden.

98. Phlegmatisch-sanguinische Kinderstirn; so die Nase, so der Mund, so das Kinn. Die Haare sind zu dieser Stirn zu sanguinisch-cholerisch. Im Uebergange von der Stirn zur Nase ist eine Schwäche, eine Geradlinigkeit, die wenig Geistessuperiorität zeigt. Nicht ein einziger Zug des Gesichts, allein betrachtet, ist vorzüglich; dennoch ist etwas in dem Gesichte, das uns, wo nicht anzieht, wo nicht Erwartungen in uns aufregt, uns doch hindert, wider dasselbe abzusprechen.

99. Eine sehr denkende, oder, genauer zu reden, sehr intuitive Stirn; eine kluge Seherstirn, die Ordnung, Klarheit, Sanftheit und Bestimmtheit liebt; das Gesicht scheint bis in die ewige Welt hinüber zu phantasiren. Es liebt stille, tiefe Meditation über sehr wenige einfache und große Gegenstände. Wäre die Stirne weniger gut gebaut, der untere Theil würde leicht über die Gränze der Wahrheit und Vernunft hinüberschweifen.

100. Das Ganze dieses Profils täuscht Euch vielleicht; das feste Auge, die männliche Nase, der damit ziemlich übereinstimmende Mund, das Kinn, der Bart, das Haar, Alles läßt Euch etwas Kräftiges, Männlichschönes, Edles, Ausgezeichnetes sehen; aber die Stirn hat für meinen Sinn etwas Drückendes, etwas beinahe Gemeines. Man denke sie sich etwas kürzer, oben mehr zurückstehend, welch ein ganz anderes, viel größeres Profil werden wir haben? Es ist viel weniger Verstand in dieser Stirn, als in der Nase, obgleich auch diese, unter den Verstandesnasen, lange nicht eine von der ersten Größe ist.

Beilagen zu dem Abschnitt über die Augen u. s. w.

101. Man darf nur die erstaunliche Verschiedenheit zwischen Menschen- und Thieraugen betrachten, um aus dem bloßen Umrisse die Verschiedenheit des Charakters zu bestimmen. Ich bin sicher, wenn Jemand sich die Mühe nehmen wollte, eine Gradation vom Fischauge oder Krebsauge bis zum Menschenauge hinauf neben einander darzustellen; schon aus den bloßen Umrissen allein könnte eine animalische Physiognomik gemacht werden. So Vieles kömmt auf die Länge, oder Rundung, oder Schweifung der Augen, besonders auf den Umriß, die Lage und Senkung des Augenwinkels an. Das Hundsauge mag ungefähr in der Mitte zwischen dem menschlichen Auge und dem der wildesten Thiere seyn; Fische und Vögel haben runde Augen ohne Winkel; je spitzer der Winkel, desto herabsinkender, und sodann desto listiger; je horizontaler das Auge sammt dem Winkel, desto menschlicher; je weniger gebogen, ohne horizontal zu seyn, der obere Umriß, desto phlegmatischer, dummer, wie das Verhältniß des Winkels vom Auge zum Munde, sowohl in Ansehung seiner Seiten, als in Ansehung seiner Oeffnung, so die Humanität oder Brutalität der lebenden Wesen. Wie viel rechter ist der Winkel im Tiegerprofil, als in dem des Ochsen!

102. Es versteht sich, daß wir von den vorliegenden Bildern vornehmlich, doch nicht allein, die Augen beurtheilen, und daß wir Manches, das zugleich zu den folgenden Capiteln gehört, hier schon anführen müssen. Wir machen den Anfang mit einigen Thoren- und Narrengesichtern. Thor nennen wir einen natürlichen Narren, Narren, einen gewordenen Thoren.

Wenn die Stirn a. wahr ist, so konnte es kaum fehlen: die Halbthörin mußte zur Ganznärrin werden, obgleich das Auge am wenigsten zur Thorheit geneigt ist.

b. Kraftgrimasse eines kraftlosen Narren, der ohne alle Direction sich gern zu verzerren strebt. Im Auge weder Aufmerksamkeit noch Muth, noch Kleinheit, noch Größe.

c. Phlegmatisch-melancholisches Auge eines Imbecilen, der sich satt und matt genossen haben mag. Wären die Augendeckel weniger angeheftet an die Augenbrauen, wären die Winkel, nach dem Verhältnisse der länglichten Augen, spitzer, so wären die Augen viel weniger geistlos.

d. Ein melancholischer Narr, mit beinahe großen Anlagen. Ich sage, der Stirn wegen, nur beinahe. Das Gesicht ist, wie es auch der bloße Umriß des Auges zeigt, zum gewissenhaften Prüfen und Forschen gebaut. Aber das zu anhaltende concentrirte Hinblikken auf Eins, mit Beiseitesetzung alles Andern, macht Narren.

103. Unter allen Vieren kein sehr kluges Auge, so wie kein kluger Mund. Klüger sind die Nasen b. und c. Die Nase c. gestattet kaum, gestattet gewiß nicht diesen unklugen Mund. Beinahe passen die Augen zu dieser Stirn und Nase. Dennoch sind sie etwas zu schwach. Die Augen d. sind dumm, wie das ganze Gesicht. Geradsinnig, ohne Scharfsinn, gerechtsehend, aber nicht tief ist das Auge b. Die Gutmüthigkeit des Gesichts und der Augen ist durchaus Imbecilität.

a. Augen des Abscheus mit Furcht und Verachtung, ohne Kraft und Muth. Die Verachtung schaut seitwärts an. So kann nie ein Weiser blicken. So wie die herabgezogenen Enden des Mundes Verachtung zeigen, so über der Nase hinauf sich ziehende Furchen, die sich aus den Augenbrauen zu ergeben scheinen, Abscheu mit Wuth.

b. Augen gutmüthiger Dummheit. Wo das Weiße so groß zum Vorschein kömmt, wie im linken Auge, da ist, bei einem solchen Munde wenigstens, selten viele Weisheit.

c. Augen des Schreckens mit jammerhafter kleinlicher Furcht.

d. Augen des Entsetzens mit grimmigen Abscheu verbunden, eines schwachmüthig zornigen Charakters.

105. Heinrich IV. in verschiedenen Situationen. Je größer ein Gesicht, desto weniger kann sich, selbst in der Carricatur, seine Größe ganz verlieren. Immer bleibe wenigstens die, der Form nach unveränderliche, Nase übrig. Hier sind in allen vier Bildern die Augen sehr sprechend; beinahe großen Charakters sind die Augen, besonders durch die unten gleichsam durchschnittene Dichtigkeit des Augendeckels. Mit Neugier und horchendem Erstaunen schauen sie hin. Der Mund beginnt zu überlegen, und zu verachten.

b. Augen, die vor einem plötzlich erblickten Ungeheuer mehr in Schrecken als in Wuth gerathen. Der Mund beinahe schwach und unbedeutend.

c. Das Ganze unbestimmtes, leeres Staunen. Das Auge an sich ist keines ganz Gemeinen, ist eines Klarsehenden, Entschlossenen, Feurigen; nur sollte der untere Umriß des obern Augenliedes kräftiger seyn.

d. Unbestimmtes, leeres Staunen mit Furcht und Mißvergnügen, unteuher Memme; die Augen beinahe kraftlos närrisch. Die Nase c. ist die gescheideste.

106. Auge und Augenbraue sanguinisch-cholerisch, treffend; Muth, der mehr ist, als jovialischer Leichtsinn; dennoch nicht von der ersten, auch nicht von der zweiten, aber etwa von der dritten und vierten Größe. Die linke Augenbraue sagt noch mehr, als das Auge. Sprechend ist auch die durch eine gebogne Linie angemerkte Tiefe zwischen der Augenbraue und dem obern Augenlied. Die Stirn hat etwas Offenes; die Nase etwas, das sich über das Mittelmäßige erhebt, der Mund etwas Frohkluges; das Ganze etwas Edles und Generoses.

107. Ein sehr charakteristisches Paar Augen, die zum Aushohlen und unbezwingbaren Beobachten, das leicht in Argwohn ausgleiten kann, gebildet sind. Gebildet zu unabtreiblichem Fleiß, zu unübertrefflicher Pünctlichkeit; sie lieben Ordnung, Ruhe, Auszirkelung, und hassen beinahe alles Kühne, Fliegsame, Genialische, und was nicht correct und von allen Seiten vollendet ist. Dennoch sind sie froher Laune, und lieben, und haben Salz im Gespräche.

108. Augen, Augenbrauen, und sodann auch Stirn und Nase, und Mund und Haar eines starken, gewaltigen, eigensinnigen, schwerbeweglichen Scharfsehers, eines der bestimmtesten Wirker, der muthigsten Vollender, die gegen alles Zaghafte, Schwankende, Schwebende intolerant sind.

109. Ein beschränkteres Künstlerauge als das vorige; Alles cholerisch-sanguinisch-phlegmatisch. Ganz Kunstloses kömmt so wenig etwas von diesem Auge, als etwas ganz Großes, Geschmackvolles, Sublimes. Es wird viel Sinn haben für Alles, was Kunst und Kunstfleiß heißt. Es wird allem Unbestimmten abhold, und alles Geistige zu erreichen unvermögend seyn.

110. Kleinliches Auge unter einer hohen begriffreichen Stirn, die aber weder genau entwickeln, noch poetisch coloriren kann. Solche Augen sehen gemeiniglich in der Natur in's Affengeschlecht, sind listig und tiefsehend, ohne große Blicke; lieben Oeconomie, und sind keinem Laster ferner, als der Verschwendung. Solche Gesichter sind weder anziehend, noch zurückstoßend; man hat sie eine Weile, und dann und wann wieder gern um sich; sie haben gemeiniglich Hang zur Religiosität. Sie sehen gewisse Seiten hell, aber Geist und Onction fehlen gemeiniglich.

111. Gerippe von Hanns La Fontaine, dem amorose Wollust, wenn ich so sagen darf, gleichsam von den Augen trieft. Das sind die eigentlich anacreontischen Gesichter. Solche Augen baden sich in klaren Bächen reizender Sinnlichkeit, zeugen solche Nasen des üppigen Witzes; sie umschweifen die Centenren der Schönheit, und vergessen sich in Phantasien des leichtsinnigsten und raffinirtesten Genusses.

112. Ich vergaß den Namen des Urbildes, weiß nicht das Mindeste von seinem Charakter, kenne auch, die Wahrheit zu gestehen, aus Erfahrung den Charakter dieses sonderbaren Auges nicht genug; dennoch getraue ich mich, bloß nach meinem physiognomischen Gefühle, zu sagen: „Das kann gewiß kein gemeiner, kein mittelmäßiger Mann gewesen seyn, auch sicherlich kein froher, jovialischer, leichtsinniger! Tiefe, sorgsame, leicht in Aenstlichkeit ausartende Klugheit, ernste Prüfung, religiöse Gewissenhaftigkeit müssen ihm natürlich gewesen seyn.

113. Das eigentliche Künstlerauge, dem nichts entgeht; es liebt Wahrheit und Bestimmtheit, Kühnheit und Kraft. Aber zur Größe kann es sich nicht erheben, schwerlich zu reinem Geschmack, zu vollkommener Eleganz. Die Augen allein entscheiden für's Können und Wollen; der Mund kann scherzen, trotzen, verachten. Die Nase ist, wie das Auge, voll Bonsens und Geradsinns; das Ganze hat einen festen und productiven Charakter.

114. Profil eines unserer größten, erfindungsreichsten, unerschöpflichsten Künstlers, dem keine Nation, keine Vorzeit und Mitzeit Einen seines Fachs an die Seite setzen kann. Ich habe das Urbild zu sehen noch nie das Vergnügen gehabt; ich gestehe auch aufrichtig, daß ich das ganz unerschöpfliche und unvergleichbare Genie in diesem und dem folgenden Bilde von ihm, wenn es mir ohne den Namen vorgelegt worden wäre, nicht vermuthet hätte; ich bin sicher, daß kein genialisches Gesicht je auf's Kupfer kommen wird, und wenn

es auch durch die Hand des Genies selbst darauf gebracht werden wollte. Chodowiecki, der Urheber unzähliger Zeichnungen und Gravüren, die einzig in ihrer Art sind, muß etwas Geistiges, Feines in seinem Gesichte haben, das kein Crayon, kein Grabstichel erreichen kann; dennoch zeigt dieß Profil, so wie es nur hier liegt, schon ganz zuverläßig, schon durch das Auge allein, durch die Augenbraue, und besonders auch mit durch den Mund einen prädestinirten, von der Natur zum Beobachten und Schnellergreifen unzähliger charakteristischer Gestalten, Stellungen und Züge, gebildeten Künstler; Stirn, Nase und Kinn versprechen so viel nicht als das Auge; aber sie widersprechen dem Auge nicht, wenn sie vielleicht auch, in diesem Umrisse nämlich, den penetranten Künstlerblick des Auges gewissermaßen zu beschränken scheinen.

115. Das Bild des Vorigen, das uns, obgleich nicht genug, dennoch schon mehr sehen läßt! Welch ein überlegsamer Blick in diesem aushohlenden Auge! welch ein Ausdruck des geduldigen Fleißes! Auch das Wenige, was wir von der Augenbraue sehen, entscheidet für das Künstlergenie; besonders scheint mir Mund und Kinn mit dem Auge zu harmoniren, und den zum Beobachten gebildeten launigen Mann zu charakterisiren.

116. Ohne alles Bedenken sage ich: genialisches Auge, bei diesen Augenbrauen, dieser Stirn, diesem Munde. Es sieht, was unter Zehntausenden nicht Eins sieht, das unbemerkteste und Bemerkenswertheste, was ich genialischen Blick heiße. Die Stirne ist freilich nicht vorzüglich charakterisirt, so auch die Nase nicht. Der Mund, wie er hier gezeichnet ist, ist klüger, als die Stirn, wie sie hier erscheint, voll Laune, Witz und kühner Diction; sehr übereinstimmend aber finde ich das Kinn mit dem Auge.

117. Der etwas mißzeichnete Mund, die zu wenig ausgezeichnete Nase ärgere dich nicht; mißleite dich nicht, dieß große Gesicht, das es besonders auch durch das Auge ist, ehrfurchtlos vorüberzugehen. Es ist ein unverkennbar englisches, ein unverkennbar genialisches Gesicht von der ersten Größe; in diesem Auge schaut ein Zeitalter, ein concentrirtes Menschengeschlecht; es beobachtet mehr als zehntausend Beoachter, und producirt mehr, als zehntausend productive Köpfe. Still und groß, voll ruhigen Bewußtseyns und Gefühls seiner überlegsamen Weisheit und bestimmten Executionskraft, stellt es Jahrhunderten seine Werke dar, und verachtet kleinsinnige Verachtung.

LI. Ueber das Studium der Physiognomik.

An den Herrn Grafen von Thun in Wien.

Sie erlauben mir, verehrungswürdiger Graf, Ihnen meine Gedanken über das Studium der Physiognomik mitzutheilen. Mich dünkt, alle Abhandlungen von dieser Art haben weder Bestimmtheit, noch Licht, noch Kraft genug, wenn sie nur überhaupt geschrieben sind, und sich nicht an Jemand besonders richten, von dem man weiß, voraus, daß er jedes Wort prüft und prüfen kann, daß er sogleich die unmittelbare Anwendung davon macht, und jede Dunkelheit, Zweideutigkeit, Unbestimmtheit merkt Alles, was ich über die Physiognomik geschrieben, ist so wichtig nicht, als das, was ich nun über das Studium der Physiognomik, über die Methode zu physiognomisiren zu sagen gedenke. Wenn mir diese Anweisung gelingt, so ist mir mein ganzes Unternehmen gelungen.... Und doch fühle ich die unbeschreibliche Schwierigkeit, mich hierüber so deutlich, so bestimmt und so vollständig zu erklären, als zur Beförderung des echten physiognomischen Studiums nöthig ist. Ich weiß zum voraus, daß, wenn ich nun mit allem möglichen Nachdenken einige Bogen hierüber weggeschrieben habe, und Alles gesagt zu haben glaube, was ich sagen wollte, dennoch manche Lücke übrig bleiben wird, und so sehr ich immer auf die möglichste Bestimmtheit im Vortrage gezielt haben werde, ich dennoch Manchem unbestimmt werde scheinen müssen... Ein Buch ist nicht hinreichend, die Anweisung von allen Seiten vollständig zu machen. Vollständiges wird also kein Vernünftiger hierüber in Fragmenten erwarten. Doch will ich thun, was ich kann. Nicht Ihnen, scharfsinniger Beobachter, Regeln zu geben, sondern nur Regeln zur Prüfung vorzulegen. Ich lege sie Ihnen vor, weil Sie physiognomischen Sinn haben, zeichnen können, und erfinderisch genug sind, durch mancherlei Hülfsmittel das Studium der Physiognomik zu erleichtern...

Wenn die Physiognomik werden soll, was sie werden kann, so ist die Erörterung keiner Frage so nöthig, als dieser: „wie muß sie studiert werden?“ Pfuscherei in der Physiognomik ist vielleicht unter allen Pfuschereien die gefährlichste; denn sie macht immer wenigstens zwei Menschen unglücklich, den Beurtheiler und den Beurtheilten. Wie weit führt oft ein einziges schiefes Urtheil! und wie viel weiter eine falsche Regel, eine Regel, die nicht von den mannigfaltigsten Erfahrungen abgezogen ist! am weitesten aber falsche Anweisung, die zu falschen Regeln verleitet! So lang also, wie immer möglich war, schob ich es auf, über die Art und Weise wie der Physiognomist sich bilden soll, etwas niederzuschreiben. Einzelne Beobachtungen sollten nicht ohne die möglichste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit dem Publicum vorgetragen werden; viel weniger Anweisungen, Beobachtungen zu machen! Vielleicht hat die Logik kein weiteres Feld der Uebung als die Physiognomik. Man kann gegen unrichtige Verfahrungsweisen, und gegen unrichtige Schlüsse kaum genug auf der Huth seyn. Sie sind so leicht gemacht, und führen so schnell zu den gefährlichsten Irrthümern! Nicht genug kann also der Physiognomist vor falschen Wegen gewarnt, nicht genug kann die mannigfaltigste Beobachtungsweise empfohlen, nicht genug jeder unlogische Kopf von dem Stium der Physiognomik weggeschreckt werden. O die unberufenen Physiognomisten, ohne Sinn und Weisheit, ohne Kenntniß und Logik, ohne Geduld zu beobachten und zu vergleichen, ohne Liebe der Wahrheit und der Menschheit! Die Witzler, die Absprecher, die Schnellentscheider, die Ununtersucher! o die beruflosen Physiognomen! welch eine gefährliche Bande in der menschlichen Gesellschaft! Ich sage: „Physiognomisten ohne Wahrheit und Vernunft.“ Ich nehme es nicht zurück, ich wiederhohle es auf's Kräftigste. Physiognomischer Sinn ist vor allen Dingen schlechterdings unentbehrlich; ist das Erste und Wesentlichste von Allem, ist das Auge der Natur, ohne welches alle Regeln und Anweisungen einem Menschen so unnütz sind, als einem Blinden eine Brille. Aber, aber! ohne Weisheit, ohne vernünftige Prüfung, ohne Zergliederung, ohne Vergleichung, Reizung, ohne Vernunft, ohne Regeln, ohne Uebung, ohne Zeichnung

wird das feinste physiognomische Genie, wo nicht oft sehr irren, doch oft sehr irre machen. Wenigstens werden seine Gefühle sich verwirren und sich nicht mittheilen lassen. Ehe ich also für meine Person einem Menschen das Studium der Physiognomik empfehlen oder erlauben würde, müßte ich vollkommen überzeugt seyn: „der Mensch habe physiognomischen Sinn, habe Verstand, Weisheit, Scharfsinn, und könnte zeichnen, habe wenigstens das Talent und einige Uebung des Zeichnens." Physiognomischen Sinn, um die Charakteristik der Natur zu empfinden und zu lesen; Verstand, Weisheit, Scharfsinn, um seine Empfindungen in Beobachtungen aufzulösen, und durch allgemeine, abstracte Zeichen auszudrücken; Zeichnungsgabe, um die Charakter sinnlich darzustellen. Es ist unmöglich, daß ohne dieses jemals ein Mensch es weit in der Physiognomik bringe. Heiß brennt mich oft die nicht ungegründete Besorgniß, daß unfähige Menschen die schwerste aller Kenntnisse, so ferne sie bestimmt und wissentschaftlich seyn soll, allzu leicht auf sich nehmen, und die Physiognomik in den übelsten Ruf bringen werden. Ich will keinen Theil daran haben, denn ich warne zehnmal statt einmal. Alle Menschen haben ein gewisses Maß physiognomischen Sinnes, ich weiß es, und behaupte es mit lauter, unübertäublicher Stimme; aber nicht jeder hat so viel Sinn, und zugleich so viel Vernunft, so viel Fähigkeit, seine Beobachtungen haarscharf zu bestimmen und auszudrücken, daß er berufen ist, aus der Physiognomik ein besonderes Studium zu machen.

Das will ich nicht wiederhohlen, was bereits früher von den Eigenschaften des Physiognomisten, und von den Schwierigkeiten, womit er zu kämpfen hat, gesagt worden; sondern ich eile Ihnen nun einige Anweisungen vorzulegen, die ich, wie gesagt, für sehr unvollständig, aber dennoch aus Erfahrungen für sehr geschickt halte, einen Physiognomen zu seinem Studium beförderlich zu seyn.

„Wenn du also," würde ich zu dem Jünglinge sagen, der mich um Anleitung bäte: „wenn du zu diesem Studium Beruf fühlst; wenn verschiedene Physiognomien dich verschiedentlich afficiren, die einen dich mächtig und schnell anziehen, mächtig und schnell dich die andern zurückstoßen; wenn du Interesse hast für Menschenkenntniß; wenn Bestimmtheit und Deutlichkeit in deinen Erkenntnissen dir Bedürfniß ist . . . so studiere die Physiognomik."

Und was heißt das, sie studieren?

Es heißt: sein Gefühl üben, seinen Sinn schärfen, seine Empfindungen in Beobachtungen auflösen, die sich bezeichnen, charakterisiren, darstellen.

Es heißt; die sichtbaren Zeichen unsichtbarer Kräfte aufsuchen, bestimmen, classificiren.

Es heißt: die Ursachen gewisser Wirkungen in der Zeichnung und in den Veränderungen des menschlichen Gesichts durch Züge und Veränderungen entdecken.

Es heißt: lernen, bis zur Gewißheit lernen, entscheiden, was gewisse Gesichtsformen und Gesichtszüge für Geistes- und Gemüthscharakter in sich aufnehmen, oder nicht aufnehmen können.

Es heißt: allgemeine, angebliche, mittheilbare Zeichen der Geisteskräfte, oder überhaupt der innern Kräfte der Menschheit auffinden, und davon mit Leichtigkeit und Sicherheit richtige Anwendung auf vorkommende Fälle machen können.

„Wenn du das nicht lernen willst," würde ich zu dem angeblichen Freunde der Physiognomik sagen, „so studiere die Physiognomik nicht. Weniger als das lernen wollen, verdient nicht den Namen des Studiums."

Erforsche vor allen Dingen aufs Genaueste, was allen und jeden menschlichen Körpern und Gesichtern gemein ist, worin sie sich überhaupt von allen andern thierischen und organischen Körpern unterscheiden. Je deutlicher und vollständiger du dir diese Unterschiede denken kannst, desto würdiger wirst du von der menschlichen Natur denken, mit desto tieferer Ehrfurcht den Menschen studieren, und desto offener wird dir der Charakter der Menschheit seyn.

Hernach studiere besonders die Theile, die Glieder, den Zusammenhang, das Verhältniß, die Proportion des menschlichen Körpers. Lies darüber, was du willst, die Encyclopädisten, oder Dürer; aber traue schlechterdings keinem Buche, es heiße wie es wolle. Untersuche selbst; miß selbst. Miß erst allein; dann vor einem scharf- und selbstsehenden Freunde; dann laß diesen oder einen andern vor dir und ohne dich dir nachmessen.

Unterscheide bei deinem Messen der Theilverhältnisse zwei Dinge, die, meines Wissens, noch von keinem Menschenmesser genau unterschieden worden, und deren Nichtunterscheidung zu so entsetzlich vielen Mißzeichnungen Anlaß gegeben hat; Anlaß zu Mißurtheilen über Gottes, auch bei allen scheinbaren Anomalien, immer regelmäßige Werke; zwei Dinge, deren Unterscheidung ein Schlüssel zur Physiognomik ist: Unterscheide die geradlinige und die bogenlinige Proportion. Sind die Gesichtstheile, sind die Glieder, nach angeschlagenen geraden Linien, nach Perpendicularlinien ebenmäßig, so ist der Mensch schön, wohlgestaltet, klug, stark, fest, edel, in hohem Grade. Er kann Alles das auch seyn, wenn seine Theile und Glieder dem Anscheine nach von diesem Ebenmaß abweichen, dieß Ebenmaß aber sich doch nach angelegten, passenden Bogenlinien findet. Jedoch ist zu bemerken, daß die geradlinigen Proportionen ihrer Natur nach vortheilhafter und unverderblicher sind, als die andern.

Wenn du einmal überhaupt die Theile des menschlichen Körpers, ihre Verbindung und Verhältnisse kennst, und so kennst, daß du in jeder Zeichnung jede Abweichung, jedes Ueberflüssige, jedes Mangelbare, jede Versetzung, jede Verschiebung auf den ersten Blick erkennen, und Jedem darthun kannst; wenn du einmal deines Auges und deiner feinen Unterscheidungsfähigkeit, des großen Sensoriums der Physiognomik sicher bist: dann erst fange an, besondere Charaktere genau anzusehen und zu beobachten.

Und fange an bei solchen Gesichtern, die durch ihre Form und ihren Charakter sehr ausgezeichnet sind; bei Menschen, die wenigstens Eine unzweideutige, entscheidende, bewährte Seite des Charakters haben.

Wähle dir z. B. einen außerordentlichen tiefsinnigen Denker; einen gebornen Dummkopf; einen feinen, zarten, sehr reizbaren Empfinder; oder einen eisenharten, zähen, kalten, unempfindlichen Charakter.

Diesen sonderbaren Charakter studiere für's Erste so, als wenn du nur den, und keinen andern zu studieren hättest; betrachte ihn im Ganzen; betrachte ihn in allen seinen Theilen; beschreibe dir selbst mit ausdrücklichen Worten seine ganze Gestalt und alle seine Züge, als wenn du einem

Maler, der ihn nicht kennt, aber ihn zeichnen sollte, in Bild dictiren wolltest. Wo immer möglich, laß n dir, wie dem Maler der zu Malende, zu dieser Beschreibung sitzen oder stehen. Zeichne ihn dir zu-rst mit Worten nach der Natur. Fange bei der Sta-rr an, dann gehe zur Proportion fort, der scheinba-en nämlich, die nach geraden Perpendicular- und Ho-izontallinien gemessen werden kann; sodann zur Stirne, Nase, Mund, Kinn, und besonders der Figur, Farbe, Lage, Größe, Tiefe des Auges u. s. f.

Wenn du mit der Beschreibung fertig bist, so lies sie dir in Gegenwart der Person langsam vor, und vergleiche Zeile um Zeile, Wort für Wort mit dem Originale. Frage dich ganz bestimmt: mangelt nichts? ist nichts überflüssig? und was da ist, ist es wahr, ist es bestimmt genug ausgedrückt? Dieser Beschreibung nach zeichne dir selbst ohne Gegenwart der Person ihr Bild. Du hast sie nicht recht beschrieben, nicht recht beobachtet, wie sie nämlich der Studierer der Physiognomik beobachten soll, wenn du sie nicht nach der Beobachtung und Beschreibung, dem Hauptcharakter nach, ähnlich herausbringen kannst. Um dich hierin recht sicher zu üben, so mußt du dich gewöhnen, so bald du ein Gesicht studieren willst, in wenigen Momenten seine wesentlichen Züge aufzufassen, und sie dir tief einzuprägen. Meine Methode hierin ist diese: zuerst die Form des Gesichtes von vorne; ist sie rund? oval? geviert? dreieckig? unter welcher bestimmten Hauptfigur läßt sie sich am Füglichsten denken?

Nach der Form des Gesichtes suche ich die Hauptform des Profils, und denke sie mir in irgend eine Hälfte des von diesen bestimmten Figuren hinein. Hernach bestimme ich mir die Perpendicularlänge der drei gewöhnlichen Abtheilungen, und bemerke mir ihre perpendiculäre Verschiedenheit. Sodann das Verhältniß der Lage dieser drei Gesichtstheile, der Stirne, der Nase, des Kinnes; welches mir dadurch am Leichtesten wird, wenn ich mir den äußersten Punct der Oberlippe unmittelbar unter der Nase, und den tiefsten Punct bei der Nasenwurzel zusammen, nach einer Bleischnur gemessen, denke, wodurch sie dann bei allen Gesichtern diese Verhältnisse natürlicher Weise nur in drei Hauptclassen bringen lassen: die perpendiculären, die oben vorstehenden, oder oben zurückstehenden. Ohne so fixe und so schnelle und leicht bestimmbare Puncte als eine Art von Achse zu nehmen, um die sich die ganze Gesichtsform gleichsam drehet, ist es niemals möglich, sich aus der Imagination die wahre Form des Kopfes physiognomisch genau zu vergegenwärtigen. Ich muß auch im Vorbeigange für junge Maler bemerken, daß sie, ohne diese zwei fixen Puncte zuvörderst genau zu beobachten, schwerlich jemals eine Gesichtsform physiognomisch richtig zeichnen werden. Wenn ich diese zwei Puncte mir eingeprägt habe, so imaginire ich mir sodann die Stirn besonders; dann die Augenbrauen besonders; den Zwischenraum zwischen den Augen; dann den Uebergang der Nase; dann die Nase besonders; dann besonders den unbeschreiblich charakteristischen Winkel vom der Nasenspitze bis zur eigentlichen Oberlippe, der wieder nur von dreierlei Art seyn kann, rechtwinkelig, stumpf oder spitzig; sodann ob die obere oder untere Seite dieses Winkels länger sey? dann der Mund, der im Profile wieder nur drei Hauptformen haben kann. Entweder geht die Oberlippe über die Unterlippe, oder sie läuft senkrecht mit ihr, oder sie geht zurück. So mißt und classificirt sich auch das Kinn. Ist es perpendiculär? vorgehend? zurückgehend? Und sein Untertheil, sinkt er unter die Horizontallinie? läuft er horizontal oder aufwärts? Besonders bemerke ich mir die durch das Fleisch entweder sichtbare oder unsichtbare Schweifung der Kinnlade, die oft von der entscheidendsten Bedeutung ist. Das Auge messe ich zuallererst nach seiner Entfernung von der Nasenwurzel; dann betrachte ich seine Größe, seine Farbe; dann die Schweifung des obern und untern Augenliedes. So kann ich in wenigen Momenten ein Gesicht gleichsam auswendig lernen. Dieß Auswendiglernen eines Gesichtes geschieht gerade so, wie das Auswendiglernen einer Stelle eines Gedichtes geschieht. Man überschaut, den Hauptpartien nach, das Ganze. Man prägt sich Hauptsatz für Hauptsatz ein. Man versucht bei weggelegtem Buche, sie herzusagen; und wenn man nicht mehr fortkommen kann, so sieht man im Texte wieder nach. So lerne ich Gesichter auswendig. Ohne diese Uebung wird der Beobachtungsgeist immer stumpf bleiben, und nie zu einer Art von Souveränität gelangen, die ihm zum physiognomischen Studium schlechterdings nöthig ist.

Wenn du nun so ein charakteristisches Gesicht durchstudiert hast, so horche und schau einen, zwei, drei Tage auf alle und jede Gesichter, die dir immer begegnen mögen, und laß für's Erste alle vorbeigehen, die nicht treffende Züge der Aehnlichkeit mit dem durchstudierten haben. Und damit du diese Aehnlichkeiten leichter findest, so schaue für's Erste nur auf die Stirne; wie die Aehnlichkeit der Stirne, so die Aehnlichkeit der übrigen Züge. Das ganze Geheimniß des physiognomischen Findens und Beobachtens besteht in der Vereinfachung, Entblößung, Heraushebung einzelner Hauptgrundzüge, die man suchen will. Findest du nun z. B. also eine ähnliche Stirn, hiermit auch nach unserer Voraussetzung ein ähnliches Gesicht, so suche wiederum dir dieses auf's Genaueste zu bestimmen, und besonders das, was zur vollkommenen Aehnlichkeit noch mangelt, und mache dir sodann den Charakter des Neugefundenen besonders in dem Puncte, worin sich jener so sehr auszeichnet, zuverlässig bekannt. Findest du ganz entschiedene Aehnlichkeiten in Beiden, ich sage, ganz entschiedene, so bist du sicherlich dem physiognomischen Charakter ihrer außerordentlichen Seite auf der Spur, woferne du sonst keinen andern Menschen siehst, der ohne diese außerordentliche Seite des innerlichen Charakters im Aeußern diesen beiden ähnlich ist. Findest du einen solchen, — aber schwerlich, schwerlich wirst du ihn finden, wenn du auch Jahre lang suchest — so ist das Auffallende in der Aehnlichkeit ihrer Physiognomien nicht der Charakter derjenigen Geisteseigenschaft, die sie zu außerordentlichen Menschen macht. Um dich noch weniger zu irren, so horche und schaue auf die entscheidenden Momente, wo das Außerordentliche dieser Charaktere in Bewegung und Activität ist. Abstrahire dir scharf die Linie, die aus der Bewegung der Muskeln in diesem Momente entstehet, und vergleiche die aus beider Gesichtern in diesem Momente sich ergebenden Linien. Wenn diese sich ähnlich sind, so fuße auf die Aehnlichkeit des Geistes. Findest du einen ganz ungewöhnlichen Zug an einem außerordentlichen Menschen, und gerade diesen an einem eben so außerordentlichen und keinem andern, so wird dir dieser

Grundzug Hauptbuchstabe eines Charakters, und zu unzähligen Nüancen der Schlüssel seyn.

Ein Beispiel: Haller war gewiß in mancher Hinsicht ein ganz außerordentlicher Mensch. Ich habe neben andern Merkwürdigkeiten seines Gesichtes, die er mit andern verständigen Leuten gemein hatte, noch einen Zug, einen Umriß, eine Muskel am untern Augenliede bemerkt, den ich noch an keinem Menschen in dieser Form und Bestimmtheit gesehen. Nun weiß ich noch nicht, was er bedeutet. Ich gebe aber auf alle mir vorkommenden Gesichter Acht, und das erste, das diesen Zug mitbringt, werde ich auf's Genaueste prüfen, werde es auf Gespräche aus Haller's Fächern lenken, oder doch auf Dinge, wobei es sich leicht zeigt, ob etwas und das von Haller's Geiste in ihm seyn möchte. Ich bin zum Voraus nach einer Menge ähnlicher Beobachtungen überzeugt, daß, wenn ich noch zwei Gesichter mit diesem Zug gefunden, wieder ein großer Buchstabe in's Alphabet der Physiognomik gefunden ist. Es könnte seyn, daß Haller Schwachheiten gehabt, von denen dieser Zug das Wahrzeichen wäre; könnte hiermit seyn, daß dieser Zug an irgend einem sehr gemeinen Menschen sich fände, der, ohne Haller's Menge von Trefflichkeiten, nur diese Schwachheit mit ihm gemein hätte; wahrscheinlich aber ist das Gegentheil. Jedoch ohne Vorurtheil für das Eine oder Andere werde ich nun ein zweites Gesicht mit diesem Zuge erwarten.

Eine der wichtigsten Regeln sey also: Fange bei den außerordentlichsten Charakteren an! Studire und erforsche vor allen Dingen die extremsten Charaktere, die äußersten Enden entgegengesetzter Charaktere. Jetzt die entscheidensten Züge der wohlwollendsten Güte, dann die der entschiedensten Bosheit; jetzt den entschiedensten Dichter, dann den kältesten Undichter; jetzt den gebornen Thoren, dann den gebornen Weisen.

Besuche in dieser Absicht Thorenhospitäler, und zeichne dir erst von den allergeistlosesten Gesichtern die Grundform, die auffallendsten Züge; erst die, welche Allen gemein sind, sodann das, was jeder besonders hat. Zeichnest du erst jeden besonders, so findest du das Allgemeine leicht; hast du dieß, dann suche erst das Individuelle. Beschreibe und zeichne! zeichne und beschreibe! studire jeden Theil besonders! decke das Uebrige mit der Hand, dann sieh auf den Zusammenhang und die Verhältnisse. Frage dich: sitzt es hier? sitzt es dort, das Entscheidende? Hebe Eines nach dem Andern heraus, excerpire dir gewisse Züge, dann lege sie wieder ins ganze Muskelngewebe hinein, um den Zusammenhang und die Spielung des Ganzen zu bemerken.

Und gleich hernach suche dir eine Gesellschaft von weisen, gesunddenkenden, tiefdenkenden Menschen aus, und gehe eben so zu Werke.

Wenn du nicht Zeit, nicht Gelegenheit, nicht Standpunct hast, ein ganzes Gesicht zu ergreifen, und von allen Seiten auswendig zu lernen, so ergreife wenigstens zwei Linien aus dem Gesichte; wenn du diese hast, hast du den Charakter des Gesichtes, das heißt, du hast den Schlüssel zum Charakter des Gesichtes; die Mittellinie des Mundes, wenn er geschlossen ist, vornehmlich, und neben ein, wenn er sich ein wenig öffnet, und die Linie, die das obere Augenlied auf dem Augapfel beschreibt. Diese verstehen, heißt das menschliche Geschlecht verstehen. Mittelst dieser zwei Lineamente, ich behaupte es kühn, ist es möglich, ist es leicht, den Geistes- und Herzenscharakter eines jeden Menschen zu dechifferiren. Wohl verstanden, nicht mir! aber dem, der mehr Zeit und Gabe hat zu beobachten, als ich. Alle Gesichter, deren Charakter ich zu kennen glaube, kann ich durch diese zwei Züge kennen. Zwei Lineamente übrigens, die selbst von den größten Naturmalern vernachlässigt werden, obgleich der ganze Geist der Aehnlichkeit darauf beruht. Wo sie in irgend ein Lineament Manier hineinbringen, bringen sie es in diese zwei hinein. An diesen zwei Zügen läßt sich auch leicht entdecken, ob der Meister echter Physiognomist ist oder nicht. Da aber gerade diese zwei Linien so beweglich oder so fein bogig sind, daß es ein äußerst geübtes Auge erfordert, sie rein herauszublicken; da außer dem dieß im Geist nachzeichnende Herausblicken besonders der Augenlinien in den Blick des andern so tief einschneidend ist, so muß ich mich sehr oft nur mit dem Profile behelfen, welches vom Auge leichter aufzufassen ist, als vom Munde. Wo aber auch das nicht hinreicht, fasse ich mir, wo immer möglich, noch die zwei Uebergänge, den von der Stirn zur Nase, und den von der Nase zum Mund auf. Diese zwei beinahe festen und unveränderlichen Fragmente des Profils zeichne ich in Gedanken nach, um sie nachher wirklich durch die Zeichnung fixiren zu können.

Genaue Untersuchung und häufige Vergleichung dieser zwei beweglichen und unbeweglichen Züge wird lehren, daß sie, wie überhaupt alle Züge des Gesichtes, das unmittelbarste Verhältniß zu einander haben, so daß immer einer den andern voraussetzt und mit sich führt, so daß man nach und nach dahin kommt, wenn einer genau angegeben ist, den andern angeben zu können. Um zu dieser unbeschreiblich wichtigen Fertigkeit zu gelangen, muß man eine Zeit lang nichts zeichnen, als Umrisse von obern Augenliedern und Mittellinien des Mundes von derselben Person, und zwar immer diese beiden Linien auf einer Karte, und jedes Paar solcher Linien besonders auf eine Karte, um hernach leichter versetzen, reihen und classificiren zu können. Für die zwei andern Züge ist mittelst der Silhouetten leicht Rath zu schaffen; auch diese also hebe man besonders aus, zeichne eine Menge von diesen zwei Zügen auf besondere rangirbare Karten, und suche allenfalls ihr Verhältniß mathematisch zu bestimmen.

Allein, sage ich, lieber Graf, meinem Physiognomisten, allein nicht nur diese, mir nun durch vielfältige Beobachtung als sehr charakteristisch einleuchtenden Züge studire, beschreibe, zeichne, hebe aus, vergleiche, nein, du sollst alle studiren, sollst keinen Theil des menschlichen Gesichtes vernachlässigen; in jedem liegt der ganze Charakter des Menschen, so wie in jedem, dem geringsten Werke Gottes, Charakter der Gottheit liegt. Gott kann nichts schaffen, das nicht göttlich sey. Ein wahrhaft Weiser, als Weiser, spricht keine Sylbe der Thorheit aus, setzt kein Comma ohne Absicht. Sich also an Einem Theile des menschlichen Gesichtes durch Verachtung versündigen, heißt sich am Ganzen versündigen. Der das Auge gestaltet hat zum Sehen, derselbe hat auch das Ohr gepflanzet, zu hören. Und Er hat nicht zusammengeflickt. O wie kann ich es oft und laut und tief eindringend genug sagen: Gott und die Natur flicken nicht zusammen! wie das Auge ist, so ist das Ohr...

wie die Stirn, so jedes Härchen des Bartes. Ein jedes Theilchen hat die Natur und den Charakter des Ganzen. Jedes spricht Wahrheit und Wahrheit des Ganzen *). Nur spricht das Eine für uns lauter, das Andere leiser, aber Alles spricht eben dieselben Worte. Es ist ein tausendstimmiges Concert, das Wahrheit ausspricht. Und es gibt bisweilen Momente, wo uns die leisere Stimme verständlicher ist, als die laute. Oft erklärt uns eine unbedeutend scheinende Stelle der Schrift die allerwichtigste. Oft ist ein unbeträchtlicher Nebenzug in einem Gesichte Schlüssel zum ganzen Gesichte und zu den wichtigsten Hauptzügen. Es gilt auch hier die feierliche Bezeugung Paulus: Es ist an sich selber nichts gemein, als nur dem, der es gemein achtet. Es gilt auch hier: Eher wird Himmel und Erde vergehen, ehe ein Buchstabe oder ein Pünctlein vom Gesichte seine bedeutende Kraft verliert.

Du bist nicht werth, d. h. du bist nicht fähig, das Menschengesicht zu studiren, wenn du von deiner Beobachtung das Mindeste geflissentlich ausschließest.

Doch setze ich sogleich wieder hinzu: du hast vielleicht für diesen oder jenen besondern Zug, dieses oder jenes besondere Glied gleichsam einen besondern Sinn. So wie jeden Menschen besondere Talente und Eigenschaften des Menschen besonders afficiren, so mit den Gesichtszügen. Also ist es natürlich: prüfe dich genau, wofür du besondern offnen Sinn hast, und das Glied, den Zug, wofür du diesen Sinn hast, studire du am ersten und meisten, und so, als wenn du nur diesen und keinen andern zu studiren hättest, und als wenn allein in diesem Einen Zuge der ganze Charakter läge.

Wer Physiognomik studiren will, mache sich ein besonderes Studium aus den Schattenrissen. Wer diese verachtet, verachtet die Physiognomik. Wer keinen Sinn für diese hat, hat keinen für die menschlichen Gesichter. Sicherlich aber, wer seinen physiognomischen Sinn an der Silhouette übt und befestigt, der wird in lebendigen menschlichen Gesichtern wie in einem offnen vor ihm liegenden Buche fertig zu lesen im Stande seyn.

Uebe dich, jede Silhouette zu beschreiben, und schreibe das, was du von dem Charakter des Urbildes ganz zuverlässig weißt, in den gemessensten und bestimmtesten Ausdrücken bei.

Hast du einmal eine beträchtliche Anzahl solcher genau gezeichneten Silhouetten, deren Charakter du sonst weißt, so reihe anfangs nicht die zusammen, die denselben intellectuellen oder moralischen Charakter zu haben scheinen; denn für's Erste ist die richtigste unphysiognomische Wortbeschreibung unbestimmt, und für's Zweite, welches eine Folge des Ersten ist, gibt es unzählige intellectuelle und moralische Trefflichkeiten oder Cruditäten und Stumpfheiten, die wir mit einem allgemeinen Wortnamen bezeichnen, und die innerlich ungemein verschieden sind, mithin sich auch durch die allerverschiedensten physiognomischen Züge ausdrücken. So können zwei außerordentliche Genies die allerentgegengesetztesten Physiognomien haben. Nicht also kann man damit anfangen, die Silhouetten nach der Classe der Namen, die ihren Urbildern zukommen mögen, zu reihen, z. B. nicht nach dem Namen Genie. „Dieser Kopf ist gewiß Genie! jener gewiß auch. Also wollen wir nun sehen, was ihre Silhouetten gemein haben mögen? Mit nichten! es kann seyn, daß sie nicht nur nicht das Mindeste gemein haben, sondern sich am allerunähnlichsten sind. Wie also sollen die Silhouetten gereihet werden? Nach ihrer Aehnlichkeit der Stirnen. Anfangs! Diese Stirnen sind nicht auffallend ähnlich; nun worin besteht ihres Geistes auffallende Aehnlichkeit? So zurückliegend, so gebogen ist diese Stirn; in diesen Winkel läßt sie sich fassen; diese kommt ihr sehr nahe. Berührt sich nun auch ihre Geistesähnlichkeit so nahe? — Um hierin so sicher als möglich zu gehen, messe man die großen Silhouetten mit dem Transporteur; man bestimme das Verhältniß der Höhe des Scheitelpunctes zur Basis bis zur Augenbraue und die Diagonale. Forscher, genauer Forscher der Menschheit, auf diese Weise wirst du finden, was du suchest; finden, daß Aehnlichkeiten der Umrisse Aehnlichkeiten der Geisteskräfte voraussetzen; finden, daß dieselbe Stirnart dieselbe Art, die Sachen überhaupt anzusehen, dieselbe Wahrnehmungs- und Empfindungsweise mit sich führt; finden, daß, wie jede Gegend ihre Polhöhe und eine derselben gleichförmige Temperatur hat, so jedes Gesicht und jede Stirn eine ihrer besondern Polhöhe eigene Temperatur haben, die dieser Höhe angemessen ist.

Diese Beobachtungen sich zu erleichtern, wird es sehr gut seyn, wenn der Physiognomist sich ein besonderes Alphabet für die Silhouetten der Stirnen macht, so daß er jede ihm vorkommende Stirn sogleich mit einem Buchstaben oder einem classischen, generischen, speciellen Namen nennen kann.

Man untersuche auch besonders, und richte genaue Aufmerksamkeit darauf, welche Charaktere sich am meisten in der Silhouette auszeichnen, welche am wenigsten, und sehe, ob nicht die wirksamern sich viel mehr auszeichnen, als die bloß empfindsamen und leidsamen. Man übe sich auch, erst Silhouetten von lebendigen Gesichtern aus freier Hand zu zeichnen, dann zeichne, ohne Gegenwart des Originals, Auge und Mund und Züge hinein; dann suche das Profil in's Vollgesicht, das Vollgesicht ohne Original wieder in's Profil zu übersetzen.

Mache Ausschnitte und Entwürfe aus der Imagination, und suche Linien und Züge von bestimmter Bedeutsamkeit herauszuschneiden.

Jeden dieser Züge vereinfache so sehr als immer möglich. Zeichne jeden besonders auf's Reinste und Netteste allemal auf ein Kartenblatt, damit du nachher leicht Reihen machen, zusammensetzen und trennen könnest.

Das Schwerste wird dir durch diesen unbeträchtlich scheinenden Vortheil leicht werden. Möglichste Vereinfachung und möglichste Versetzbarkeit vereinfachter Züge: richte darauf dein Hauptaugenmerk bei deinem Studium.

Ich halte die Basis der Stirn für die Summe aller unzähligen Umrisse des Schedels oder für die Summe aller seiner Radien vom Wirbel an.

A priori vermuthete ich es, und hintenher erfuhr ich es, daß in dieser Grundlinie die ganze Capacität und Perfectibilität des gesunden Menschen ausgedrückt ist, und ein vollkommenes physiognomisches Auge könnte

*) Nulla enim corporis pars est, quamlibet minuta et exilis, quantam vis abjecta et ignobilis, quae non aliquod argumentum insitae naturae, et quo animus inclinet, exhibeat. Lemnius.

die Unterschiede der Charaktere einer gedrängten Menge von einem Fenster herab aus diesen Umrissen lesen.

Um also vom bloßen Sehen diesen Grundriß nach und nach herausheben zu können, wird nöthig seyn, daß man oft dieselben Stirnen zugleich von vorne und im Profil zeichne, nach dem Schatten zeichne, und dann messe.

Es ist eine schwere, aber nicht unmögliche Uebung, zu dem Blicke zu gelangen, der aus dem Profil, aus der Fronte, dem ganzen Grundumriß des Schedels herausblicken kann.

Wachende Menschen lassen sich selten recht beobachten; man hat hundert Gelegenheiten, sie zu sehen, aber selten Eine, sie ohne beleidigende Indiscretion sicher zu beobachten. Schlafende hingegen, wie lehrreich für den Physiognomisten! Zeichne, zeichne einzelne Theile, einzelne Züge; zeichne Umrisse nach Schlafenden, zeichne besonders durch bloße Hauptlinien die Lagen der Schlafenden. Wie Körper, Haupt, Beine und Arme sich gegen einander verhalten; sie sind unbeschreiblich bedeutsam, besonders an Kindern. Vergleiche die Form des Gesichtes und die Lage; du wirst bewundernswürdige Harmonie finden. Jedes Gesicht hat eine eigne Lage des Körpers und der Arme.

Nicht weniger bemerkungswerth sind Todte und Gypsabgüsse von Todten. Die Bestimmtheit ihrer Züge ist viel schärfer, als an Lebenden und Schlafenden. Was das Leben wankend macht, setzt der Tod fest. Was unbestimmt ist, wird bestimmt. Alles kommt in sein Niveau, alle Züge in ihr wahres Verhältniß, wenn nicht allzugewaltige Krankheiten und Zufälle vorangegangen sind.

Nichts aber empfehle ich den Physiognomisten so sehr, als das Studium wahrer und unveränderlicher Gypsabgüsse. Wie lange, wie ruhig, wie von allen Seiten läßt sich ein solcher Abguß betrachten! Man kann ihn setzen in welches Licht man will, man kann ihn von allen Seiten silhouettiren und messen, auf alle Weise zerschneiden und jedes Stück genau nachzeichnen, und seine Gränzlinien alle beinahe mit mathematischer Genauigkeit bestimmen. Auf diese Weise befestiget der Physiognomist seine Blicke auf das Feste, Unveränderliche, auf die unwandelbare Wahrheit einer Physiognomie; Wahrheit und Grundfestigkeit, die immer der Hauptzielpunct aller seiner Beobachtungen seyn sollen.

Wer Abgüsse von gebornen Genies und gebornen Thoren mit einander vergleicht, neben einander zergliedert, ganz und theilweise zeichnet, mißt, dessen Glaube an die Physiognomik wird dem Glauben an seine eigne Existenz gleich kommen, und seine Kenntniß anderer Menschen wird nach und nach der Kenntniß seiner selbst ähnlich werden.

Zu ähnlichem Zwecke rathe ich dem Physiognomisten eine Sammlung von Schedeln von bekannten Personen an; rathe ihm Silhouetten von diesen Schedeln, die alle auf demselben horizontalen Brette liegen müssen, abzunehmen, und sodann auch Triangel, in die sich Umrisse fassen lassen, zu bestimmen. Ich sage von Bekannten, denn er soll lernen, ehe er lehren will. Er soll Bekanntes mit Bekanntem, unläugbaren äußerlichen Charakter mit unläugbarem Innern vergleichen, und erst, wenn er die Verhältnisse dieser Beiden gefunden hat, unbekanntere angränzende Verhältnisse und Charaktere aufsuchen; wer früh sich mit Rathen abgibt, wird früh ausgelacht und früh muthlos. Wer physiognomisirt, dem werden immer Probleme vorgelegt, die er auf der Stelle auflösen soll; thörichte Zumuthung! und noch thörichtere Anmaßung, ihr sogleich entsprechen wollen! Man muß haben, ehe man geben kann. Deßwegen sage ich jedem Anfänger: „übe dich und urtheile vor Freunden im Stillen; aber neugierigen Fräglern, denen nicht um Wahrheit, sondern nur um deines Wissens wissen zu thun ist, antworte nicht. Ist dir darum zu thun, mit physiognomischen Urtheilen zu prahlen und zu spiegeln, ist dir die Sache nicht heiliger: nimmermehr wirst du es in der Erkenntniß der Wahrheit weit bringen. Suche der Wahrheit für dich erst recht gewiß zu werden, und dann entdecke sie einem scharfprüfenden Freunde, und verwahre sie so lange, bis du ihrer mehrere gefunden hast, die so helle sind wie der Tag, und so gewiß wie dein Leben; weise sie weg die indiscreten Ausförschler, und mache dir den schon so mühsamen Weg einer Untersuchung durch voreilige Urtheile nicht noch schwerer.

Eine Sammlung Gypsabgüsse von Medaillen alter und neuer Köpfe ist dem Physiognomisten wohl eines der wichtigsten, der unentbehrlichsten Hülfsmittel; alles Profile, kleine, bestimmte Profile, die leicht zu reiben und zu versetzen sind. Sind die Mienen der Köpfe in Medaillen sehr selten wahr, desto wahrer sind größtentheils die Hauptformen der Profile. Und wenn sie auch nicht wahr sind, zur Uebung des physiognomischen Sinnes, zur Classification der Gesichter, sind sie dem Physiognomisten immer wichtig.

Sprache, Sprache, kannst du nicht genug studiren!

Alle Irrthümer in der Welt, alle kommen nur vom Mangel der Sprache, der speciellsten charakteristischen Zeichen her. Alle Wahrheit, bestimmt genug ausgedrückt, individualisirt genug, vereinfacht und beleuchtet genug, muß erkannt werden. Man kann jeder Wahrheit, wie seines Daseyns, gewiß werden, wenn sie unvermischt, unbenebelt, geläutert genug gesehen oder zu sehen gegeben wird. Also studire mit besonderem Fleiße die Sprache, deine Muttersprache und anderer Völker, besonders die französische, die an physiognomischen und charakteristischen Benennungen so reich ist. Bei aller deiner Lectüre, allem deinem Umgange horch und laure auf jedes speciell bezeichnende Wort, und trage jedes sorgfältig in dein Wörterbuch ein. Z. B. Namen von allen Arten der Liebe, allen Arten des Verstandes, allen Arten des Witzes u. s. f.

Ein sehr nothwendiger Behelf für jeden Schüler der Physiognomik ist ein möglichst vollständiges Register aller charakteristischen Gesichter. Dieß muß er sich selbst aus allen menschenkennerischen Schriften und seinem eigenen Genie sammeln. Ich habe schon über 400 Namen von Gesichtern aller Art zusammengeschrieben, mit welchen ich noch lange, lange nicht auskommen kann. Suche dir, sage ich zum Physiognomisten, zu jedem dir vorkommenden Gesichte einen allgemeinen charakteristischen Namen, aber hefte ihn dem Gesichte nicht zu schnell an; so viele Nüancen von Benennungen dir immer beifallen, so viele trage in dein Buch ein. Aber ehe du die Grundform des Gesichtes dazu zeichnest, und nebst der Zeichnung charakteristisch und treffend beschreibst, prüfe siebenmal, daß du nicht eine mit der andern vermischest.

Einige Hauptclassen meines Registers sind: Leibeszustände, Gemüthszustände, sittliche Charaktere, unsittliche, Empfindung, Kraft, Witz, Verstand, Geschmack, Religion, Unvollkommenheit, Localgesichter, Standesgesichter, Amtsgesichter, Handwerksgesichter u. s. w.

Eine Probe von Namen unter dem Titel: Witz.

Witzig, witzreich, witzelnd, überwitzig, plattwitzig, feinwitzig, süßwitzelnd, zermalmend, witzbrennend, — eitelwitzig, ernstwitzig, trockenwitzig, kaltwitzig — frostig-grobwitzig — pöbelhaft-, matrosisch-, scharfrichterisch-, blitzwitzig; schnackisch, drollig, launig, spaßhaft, muthwillig, komisch, burlesk, schalkhaft, lächelnd, lachend, spottend, hohnlachend, schöngeisterisch rc. r.

Wenn du in Gemälden, Zeichnungen Anderer oder von deiner eigenen Hand dem Gesichtscharakter nachforschest, und den bestimmendsten Namen gefunden hast, so zeichne dieß Gesicht in einem charakteristischen Umriß, welches oft mit wenigen äußerst einfachen Strichen geschehen kann, oft mit bloßen Puncten. Ich dringe immer und immer auf Vereinfachung, Form des Gesichts überhaupt, Verhältniß der constituirenden Theile, und die Krümmung oder Lage derselben; die drei Dinge, worauf du Acht zu geben hast, und die alle sich äußerst leicht mit den einfachsten Zeichen bezeichnen lassen.

Wenn du nicht sogleich oder doch bald den positiven Totalcharakter eines Gesichtes finden kannst, so suche ihn auf dem Wege der Ausschließung, und zähle dir alle Namen vor, die nicht für dasselbe sich schicken; durchgehe Namen für Namen, dein ganzes Register, und die, welche einigermaßen sich ihm nähern, schreibe dir aus; diese werden dich veranlassen, den wahren Namen zu finden. Findest du zu einem Gesichte keinen Namen, ob du gleich bereits ein sehr zahlreiches Gsichtsregister zusammengeschrieben hast, so laß dir dieß Gesicht in allen seinen Lagen, Zügen wichtig seyn, bis du es erforscht hast. Je räthselhafter ein Gesicht, desto aufschließender für viele andere seine Enträthselung.

Studire, werde ich meinem Menschenforscher weiter sagen, der besten Maler und Zeichner beste Porträte, beste historische Stücke. Unter den Porträtmalern sind mir Mignard, Largilliere, Rigaud, Kneller, Reynolds — Vandyck heilig; — Mignard's und Rigaud's Porträte von ihnen selbst gehen mir über alle Vandyck's, denen doch oft Illusion und Fleiß fehlt, indem er mehr das Ganze und den Geist des Gesichtes sah, als das Detail, so wie leider viel mehr, als er unzählige holländische, englische und italienische Maler (ich nehme Giboon, Vanderbank, Mans, Poel, und vielleicht auch noch einige Andere aus, deren Namen mir jetzt nicht sogleich beifallen), das feine Detail der Natur unter dem stolzen Machtspruch: man müsse nicht ängstlich copiren, unverantwortlich vernachlässigen, und dem Geschmack ein bezauberndes Ueberhaupt darstellen, woraus der Physiognomist oft blutwenig lernen kann. Ueberhaupt! Ja die Natur schafft auch überhaupt?? Ihr Ueberhäuptler, Ihr seyd mir Kenner und Nachahmer und Schüler der Natur!

Die besten Kupezky, und Kiliane, und Lukas Kranache, und Holbeine besonders; o wie viel mehr lernt der Physiognomist aus diesen! sey es auch, daß Geschmack und Freiheit oft fehlt. Wahrheit geht immer der Schönheit vor. Ich will lieber wahr schreiben, als schön. Ich lobe mir das Aengstliche auch nicht; aber die besten Erasmusse von Holbein übertreffen weit alle Vandyck's an Wahrheit und Naivetät. Das kleine Detail verachten, heißt die Natur verachten. Wo ist mehr Detail und weniger Aengstlichkeit, als in den Werken der Natur? Für den Physiognomisten wären Tenners Köpfe unbezahlbar, ob er gleich mit seiner mikroskopischen Detaillirung den Geist des Ganzen nicht zu vereinigen wußte. Auch Soutmann, so gut einige seiner Köpfe sind, ist der Mann nicht, der sich für das Studium empfehlen ließe. Blyhof's Bestimmtheit und Festigkeit ist mir schätzbarer. Für den Kenner, den Maler, den physiognomischen Menschen aber wird kaum etwas Morin's Porträten beikommen.

Von Rembrandt habe ich nur wenige Köpfe gesehen, die für den Physiognomisten brauchbar wären.

Cölla wäre vielleicht einer der größten Porträtmaler geworden, wenn ihn der Tod nicht zu früh der Kunst entrissen hätte; seine Köpfe sind beinahe alle Text für's Studium.

Unter den historischen Malern und Zeichnern, wovon die wenigsten Physiognomen waren, die meisten sich nur um den Ausdruck der Leidenschaften bekümmerten, sind folgende in mancher Absicht vortreffliche bemerkenswerth, wiewohl im Grunde auch die schlechtesten Stoff für's Studium geben können.

Von Titian lerne der Physiognomist Erhabenheit, Natur, Adel und Züge trunkner Wollust. In Düsseldorf ist ein Porträt von ihm, das an Natürlichkeit und Größe wenige seines Gleichen hat.

Von Michelange alle Mienen des Stolzes, der Verachtung, des Ernstes und des Trotzes und der gedrängten Kraft.

Von Guido Reni Züge stiller, reiner, himmlischer Liebe.

Von Rubens Lineamente des Grimms und der Kraft, der Sanftmuth und der Hölle. Schade, daß er nicht mehr Porträte malte. Sein Cardinal Ximenes zu Düsseldorf geht über die besten Vandyck's.

Von Vanderwerk Züge und Gesichter voll der reinsten, edelsten Bescheidenheit und des göttlichsten Leidens.

Von Lairesse, noch mehr von Poussin, am meisten von Raphael: Einfachheit, großen Sinn, stille Größe, unerreichbare Erhabenheit. Raphael ist nicht genug zu studiren, ob er gleich nur das Gefühl für die seltensten Bildungen und die erhabensten Gesichtszüge übt.

Von Hogarth, ach! wie wenig Züge des Adels! wie wenig wahrhaft schönen Ausdruck von dem, bald hätte ich gesagt, falschen Propheten der Schönheit. Aber welch einen unermeßlichen Reichthum von Zügen der niedrigsten Niedrigkeit, der ekelhaftesten Pöbelhaftigkeit, der lächerlichsten Lächerlichkeit und der unmenschlichsten Laster.

Von Gerard Douw pöbelhafte Charaktere, Betrügergesichter, Züge von Aufmerksamkeit. Es ist ein Marktschreier von ihm zu Düsseldorf, aus dessen und seiner Zuhörer Gesichter sich viel physiognomische Linien abstrahiren ließen.

Von Winkelboon die bestimmtesten Ausdrücke des Spottes.

Von Spranger alle Arten gewaltsamer Leidenschaften.

Von Callot alle Arten von Bettler-, Schelmen- und Scharfrichter-Physiognomien. Das Niedrigste von dieser Art auch von A. Bath.

Von H. Golz und Albrecht Dürer alle Arten komischer, niedriger, gemeiner, bürgerlicher, knechtischer, bäurischer Gesichter und Gesichtszüge.

In M. Vos und in Lukas von Leyden und Sebastian Brand alles das, und noch mehr! viele Züge und Gesichter voll edler Kraft und Wahrheit apostolischer Größe.

Von Rembrandt alle Leidenschaften der geschmacklosesten Pöbelei.

Von Hannibal Carraccio, Züge des Lächerlichen und alle Arten geistreicher und boshafter Carricaturen, und die einem Physiognomen sehr nöthige Gabe, mit wenigen Strichen viel Charakter darzustellen.

Von Chodowiecki unzählige Züge von Unschuld, Kindlichkeit, Knechtheit, Hausmütterlichkeit, Jungfräulichkeit, Züge aller Laster, Stellungen, Geberden aller Leidenschaften in bürgerlichen, adeligen, soldatischen, fürstlichen Kreisen.

Von Schellenberg Züge der allerkomischesten Kleinstädterei.

Von La Fage lustige, wollüstige, bacchantische Mienen und Stellungen.

Von Rugendas alle erdenkliche Gesichter der Wuth, des Schmerzes, des Triumphes und des Sturms.

Von Bloemart wenig, als einige Stellungen nachlässiger, stiller Wehmuth.

Von Schlütter alle Lineamente des still-edelsten Schmerzes großer Seelen, in den Larven von Rode radirt.

Von Füeßli Riesenzüge des Zorns, des Schreckens, der Wuth, des Stolzes, der Kraft, der Zermalmung, der Hölle.

Von Mengs Lineamente des Geschmacks, des Adels, Harmonie und Ruhe der Seele.

Von West Züge hoher Einfalt, Ruhe, Kindlichkeit, Unschuld.

Von Lebrün Augen, Augenbraunen und Mäuler von allen Leidenschaften.

Setzen Sie selbst, bester Graf, noch die Namen der übrigen großen Meister bei, von denen der Physiognomist lernen kann und soll. Aus allen diesen und andern Meistern soll der Schüler der Gesichtskenntniß alle Arten von Zügen heraussuchen, diese Züge und Gestalten in sein Repertorium unter die gehörigen Haupt- und Specialtitel eintragen, und so wird er, ich weiß es, in kurzer, kurzer Zeit sehen, was kein Mensch sieht, und jeder sehen könnte; wissen, was kein Mensch weiß, und jeder wissen könnte. Aber aus allen diesen Malern wird er dennoch zehnmal gegen einmal nur etwas Pathognomisches lernen. Denn Physiognomisten der Grundbildung waren die wenigsten, und die es noch etwa sind, sind es nur selten, gleichsam nur zufälligerweise. Und hier, mein lieber Graf, will ich für dießmal abbrechen, um diejenigen Leser, die sich eben aus der Physiognomik kein besonderes Studium machen wollen, nicht so sehr zu ermüden.

LII. Ein Wort an Reisende.

Für den Reisenden, däucht mir, sind drei Dinge schlechterdings unentbehrlich: Gesundheit, Geld, Physiognomik! Also auch Ein physiognomisches Wort an Reisende, die reisen, um zu reisen; lieber wollte ich, statt dieses einzigen Wortes, daß ein physiognomisches Taschenbuch für Reisende geschrieben würde, aber von keinem Andern, als einem geübten Reisenden. Inzwischen nehmt mit dieser Brosame vorlieb.

Was sucht Ihr, Reisende? was wollt Ihr? Sehen wollt Ihr das Merkwürdigste, Sonderbarste, Seltenste, Kunstreichste, Kraftreichste! Gibt es etwas Sonderbarers, Sehenswerthers, als die verschiedenen Editionen der Menschheit? Modeton ist es wenigstens, Ihr sucht Menschen! die weisesten, genievollsten, besten Menschen.

Und mehr als diese, die berühmtesten!

Und warum seyd Ihr so ängstlich begierig, diese wenigstens nur auch zu sehen? nicht wollt Ihr allemal von ihrem Lichte das eurige neu anzünden? nicht Euch an ihnen sonnen und wärmen? oft nur sehen und schauen wollt Ihr sie? Kinder seyd Ihr, wenn Ihr dieß bloß darum wollt, um sagen zu können: „Ich sah den Mann!“ Warum also Euch allenfalls bloß mit dem begnügen, zu sehen? Wenn jene kleine Absicht Euch zu klein ist, so bleibt Euch, däucht mir, keine Absicht übrig, als die: sie physiognomisch kennen zu lernen. Wenn Ihr weise seyd, wollt Ihr das Verhältniß ihrer Werke, ihres Ruhmes und ihrer Gestalt sehen, vergleichen, beurtheilen. Nun da könnt Ihr freilich Vieles lernen. Vergleichen könnt Ihr das Canalwasser mit der Quelle, fragen: „aus dieser Quelle floß also Dieß oder Jenes? wo ist sie, die Spur dieser Quelle? wo höre ich ihr Rauschen am nächsten? was hat der Mann in sich, was nur außer sich? was gibt er Eignes? was Fremdes? Diese Stirn also, diese Augenbraue dichtet so? übersetzt so? kritisirt so? So! von diesem Auge also hängt das Schicksal des Schriftstellers, des Stümpers und des Genies ab? so! diese Nase also beurtheilt und würdigt das Sterbliche und Unsterbliche in den menschlichen Werken? So! nun schon gut, wie das Tribunal, so das Urtheil.“ Freilich also könnt Ihr viel lernen, lernbegierige Schüler der Natur, vor dem Angesichte allberühmter Namen, auch lernen, daß „auf der Nase des Helden die Fliege sich entnothdürften darf“: und mir ist lieb, wenn Ihr alles das lernet, wenn Ihr dazu physiognomischen Sinn habt. Denn ohne diesen reisen, heißt blind seyn und sich in eine Gallerie führen lassen, um sagen zu können: „ich war auch in der Gallerie.“

Ich, wenn ich unbekannt reisen könnte, würde sie zwar auch besuchen, die Gelehrten, Weisen, Künstler und Männer, von denen viel Sagens im Lande ist, aber entweder zuletzt, als die Nebensache, oder zuerst, um die Beschwerde abgethan zu haben. Verzeiht mir, Männer von großen Namen, ich war leichtgläubig an Euch, ich werde mit jedem Tage schwergläubiger! Verachten will ich Euch nicht, das sey ferne, ich kenne manchen Würdigen, dessen Praesentia non minuit famam, sed auxit; aber sehr will ich auf meiner Hut seyn, daß Euer Name und die Sage von Euch weder Blendlicht noch Nebel mir werde!

Lieber mischte ich mich unbemerkt unter unbekannte Menschenhaufen, besuchte die Kirchen, die Spaziergänge, die Hospitäler, die Waisenhäuser, und wo möglich Versammlungen von geistlichen und obrigkeitlichen Personen, und betrachtete allervörderst die Hauptformen der Einwohner des Ortes, betrachtete das Ganze ihrer Länge, Proportion, Stärke, Schwäche,

Langsamkeit, Schnelle, Farbe, Stellung, Haltung, Ganges u. s. f.; aber erst jedes allein, jedes einzeln; sähe, vergliche, schlösse die Augen, imaginirte mir alles Gesehene, öffnete die Augen wieder, corrigirte meine Imaginationen, schlösse wieder, öffnete wieder, übte mich, Worte der Beschreibung zu finden, schriebe, um zu finden, was zu finden ist, und zeichnete mit wenigen bestimmten Zügen diese leicht zu findenden Hauptformen, und verglich diese mit dem bekannten Hauptcharakter der Einwohner. Wie ließen sich da Totalformen, Totalbuchstaben der Menschheit finden, nachbilden, darstellen! Sodann, wenn ich mich einmal ins Freie hinaus gearbeitet hätte, heftete ich mich mehr auf's Besondere, betrachtete erst Hauptformen der Köpfe; „sind sie im Ganzen genommen, fragte ich z. B. cylindrisch, kugelrund, geviert, vorgebogen, eingedrückt? die Angesichter offen oder schief, frei oder gefurchet?“ dann besonders einmal die Stirnen, dann die Augenbrauen, dann die Umrisse und Farben der Augen, dann die Nasen, dann besonders, um das Charakteristisch-Nationale zu finden, den Mund, wenn er sich öffnet, und dann die Zähne, wie sie erscheinen. Könnte ich diese Linie der Lippenöffnung aus sieben vermischten Gesichtern, wie sie mir aufstoßen, extrahiren, ich glaube, ich hätte den physiognomischen Charakter der Nation des Ortes gefunden. Ueberhaupt dürfte ich es fast als sichere Regel angeben: was an einem Orte sechs bis sieben unausgesuchten, von ungefähr mir aufstoßenden oder aus dem Haufen herausgegriffenen Menschen gemein ist, ist mehr oder weniger allen dieses Ortes gemein.

Es kann allerdings Ausnahmen geben, aber diese Ausnahmen werden selten seyn . . .

Nach diesem pflanzte ich mich auf offene Spaziergänge, setzte mich an die Scheidewege der Straßen, und harrte, harrte des Unbekannten, Edeln, durch Ruhm und Besichtigung Unverdorbenen, der gewiß, gewiß mir begegnen würde; denn in allen Gegenden der Erde, wo hundert gemeine Menschen sind, ist auch wenigstens Ein nicht gemeiner, und wo tausend sind, zehn, und ich müßte wenig Auge, wenig Sinn haben für die edlere Menschheit, wenig Glauben an die Vorsehung, die ihre Verehrer sucht, und durch wen unmittelbar sucht, als durch redliche Menschensucher? Wenn ich, wo nicht diesen Einen aus Hunderten, doch gewiß Einen aus Zehn unter Tausenden fände; siehe, wer sucht, der findet, mir ahnete es nicht umsonst! er kam, ich fand ihn, er geht vor mir vorüber! Und woran erkenne ich ihn, an jedem Orte? unter jedem Bogen des Himmels? unter allen Zungen und Geschlechtern? Ich kenne ihn, entweder an der gleich einleuchtenden Proportion seiner Gesichtsform; die obere Gränzlinie der Stirne, die Augenbrauen, die Basis der Nase, der Mund sind so gleichlaufend, so beim ersten Anblicke parallel und horizontal; dann diese runzellose, gedrängte und doch offne Stirn, diese kräftige Augenbraue, dieser reine, leicht aufzufassende, leicht nachzuzeichnende Raum zwischen den Augenbrauen, der sich über den Rücken der Nase, wie eine Königsstraße vom weit offnen Freiplatz am Thore, fortergießt; dieser geschlossene, doch frei athmende Mund, dieß unhagere und überfleischte Kinn, dieß tiefere, hell und anziehend leuchtende Auge: O! wie dieß Alles mir winkt, ohne mir winken zu wollen! Oder ich kenne ihn, selbst in der befremdenden Mißgestalt, auf die der hoch sich bäumende Schönleib lächelnd herabschaut; in der zerdrückten Form erkenne ich noch die Urform, wie in einem bestäubten Gemälde den großen Meister. O gesegnet sey mir, unerkannter Edler! Was verachtet ist vor der Welt, hat Gott auserwählt.

Ich eile dem Lieblinge des Himmels nach, ich frage ihn, was ich wissen und nicht wissen will, um ihn näher zu sehen, um eine Stimme der Seele aus seinem Munde hervorzuhören, die alles Schiefe seiner Gestalt verschwinden läßt; ich frage ihn nach seinem Berufe, seinem Wohnort, seiner Familie; ich bitte ihn, mir einen Weg da- dorthin zu weisen; ich überfalle ihn hernach in seinem Hause, seiner Werkstätte. Er will aufstehen; er muß stille sitzen und fortarbeiten. Ich sehe seine Kinder, sein Weib, mir wird wohl. Er weiß nicht, was ich will, ich weiß es auch nicht, doch ist mir wohl bei ihm, ihm wohl bei mir. Ich bestelle etwas bei ihm, oder auch nichts, wie es kommt. Ich frage genau nach seinen Freunden. „Ihr habt vermuthlich wenige, aber dann recht treue!“ Er schweigt erstaunt, lächelt und weinet mit stiller Unschuld und Treuherzigkeit, will Beides verbergen, und doch bleibt Beides unverborgen. Er gewinnt mich lieb; meine Gegenwart, durch die seinige gespannt, spannt und stärkt die seinige für mich; wir scheiden ungern von einander, und ich weiß, ich habe ein Haus besucht, das Engel Gottes auch schon betraten.

O mit Interesse für die Menschheit und mit Menschenaugen reisen: welche süße, sich hoch belohnende Mühe! Die Kinder Gottes, die in der Welt zerstreut sind, schon zum Voraus, im Geiste, so viel möglich, in Eins zusammenbringen, mich däucht, das ist auch Menschenseligkeit, wie es Engelseligkeit ist.

Treff' ich es nicht so, bin ich auf Gesellschaften eingeschränkt, so horche ich mir gerade den heraus, der am wenigsten spricht, am leisesten, gelassensten spricht.

Wo ich Lächeln der Genügsamkeit und des schiefen, marklosen Hohns wahrnehme, weg von dem, zu dem, den ich gedrückt sehe von der lautern, sich ankündigernden Gegenwart Anderer.

Ich stelle mich lieber neben den Antworter, als den Vielschwätzer, und lieber neben den stillen Frager, als an den vielwissenden Antworter.

Wer hastig geht, und wer schleicht, mag vor mir vorübereilen, oder mir nachschleichen, ich suche mir mehr den, der freien, gesetzten, unsteifen Trittes geht, sich wenig umsieht, das Haupt nicht empor trägt und den Blick nicht auf seine Füße senkt, es sey dann, daß die Hand des Trübsinns schwer auf ihm liege, dann setze ich mich ihm an die Seite, fasse seine Hand und blicke, kann ich es nicht sagen, in seine Seele hinein: Gott ist die Liebe . . .

Ich zeichne mir die einfachen Linien, die Umrisse der Lautschwätzer und der Stillschweiger, der Lacher und Lächler, der Tongeber und Tonnehmer im Geiste, ich zeichne sie mit dem Bleistift auf ein Blatt; ich sammle so, die Sammlung mehrt sich, ich vergleiche; ich reihe, ich urtheile, ich erstaune. Ich finde in aller Welt dieselben Zeichen, wie dieselben Sachen. Allenthalben einerlei Menschheit, und einerlei Zeichen der Menschheit. Wie muß mit jedem Schritte, den ich in die Welt hinein thue, meine Menschenkenntniß wachsen! Gewißheit werden und Freude! Weisheit

werden und Liebe! Segen werden für mich und meine Brüder!

LIII. Von dem Einflusse der Physiognomien auf Physiognomien.

So wie die Geberden unserer Freunde und Hausgenossen oft in unsere eignen Geberden übergehen, so auch die Mienen. Alles, was wir lieben, vereinigen wir gewissermaßen mit uns selbst; und was uns, im Kreise unserer Geliebtheit, nicht in sich verwandelt, das verwandeln wir so viel möglich in uns selbst.

Alles außer uns wirkt auf uns, und wir wirken auf Alles. Aber nichts wirkt auf uns, wie das, was wir lieben, und unter allem Geliebten nichts, wie das Angesicht eines Menschen. Eben das, was es uns liebenswürdig erscheinen läßt, ist seine Convenienz mit dem unsrigen. Wie könnte es auf uns wirken? wie uns anziehen, ohne Anziehungspuncte, die mit gewissen erkennbaren oder unerkennbaren Formen und Zügen unseres Gesichtes ähnlich, wenigstens gleichartig sind?

Ohne jedoch weiter in das undurchdringliche Geheimniß eindringen oder das Unerforschliche wie bestimmen zu wollen, das Factum ist gewiß: Gesichter ziehen Gesichter an, so wie Gesichter Gesichter zurückstoßen. Das Factum ist gewiß, die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zweier sich sympathetisch liebender Menschen schreitet mit der Entwickelung und wechselseitigen Mittheilung ihrer eigensten, individuellesten Empfindungen fort. Auf unserem Angesichte bleibt, wenn ich so sagen darf, der Wiederschein von dem holden Angesichte des Geliebten.

Oft beruhet die Aehnlichkeit nur auf einem Puncte, im Charakter der Seele und in der Physiognomie.

Aehnlichkeit des Knochenbaues setzt auch Aehnlichkeit der Nerven und Muskeln voraus.

Ungleiche Erziehung kann auf die letztern so wirken, daß für unphysiognomische Augen die Anziehungspuncte verloren gehen; laßt sie sich nähern, diese zwei ähnlichen Grundformen: zurückstoßen und anziehen werden sie sich wechselsweise. Bald aber, wenn keine fremden Gegenstände sich zwischen sie drängen, wird die Natur siegen; sie werden einander erkennen und sich freuen des Fleisches von ihrem Fleische, und des Gebeines von ihren Gebeinen, und mit schnellen Schritten wird ihre Verähnlichung fortschreiten. Aber auch solche Gesichter, deren Grundformen von einander sehr verschieden sind, können sich lieben, sich mittheilen, sich anziehen, sich einander verähnlichen, ja oft kann ihre Aehnlichkeit noch auffallender werden, als jener, wenn sie von weicher, empfänglicher und empfindsamer Art sind.

Diese Verähnlichung der Gesichter durch wechselseitige Anziehung der Liebe ist indessen immer Resultat der innern Natur und Organisation, mithin auch des Charakters der Menschen. Sie hat immer ihren Grund in einer vorhergehenden, vielleicht unbemerkbaren Aehnlichkeit, die vielleicht nie belebt, nie hervorgerufen, nie vermuthet worden wäre, wenn sie sich nicht bei der Erscheinung des sympathetischen Wesens geregt hätte.

Es wäre von erstaunlicher Wichtigkeit, Charakter derjenigen Gesichter anzugeben, die leicht andere sich, oder sich andern verähnlichen. Man muß ohne mein Erinnern wissen, daß es Gesichter gibt, die alle andern anziehen, und solche, die alle andern gleichgültig lassen. Die alle zurückstoßenden verunedeln alle unedle Gesichter, auf die sie lange gebieterisch wirken. Die gleichgültigen verändern nicht. Die Alles anziehenden sind entweder bloß nehmend, oder gebend, oder wechselweise, oder zugleich gebend und nehmend. Die ersten verändern ein wenig, die zweiten mehr. Am meisten die dritten — Ces âmes, von denen Hemsterhuys der jüngere sagt — ces âmes qui heureusement ou malheureusement joignent le tact le plus fin et le plus exquis à cette énorme élasticité interne, qui les fait aimer et désirer avec fureur et sentir avec excés, c'est-à-dire, ces âmes qui sont ou modifiées, ou placées de telle façon que leur force attractive trouve le moins d'obstacles dans sa tendance vers leur but.

Von der äußersten Wichtigkeit wäre es, diese Einflüsse einer Physiognomie auf die andere, dieß Uebergehen eines Geistes in den andern zu studiren. Ich habe die Verähnlichung am Auffallendsten gefunden, wenn ein reich gebendes und ein ganz empfangendes Genie, aus Liebe oder aus Bedürfniß abzuladen und aufzunehmen, eine Zeit lang ohne fremde Dazwischenkunft mit einander lebten. Hatte der Gebende ausgegeben, und ausempfangen der Empfänger, so hatte auch die Verähnlichung ihrer Physiognomie, wenn ich so sagen darf, das Punctum saturationis erreicht.

Und noch ein Wort an dich, beweglicher und reizbarer Jüngling! O halte an dich und harre, und eile nicht zu schnell hin in die Arme des Ungeprüften! Leicht kann dich ein Schimmer von Sympathie und Aehnlichkeit trügen. Jemand ist da für dich, der am nächsten an deine Seele gränzt; harre, du wirst ihn finden zur bestimmten Stunde, und hast du ihn gefunden: er wird dich tragen und heben, wird dir nehmen und geben, was du nehmen und geben kannst. Seiner Augen Feuer wird dem deinigen Nahrung seyn, und seine sanfte Stimme deine schnellere im Zaume halten. Seine Liebe wird sich über dein Angesicht ausgießen, und er wird in dir geahnet werden. Du wirst werden, was er ist, und dennoch bleiben, was du bist; die Liebe macht dir an ihm sichtbar, was nie einem unliebenden Auge erscheinen kann. Diese Fähigkeit, das Göttliche in ihm zu bemerken, zu fühlen, diese selbst ist es, die dein Gesicht nach und nach dem seinigen verähnlicht.

LIV. Ein Wort über den Einfluß der Einbildungskraft auf unsere eigne und andere Physiognomien.

Ja wohl nur Ein Wort, wo vermuthlich Bände geschrieben werden könnten. Doch darf ich das Capitel wenigstens nicht unberührt lassen. Das Wenige, das Nichts, was ich hierüber zu sagen habe, soll nur Veranlassung seyn, weiter über die tiefeingreifende Sache nachzudenken.

Die Einbildungskraft wirkt auf unsere eigene Physiognomie. Sie verähnlichet unsere Physiognomie einigermaßen dem geliebten oder gehaßten Bilde, das uns lebendig, als nahe gegenwärtig vorschwebt, und in den Kreis unserer unmittelbaren Wirksamkeit gehört. In dem Gesichte eines Verliebten, der sich seinen geliebten Gegenstand nahe schafft, und dem Bilde vielleicht noch mehr von seinen eignen Farben leiht, als dem wirklich gegenwärtigen, würde, wenigstens wenn er keinen Beobachter vermuthete, sehr wahrscheinlich ein geübtes feines Auge Züge von dem Geliebten lesen können. So lassen sich in den grimmigen Zügen eines, der auf

Rache denkt, die Züge seines Feindes lesen, den er vor seiner Einbildungskraft hat, und unser Gesicht scheint ein Tableau zu seyn von den charakteristischen Zügen aller Dinge, die wir sehr lieben oder sehr hassen. Und schon ein stumpferes Auge, als das eines Engels, kann vielleicht im Gesichte des wahrhaft Andächtigen ein Bild seines Gottes lesen. Der ganz nach Christusnähe hinauf Schmachtende, je lebhafter, je näher, je bestimmter, je übermenschlicher er Christus im Bilde sich selbst darzustellen Trieb und Kraft hat, muß gewiß etwas Aehnliches mit diesem Bilde in seinen feinern Gesichtszügen haben. Lebhaftes Bild wirkt oft mehr, als die Gegenwart selbst. Wir können uns oft leichter an's Bild heften, und gleichsam mehr mit dem Bilde identificiren, als mit dem geliebtesten Gegenstande . ., Und wer Ihn, von dem wir eben sprachen, den großen Ihn selbst einmal im schnellsten Vorbeigange gesehen hätte: wie unaufhörlich würde die Einbildungskraft dieß Bild in seinen Gesichtszügen reproduciren!

Aber unsere Einbildungskraft wirkt auch auf andere Physiognomien. Der Mutter Einbildungskraft wirkt auf's Kind. Daher man schon längst darauf bedacht war, schöne Kinder in sich hinein zu imaginiren. Allein da hilft, glaube ich, nicht sowohl das Herumhängen schöner Gestalten u. dgl., sondern das Interesse, das diese Gestalten für uns in gewissen Momenten haben. Es ist hier wieder nicht sowohl die Einbildungskraft selbst, die wirkt, sondern der Geist; sie ist nur Organ des Geistes. Es gilt auch hier: der Geist ist es, der da lebendig macht. Das Fleisch und das Bild vom Fleisch, bloß als solches betrachtet, ist gar nichts nütze.

Ein Blick der Liebe aus dem Allerheiligsten der Seele heraus hat da gewiß mehr bildende Kraft, als stundenlange überlegte Beschauungen der schönsten Gestalten. Diese bildenden Blicke, wenn ich so sagen darf, lassen sich gewiß so wenig selbst geben, als sich eine natürlich andere schönere Gestalt durch studirende Beschauungen seiner selbst vor dem Spiegel geben läßt. Alles, was schafft, und tief in die innerste Menschheit wirkt, quillt von innen heraus, und wird von oben herab gegeben. Es läßt sich, glaube ich, nicht veranstalten, wenigstens nicht mit Vorsatz und Wissen und Klügeln des Subjects, durch welches solche Wirkungen hervorgebracht werden sollen. Weder Schöngeburten noch Mißgeburten sind das Werk der Kunst, des Studiums, sondern des Zufalls, der schnell überraschenden Vorsehung, des vorherbestimmenden Gottes.

Wirke, wenn je was gehofft werden soll, weniger bloß auf die Sinne; wirke auf die Liebe, kannst du diese regen, o sie wird dann von selbst suchen und finden, was sich mit ihr zu neuen Schöpfungen vereinigt. Aber selbst diese Liebe muß wieder erst da seyn, ehe sie geweckt, ehe sie aufgeregt werden kann. Doch! vielleicht . . . Nicht einmal die Stunde ihrer Erweckung scheint in unserer Gewalt zu stehen, und in dieser Absicht möchte ich auch hier Allen, die so was Außerordentliches mit Bedächtlichkeit und methodischem Plan erkünsteln wollten, und weiß nicht, wie weise, wie psychologisch die Sache anzustellen glaubten, wenn sie erst auf die Liebe wirkten, mit dem hohen Liedsänger zurufen: ich beschwöre Euch, o ihr Töchter Jerusalems, bei den Rehen und Hindinnen des Feldes, daß ihr die Liebe nicht unruhig machet oder nicht erwecket, bis sie selbst will; siehe da! der bildende Genius, er kommt daher über die Berge, und springet über die Hügel, wie ein junger Hirsch.

Unvorhergesehene, tiefe, einschneidende Blitzmomente, diese sind es, glaube ich, die schön bilden und mißbilden. Jede Schöpfung, von welcher Art sie immer sey, ist momentan. Die Entwickelung der Nahrung, Veränderung, Verschönerung, Verschlimmerung ist das Werk der Zeit, der Kunst, des Fleißes, der Erziehung. Die Schöpfungskraft läßt sich nicht erstudieren, Creation nicht veranstalten. Larven allenfalls lassen sich machen, aber lebendige Kraftwesen, von innen und außen sich ähnlich, Ebenbilder Gottes, werden geschaffen, geboren, und nicht aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott.

LV. Wirkungen der Einbildungskraft auf die menschliche Bildung.

Daß es Zeichen gebe an Kindern, herrührend von tiefen Eindrücken der Einbildungskraft, während daß ihre Mütter mit ihnen schwanger gingen; daß es Muttermähler gebe, ist wohl eben so unläugbar, als unbegreiflich. Bilder, Züge, Farben von Thieren oder Früchten, oder andern Dingen am Leibe des Kindes; Spuren der Hand auf dem nämlichen Theile, den die Schwangere plötzlich berührte; Abscheu von der nämlichen Sache, die der Schwangern Entsetzen verursachte; ja sogar lebenslängliche Mundfäule des Kindes, dessen Mutter durch den plötzlichen Anblick eines verwesenden Thieres erschreckt ward; kurz, Zeichen am Leibe der Kinder, die nicht von erdichteten, sondern wirklichen Vorfallenheiten herrührten, zwingen uns, etwas für wahr zu halten, das uns schlechterdings unbegreiflich ist. Die Einbildung der Mutter wirk also auf ihre Leibesfrucht.

Hier noch ein Paar besondere Beispiele aus unzähligen.

Eine schwangere Frau spielte in einer Gesellschaft mit Karten, und ihr mangelte zu einem großen Gewinn ein Pique-Aß. Die Karten wurden das letzte Mal ausgetheilt, und sie bekam die gewünschte Karte. Die Freude schnitt sich gleichsam in ihre Imagination ein, und das von ihr geborne Kind hatte in dem Sterne des Auges ein solches Aß, und dennoch ein scharfes Gesicht.

Noch erstaunenswürdiger ist folgende, zuverlässig wahre Geschichte:

Eine vornehme Frau im Rheinthale hatte während ihrer Schwangerschaft Lust, einer Execution zuzusehen, eines Mannes, der verurtheilt war, daß ihm von der Enthauptung die rechte Hand abgehauen werden sollte. Die Frau sah den Hieb und die abgehauene Hand, und wandte sich schnell, ohne der folgenden Execution zuzusehen, und eilte nach Hause. Sie gebar eine Tochter, die jetzt noch am Leben ist, welche nur Eine Hand hatte. Gleich nach der Geburt kam die rechte Hand auch noch nach.

Aber nicht nur physische, auch moralische Muttermähler sind vielleicht möglich. Man erzählt mir von einem Arzte, der den Tag über aus allen Zimmern, wo er hinkam, etwas raubte, und es hernach vergaß, und dessen Frau ihm am Abend die Rocktaschen leerte, und Schlüssel, Dosen, Nadelbüchsen, Scheren, Fingerhüte, Brillen, Schnallen, Eßlöffel u. s. w.

darin fand, und dem Eigenthümer wieder sandte. Ein ähnliches Beispiel wird mir von einem Jüngling erzählt, der als zweijähriges Bettelkind von einer adeligen Familie aufgenommen, und auf's beste erzogen worden, und wirklich in allen Dingen einen vortrefflichen Charakter zeigte, nur das Stehlen schlechterdings nicht lassen konnte. Die Mütter dieser beiden seltsamen Diebe hatten während ihrer Schwangerschaften unüberwindliche Diebsgelüste. Es versteht sich doch wohl von selbst, daß, so unleidlich solche Menschen in der menschlichen Gesellschaft sind, man sie eher für unglücklich, als böse halten muß. Ihre Handlungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach so unwillkührlich, so mechanisch, und vor Gott vielleicht so wenig strafbar, als unsere gewöhnlichen Fingerbewegungen, Zerreißung kleiner Papierstücke, Wachskneten, die unser tiefstes Nachdenken begleiten, und deren wir uns durchaus nicht bewußt sind. Nur die Absicht bestimmt den moralischen, so wie nur der Erfolg auf die Gesellschaft den politischen Werth der Handlung. So wenig das Pique-Aß, wenn die Geschichte wahr ist, dem Gesichte des Kindes Schaden that, so wenig vielleicht diese Diebssucht dem Herzen. Ein solcher Mann hat gewiß auch kein Diebsgesicht, keinen habsüchtigen, schleichenden, täuschenden Diebsblick, wie der, der es ganz mit Leib und Seele ist. Ich habe noch keinen Menschen von diesem seltsamen Charakter gesehen, und kann also nicht aus Erfahrung von ihrer Physiognomie urtheilen. Dafür aber ließe sich wohl zum voraus gut stehen, daß diese sonderbaren Menschen in ihren Gesichtern irgendwo ein Merkmahl dieser Sonderbarkeit haben müssen, das sie unterscheidet.

Vielleicht gehören auch die seltsamen, ungewöhnlich großen und ungewöhnlich kleinen Gestalten, die wir Riesen und Zwerge nennen, unter die Effecte getroffener und treffender Einbildungskraft.

Denn obgleich wenige Riesen und Zwerge verhältnißweise als solche geboren werden, so ist dennoch zwar unbegreiflich, aber möglich, daß sich erst in einem gewissen Alter die Natur gleichsam plötzlich erweitere oder zusammenziehe. Die Einbildungskraft (man hat Beispiele davon) scheint nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Abwesenheit, Entfernung und Zukunft wirken zu können. Vielleicht gehören die Erscheinungen Sterbender und Gestorbener zu dieser Art von Wirkungen. Die Facta, wie es unzweifelhaft eine Menge gibt, als wahr vorausgesetzt, und nicht nur die von wirklich Verstorbenen, sondern auch die vollkommen analogischen von noch Lebenden, die entfernten Freunden erschienen, diesen an die Seite gesetzt, und diese hinwiederum mit allen wahrhaften Anekdoten aus der Ahnungsgeschichte wohl gereihet: wird es wohl viele philosophische Vermuthungen geben, die an Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung gleich kommen?

Die Einbildungskraft, durch Schmachten und Sehnen der Liebe bewegt, oder durch innigsterregte Leidenschaft gespannt, wirkt auf entfernte Oerter und Zeiten.

Ein Kranker oder Sterbender z. B. sehnt sich nach einem entfernten Freunde, der nichts von seiner Krankheit weiß, nicht an ihn denkt; der Sterbende schmachtet sich in seiner Imagination gleichsam durch Wände und Mauern hindurch, und erscheint in seiner Gestalt, oder gibt Merkmahle seiner Gegenwart, die denen ähnlich sind, die seine wirkliche Gegenwart gibt. Ist da wirkliche körperliche Erscheinung? Nein! der Kranke, der Sterbende schmachtet in seinem Bette, und ist keinen Augenblick abwesend gewesen; also keine wirkliche Erscheinung dessen, dessen Gestalt erscheint. Wer schafft denn diese Erscheinung? wer wirkt da in die Entfernung auf des Andern Sinne oder Imagination? Die Imagination, aber Imagination im Brennpuncte der Leidenschaft! Das Wie? ist unerklärlich. Aber die Facta läugnen, wer darf es, der nicht allem historischen Glauben Hohn spricht?

Könnte es nicht solche Augenblicke der Seele geben, wo die Einbildungskraft auf eine ähnliche, eben so unbegreifliche Weise auf künftige Kinder wirkte! Die Unbegreiflichkeit hat etwas Empörendes. Ich fühle es ganz. Aber, hat sie nicht eben das in den vorigen Beispielen? in allen Beispielen dieser Art? Wie sie Krüppel bilden kann, die es erst einige Jahre nach der Geburt werden, und dieß ist tägliche Erfahrung; kann sie nicht auf dieselbe unbegreifliche Weise, wenn ich so sagen darf, den Samen der Riesenheit und der Zwergheit in die Frucht hinein imaginiren, der sich erst nach Jahren im gebornen Menschen entwickelt?

Könnte eine Frau ein genaues Verzeichniß führen von den kraftvollen Imaginationsmomenten, die während ihrer Schwangerschaft ihre Seele durchschneiden, sie könnte vielleicht die Hauptepochen von den philosophischen, moralischen, intellectuellen, physiognomischen Schicksale ihres Kindes zum voraus erkennen. Die durch Sehnsucht, Liebe, Haß der innersten Menschheit bewegte Einbildungskraft kann mit blitzschneller Eile tödten und lebendig machen, vergrößern, verkleinern, den Keim von Vergrößerung und Verkleinerung, Weisheit und Thorheit, Tod und Leben, der sich erst zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen entwickeln soll, dem organischen Fötus imprägniren. Die nähere Beleuchtung dieser hier hingeworfenen Vermuthungen und Ahnungen, die ich auch für weiter nichts als das gehalten wissen will, führten vielleicht zu den tiefsten Geheimnissen der Physiognomik. Sed manum de tabula'

LVI. Allerlei.

Zweite Abtheilung.

118. Dasselbe Gesicht kleinlich behandelt; man wollte es adouciren, und entkräftete es. Die Stirn ist viel weniger bedeutend, viel beschränkter, als die vorige; das Auge hat dadurch, daß man es mehr öffnete, von seiner Genialität sehr viel verloren. Dennoch war nicht aller Charakter des großen Mannes zu verwischen. Besonders bitte ich auch auf die Schweifung von der Nase gegen den Mund herab, und alle damit verbundenen Falten zu bemerken. Es ist gleich unglaublich und gewiß, daß auf diese Falten unbeschreiblich viel der entscheidendsten Expression ruhet. Das Ende des Mundes auf der rechten Seite ist hier zwar so schülerhaft wie möglich gezeichnet; dennoch schimmert ein Geist, wenn ich sagen dürfte, eine Onction durch, die mich versichert, daß das Original von der Physiognomik canonisirt worden wäre.

119. Augenumrisse nach Le Brün.

a) Fade, leer und unnatürlich, die obere Linie mag zum Augendeckel gehören, oder die Augenbraue vorstellen.

b) Schrecken mit Zorn ohne Kraft. Wo die Augenwinkel so stumpf sind, ist diese Krümmung der Au-

genbrauen unmöglich, so wenig als eine so breite knöcherne Nase.

c) Schrecken mit Abscheu und Wuth; aber nur überhaupt und nicht genau.

120. a) Augen, die nie zum Denken kommen können. Erste Grundlinie des gedankenlosesten Anstaunens. Augen, die nichts nehmen und nichts geben.

b) Convulsivische Wuth mit Kraftaffectation ohne Kraft.

c) Dumme mit Schmerz vermischte Andacht.

121. a) Auge eines Cholerikers, voll Muth und thätiger Entschlossenheit.

b) Weniger muthig, aber weiser, weniger entschlossen, aber überlegender; doch ist der Augenwinkel zu diesem langen Auge zu kurz, und die untere Schweifung der obern nicht convenient, auch nicht übereinstimmend mit der Augenbraue.

122. a) Noch genialischer als das vorhergehende, aber der Augenwinkel abermals zu stumpf, und der Umriß des untern Augenlieds unwahr. Dieß Auge durchschaut den Menschen. Es ist das Auge eines natürlichen Beobachters der Menschheit und eines gebornen Helden.

b) Weniger genialisch. Der untere Umriß abermal schwankend und unbedeutend. Ein sanguinisch-phlegmatisches Auge; etwas schmachtend, das Ganze mehr überschauend, als das Detail bemerkend; Kleines verachtend; Alles mehr überhaupt behandelnd.

123. Augen und Augenbrauen eines klugen, festen, thätigen Cholerikers, der nicht zaudern kann, und Unentschlossenheit haßt; wenn ich so sagen darf, Elephantenlist und Löwenmuth mit einander vereinigt; besonders, der untere Theil des Gesichtes hat etwas Löwisches. Die Nase verbindet Muth und Klugheit. Das Auge ist tief und sieht tief. Alle Falten um dasselbe sind der Klugheit und Bravheit günstig, am meisten aber die Augenbrauen.

Beilagen.

Von Nasen, Mund und Kinn.

124. Nicht alle aufgeworfenen Nasen sind von Thoren; aber, wenn sie in diesem Grade aufgeworfen, die Nasenlöcher so klein sind, die Ohren obenher so abgekürzt, die Winkel des Mundes so herabgezogen, das obere Augenlied so kaum sichtbar bei dieser Kleinheit der Augen, und bei diesem allem das Kinn einen so beträchtlichen Theil des Gesichtes ausmacht, da kann man, ohne Unrecht zu thun, auf natürliche Dummheit von gutmüthiger Art Rechnung machen.

125. Wo solche Nasen, da spitzes Kinn; wo spitze Nasen und spitze Kinn, selten oder nie große Lippen, und immer sehr markirte Züge von der Nase zum Munde. Wie schalkhaft sprechend ist dieser Zug in dem Voltaireschen Profile! Der obere Theil der Nase bis an den Knopf ist sehr geistreich, das Ende, oder der Knopf selbst verliert. In dem Munde ist äußerst viel Witz und boshaft-schalkhafte Laune, mit Eitelkeit und Vergnügen am Gelde, sichtbar.

126. Einer der reichhaltigsten, elegantesten, denkendsten Vielwisser, zum Cabinettsmann, zur Feder, zum Prüfen, Vergleichen, Sentiren der Wahrheit gebildet; ein Genie der Wahrnehmung. Es schafft nicht, aber hat Sinn für alles Erschaffene, besonders für das, was nur erschaffen werden kann. Keine musaische Geistesarbeit wird je von ihm als genialisch tarirt werden. Ganz wahr ist die Stirn nicht, sie ist schwächer, als im Original; die Hauptform ist wahr, doch sehr kleine, aber sehr viel bedeutende Nuancen fehlen. Nebst dem für Klugheit, Geschmack und Talente zu lernen lautsprechenden Untertheile des Gesichtes, ist der ganze Umriß und Charakter der Nase besonders für alles, was wir so eben sagten, äußerst entscheidend.

127. Dieß Gesicht ist durch die Augenbrauen sowohl, als die Nase, den Mund und die ganze Form charakteristisch. Die Augen sind es, vermuthlich durch Mißzeichnung, am wenigsten. Solche bestimmte, charakteristische Augenbrauen erfordern bestimmtere, charakteristische Augen. Alles Uebrige, selbst die Augen, nur diese nicht genug, zeigen einen klugen, festen penetranten Cabinettsmann, viel derber, quadrater, unbeweglicher, durchsetzender, wenn ich so sagen darf, beinerner, als der, den wir eben betrachtet. Es ist weniger ein eigentlich großer, als sehr gescheidter ausherrschender, prüfender, unbetriegbarer, alles leicht und sicher combinirender Mann. Es ist keine große, aber eine zu praktischer Klugheit sehr reglirte Gesichtsform. Von diesem Charakter ist das Ganze, ist die Stirn, die Nase, der Mund.

128. Eins der originellsten, productivsten, geistreichsten Gesichter, die mir je vor's Auge gekommen sind. Freilich nur Gerippe; dennoch welch ein Geist! welche Kraft! welche Lebendigkeit! welche Penetranz! Ich habe noch kein Auge mit so breiten Deckeln, solcher Schweifung, solcher Offenheit, solchen Environs, gesehen; keine Nase von dieser Prägnanz; keinen Mund so beschlossen, so gelippt, so geschweift; kein so gebrochenes Kinn, wo alles so harmonisch, so Eins, so Eine Kühnheit, Geistigkeit, Reichhaltigkeit zu seyn schien. Man sieht die Stirne nicht, aber ihre Höhe, ihre Lage und Form läßt sich denken. Alles zeugt von einer erstaunenswürdigen, unerschöpflich-productiven Imagination; Alles hat das Gepräge genialischer Kühnheit, und wagsamer Entschlossenheit. Alles ist fest und bestimmt, undulirt, nüancirt; auch das Haar, der Grad seiner Dichtigkeit und sein Wurf, hat den Charakter leichter schwebender Erfindsamkeit, und doch ist dieß ganze Gesicht, wie gesagt, nur wie von Draht. Welch ein tausendfach sprechender Geist, welche kräftige Activität muß das lebende Urbild begeistert haben!

129. Ein steinernes Gesicht; eine gypserne Nase, ohne Undulation und Nuance; Täuschung von Größe, ohne Elasticität; von Sanftmuth, ohne Liebe; von Aufmerksamkeit, ohne Theilnehmung. So Steinernes bildet die Natur nichts. Dennoch hat das Gesicht etwas Raphael'sches; der Zeichner wollte etwas Einfaches und Großes machen, vermied alles Kleinliche, Faltige, und ward leer statt einfach; wollte ein kräftiges Gesicht machen, und machte ein innerlich hartes. Das Ganze macht den Eindruck einer staunenden mit Furcht und Angst vermischten Betäubtheit. Mund und Kinn sind noch das Natürlichste und Weiblichste im ganzen Gesichte.

130. Alle Nasen können, wenn man will, unter drei Hauptclassen gebracht werden. a) Die, deren unterer Theil das Nasenloch, sammt dem untersten äußern Umrisse, als horizontal geachtet werden kann; diese sind die schönsten, edelsten, geistigsten, aber sehr selten.

b) Die, wo dieser untere Umriß sammt dem Nasenloch aufwärts geht; diese sind gemeiniglich oben bei der Wurzel hohler, als unsere vorliegende, wo das Nasenloch unrichtig, und der äußere Umriß sehr edel ist.

c) Vorne niedersinkende Nase; meistens zur Melancholie geneigt, selten wenigstens ohne Zusatz oder Anlage von Melancholie; selten ohne Witz, Satyre, Geist.

d) Eine knorpelige, nüancirte, kluge, determinirte, kraftvolle, cholerische Nase.

131. Wie die Länge, das heißt, das Hervorstehen der Nase, so das Kinn. Aus der Nase läßt sich immer das Kinn, aus diesem die Nase bestimmen. Bis wir da sind, aus Einem Gliede das andere, Einem Gesichtstheil alle zu bestimmen, sind wir immer noch im Vorhofe der Physiognomik; c. und d. sind ohne weiters die klügsten Umrisse; d. Stirn besser, als c.

a. wäre weit aus das gescheideste, wenn der untere Theil nur etwas weniger gedehnt wäre. a. hat mehr Tiefsinn, c. mehr Geschmack, d. mehr Klugheit, b. mag Talent haben. Der Uebergang von Stirn zur Nase für mich beinahe drückend-starrsinnig, kalt und geistlos.

132. Drei sehr kluge, scharfsinnige, thätigkeitreiche Nasen; und wodurch sind sie es? Durch die Undulation und sanfte Einbeugungen des Umrisses. Die erste ist die klügste, großsinnigste, unternehmendste; sanfter, weniger cholerisch die zweite; am wenigsten edel, doch nicht unedel, aber am feinsten und unbetriegbarsten, die dritte.

133: Rohe Gesichtsart; viel cholerisch-sanguinische, wenig Geisteskraft, wenig Sinn und Liebe; wenig Glauben und Hoffnung. Nase und Mund entscheiden. Dennoch ist in der Nase eine Kraft der Bosheit, die nicht bloß physisch oder thierisch ist. Wie der Mund sich öffnet, so die Schwachheit (physische oder pneumatische); wie er sich breitet, so die Brutalität.

134. Kaum läßt sich eine sanguinisch-melancholischere Nase gedenken, wie diese künstlich angesetzte; man sieht, ohne mein Erinnern, wie sehr sie zu diesem Profile paßt, und doch ist die Section vom Rest der natürlichen Nase unmerklich klein. Die Flügel jeder so gebogenen Nase, die sich so herabsenkt, müssen gegen das Auge aufwärts gehen. Das wollüstige Auge harmonirt völlig mit dieser Nase. Stirn und Auge gränzen nahe an die Narrheit des Leichtsinns und Schwersinns.

135. So viel und so wenig ist von dem königlichen Gesichte in dieser Copie! Die bedeckte Stirn läßt sich auf der Nase, dieser Königin des Königs, vermuthen. Die Falte von der Nase herab ist eine tiefe Furche, die leicht zu tödtender Verachtung sich regt. Das große Auge zu dieser beinernen Nase zeigt eine Festigkeit und ein Feuer, dem nicht leicht zu widerstehen ist. Aus dem, obgleich kaum gezeichneten Munde, blickt witzreiche, schalkhafte Laune, so wie aus dem Kinn etwas Kleinliches hervor, das wohl in der Natur nicht gewesen seyn mag.

136. Zwei unvollkommen gezeichnete Mundumrisse von sehr ungleichem Charakter. Der obere leuchtet mir als ein Mund eines feinen, klugen, geschmackvollen, beredsamen Welt- und Cabinettsmannes, der andere, als eines trocknen, festen, entschlossenen, schwerbeweglichen, gebietherischen, phlegmatisch-melancholischen Charakters ein.

137. Drei, warum darf man nicht sagen Mäuler? Mäuler haben nur Thiere und thierartige Menschen . . . Warum nicht Munde? Wie wir doch armselige Sclaven der Werke unserer Hände und der Hauche unsers Mundes sind! wie wir doch immer vergessen, daß die Sprache um der Menschen, nicht der Mensch um der Sprache willen, gemacht ist? — Drei Munde will ich also wagen zu sagen, von denen der obere und untere zu Einer Classe gehören, und ungefähr von demselben Charakter sind, sanft, bescheiden, friedlich, demüthig, horchsam; der mittlere hat mehr Kraft und Concentration, er achtet mehr, liebt minder, ist starrsinniger und verschlossener, als die beiden andern.

138. Kein natürlicher Mund unter allen vieren, höchstens der zweite, der auch allein gutmüthig, fein und verständig, zart, liebsam, edel, friedlich und ordnungsliebend ist.

a. ist im Ganzen so rohbrutal, wie es möglich ist, wenn noch einige Feinheit und Schalkheit Statt haben soll.

Der obere Theil von b. hat etwas Schlaues, der untere ist roh und dumm. Die Oberlippe von d. hat etwas Gutes, die Unterlippe ist so schwach und tonlos wie möglich.

139. Verruchte Rohheit und Sitten verachtende Bosheit. Der Stirne Naturkraft ist zu Starrsinn geworden; die Liebe ist fern gewichen von diesem Gesichte; Unempfindlichkeit ist an die Stelle des Muthes, Niederträchtigkeit an die Stelle des Heroismus getreten. Ach! durch welche Leiden mußt du geläutert werden, bis du das geworden, wozu du bestimmt bist! Das Wehthuendste ist wohl in diesem Gesicht der Ausdruck von Gefühl des Kraftmangels zu dem Quantum von Bosheit, welches er gern haben, oder zu haben affectiren möchte.

140. Abermals eine Larve Heinrichs IV. in verschiedener Situation. Das ist ein Mannsgesicht, dem auch die vierzigste Copie noch Geist und Größe übrig lassen mußte.

Wer kann a. oder Heinrich den Vierten, schlafend, b. todt sehen, ohne zu fühlen: Hier ist mehr als gemeiner Mensch; ruhige, feste Heldenkraft schwebt über diesem Gesichte. Es ist ein Gesalbter des Herrn, den Niemand ungerochen violiren darf.

Wenn wir c. betrachten, wie er uns im Zustande der Trunkenheit, oder völliger Verrücktheit, vorkommen würde, wo vornehmlich die beweglichen Theile, Augenlieder, und am meisten die Unterlippen, schlaff werden und sinken, so können wir auch da noch den festen Umrissen unsere Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen.

Der Stirn und Nase wird sich der Physiognomist immer neigen, wenn er auch den willkührlichen Verfall der musculösen Theile, deren Contrast mit den festen ihm so auffallend ist, nicht ohne Seufzen und Wehmuth betrachten kann.

Der verachtende Widerwillen, der im Munde von d. ausgedrückt, ist zwar zu fade und zu kraftlos für das große Gesicht, aber doch immer noch in einem großen Style.

Einige Beilagen.

Vom weiblichen Geschlechte.

141. Die bestimmteste hauswirthliche Weiblichkeit: die Stirn ist ganz weiblich, die Nase häuslichklug, das Auge scharflauernd, der Mund gut, aber scharf genau auszirkelnd, die Undulation am Kinnbacken ist so weiblich wie möglich. Alle Falten zeigen den auf einen kleinen häuslichen Kreis ganz beschränkten Sinn.

142. Edle, lebensfrohe, immer jungfräuliche, sanguinische, der Freundschaft fähige, unschuldige, sanftmüthige, treuherzig bescheidene, besonders im Umrisse der Nase graziöse Weiblichkeit.

143. Mehr Kraft, Zusammengefaßtheit, großer Sinn, Lichtbedürfniß, Denkensfähigkeit, geübte Vernunft, mit der treuherzigsten und wackersten Freundschaftlichkeit und pünktlicher Ordnungsliebe vereinigt. Stirn, Augenbrauen und Auge, Nase und Mund. Alles Ein Geist, Ein Charakter.

144. Die Stirn weniger, alles Andere mehr weiblich, als die vorigen. Stirn und Nase haben etwas Männliches, die dem sanften, frohmüthigen, edeln Sanguinismus des Uebrigen einen schönen Gehalt geben.

145. Auch in dieser Carricatur noch, welche Heldengröße; die Stirn so ganz weiblich der Form nach, so männlich doch, als es eine weibliche Stirn seyn kann. Augenbraue, Auge, Nase, Mund, Kinn: welch ein treuer, decidirter, braver, unverführbarer, edler Charakter.

146. Gutes, mütterliches, regierungsfähiges, originelles Weib, die in sehr Vielem seyn kann, was sie will; der untere Theil hat viel Einfalt, Kindersinn, Adel; die Stirn ist sanguinisch, das Auge sanguinisch-cholerisch, die Nase und der Mund sanguinisch-phlegmatisch.

147. In diesem Gesicht ist mehr, als Ihr vermuthet. Ein sehr heller begriffreicher Verstand in der Stirn; erstaunlich feiner jungfräulicher Tact in der Nase, sanfte beredsame Diction im Munde und Kinn, menschenprüfende Liebe im religiösen Auge, übrigens kalten und trocknen Naturells.

148. Die Stirn allein, das Auge allein, die Nase allein, der Mund allein, zeigt ein geistreiches, außerordentliches Weib. Wenn diese Stirn nicht leicht auffaßt, und mit einem Zusatze von Eignem wiedergibt, diese Nase nichts Ungewöhnliches hervorbringt, dieß Auge nicht Momente von Genialität hat, so thue ich auf alle physiognomische Kenntniß Verzicht.

149. Das zu kleinliche Nasenloch und die Entferntheit der Augenbraue vom Umrisse der Stirn abgerechnet, ist das Fürstliche, Superiöre, Männliche, Feste, dennoch sehr Weibliche in diesem glücklichen, harmlosen, bonhommiereichen Gesichte nicht zu verkennen.

LVII. Physiognomische Stellen aus Andern mit Zwischenanmerkungen des Verfassers.

A. Einige physiognomische Gedanken aus einer Abhandlung im deutschen Museum.

Das Ganze der Abhandlung berühre ich vielleicht kaum. Ich hebe nur mehr einzelne, oft nur Nebengedanken aus, die ich für wichtig wahr, wichtig falsch, oder unbestimmt halte.

1. „Man sagt: Leute mit gewölbten zugespitzten Nasen sind witzig; Leute mit Stumpfnasen eben nicht."

Nähere Bestimmung ist hier sehr nöthig. Ohne Zeichnung ist die Bestimmung fast unmöglich. Gewölbte Nasen; gewölbt in der Länge oder Breite?

Gewölbte Nasen; *wie gewölbt*? das ist beinahe so unbestimmt, als wenn man von gewölbten Stirnen spricht. Alle Stirnen sind gewölbt. Unzählige Nasen sind gewölbt, der Witzigsten, der Dümmsten. Wo ist der *höchste Punct* der Wölbung? wo hebt sie sich an? wo läuft sie aus? wie stark ist sie?

Wahr ist es, Leute mit zarten, feinen, scharf gezeichneten, eckigen, unten spitzen, etwas gegen die Lippen niederhängenden Nasen sind witzreich, wenn sonst nichts Widersprechendes, Aufhebendes da ist. Aber umgekehrt nicht durchaus wahr: „Leute mit Stumpfnasen eben nicht." Mit gewissen Stumpfnasen wohl. Es gibt äußerst witzreiche Stumpfnasen, deren Witz aber freilich von ganz anderer Art ist, als der Spitznasen.

2. „Es fragt sich: ist die gewölbte Nase" (vorausgesetzt nun einen Augenblick, daß sie Witz, und die Stumpfnase Unwitz bedeute) „ein bloßes Zeichen, daß der Mensch witzig sey, so daß sein Witz in andern uns unbekannten Ursachen seinen Grund habe? oder ist die Nase die Ursache seines Witzes?"

Ich antworte: *Zeichen, Ursache* und *Wirkung* zugleich.

Zeichen; denn sie zeiget Witz an. Sie ist unwillkührlicher Ausdruck von Witz.

Ursache; wenigstens Ursache des nicht *größern*, nicht *geringern*, nicht *andersartigen* Witzes; Gränzursache, *Wirkung* — des Geistes, der so und so ein Maß von Wirksamkeit hatte, daß unter derselben die Nase nicht kleiner bleiben, nicht größer werden, und nicht anders sich formen konnte. Nicht nur die Form als Form, sondern auch der Stoff, der die Form bildet, dessen Bildsamkeit durch seine Natur und Ingredienzien bestimmt wird, ist in Betrachtung zu ziehen. Dieser Stoff ist vielleicht der Urgrund der Form. Auf so und so ein Maß dieses gegebenen Stoffs mußte das unsterbliche, durch ihn beschränkte, Θειον im Menschen gerade nach der Empfängniß so und so wirken. Von diesem Momente begann die bestimmte Federkraft dieser Geistigkeit, so wie die Stahlfeder erst durch Einsperrung, Beschränkung, Widerstand wirksam wird.

Also ist es wahr und nicht wahr, daß wenigstens *gewisse* Stumpfnasen eine ewig unübersteigliche Vormauer sind, jemals zum Witze zu gelangen. *Nicht wahr*; denn *bevor* die Nase so stumpf ausgezeichnet und umrissen ward, war die *Möglichkeit* nicht da, daß sie in dem gegebenen Körper, in dem gegebenen Maße, in der bestimmten Organisation, deren Resultat sie ist, anders geformt würde; dem Geiste, dem Leben, dem Ich — das, der Absicht des Schöpfers nach, nicht so witzreich werden sollte, fehlte es an Spielraum, sie herauszuspritzen. Nicht sowohl also die Nase an sich ist diese Vormauer.

Wahr aber, und gewiß ist, daß gewissen Stumpfnasen ein gewisses Maß von Witz durchaus uneinpropfbar ist, und daß sich also, jedoch mehr witzig als philosophisch, sagen läßt: „sie sey eine unübersteigliche Vormauer."

3. „Die Uebereinstimmung der äußern Figur mit den innern Eigenschaften ist nicht die Folge des äußern Anstandes, sondern des physischen Zusammenhangs. Die Sache verhält sich also, wie Ursache und Wirkung. Mit andern Worten: die Physiognomie ist nicht bloß Bild des innern Menschen, sondern wirkende Ursache" . . (Ich sage lieber: Gränzursache.) „Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt die Denkart und Empfindungsart eines Menschen" . . . Und, ich thue hinzu: wird hinwiederum von dem Geiste des Menschen bestimmt.

4. „Man sagt, daß eine breite, viel umfassende Stirne Tiefsinn verrathe. Natürlich! zum tiefen Denken ist der Stirnmuskel ein unentbehrliches Werkzeug. Enge zusammengeschrumpft würde er doch wohl die Dienste nicht so leisten können, als nun, da er gleichsam wie ein Segeltuch ausgespannt ist."

Ohne dem Verfasser in Ansehung der Hauptsache zu widersprechen, füge ich nur die nähere Bestimmung bei. Wahr ist es, wenn man will, überhaupt: Je mehr Gehirn, desto mehr Geist und Erkenntnißfähigkeit. Die hirnlosesten Thiere sind die dümmsten; die weisesten die, so am meisten Hirn haben. Der Mensch, überhaupt weiser als alle Thiere, hat mehr Hirn als alle Thiere; und der Schluß scheint also, der Analogie nach, sehr richtig: die weisern Menschen müssen mehr Hirn haben, als die unweisern. Allein genaue Beobachtungen lehren, daß auch dieser Satz, wenn er brauchbar wahr seyn soll, vieler Bestimmungen und Einschränkungen bedarf. Wo der Stoff und die Form des Gehirns gleich ist, da ist gewiß eine größere Masse des Gehirns Wohnplatz, Zeichen, Wirkung oder Ursache mehrerer und tieferer Erkenntnißkräfte. Also, caeteris paribus, ist eine große Gehirnmasse, mithin eine große, geräumige Stirne verständiger, als eine kleinere. Allein, wie man oft in einem kleinen wohl eingerichteten Zimmer weit bequemer ist, als im geräumigsten, so gibt es auch mannigfaltige kleine, kurze Stirnen, die weniger Gehirn haben, wenigstens zu haben scheinen, als andere, und in denen doch ein weiserer Geist bequem wohnt. Mir sind sehr kurze, schiefstehende, geradlinige (nämlich in Vergleichung mit gewölbten so scheinende), oder auch wohl gewölbte Stirnen die Menge bekannt, die ungleich weiser, verständiger, scharfsehender sind, als die breitesten, geräumigsten; denn deren sah ich schon sehr viele an äußerst schwachen Menschen. Ja noch viel allgemeiner scheint mir der Satz: Kurze, gedrängte, unausgespannte Stirnen sind weise und verständig. Wiewohl auch dieses, ohne nähere Bestimmung, noch lange nicht allgemein wahr wäre. Das aber ist wahr, daß gerade die großen, geräumigen Stirnen, welche, wo ich nicht irre, Galen und nach ihm Huart als Wohnplatz der vollkommensten Denkkraft angibt, die gleichsam eine Halbkugel ausmachen, gemeiniglich die allerdümmsten sind. Je mehr eine Stirne (ich rede nicht von dem ganzen Hirnschedel) der Halbkugelform nahe kömmt, desto schwächer, weibischer, denkensunfähiger ist sie; dieß sage ich nach vielfältigen Beobachtungen. Je mehr gerade Linien eine Stirne hat, mithin je weniger geräumig sie ist — denn je gewölbter, desto geräumiger, je geradliniger, desto enger — je mehr gerade Linien eine Stirne hat, ohne ganz brettähnlich zu seyn — denn vollkommene Beträchtlichkeit hebt allen Verstand auf — je mehr gerade Linien eine Stirne hat, desto mehr Verstand und desto weniger Empfindung hat der Mensch. Es gibt aber unstreitig breite, vielumfassende Stirnen, die zum tiefsten Denken vorzüglich geschickt sind, die keine geraden Linien haben; allein diese zeichnen sich sodann durch die Schweifung der Umrisse aus.

5. Was der Verfasser von den Schwärmern sagt, bedarf wiederum vieler Bestimmung, ehe es als wahr angenommen werden kann.

„Man sagt, daß die Schwärmer gemeiniglich platte, perpendiculäre Gesichter haben." Lieber: länglichrunde, cylindrische oder eben zugespitzte. Die Schwärmer nämlich, die es mit Ruhe, Kälte und ihr ganzes Leben lang sind. Andere Schwärmer, das heißt, solche Menschen, die Einbildungen mit Empfindungen, Täuschung mit sinnlicher Erfahrung verwechseln, haben selten cylindrische Spitzköpfe. Die Spitzköpfe, wenn sie schwärmen, schwärmen mit Worten und Zeichen, deren Bedeutung, deren Gestalt sie nicht verstehen; sind philosophische, unpoetische Schwärmer. Die Schwärmer der Imagination oder der Empfindung haben selten platte einförmige Gesichtsbildungen.

6. „Eigensinnige Leute haben das mit den Schwärmern gemein, daß ihre Stirnen perpendiculär sind." Perpendicularität zeigt immer Kälte, Unelasticität, Beschränktheit; daher feste, die Standhaftigkeit, die Eigensinn, die Hartsinn, die Schwärmerei werden kann. Ganz perpendiculär und ganz null an Verstand ist Eins.

7. „Einer jeden Geistesdisposition entspricht eine gewisse Miene oder Bewegung der Gesichtsmuskeln. Hieraus folgt, was für Mienen einem Menschen am natürlichsten und geläufigsten sind; eben die entsprechenden Geistesdispositionen werden ihm natürlich und geläufig seyn. Nämlich die Gesichter sind ursprünglich so gebildet, daß dem einen die, dem andern jene Miene leichter wird. Einem Dummkopf wird es platterdings unmöglich seyn, eine scharfsinnige Miene zu machen; könnte er es, er wäre scharfsinnig; einem offenen Menschen unmöglich eine diebische Miene zu machen; könnte er es, er würde ein Dieb werden."

Alles vortrefflich, bis auf die letzte dieser Behauptungen. Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht unter gewissen Umständen ein Dieb werden könnte, wenigstens ist keine physische Unmöglichkeit, es zu werden, da. Er ist so organisirt, daß die Lust zu stehlen ihn anwandeln, die Versuchung ihn reizen kann. Die Möglichkeit zur Diebsmiene muß also da seyn, wie die Möglichkeit zur Dieberei. Er muß also diese Diebsmiene, wenn er sie an einem Diebe bemerkt, nachmachen können, ohne daß er deßwegen ein Dieb wird. Ganz ungleich verhält es sich, meines Bedünkens, mit der Möglichkeit gute Mienen anzunehmen. Die schlechten Mienen sind von guten Menschen immer leichter anzunehmen, als die guten Mienen von schlechten, so wie es offenbar viel leichter ist, böse zu werden, wenn man gut, als gut, wenn man böse ist. Verstand, Empfindung, Talent, Genie, Tugend, Religion, kann viel leichter verloren, als gewonnen werden. Herabsteigen kann der beste Mensch, so tief als er will, aber keiner hinaufsteigen, so hoch er will. Der Weise kann physisch ohne Wunder ein Narr, und der Tugendheld ein Bösewicht werden; aber ohne Wunder kann der geborne Dummkopf kein Philosoph, der krumme Bösewicht nicht edel und reines Herzens werden. Die alabasterweiße Schönheit kann schwarz werden und verschrumpfen; aber der Mohr kann sich nicht weiß waschen. Ich werde auch nicht ein Mohr deßwegen, weil ich mich ad imitationem schwarz färbe; und so nicht ein Dieb deßwegen, weil ich allenfalls eine Diebsmiene einem Dieb entlehne.

8. „Der Physiognomiker darf nur untersuchen: welche Mienen werden diesem Gesichte am leichtesten? Hat er diese gefunden, so weiß er auch schon, was für Geistesdispositionen diesem Menschen gewöhnlich sind. Nicht, daß das Physiognomisiren deßwegen eine leichte Sache sey! Im Gegentheil; dieß zeigt vielmehr, wie viel Genie, wie viel Einbildungskraft und Talente sich in einem Physiognomiker ver-

einigen müssen. Der Mann muß nicht nur auf das achten, was er sieht, sondern auch auf das, was er in dem und dem Falle sehen würde."

Vortrefflich! und ich thue hinzu: Wie ein Arzt entscheiden, ahnen, vormerken kann; welche Farben, Mienen, Verzerrungen aus einer gewissen Krankheit, von deren Daseyn er nun einmal gewiß ist, entstehen müssen; so weiß der echte Physiognomiker, was jede Muskelart und jeder Stirnbau für Mienen, für Ausdrücke, für Spielungen zuläßt, nicht zuläßt, schwer oder leicht macht; und wie sich jedes gegebene Gesicht bei jedem Vorfalle falten oder nicht falten kann und wird.

9. „Wenn ein Anfänger im Zeichnen ein Gesicht zeichnet, so wird man finden, daß dieß ordentlicher Weise ein dummes Gesicht wird; nie ein hämisches, satyrisches oder dergleichen." (Wichtige Bemerkung!) „Sollte nicht hieraus das Wesen eines dummen Gesichtes sich abstrahiren lassen? . . O ja! denn woher rührt die Erscheinung? der Anfänger weiß keine Beziehungen hineinzubringen; seine Striche fallen ohne Verbindung hin. Was ist also ein dummes Gesicht? ein solches" (unter andern), „dessen Theile mangelhaft verbunden, dessen Muskeln mangelhaft gebildet und geordnet sind. Das Geschäft des Denkens und Empfindens, wozu sie unentbehrliche Werkzeuge sind, wird also auch nur schläfrig von Statten gehen."

10. „Außer den Muskeln gibt es noch eine andere Substanz am menschlichen Körper, die den Physiognomiker beschäftigt, nämlich den Schedel, oder überhaupt die Knochen. Auch von diesen hängt die Lage der Muskeln ab. Würde wohl der Stirnmuskel die zum Denken vortheilhafte Lage haben, wenn das Stirnbein, über welches er ausgespannt ist, nicht gerade die Fläche und Wölbung hätte? Der Schedel bestimmt also durch seine Figur die Figur und Lage der Muskeln, und diese bestimmt unmittelbar die Denk- und Empfindungsart."

11. „So sieht es auch mit den Haaren aus, aus deren Parthien und derselben Lage unter einander geschlossen wird. Woher hat der Mohr seine Wollenhaare? aus der Dicke sei er Haut, in welcher sich bei der unaufhörlichen Ausdünstung immer mehr Partikeln ansetzen, die sie undurchsichtig machen und schwärzen. Es fällt also dem Haare schwer, durchzudringen; kaum ist es etwas vorgedrungen, so krümmt es sich schon, und hört auf zu wachsen. Das Haar richtet sich nach der Form des Schedels und nach der Lage der Muskeln. So wie diese liegen, so fällt es, und gibt dem Physiognomiker Anlaß, von ihm auf die Lage der Muskeln und so weiter zu schließen."

Mich dünkt, unser Verfasser ist auf dem besten Wege. Der Erste, der Einzige bisher, der, meines Wissens, die Ganzheit, Zusammenstimmung, Einförmigkeit der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers kennt und fühlt. Was er von den Haaren besonders sagt, daß auch schon aus diesen auf die Natur des Körpers, und weiter auf den Gesichtscharakter geschlossen werden kann, können tägliche Erfahrungen den mittelmäßigsten Beobachter lehren. Weiße, zarte, feine, flache Haare zeigen immer eine schwache, feine, reizbare, oder vielmehr schreckbare, drückbare Organisation an. Schwarze krause werden sich nie an einem sehr feinen, zarthäutigen, markichten Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch; wie das Fleisch, so die Muskeln; wie diese, so die Nerven; wie diese, so die Knochen. Wie Eins, wie Alles von diesen, so die Kraft des Geistes zu wirken und zu leiden, zu empfangen und zu geben. Die wenige Reizbarkeit ist immer beim kurzen, harten, krausen, schwarzen Haar; die meiste beim flachsweißen, zarten, Reizbarkeit nämlich, ohne Federkraft. Schwerdrückend ohne Federkraft ist jenes; schwergedrückt ohne Widerstand dieses.

„Wo viele Haare, da viele Fettigkeit. Daher keine Gegenden am menschlichen Körper mit mehreren und längern Haaren bedeckt sind, als der Kopf, die Höhle unter den Achseln u. s. w. An diesen Orten, wie Withof bemerkt," (allgemeines Magazin IV. Theil) „liegen sehr viele kleine Fettschläuche; wo keine solche, da keine Haare."

„Aus der Elasticität der Haare ließe sich gewiß auch auf die Elasticität des Charakters schließen."

„Die Haare sind natürliche Feuchtigkeitszeiger, und zu Feuchtigkeitsmessern nicht ungeschickt."

„Die in kalten Gegenden wohnen, haben weißeres, und hingegen, die in heißern Gegenden wohnen, schwärzeres Haar."

„Lionel Wafer hat beobachtet, daß die Einwohner der amerikanischen Meerenge milchfarbiges Haar haben. Grünes Haar haben wenige! außer denen, die mit Kupfer umgeben."

In den Signalements der Spitzbuben wird man wenig weiße Haare finden; wohl aber viel dunkelbraune, auch wohl schwarze Haupthaare und weiße Augenbrauen beisammen.

„Längere Haare haben die Weiber als die Männer. Männer mit langen Haaren" (und diese langen Haare sind mehrentheils weiß; schwarze habe ich wenigstens noch keine von sonderbarer Länge gesehen) „haben immer mehr Weibisches als Männliches. Darum ist es auch einem Manne keine Ehre, wenn er lange Haare hat. Die schwarzen Haare sind härter als die hellen; so wie die Haare der Erwachsenen härter als der Jungen. Die Alten geben diejenigen, welche hartes Haar haben, für wild aus.

Hispida membra quidem et durae per brachia setae Promittunt atrocem animum.

12. „Da auf die Beschaffenheit der Muskeln Alles ankömmt, so ist klar, daß, was für Muskeln zu einer gewissen Art des Denkens und Empfindens hauptsächlich gebraucht werden, in denen auch der Ausdruck einer gewissen Denk- und Empfindungsart zu suchen sey."

Allerdings da zu suchen, setze ich hinzu, aber vielleicht schwerer zu finden, und gewiß schwerer zu bestimmen, als durch die Stirnform.

13. „Für den abstracten Denker ist der Stirnmuskel das wichtigste Werkzeug. Dieß ist die Ursache, warum man hiervon den Ausdruck in der Stirne sucht." Vermuthlich in der Gegend in und zwischen den Augenbrauen, und besonders in dem Augenblicke zu bemerken, da dich der Denker höret, da er sich auf eine scharfsinnige Einwendung oder Beantwortung gefaßt macht. Diesen Moment erhasche, und du hast wieder ein großes wichtiges Zeichen gefunden.

14. „Bei Leuten, die nicht abstrahiren, bei denen alle Seelenkräfte thätig sind, also bei Witzlingen, schönen Geistern, thätigen Genien, müssen auch alle Muskeln vortheilhaft gebildet und geordnet seyn. Daher sucht man den Ausdruck mehr im ganzen Ge-

sichte." Und kann ihn dennoch auch wieder schon allein in der Stirne finden. Diese Stirn ist weniger scharf, weniger geradlinig, weniger perpendiculär, weniger gefurchet, die Haut weniger gespannt, leichtbeweglicher, weicher.

15. „Wie viele Mühe hat es gekostet, die Leute zu überzeugen, daß die Physiognomik nur überhaupt nützlich ist!" . . (Und dieß darf, indem ich dieses schreibe, noch von anmaßlich starken Geistern bestritten werden? und wie lange noch? und doch sollte ich glauben, auch derjenige, welcher der Sonne flucht, weil sie ihn an einem schwülen Sommertag auf den Nakken brennt, sollte deßwegen, wenn er in der Kühle ist, den unüberdenklichen Nutzen der Sonne nicht bestreiten. . .) „Wie kränkend war es, von großen Gelehrten, Leuten, von denen man erwartet, daß sie die Gränzen des menschlichen Verstandes weiter hinausrücken sollen, oft die allerseichtesten Urtheile zu hören! Wie sehr ist der große Zeitpunct zu erwünschen, da die Menschenkenntniß ein Theil" (warum nicht der Haupttheil, der Mittelpunct?) „der Naturhistorie werden, Psychologie, Physiologie und Physiognomik Hand in Hand gehen, und uns dem Ziele hoher allgemeiner Erleuchtung näher bringen werden!"

B. Stellen aus Maximus Tyrius.

1. „Da die Seele des Menschen Gott am nächsten ähnlich ist, so war es ja nicht billig, daß Gott das Ihm ähnlichste mit einem ungeschickten Gehäuse umkleiden sollte, sondern mit einem Körper, der einer unsterblichen Seele am angemessensten wäre, und der sich geschickt bewegen könnte. Diese eine Art von lebenden Körpern auf Erden richtet sich gerade gegen den Himmel in die Höhe; er ist prächtig und stolz, und nach dem besten Ebenmaße aller seiner Theile eingerichtet. Er schreckt nicht durch seine Größe; er ist nicht fürchterlich wegen seiner Stärke; er schleicht nicht wegen kalter Säfte; er springt nicht wegen seiner Hitze; er schwimmt nicht von selbst wegen Mangel der Dichtigkeit; er frißt nicht aus Wildheit rohes Fleisch; er frißt auch nicht Gras, wie ein Vieh; sondern er ist recht zusammenstimmend gebaut zu seinen Verrichtungen. Er ist furchtbar den Bösen, zahm und freundlich den Guten; er geht von Natur auf der Erde; er fliegt mit dem Verstande; er schwimmt durch Kunst; er genießt Getreide; er bearbeitet die Erde; er ißt die Früchte; er ist von guter Farbe, standhaften Gliedmaßen, schönem Angesichte und zierlichem Barte. In Nachbildungen eines solchen Körpers die Götter zu verehren, haben die Griechen gutbefunden."

O daß ich Stimme genug hätte, und Glauben genug fände, tief genug jedem meiner Leser zu bezeugen, welche unaussprechliche Verwunderung über die unvergleichbare Wundernatur des menschlichen Körpers meine Seele so oft über sich selbst zu erheben scheint! O daß doch alle Sprachen der Erde treffende Wörter mir liehen, welche die Menschen nicht nur auf Andere, sondern durch Andere mehr auf sich selbst aufmerksam machen könnten! Kein Antiphysiognomist kann mein Werk so verachten, als ich, wenn ich diesem Zwecke dadurch nicht näher komme. Wie könnte ich es verantworten, so ein Werk zu schreiben, ohne diesen Trieb und Drang? wenn das nicht Beruf ist, so gibt es überall keinen Schriftstellerberuf. Nicht den kleinsten Zug, Ausbug oder Einbug eines Umrisses kann ich ruhig ansehen, ohne Weisheit und Huld zu erblicken, ohne mir jedes Mal von neuem, wie aus einem süßen Traume in die entzückende Wirklichkeit hinein erwachend, Glück zu wünschen, daß ich, auch ich, Mensch, Mensch bin!

In jedem, dem kleinsten Umrisse des menschlichen Körpers, wie viel mehr in allen zusammen, in dem unbeträchtlichsten Gliede, wie viel mehr im ganzen Gliederbau zusammen, so alt nun immer und zerfallen das Gebäude jetzt scheinen und seyn mag, ist so viel Studium Gottes, Genie Gottes, Poesie Gottes, daß mir oft meine zitternde Brust zu glühen scheint, daß ich nicht Muße genug habe, ruhiger in diese Offenbarungen Gottes hineinzuschauen; nicht rein genug bin, keuscher davor zu zittern, inniger anzubeten, und nicht einmal den Nachhall meines Erstaunens zu offenbaren, Worte und Zeichen finden kann. O Unerforschlichster und Offenbarster! welche Decke liegt auf unsern Augen, daß wir das Allersichtbarste nicht sehen, nicht das Allerunsichtbarste im Allersichtbarsten! Andere nicht in uns selbst, uns selbst nicht in Andern und in Andern und uns nicht Gott!

2. „Stelle dir die Schönheit eines klaren Wassers vor, das über eine Fläche fließt, wie da schöne Blumen unter dem Wasser bedeckt stehen, die aber doch durch das Wasser in's Gesicht leuchten. Eben so ist es mit der schönen Blüthe der Seele beschaffen, die in einen schönen Körper gepflanzt ist. Sie schimmert durch denselben durch, und leuchtet hervor, und erscheint aus demselben. Die gute Bildung eines jungen Leibes ist nichts anders als das Blühen einer nächstkünftigen Tugend, und gleichsam das Vorspiel von einer weit reifern Schönheit. Denn so wie vor dem Aufgange der Sonne Strahlen derselben an den Gipfeln der Berge erscheinen, und den Augen einen angenehmen Anblick verschaffen, aus welchem man das bald nachkommende Völligere erwartet, also blicket aus dem äußern Körper die zukünftige Zeitigkeit einer glänzenden Seele zum voraus hervor, und ist für die Philosophen ein angenehmer Blick in Erwartung des nächstfolgenden Guten."

C. Stellen aus Huart.

1. „Einige sind klug, und scheinen es nicht zu seyn. Andere scheinen es" (Unklugen), „und sind es nicht. Andere sind es nicht, und scheinen es auch nicht. Andere sind es, und scheinen es auch."

Ein einfacher Probirstein für viele Gesichter.

2. „Der Sohn muß oft den großen Verstand des Vaters bezahlen."

3. „Das allzu frühe Vernünfteln und Klugseyn ist eine Anzeige eines künftigen Narren."

4. „Wer nicht schwanger ist, kann nicht gebären, und wenn die geschickteste Hebamme da ist."

Darum fordere von keinem Gesichte Früchte, deren Samen es nie empfangen hat. Wie wichtig, wie nützlich ist die Physiognomik, wenn sie weise Wehemutter ist, die Kennzeichen jeder geistigen und moralischen Schwangerschaft kennt, und *nur* den Schwangern, und *allen* Schwangern, hilft!

5. „Die Figur und äußere Gestalt des Kopfes ist alsdann so, wie sie seyn muß, wenn in einer vollkommen runden, hohlen Kugel von Wachs, die man ganz sachte auf den Seiten zusammen angedrückt hat, die Stirne und der hintere Theil des Hauptes einen kleinen Buckel machen. Eine sehr platte Stirne und ein sehr abschießender Hintertheil des Hauptes sind keine guten Verstandeszeichen."

Auch bei der Zusammendrückung einer solchen Form bliebe das Profil des ganzen Kopfes doch noch mehr zirkelförmig als oval; und das Profil eines guten Kopfes darf sich nur sammt der Nase in eine Zirkelform hineindenken lassen. Also ohne die Näse nähert er sich vielmehr dem Oval, als ein Zirkel. „Eine sehr platte Stirne," sagt unser Verfasser, „ist kein gutes Verstandeszeichen." Ja, wenn sie der Plattheit mancher Ochsenstirnen gleicht; aber ich habe Brettstirnen gesehen, wohl verstanden, nur zwischen und über den Augenbraunen bretteben, die außerordentlich klug waren. Es kömmt gar viel auf die Lage und den Umschwang des Stirnumrisses an.

6. „Kein unvernünftiges Thier hat so viel Gehirn, als der Mensch. Und wenn man auch sogar das Gehirn von zwei der größten Ochsen zusammen nähme, so würde es doch nicht so viel ausmachen, als ein einziger Mensch hat, wenn er auch noch so klein ist. Je näher der Vernunft, desto mehr Gehirn."

7. „Große Pomeranzen, dicke Schalen, wenig Fleisch und Saft. Große Köpfe, viel Bein und Fleisch, und wenig Hirn. Viel Knochen, viel Fleisch und Fett ist der Seele hinderlich."

8. „Köpfe kluger Leute sind" (oft, nicht immer, bei Leibe nicht!) „sehr schwach, und bei der geringsten Kleinigkeit empfindlich."

Kluge, zum Planmachen! .. Aber, kluge, zum Planausführen? diese müssen fester geknochet seyn. Unter den seltensten Seltenheiten der Erde ist ein Mensch, der Beides vereinigt: Empfindlichkeit für die leisesten Tritte der schleichendsten Schwierigkeiten, und ehernen Muth gegen bewaffnete Heerscharen, die mit Geräusche daher strömen, wie ein verschlingender Waldstrom. Solche Charaktere sind empfindlich durch Zarte der Fleischheit, und stark, nicht so wohl durch Knochen, als durch Nerven.

9. „Galenus sagt: ein dicker Bauch, dicker Verstand" ... Und ich könnte mit demselben Recht oder Unrecht beifügen: „ein dünner Bauch, dünner Verstand." Auf solchen Allgemeinsprüchen, die so manchen gescheiden Mann zum Dummkopf stämpeln, halte ich nicht viel. Gewiß ist das: ein dicker Bauch ist kein positives Zeichen von Verstand; eher ein positives Zeichen von Sinnlichkeit, welche freilich überhaupt dem Verstand nachtheilig ist. Aber an sich, und ohne andere feste Kennzeichen, kann ich die Allgemeinheit dieses Datums nicht gelten lassen.

10. „Aristoteles hält die kleinsten Köpfe für die klügsten." .. Das heiße ich, mit aller Ehrerbiethung für den großen Mann, in den Tag hinein gesprochen. Man denke sich einen kleinen Kopf auf einem großen Körper, und einen großen Kopf auf einem kleinen (wie sich dann oft, wenigstens durch Wachsthum unterbrechende oder befördernde Zufälle, solche finden mögen), und sogleich wird man empfinden, daß, ohne nähere Bestimmung, weder ein großer Kopf an sich, noch ein kleiner an sich klug oder unklug seyn muß. Große Köpfe mit kurzen triangulären Stirnen sind unklug; das ist wahr. Große Köpfe, an denen der Schedel mit Fleisch und Fett dicht umwunden ist, auch. Aber auch kleine, besonders runde Köpfe dieser Art sind unleidlich dumm, und haben gemeiniglich noch etwas, das die an sich schon unleidliche Dummheit noch unleidlicher macht .. Prätension auf Weisheit.

11. „An kleinen Personen ist es besser, wenn sie einen etwas größern Kopf haben; und an großen, wenn sie einen etwas kleinern haben."

Ich lasse es hingegen, wenn es beim Etwas bleibt. An beiden aber ist es wohl sicherlich am besten, wenn ihre Köpfe mit dem übrigen Körper in solchem Verhältnisse stehen, daß weder Größe noch Kleinheit des Hauptes sehr auffallend ist.

12. „Gedächtniß und Einbildungskraft ist dem Verstande so ähnlich, als ein Affe dem Menschen."

13. „Es trägt zu dem Genie nichts bei, ob man hartes oder weiches Fleisch hat, wenn das Gehirn nicht von eben dieser Beschaffenheit ist; denn dieses hat, wie uns die Erfahrung lehrt, sehr oft ein ganz verschiedenes Temperament, als alle übrigen Theile des Körpers. Wenn aber beide, das Gehirn und das Fleisch, in der Weiche übereinkommen, so ist es ein sehr schlechtes Zeichen für den Verstand, und ein eben so schlechtes für die Einbildungskraft."

14. „Die Flüssigkeiten, welche die Weiche des Fleisches verursachen, sind Phlegma und Blut. Diese aber sind feucht, und machen, nach Galenus Ausspruch, die Menschen einfältig und dumm. Die Flüssigkeiten gegentheils, welche das Fleisch hart machen, sind Cholera, Melancholie, und aus diesen erwächst Klugheit und Verstand des Menschen. Es ist also ein weit schlechteres Merkmahl, weiches Fleich haben, als sprödes und hartes. Weich bedeutet ein schlechtes Gedächtniß bei einem schlechten Verstand und einer schwachen Einbildungskraft."

Es gibt, wenn ich so sagen mag, eine geistige Weichheit des Fleisch, welche vielmehr Verstand zeigt, als die Sprödigkeit. Ich möchte kein eigentlich zähes oder sprödes Fleisch zum Charakter von Verstand machen, so wenig als Weichheit des Fleisches, nicht näher bestimmt, zum Charakter von Dummheit. Ich möchte aber gerne weich von locker und schwammig, und spröde von fest ohne Härte unterschieden haben. Schwammiges Fleisch ist überhaupt dünner, als festes Fleisch; das ist wahr. Quorum perdura caro est, si tardo ingenio sunt; quorum autem mollis est, ingeniosi. *Aristot. Lib.* III, Welch ein Widerspruch! der aber verschwindet, wenn perdura zähe und spröde, mollis fein, unschwammig, zart übersetzt wird.

15. „Will man wissen, ob die Beschaffenheit des Gehirns mit der Beschaffenheit des Fleisches übereinkomme, so muß man die Haupthaare betrachten. Sind diese schwarz, stark, spröd und dicht, so zeugen sie von einer guten Einbildungskraft und einem guten Verstande." ... Ach, nein doch! nicht so allgemein gesprochen! mir fällt sogleich ein erzschwacher Mensch, schwach von Natur, mit solchem Haare, bei. Sprödigkeit ist ein fatales Wort, daß nie etwas Gutes bedeutet, man mag es anwenden auf was man will. .. „Sind aber die Haare zart und weiß, so zeugen sie von nichts, als einem guten Gedächtniß." ... Auch wieder zu wenig. Sie zeugen von einer feinen Organisation, welche Eindrücke von Bildern wenigstens so gut aufnimmt, als von Zeichen der Bilder.

16. „Will man nun ferner, wenn die Haare von der ersten Beschaffenheit sind, unterscheiden, ob sie einen guten Verstand, oder eine gute Einbildungskraft anzeigen, so muß man auf das Lachen des Knaben Acht geben. Denn das Lachen ist es, welches die Beschaffenheit der Einbildungskraft verräth." ... Und thue ich hinzu, des Verstandes, des Herzens, der Kraft

der Liebe, des Hasses, des Stolzes, der Demuth, der Treue und der Falschheit . . . Hätte ich Zeichner, die auf die Umrisse des Lachens lauerten! eine Physiognomie des Lachens wäre das interessanteste Lehrbuch der Menschenkenntniß. Wer gut lacht, ist gut.

17. Heraklit sagt: „ἀυγη ξηρη, ψυχη σοφοτατη.“ (Trockenes Auge, weiseste Seele!)

18. „Man wird wenig Leute von großem Verstande finden, die eine gute (näher bestimmt, eine schulmeisterlich reguläre) Hand schreiben.“

D. Stellen aus einem Manuscripte von Th.

„Wie das Verhältniß männlicher und weiblicher Gesichter, so das des jugendlichen und männlichen Alters.“

Die Erfahrung, daß mit der Schärfe oder Zarte des Umrisses die Festigkeit oder das Sanfte der Denkungsart gleichen Schritt laufe, ist einer von den Beweisen, daß die Natur ihren Geschöpfen solche Gestalten umgeworfen hat, die ihrer Beschaffenheit entsprechen.

„Daß aber diese Zeichen einer gefühlvollen Seele sehr lesbar sind, sieht man an Kindern, die den Falschen, den Rachsüchtigen, den Spion nicht um sich leiden können, und zum Unbekannten liebreicher Gemüthsart mit offenen Armen eilen.“

„Was sich hierüber einzeln sagen läßt, theilt sich in Farben, Linien, Pantominen.“

„Daß, allgemein gesagt, die Weiße angenehm, die Schwärze traurig, fürchterlich ist, folgt aus unserer Liebe zum Lichte, die sogar bei den Thieren bis zum Zueilen in's Feuer ausartet, und unserm Abscheu vor der Finsterniß. Daß dieß nun wieder seinen Grund darin habe, weil nur das Licht uns mit den Dingen auf's Deutlichste bekannt macht, unsern nach Erkenntniß hungrigen Seelen Unterhaltung verschafft und Bedürfnisse finden, Gefahren vermeiden läßt; dieß Alles darf ich nur erwähnen, um von dem Uebergange der Liebe des Lichtes zur Neigung gegen alles Helle einen Wink zu geben;“ es gibt daher eine Physiognomik der Farben. „Gewisse Farben sind gewissen Thieren besonders angenehm oder unangenehm.“ Warum? Sie sind Ausdruck von etwas, das Beziehung auf ihren Charakter hat, mit ihm harmonirt oder disharmonirt. Die Farben sind Effecte gewisser Beschaffenheiten des Objects und Subjects, sind also bei jedem Einzelnen charakteristisch, und werden es noch mehr durch die Art, wie sie sich wechselweise annehmen oder zurückstoßen. Das wäre nun wieder ein unermeßliches Feld der Naturforschung, und zugleich wieder ein Strahl der Sonnenwahrheit: Physiognomie ist Alles, Alles Physiognomie!

„Nicht geringer (fährt unsere Handschrift fort) ist unser natürlicher Abscheu vor Allem, was mit dunkler Farbe auch nur bekleidet ist. Und vor dem Genusse der Erde nicht nur, sondern auch vor dem Genusse sehr dunkelgrüner Pflanzen hat die Natur die Thiere gewarnt, weil eines sowohl schadet, als das andere. Und so schreckt ein Mensch finstern Ansehens das zarteste Kind ab, das sein Herz zu kennen noch unfähig wäre.“

„Die Theile der Bildung haben eine so auffallende Bedeutung, daß der Anblick des Ganzen unser Gefühl trifft, und ihm ein so schnelles als richtiges Urtheil ablockt. So wird, um nur vor der Hand zwei Extreme zu nennen, jeglicher auf den ersten Blick den Elephanten für das weiseste, den Fisch für das dümmste Thier erkennen.“

„Jetzt etwas zerlegt. Das Obergesicht bis zur Nasenwurzel ist der Sitz der innern Arbeit, der Gedanken und Entschlüsse; das Untergesicht ist der Sitz der Aeußerung. So sind nun die Thiere mit sehr zurückweichenden Stirnen mit wenig Hirn begabt, die mit vorliegenden desto mehr.“

„Herausstehende Nase und Maul (herausstehendes Maul durchaus gewiß nicht) bedeutet Beredsamkeit, Selbstvertrauen, Vorwitz, Unverschämtheit, Unbesonnenheit, Büberei und alle Fehler, die in fertiger Aeußerung zusammenlaufen.“ Dieß ist nun so ein Urtheil im Geschmack aller alten Physiognomisten. Absprechend und unbestimmt.

„Die Nase nämlich ist der Sitz des Hohns; ihr Rümpfen spottet. Die Oberlippe, wenn man sie aufwirft, bedeutet Frechheit und Unverschämtheit, auch Drohung. Die vorgerückte Unterlippe weist Ruhmredigkeit und Dummheit.“

„Was diese Zeichen noch lebhafter macht, ist die Geberde des Kopfwerfens, des allmähligen Hinaufziehens und Umschauens. Jenes bedeutet Hohnlachen, und da spielt die Nase eine Hauptrolle; dieses ist der Beweis der höchsten Vermessenheit, und hier zeichnet sich am stärksten die Unterlippe aus.“

„Im Gegentheil wird das eingezogene Untergesicht Verschwiegenheit, Bescheidenheit, Ernst, Zurückhaltung anzeigen, und alle Fehler in Heimtücke und Verstocktheit bestehen.“ Nicht so durchaus. Spitziges Kinn ist viel öfters Zeichen der List, als zurückgehendes. Zurückgehendes ist selten planvoll un' unternehmend.

„Der Nase gerade Bildung weissagt Ernst; eingebogene Krümme edle Denkungsart; die platt anliegende Oberlippe (wenn sie sich nicht wohl schließt) verkündigt Blödigkeit, die ähnliche Unterlippe Bedacht im Reden.“

„Hier theilt es sich in zwei Hauptarten, die, wo die Backen fast in gleicher Fläche liegen, und die Nase nur wie ein Hügel hervorsteht, und das Maul wie eine Säbelwunde in ebener Fläche sich lang hinzieht, und die Kiefern eine nur wenig gekrümmte Linie ausmachen. Solche Form macht das Gesicht sehr breit gegen die Länge, und äußerst grob, hölzern, dumm und in allen Absichten beschränkt. Eigensinn und Unbeweglichkeit ist ihr Hauptcharakter. Zweitens, wo die Nase einen scharfen Rücken hat, und alle Theile zu beiden Seiten einen spitzen Winkel mit einander machen. Die Backenknochen sind dann unmerklich, folglich ist zwischen der Nase und ihnen Wulst. Die Lippen weichen zu beiden Seiten zurück. Der Mund ebenfalls, oder läuft in eirunde Oeffnung zusammen, die Kiefern spitzen sich am Kinne scharf zu.“ Diese sind feiner, geschäftiger, listiger.

„Ich muß hier, um vom Ganzen ein deutliches Bild zu geben, eine Vergleichung mit den Böden zweier Schiffarten erlauben. Das Kauffahrtheischiff, für schwere Befrachtung gebaut, hat stumpfen Kiel, seine Rippen liegen in gleicher Fläche. Erste Gesichtsart. Die Fregatte, zum schnellen Segeln bestimmt, hat scharfen vorstehenden Kiel, und die Rippen machen einen spitzen Winkel mit einander. Zweite Gesichtsart. Von beiden Extremen würde mir je-

nes das Bild des niederträchtigsten Selbstverliebten, dieses das Bild des edelsten, wärmsten Menschenfreundes geben."

„Ich weiß, Spitzen (Extreme) hat die Natur selten, aber von ihnen muß, zumal im Bereisen unbekannter Meere, der Verstand als von Leuchtthürmen ausgeben, um sich immer herausfinden zu können. Die Abfälle und Uebergänge, die in allen ihren Werken die Natur macht, werden dann auch hier vorausgesetzt und gefunden, und dann einer von beiden Gränzen zugerechnet."

„Indem ich obige Hypothese, um sie zu prüfen, weiter anwende, so glaube ich von der ganzen Natur eben das sagen zu können. Mit breitem Gesichte ist kurzer Hals, breite Schultern, breiter Rücken verbunden, und dieß sind bekanntlich Eigennützige mit stumpferem Sittengefühl. Langes, schmales Gesicht hat langen Hals, schmale oder gesenkte Schultern und schmalen Rücken. Diesen Menschen würde ich mehr Billigkeit und Eigennutz, überhaupt mehr gesellige Empfindung zutrauen."

„Des Menschen Gesichtszüge werden wie sein Charakter durch Erziehung, Lage, Umgang, Begebenheiten gewaltig verändert. Und daher läßt es sich rechtfertigen, daß die Physiognomik weder rückwärts von dem Ursprung der Züge Rechenschaft geben, noch vorwärts Schicksale prophezeihen soll, sondern aus dem reinen Gesichte, abgestreift von Allem, was äußere Dinge auf ihn wirken könnten, soll sie lesen, was der gegebene Mensch seyn kann, höchstens mit dem Zusatz: so viel Herrschaft wird die Vernunft, so viel die Sinnlichkeit über ihn behalten; dieser ist zur Umbildung zu steifsinnig, jener zur Abschleifung, zur Hinreißung weich genug."

„Theils läßt sich aus dieser Umschaffung erklären, warum so mancher Mensch zu seiner Lage, wenn ihn gleich Zufälle, nicht Wahl hineinsetzen, geboren scheint; warum der Fürst, der Edelmann, der Aufseher eines Werkhauses eine herrische, strenge, pedantische Miene; warum der Unterthan, der Knecht, der Sclave ein muthloses, niederträchtiges, die Buhlschwester ein geziertes, gezwungenes, nichtsbedeutendes Ansehen bekommt. Der stäte Eindruck der Umstände auf das Gemüth übertrifft den Eindruck der Natur bei weitem; (bei weitem nicht!) obwohl eben so gewiß ist, daß sich noch der geborne Niederträchtige (es gibt keine gebornen Niederträchtigen, aber Solche, die es unter gewissen Umständen viel, viel eher werden, als Andere), von dem, den Unglück zum Diener macht, merklich auszeichnet, wie der, den sein Glück zum Gebieter seiner Brüder machte, von dem, dessen Geist Mutter Natur über die Seelen vieler Alltagsmenschen erhob."

„Die stumpfere Seele hat als Sclave lauter Leeres, als Herr Selbstzufriedenheit und Gebieterisches im offnen Maul, vorliegender Unterlippe oder gerümpfter Nase. Der edlere Geist herrscht durch weitsehenden Blick, und in der geschlossenen Lippe liegt Mäßigung. Dienen wird er mit Gram, niedergeschlagenem Auge, den Mund zu Klagen verschlossen."

„Wie die vorbenannten Ursachen ein bleibendes Gepräge geben, so drückt eine Gemüthsbewegung, so lange sie dauert, vorübergehende Spuren ein. Diese Zeichen sind zwar tiefer, als die Züge des ruhigen Gesichtes, dennoch werden sie gar sehr von dem Grundcharakter der bewegten bestimmt, und durch Vergleichung verschiedener Gesichter, die gleiche Bewegung leiden, läßt sich der Unterschied und die besondere Natur in der Seele im hellsten Lichte schauen. Zorn des Unvernünftigen ist lächerliches Spielgefecht, des Selbstverliebten fürchterliche Wuth, des Edlen zurückweisend und beschämend, des Wohlwollenden mit Wehmuth vermischt, und bewegt den Beleidiger zur Reue."

„Betrübniß des Ungebildeten ist lärmend, des Selbstverliebten widerlich, des Zärtlichen voll heißer Thränen und mittheilend, des Gesetzten, Ernsten, ganz innerlich und kaum die Muskeln der Backen gegen die Augen gezogen, die Stirn wenig gerunzelt."

„Liebe des Ungebildeten ist stürmisch, gierig; des Selbstverliebten ekelhaft, wohnt in blitzenden Augen und gezwungenem Lächeln der gefurchten Wangen und des verzogenen Maules; des Zärtlichen schmachtend, der Mund zum Bitten zusammengezogen; des Gebildeten ernstlich, den Gegenstand starr anschauend, voll Offenheit in der Stirn und den zum Reden gefaßten Munde."

„Mit Einem Wort: die Empfindungen des gesetzten Menschen verrathen sich schwächer, die des rohen werden zu Grimaßen, sind daher kein Gegenstand des Schulkünstlers, wohl aber des Gesichtskenners und Sittenlehrers, um vor übertriebener Aeußerung der Gemüthsbewegungen die Jugend zu warnen und sittlich zu zeigen, wie beschwerlich man der Gesellschaft wird."

„Denn so sind die Gefühle eines Wohlwollenden mittheilend und rührend, oder flößen Ehrfurcht ein; die aber eines Boshaften fürchterlich, verhaßt oder lächerlich."

„Oeftere Bewegungen graben ihre Eindrücke so tief, daß sie dem Gepräge der Natur gleichkommen, und dann kann man sicher seyn, daß zu diesen Gefühlen das Herz sehr geneigt sey. Eine Wahrheit, die das Lesen der rührenden Dichter, die Vorstellung gesitteter Schauspiele sehr erklärt, und das Herumführen eines Jünglings zu Auftritten des menschlichen Elends und Sterbenden sehr empfiehlt."

„Häufiger Umgang und enge Verbindung bildet die Menschen so sehr einander ähnlich, daß sich nicht nur die Gemüther an einander abschleifen, sondern auch ihre Stimmen und Gesichter etwas Aehnliches bekommen. Beispiele sind mir genug bekannt geworden."

„Jeder Mensch hat seine eigene Lieblingsbewegung, die seinen ganzen Charakter auf einmal auf's Deutlichste darstellen würde, wollte oder könnte man ihn darin malen. Eine mäßige Sammlung solcher Porträte wäre die Schule, d. i. Vorbereitung der Physiognomik, und würde Lavater's Fragmente zehnmal gemeinnütziger machen."

„Gleiches würde eine Folge von abgeschilderten Bewegungen leisten, deren das Individuum eines Menschen fähig ist. Die Zahl derselben ist bei lebhaften Menschen sehr groß und vorübergehend, bei Kühlen, Gebildeten weit weniger und ernsthafter."

„Wie jene Sammlung von idealisirten Individuen eine ausgedehnte Menschenkenntniß, d. i. eine über viele Gemüthsarten verbreitete Wissenschaft geben würde, so müßte die Sammlung von Gesichtsveränderungen eines Einzelnen eine Geschichte des menschlichen Herzens liefern, und zwar sowohl was für ein trotziges und verzagtes Ding das Herz des Ungebildeten sey, als wie weit es sich durch Vernunft und Erfahrung umbilden könne."

„Welche Schule für Jünglinge, neben einander zu sehen, Christum als lehrend, als fragend: Wen sucht Ihr? als sich krümmend im Garten, als weinend über

Jerusalem, als verscheidend! immer derselbe Gottmensch, und bei der großen Verschiedenheit der Lagen die nämlichen Hauptzüge von Wunder, Vernunft, Sanftmuth."

„Den Cäsar, scherzend mit den Seeräubern, die ihn fingen, weinend über den Anblick von Pompejus Kopf, hinsinkend mit beschämendem, wehmüthigem Blick gegen den Brutus: Et tu, Brute?"

„Auf der andern Seite den Belsazar, schmausend mit seinen Großen, blaß über den schreibenden Wandfinger."

„Jenen Tyrannen, wüthend über das Leben seiner Bürger, dann umringt von gerichteten Elenden noch unter Schwertern flehend Erbarmung: ich will Euch Allen vergeben!"

„Da mit der Empfindung der Ton im Verhältnisse steht, sollte dann nicht jeder Mensch einen Grundton haben, indem alle, deren er fähig ist, zusammenlaufen; und wäre dieß nicht derjenige, den er bei ruhiger Lage, bei gleichgültigen Unterredungen annimmt. Denn sein ruhiges Gesicht enthüllt ja die Anlage zu allen Zügen, die er annehmen kann."

„Diese Töne müßte ein Tonkünstler feines Ohrs, sammeln, classificiren und dann bezeichnen können, und am Ende müßte man jedem gegebenen Gesicht seinen Naturton beilegen können; doch mit dem Vorbehalt der Veränderungen, die von der Beschaffenheit der Lunge herrühren. Der von langer Statur und platter Brust wird eine schwache Stimme haben, der Krankheiten nicht zu gedenken."

„Auf diesen Gedanken, der schwerer auszuführen als zu erfinden ist, hat mich die unzählige Art Ja und Nein auszusprechen gebracht."

„So vielerlei Anlässe es gibt, eines von diesen zu sagen, z. B. Versicherung, Entscheidung, Freude, Angst, Scherz, Spott und so mehr, so vielerlei Ton kann auch der nämliche Mensch seinem Worte geben. Und dennoch hat bei gleichem Anlaß jeder Mensch seine eigene Art, die mit seinem Charakter zusammenstimmt, offen oder rückhaltend, ernstlich oder leichtsinnig, theilnehmend oder kalt, mürrisch oder leutselig, entschlossen oder zaudernd; Ja, Nein, oder sonst etwas zu sagen. Welch ein Unterschied für die Gesellschafter und welche weite Ritze in's Innerste der Seele!"

„Vermöge der Erfahrung, daß unter gewissen Umständen auch der Denker leerköpfig, der Beherzte verlegen, der Sanftmüthige unwillig, der Heitere mißvergnügt aussehen kann, ließe sich durch Hülfe dieser zufälligen Züge von jeder Bewegung ein Ideal erfinden, und dieß wäre ein würdiger Anhang und die höchste Stufe der Physiognomik."

E. Stellen aus Nicolai.

1. „Das Verschobene und Verkehrte in der Bildung kann sowohl von äußerlichen als von innern Ursachen herrühren. Aber die Wohlgereimtheit entspringt bloß aus der Uebereinstimmung der innerlichen und äußerlichen wirkenden Ursachen. Daher läßt sich das Moralischgute mit weit mehr Sicherheit aus der Physiognomie schließen, als das Moralischböse." Sehr wahr, ausgenommen in dem Momente, wo das Moralischböse in Bewegung ist!

2. „Nicht die Errathung einzelner Charaktere, vielmehr die Kenntniß menschlichen Charakters überhaupt ist der Zweck der Physiognomik." Das heißt: Allgemeine Zeichen von Kräften und Empfindungen zu finden, die freilich nichts nützen, wenn sie sich nicht wieder auf jedes einzelne Individuum anwenden lassen, zumal da wir immer nur mit Individuen zu thun haben.

3. „Wenn man viele Bildnisse desselben Menschen von Jahr zu Jahr richtig zeichnete und dabei das Original genau kennte, das wäre großer Nutzen für die Physiognomik." Was leicht möglich, vielleicht allein möglich ist, sind genaue Silhouetten oder Abgüsse. Denn das Wenige der Veränderung wird selten ein Zeichner und Physiognomist genug bemerken.

4. „Die Hauptfrage des Physiognomisten bei seinen Untersuchungen wird immer die seyn: auf welche Art er sinnlicher Eindrücke fähig sey? Durch welches Perspectiv er die Welt ansehe? was er überhaupt empfangen und geben könne!"

5. „Eben die lebhafte Einbildungskraft, die schnelle Perceptibilität, ohne die sich kein Physiognomist denken läßt, ist vielleicht beinahe unzertrennlich mit andern Eigenschaften des Geistes verbunden, welche die höchste Behutsamkeit nöthig machen, wenn er das Resultat seiner Beobachtungen auf wirkliche Geschäfte anwenden will." Wahr, aber wenn er seine schnellen Gefühle in bestimmte Zeichen aufzulösen sucht, wenn er die allgemeinen Zeichen gewisser Kräfte, Empfindungen, Leidenschaften vorzulegen im Stande ist, und seine schnelle Einbildungskraft ihm nur dazu dient, die Aehnlichkeiten leichter zu finden und zu bezeichnen, so hätte es doch so viele Gefahr auch nicht.

F. Stellen aus Winkelmann's Schriften.

1. „Die innere Empfindung bildet den Charakter der Wahrheit, und der Zeichner, welcher seinen Akademien denselben geben will, wird nicht einen Schatten des Wahren ohne eigne Ersetzung desjenigen erhalten, was eine ungerührte und gleichgültige Seele des Modells nicht empfindet, noch durch eine Action, die einer gewissen Empfindung oder Leidenschaft eigen ist, ausdrücken kann." Die innere Empfindung bildet den Physiognomisten, und der Zeichner, ohne diese, wird wohl einen Schatten, aber mehr nicht, und nur einen in Unbestimmtheit ausnebelnden Schatten des wahren Naturcharakters erhalten.

2. „An Göttern und Göttinnen machten Stirn und Nase beinahe eine gerade Linie. Die Köpfe berühmter Frauen auf griechischen Münzen haben dergleichen Profil, wo es gleichwohl nicht willkührlich war, nach idealischen Begriffen zu arbeiten. Oder man könnte muthmaßen, daß diese Bildung den alten Griechen so eigen gewesen, als es bei den Kalmucken die flachen Nasen, bei den Sinesen die kleinen Augen sind. Die großen Augen der griechischen Köpfe auf Steinen und Münzen könnten diese Muthmaßung unterstützen."

Ganz allgemein durfte sie nicht seyn, und war es vielleicht auch nicht, indem unzählige Medaillen das Gegentheil beweisen. Es kann aber Zeiten und Gegenden gegeben haben, wo solche Bildungen die gemeinsten waren. Wenn aber auch nur Eine solche Form dem Genius der Kunst erschienen war, so

war

war es genug für ihn, diese zu umfassen, festzuhalten, und sich in sie hineinzuarbeiten; doch an dem liegt uns jetzt weniger, als an der Bedeutung dieser Form. Je mehr sie sich der Perpendicularität nähert, desto mehr verliert sie den Charakter der Weisheit und Grazie, und desto mehr den Charakter der Würde und Größe, je schiefer sie zurücksinkt. Je gerader und perpendiculärer zugleich das Profil der Stirn und der Nase ist, desto mehr nähert sich das Profil des obern Theiles vom Kopfe einem rechten Winkel, vor welchem Schönheit und Weisheit mit gleich schnellen Schritten fliehen. In den gewöhnlichen Copien dieser alten berühmten Schönheitslinien finde ich größtentheils einen Ausdruck drückender, wenn ich so sagen darf, unbegeisterlicher Fadheit. Ich sage in den Copien, z. B. in der Sophonisbe der **Angelika Kaufmann**, wo vermuthlich einerseits der Ueberwurf der Linie unter die Haare vernachlässigt ist, und nicht erreicht worden, andrerseits die unerreichbare Sanftheit der Beugung der geradescheinenden Linien.

3. „Die Linie, welche das Völlige der Natur von dem Ueberflüssigen derselben scheidet, ist sehr klein." **Unermeßbar allen Versuchen und Werkzeugen, und dennoch allgewaltig, wie alles Unerreichbare!**

4. „Eine schöne Seele, wie Raphael's war, in einem so schönen Körper wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neuern Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken."

5. „**Gezwungen** ist das Gegentheil von der **Natur**, und **gewaltsam** von der **Sittsamkeit** und dem **Wohlstande**." **Wo du Zwang bemerkst, da fürchte geheime, tiefe, langsam Leidenschaft; wo Gewaltsamkeit, offne schnell tödtende.**

6. „Durch das Gerade und Völlige wird die Großheit gebildet, und durch sanftgesenkte Formen das Zärtliche." **Alle Großheit hat etwas Gerades und Völliges, aber nicht alles Gerade und Völlige Großheit; dieß Gerade und Völlige muß in einer gewissen Lage seyn, in einem bestimmten Verhältniß zur Horizontalfläche, auf welcher wir stehen, es zu betrachten.**

„Daß in diesem Profile eine Ursache der Schönheit liege, beweiset das Gegentheil. Denn je stärker der Einbug der Nase ist, desto mehr weicht jenes ab von der schönen Form, und wenn sich an einem Gesichte, welches man von der Seite siehet, ein schlechtes Profil zeigt, kann man ersparen, sich nach demselben, etwas **Schönes** zu finden, umzusehen."

Es kann das edelste, reinste, weiseste, geistreichste, herzlichste Gesicht sein, voll Schönheiten für den Physiognomen, der alles Echtgute, sinnlich ausgedrückt, in den weitern Kreis seiner Schönheit aufnimmt, aber die Form heißt deßwegen nicht schön, und verdient auch, wenn man genau reden will, diesen Namen nicht.

7. „Wir denken in'sgemein, wie wir gemacht sind."

8. „Man liest das Colorit des **Guido** und **Guercino** auf ihrem Gesichte."

9. „Nichts ist schwerer, als der Beweis einer augenscheinlichen Wahrheit.

G. Vermischte Stellen.

Campanella.

(Aus **Burke's** philosophischer Untersuchung über das Erhabene und Schöne.)

„**Campanella** hatte nicht nur sehr genaue Beobachtungen über die menschlichen Gesichtszüge gemacht, sondern er besaß auch in hohem Grade die Kunst, die merklichsten nachzumachen. Wenn er Lust hatte, die Neigung derer, mit welchen er umging, zu erforschen, so nahm er, so genau als er konnte, das Gesicht, die Geberden, die ganze Stellung der Personen an, welche er untersuchte, und dann gab er genau Acht, in was für eine Gemüthsverfassung er durch diese Aenderung gesetzt ward. Auf diese Weise war er im Stande, so vollkommen (oder besser **einigermaßen**) in die Gesinnungen und Gedanken einzudringen, als wenn er sich in die Person desselben verwandelt hätte. So viel habe ich selbst oft erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines zornigen, sanftmüthigen, kühnen oder furchtsamen Menschen nachmache, ich in mir einen ganz unwillkührlichen Hang der Leidenschaft finde, deren sichtbare Zeichen ich nachzumachen suche. Ja, ich bin überzeugt, man wird das beinahe nicht vermeiden können, gesetzt, daß man sich auch Mühe gäbe, die Leidenschaft von den ihr zugehörigen Geberden abzusondern. Dieser **Campanella** hatte es so sehr in seiner Gewalt, seine Aufmerksamkeit von den körperlichen Leiden abzuwenden, daß er die Tortur selbst ohne viele Schmerzen ertragen konnte. Im Gegentheil, wenn aus irgend einer Ursache der Körper nicht in der Verfassung ist, die Gebehrden anzunehmen oder sich in die Bewegungen setzen zu lassen, die von einer gewissen Leidenschaft ordentlicher Weise hervorgebracht werden, so entsteht auch diese Leidenschaft selbst nicht, wenn auch noch so starke Ursachen zu derselben vorhanden wären, und wenn gleich diese Leidenschaft nur durch Vorstellungen wirkt, und keinen der äußern Sinne berührt. So wird ein Opiat oder ein starker Liqueur die Wirksamkeit der Traurigkeit, der Furcht, des Zorns auf eine Zeit lang trotz allem Widerstande aufheben, und dieß bloß, weil der Körper in eine Verfassung gesetzt wird, die derjenigen entgegen ist, in welche er bei diesen Leidenschaften geräth."

2. „Qui pourra jamais dire, en quoi l'organisation d'un imbécille diffère de celle d'un autre homme?" . . . Welcher Naturforscher, welcher **Büffon**, oder wie sein Name heißen mag, jemals so fragen kann, der wird gewiß mit keiner Antwort zufrieden seyn, und wenn sie die förmlichste Demonstration wäre.

3. „Ist ein Körper im Sterben, so kann ihm die beste **Diät** oder Promenade nichts helfen." Es gibt Gesichter, die keine menschliche Weisheit und Kraft wieder zurechtsetzen kann. **Aber was den Menschen unmöglich ist, das ist es Gott nicht.**

4. „Nagt der Wurm von innen, so ist auch die Erscheinung von außen schändlich und häßlich!" . . . O übertünche sich ein innerlich ausgefressenes Heuchlergesicht noch so sehr mit roher, kalter, leerer Feierlichkeit, nur desto schändlicher erscheint es dem Physiognomen!

5. „Nehmet diesen Baum aus seinem Klima und Erdboden und seiner freien, hohen, milden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauses: er ist dahin, wenn er auch dem Scheine nach nur kränkelnd

noch da steht. Füttert dieß kostbare fremde Vieh außer seinem Elemente, ganz umsonst, in öffentlichen Gebäuden; es stirbt, trotz Speise und Trank, oder wird fett und abgeartet." Ach, die traurige Geschichte so mancher Physiognomien!

6. „Das Porträt ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt." Ein vollkommenes Porträt, meines Bedünkens, ist nichts mehr und nichts weniger, als eine runde Menschengestalt, so auf eine Fläche gebracht, wie sie in einer dem Menschen natürlichen Situation bei hellem Lichte von außen in der Camera obscura erscheint.

7. „Woher kommt es, fragte ich einen Freund, daß die rusirten und feinen Köpfe ein oder beide Augen geschlossen haben?" Er antwortete: „Aus Ohnmacht. Haben Sie je einen starken Menschen zugleich fein gesehen? Mißtrauen gegen Andere ist Kleinmuth an uns selbst."

8. Derselbe Mann, in seinen Urtheilen über Geist und Geistesproducte mir der Eine aus zehntausend Urtheilern über Geist und Geistesproducte, schrieb mir einmal ein Paar kostbare Briefe über Physiognomik. Er erlaube mir, einige Stellen daraus hierher zu setzen.

„Eines von den ewigen Gesetzen scheint mir dieß zu seyn, daß der erste Eindruck nur der einzig wahre sey." (Licht und Standpunct gehörig vorausgesetzt!) „Hierzu brauche ich weiter nichts zu sagen, als: ich glaube es, und berufe mich auf den Glauben Anderer. Der neue Mensch, der mir erscheint (und mich afficirt), ist mir empfindlichem Wesen eben das, was einem Blindgebornen das Bild der Sonne seyn mag."

9. „Rousseau hat Recht, wenn er von D. sagt: der Mann gefällt mir nicht, und er hat mir doch nichts zu Leide gethan, aber ich muß mit ihm brechen, ehe es dazu kommt."

10. „Die Physiognomik ist dem Menschen so nöthig (und so natürlich) wie die Sprachfähigkeit."

II. Vermischte Stellen aus Kämpf's Abhandlung von den Temperamenten, mit Anmerkungen.

1. „Sollte es der Physiognomik nicht etwa gehen, wie dem Spiegel bei einem häßlichen Frauenzimmer?" . . . Und wie dem Spiegel bei einem schönen, setze ich hinzu. Wer weise ist, schaut in den Spiegel und reiniget sich. Der Thor wendet sich, und bleibt wie er war.

2. „Jedes Temperament, jeder Charakter hat sein Gutes und Schlimmes. Der Eine ist zu etwas aufgelegt, wozu der Andere nicht fähig ist. Freilich hat der Eine mehr als der Andere. Das Gold hat einen höhern Werth, als die Münze; gleichwohl können wir jenes eher entbehren, als diese. Die Tulpe gefällt durch ihre Schönheit; die Nelke reizt durch ihren Geruch; der unansehnliche Wermuth ist dem Geschmack und Geruche nach unangenehm, übertrifft aber beide an Heilkraft. Und auf solche Art trägt ein jedes zur Vollkommenheit des Ganzen das Seinige bei."

Ich setze aus Paulus hinzu:

„Gleichwie wir an Einem Leibe viele Glieder haben, alle die Glieder aber nicht einerlei Geschäfte haben, also sind wir viele Ein einziger Leib, und haben verschiedene Gnadengaben. Wenn nun der Fuß sagte: Ich bin keine Hand u. s. w., wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? u. s. w. . . Es darf das Auge nicht zu der Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht. . . Die, welche die schwächern Glieder des Leibes zu seyn scheinen, diesen legen wir desto mehr Ehre an. . . Gott hat den Leib so zusammengeordnet, daß er dem, das weniger hatte, desto mehr Ehre gegeben, damit keine Trennung am Leibe sey, sondern die Glieder für einander einerlei Sorge tragen mögen. . . Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß Er zu schanden mache, was stark ist; und das Unedle und Verachtete vor der Welt hat Gott erwählet, und was nichts ist, daß Er zu nichte mache, was Etwas ist, damit sich kein Fleisch vor Gott rühmen möge. Nur bleibe ein Jeder in dem Berufe, wie er von Gott berufen ist."

Die Nelke soll nicht Tulpe, der Finger nicht Auge seyn wollen. Und der Schwache wolle sich nicht erheben aus seinem Kreise in den Kreis des Starken. Jeder hat seinen eigenen Kreis, wie seine eigene Gestalt. Aus seinem Kreise heraustreten wollen, heißt: sich auf einen andern Rumpf verpflanzen wollen.

3. „Man versichert, daß unsere wirksame Natur in weniger Zeit als einem Jahre fast kein Theilchen mehr von unserm alten Körper übrig lasse; und doch werden wir, ungeachtet unser Körper den größten Veränderungen von Speise und Trank, Luft u. s. w. unterworfen gewesen, keiner Veränderungen des Gemüths gewahr. Die Verschiedenheit der Luft und der Lebensart bringt keine Ausartung in dem Temperamente hervor."

Die Grundlage des Charakters liegt tiefer, ist von allen Zufälligkeiten gewissermaßen unabhängig. Vermuthlich ist eine geistige, unsterbliche Textur das, wo alles Sichtbare, Verwesliche, Transitorische hineingewebt wird.

4. „Un statuaire peut tailler un morceau de bois dans la forme qu'il lui plait; il en fera un Esope, ou un Antinous, mais il ne changera jamais la nature inhérente du bois." Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg.

Den Grundstoff des Menschen, sofern seine Erkenntniß zur Behandlung desselben nöthig ist, erkennen und unterscheiden können, ist die höchste und nützlichste Weisheit, deren die menschliche Natur fähig ist.

5. „Es leuchtet einigen Leuten von Natur etwas Hohes aus den Augen, das eine Ehrfurcht gegen sie erwecket. Dieses Hohe ist eine verborgene Kraft, über Andere emporzuschweben, welche nicht von verdrießlichem Zwange, sondern von einem natürlichem Wesen, das durch die Natur selbst zum Herrschen zugerichtet ist, ihren Ursprung haben muß. Jeder findet sich genöthiget, solcher geheimen Gewalt sich zu unterwerfen, ohne daß er weiß, wie ihm geschieht, sobald die geheime Lebhaftigkeit des Ehransehens, das von Natur einem solchen Menschen eingepflanzt ist, ihm in die Augen leuchtet. Die dieß natürlich herrische Wesen an sich haben, regieren unter den Menschen als Herren. Sie sind Löwen durch ein angebornes Privilegium, indem sie sich der Herzen und der Zungen Aller bemeistern." Gratians Orakel, Maxime 42.

6. „Es giebt nur vier Hauptarten von Blicken, welche sehr weit von einander unterschieden sind: einen feurigen nämlich, einen schläfrigen, einen stäten und einen unstäten."

Die Probe aller allgemeinen Sätze ist die Anwendung derselben auf vorkommende Fälle. Wendet jede physiognomische Behauptung nur sogleich auf bekannte

Individuen, auf Gesichter von Freunden oder Feinden an, und ihr werdet die Wahrheit oder Unwahrheit, Bestimmtheit oder Nichtbestimmtheit jeder Behauptung leicht bestimmen lernen. Laßt uns gerade mit dieser Behauptung den Versuch machen, und wir werden gewiß finden, daß es eine Menge Blicke gibt, die sich nicht unter diese vier Hauptnamen fassen lassen, z. B. der lichte Blick, der von dem feurigen ganz verschieden, und weder stät ist, wie der melancholische, noch unstät, wie der sanguinische. Es gibt einen Blick, der zugleich sehr schnell und sehr stät ist; er heftet und spießt durch, wenn ich so sagen darf. So gibt es ruhig thätige Blicke, die weder cholerisch noch phlegmatisch sind. Besser finde ich die Eintheilung in gebende, nehmende, und gebende und nehmende zugleich; oder in intensive und extensive; oder in anziehende, zurückprallende und untheilnehmende; in gespannte, abgespannte, überspannte; treffende, untreffende; ruhende, bleibende, träge; offene, verschlossene; einfache, zusammengesetzte; gerade, verwirrte; kalte, verliebte, weiche, feste, kühne, treue u. s. f.

LVIII. Ueber Ideale der Alten; schöne Natur; Nachahmung.

Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgearbeitet hat, als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit, kann für's erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben. Nun entsteht die Frage: woher diese hohe, wie man sagt, überirdische Schönheit? Die Antwort ist zweifach: „entweder die Künstler hatten höhere Ideale, sie imaginirten sich vollkommnere Menschen, ihre Kunstwerke waren bloß neue Geschöpfe ihrer edleren Dichterkraft, oder sie hatten eine vollkommnere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen, und solche Bilder darzustellen." Die Einen sehen also diese Werke als neue Schöpfungen, die Anderen bloß als dichterische Nachahmungen schönerer Natur an.

Ich bin von der letzteren Meinung, und ich bin gewiß, wie ich es von einer Sache in der Welt seyn kann, daß ich Recht habe. Die Sache ist wichtig, und verdiente von einem Gelehrten, welches ich nicht bin, demonstrirt zu werden. Ich glaube, sie ist der Demonstration so fähig, als es etwas seyn kann.

Nur so viel gebe ich der Ueberlegung aller Denkenden anheim: ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts. Es ist ewiges, eigenthümliches, unmittheilbares Vorrecht des Wesens aller Wesen, „dem, was da nicht ist, zu rufen, als ob es sey!" Nachahmen ist des Menschen ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst. Vom Anfange seines Menschenlebens an bis an sein Ende ist Alles, Alles Nachahmung, das Gemeinste und Trefflichste, was er thut, und wenn es noch so sehr sein Werk, Geschöpf seiner Hände und Gemächt seines Geistes zu seyn scheint. Kein Mensch erschafft sich eine Sprache, alle Sprache ist Nachahmung; kein Mensch erschafft sich eine Schrift, alle Schrift ist Nachahmung; kein Mensch erschafft ein Bild, alle seine Bilder sind Nachahmungen.

Das Kind des Franzosen lernt französisch, des Deutschen deutsch. Jeder Schüler eines Malers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl seines Meisters nach.

Es ließe sich durch die vollkommenste Induction unwidersprechlich darthun, daß jeder Maler seinen oder sein Meister die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt hat. So jeder Bildhauer, so jeder Schriftsteller, so jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist bloß die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind also immer ganz zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur und eines Auges, das gebildet war, von diesen Scheinheiten afficirt und hingerissen zu werden. Was Auge ohne Licht ist, was Weib ohne Mann, ist Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer sich. Es wird von seinem Zeitalter eben so sehr gestimmt, als es hinwieder sein Zeitalter weckt und stimmt. Es gibt nur umgeschmolzen, zusammengeschmolzen seinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzien erhielt. Welcher seichte Kopf, oder welcher Philosoph von Profession und Prätension wird uns denn bereden: die griechischen Künstler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die sie umgab, ihre Sinnen unmittelbar afficirte, geschöpft, sondern ihre Werke sind ihre eigenen Geschöpfe? ganz Geschöpfe ihrer glücklicheren Einbildungskraft? Sie haben gleichsam Erscheinungen aus höheren Welten zu ihren Mustern genommen! — Gut, wenn sie so übermenschlich, so göttlich aus sich selber, ohne Beihülfe wirklicher Wesen außer sich erschaffen konnten, oder wenn sie gar als Göttererscheinungen gewürdigt wurden . . . Ich denke, so werden wenigstens sie, diese Glücklichen, diese außerordentlichsten Menschen von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung gewesen seyn? denn sicherlich, von Hogarth's Carricaturen keine konnte den Apoll erschaffen. . . . O! was ich mich schämen muß, das zu sagen! Im Ernste! woher diese Erscheinungen aus der idealischen Welt? aus dem Geisterreiche „unkörperliche Schönheiten!" Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden! alle Werke aller Wachenden! aus der Welt, die sie umgab, aus den Meistern, die ihnen vorgingen, aus ihrer individuellen Organisation, die durch die beiden vorhergehenden Dinge so und so afficirt wurde. Warum kamen ihnen diese Erscheinungen? und warum kommen sie uns nicht? bloß allein deßwegen, weil sie schönere Menschen vor sich hatten, wir hingegen bloß die Bildsäulen dieser edleren Geschöpfe; schönere Menschen, um und an sich, wo sie standen und gingen; oder eine Tochter, wie Carl Maratti, der doch schon mit dem stäten Anschauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhte, seine himmlischen Marienbilder schuf. Schönere Menschen! und schöner woher! Nicht nur sage ich: „Frage den, der sie schuf! sondern sieh auf Klima, glückliche und abhärtende Zeiten, Lebensart!" Noch jetzt, sagt Winkelmann, — doch wir wollen ihn hierüber im folgenden Fragmente hören.

Jeder, der die Schwelle der Philosophie betritt, weiß, und wenn er es nicht wüßte, wär' es darum nicht weniger wahr: „Nichts kommt in die Imagination, als vermittelst der Sinne." Gemeinplatz, aber ewig wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, so hoch es über unsere Kunst, Imagination, Gefühl erhaben seyn mag, ist doch nichts, als Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet sich

die Kunst allein nach der Natur und nach dem, was sie gesehen und gehöret hat. Sie ist nichts, als übel- oder wohllautender Wiederhall, der in uns zu einer Empfindung zusammentreffenden sinnlichen Wahrnehmungen dessen, was außer uns ist.

Es ist so fern, daß die Kunst, ohne und außer der Natur, idealisiren könne, daß ich keck behaupte, „sie kann es nicht einmal bei und vor der Natur!“ Furchtbares Paradox! Maler, Bildhauer und Dichter, werdet Ihr nicht über mich herfallen? Dennoch ist es durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu sagen, wie uns alle, die nichts Sonderbares zu sagen wissen, und alles Vorgesprochene nur nachsprechen, Vorgeschriebene ehrerbietig und sclavisch nachschreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode, vorwerfen, sondern es ist lebendige Ueberzeugung bei mir: nicht nur Ueberzeugung, sondern Wahrheit; es ist bloße Convention, daß wir irgend ein noch so idealisches Gemälde übernatürlich schön nennen. Ewig unnatürlich ist und bleibt alle Kunst.

Das, was wir Ideale nennen an den Alten, mag uns Ideal scheinen. Ihnen war es vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunst!

Ich schließe von allem dem, was ich um mich sehe, auf das, was jene um sich gesehen haben müssen, von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Besser oder schlechter, das thut hier nichts. Natur des Menschen bleibt, wie die Hauptform des Menschen, immer ein und eben dieselbe, und was sehe ich dann um mich herum? — daß kein einziger Maler, kein Bildhauer, kein Dichter die Natur erreicht, geschweige verschönert. Schöner als Der und Dieser und Jener, schöner als man es gewohnt ist, zu sehen, zu hören, zu lesen, das ist möglich; darum spricht man so viel von Ideal! aber nicht schöner, und nicht so schön als die vorhandene schöne Natur nämlich: o daher, meine Lieben, kommt der schreckliche Fehlsprung; man schloß, weil sich schlechte Natur verschönern läßt; also auch die schöne!“ O da oder dort eine Warze weglassen, einen starken Zug ziehen, einen scharfen Einschnitt abstumpfen, eine weit vorhängende Nase abkürzen, das könnt Ihr Maler und Bildhauer, ich weiß es, und wollte Gott, Ihr thätet es nur nicht so oft ohne Sinn und Zweck, nach bloßen Moderegeln, die mir schon so manches Gesicht, das mir, trotz aller Eurer facticen Kunstregeln, mit seinen keckern Zügen, schärfern Einschnitten und all dem Unwesen, dem Ihr so menschenfreundlich, wie Ihr meint, zu steuern sucht, viel anziehender und höher sprechend war, als Euer feinpolirtes Nachbild mit all seiner Idealschminke! Doch gesetzt, Ihr thut es mit Weisheit und Geist, thut es im Geiste der Physiognomie, die vor Euch sitzt, welches viel sagen will, tiefes anhaltendes Menschenstudium vorausgesetzt: was habt Ihr denn bewiesen? „Daß Ihr die schöne Natur verschönern könnt!“ O das laßt Ihr wohl bleiben, liebe Herren! Ja wohl! Ihr! die schöne Natur verschönern? Nicht einmal die leblose schöne Natur, geschweige die lebende, athmende! nicht einen hellgeschliffenen Harnisch, geschweige ein blitzendes Auge; nicht eine blond hinwallende Haarlocke, geschweige ein ganzes majestätisches oder erhabenes Haupt. Es scheint, o so Manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in eben demselben Lichte vor sich hat. Darum fand so Mancher Rigaud's Kleider übernatürlich prächtig, und Rembrandts Panzer übernatürlich schön, und beide diese Meister konnten weder ihre noch seine Kleider und Panzer ertragen, so lange sie die Natur nebenbei hatten.

Warum sind so viele Gesichter, die sich schlechterdings von keinem Grabstichel, keinem Bleistift, keinem Pinsel erreichen lassen? (an's Uebertreffen ist gar nicht zu gedenken!) und was für Gesichter sind das? die häßlichen oder die schönen? die geistlosen oder die geistreichen? Ein schöners Gesicht kann man vielleicht machen, als das schöne Gesicht, das man gerade vor sich hat; darum glaubt man und sagt man: „man könne die schöne Natur verschönern!“ Nein, lieber Künstler, das schöne Gesicht, das du vor dir hast, kannst du nicht verschönern, und verschönerst es nicht, sondern das schönere, das du allenfalls unterschiebst, ist schlechte Copie einer andern schönern Natur, oder einer guten Copie nach einer schönern lebenden Natur, als die ist, welche du vor dir hast. Diese schwebt dir noch im Kopfe und Sinne, und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles also, was Original scheint, ist im Grunde doch nur wieder Copie, colorirt mit mir selbst; das ist mit gehabten Sensationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich, sie zu erneuern, keiner äußern Gegenstände weiter bedarf. So müssen also die Werke der Alten ebenfalls nur Copien, und ganz gewiß sehr unvollkommene Copien der Natur oder anderer Meisterwerke seyn, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturcopien waren.

Sie hatten schönere Natur vor sich, als wir. Das ist von vornen hinab und von hinten herauf zu erweisen. Und sie erreichten so wenig ihre schönere Natur, als wenig die größten Künstler unter uns die weniger schöne Natur erreichen, die sie vor sich haben.

Nicht einmal, sagte ich, die ruhende, schöne Natur kann erreicht werden. . . Man hänge dem geschicktesten Zeichner eine bloße Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor, und was kann einfacher seyn, als eine äußerste Umrißlinie eines Halbgesichtes? . . . Er wird es zehnmal versuchen, und unter zehnmal kaum Einmal die Linie erreichen, und gewiß nicht ohne Abweichung einer Haaresbreite erreichen, und Abweichung einer Haaresbreite ist schon wieder wichtig für Schönheit; eben diese Haarbreiten, dieß wenig mehr, sind das Unerreichbare der Kunst. . . Wenn nun nicht die einfachste Schönlinie zu erreichen ist, wie wird es eine ganze Fläche seyn können? eine schattirte Fläche? eine sich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben sich schon am Apoll und der Venus dem Torso von Herkules versucht? Wer hat sie übertroffen, wer erreicht? und es sind doch unbewegliche Statuen. Welch ein Unterschied gegen lebendige Gesichter, die keinen Moment ruhen, und in stäter äußerlicher und innerlicher Bewegung sind. O wer fühlt nicht, daß nicht daran zu denken ist, daß die Griechen ihre hochgepriesenen Ideale (ja! Ideale für uns, Larven entflohener Vorwelt und besserer Menschen), daß sie, sage ich, ihre Ideale erschaffen? Nicht nur Copien waren es, sondern Carricaturen der schönern sie umgebenden Natur, wenigstens Zug für Zug einzeln betrachtet, mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt ward.

Alle Umrisse der Kunst, und wenn eine Engelshand sie zeichnete, sind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchst ruhend und fest, da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher sanfter Flurion und Wallung ist. Immer so, und wenn man die Natur noch so genau zu erreichen geglaubt hat, man hat

e **nicht** erreicht und nicht erreichen können. Die Zeich-**ung** ist stehender Punct, nicht einmal Moment, und n **der** Natur ist kein stehender Punct, — Bewegung, **wige** Bewegung Alles. Also ist die beste Copie ihrer **Natur** nach eine Reihe von Momenten, die in der Na-**ur nie** so coexistirten, mithin immer Unwahrheit, Un-**atur,** höchstens Approximation! Noch einmal: nicht **in** genauer Schattenriß von einem lebenden Menschen-**gesicht**e ist physisch möglich, und man will — Ideale schaffen! Wie überflüssig offenbar wird durch dieß al-**les,** da alles Idealisiren im Grunde nichts anders ist, **als** Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficirten; Nachahmung dieser Schönheiten, Zusammenschmelzung derselben in Eine, und wenigstens homogen scheinende Form.

Also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

„Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!“ Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte. Nicht dem, der die Einwendung schalkhaft und gewiß nicht im Ernste macht, sondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und was?

Das Christenthum wirkt wie sein Meister Christus! Es gibt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen der Blinden. Es schafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es ist Geist und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach seiner Organisation und Empfänglichkeit. Es verschönert Alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die „blinden“ Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisation und Bildung, nach dem unerforschlichen freien Willen ihres Schöpfers, weit schönere Gestalten gewesen seyn, als wir, obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthum vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Doch wer nichts von Religion hören mag, höre das: man vergleiche nur Wirkung und Wirkung, um Ursache und Ursache vergleichen zu können. Nur jetzige deutsche und alte griechische Schriftstellerei . . . Ich werde unwillig über mich selbst, daß ich auch nur an Beweise erinnern muß.

Kurz und gut . . . die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmal erreicht hatten. Kurz und gut . . . der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft; jeder Maler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur und den Meisterstücken, die er vor sich hat. Wie leicht läßt sich daher jedes Malers Styl und Manier erklären! Physiognomie seines Zeitalters und seiner selbst. Mag er idealisiren und carricaturiren: er verschönert und verschlechtert sein Zeitalter. Man könnte aus seinen Idealen und Carricaturen den Mittelschlag von dem Charakter seines Zeitalters und seiner selbst abziehen . . Durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollständige und tiefe Entwickelungen. Sie greift unaussprechlich tief in's Herz der Menschheit ein. Poesie, Beredsamkeit, Baukunst, alle bildende Künste, was sage ich, Moral und Religion würden durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Copie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne Etwas in der menschlichen Natur, das nicht Ideal, Nachahmung oder Carricatur ist?

LIX. Ueber die Hände.

Daß die Hände der Menschen so verschieden und sich so unähnlich sind, wie ihre Gesichter, ist eine Erfahrungssache, die keines Erweises bedarf.

So wenig man zwei sich vollkommen ähnliche Gesichter finden kann, so wenig wird man zwei sich vollkommen ähnliche Hände von zwei verschiedenen Personen finden. — Je ähnlicher sich die Gesichter, desto ähnlicher die Hände.

So verschieden die menschlichen Charaktere überhaupt sind, so verschieden sind alle einzelnen Theile ihres Körpers, und derselbe Grund von der Verschiedenheit ihrer Charaktere ist es auch von der Verschiedenheit aller ihrer einzelnen Gliedmaßen.

Diese Verschiedenheit des Charakters zeigt sich, zuverlässigen Erfahrungen zufolge, besonders auch in den Händen.

Abermal sonnenheller Beweis von der Allgewalt der Nichtbeobachtung, daß man hieran zweifeln kann.

Die Verschiedenheit ist so vielfach, als alle wirklichen und möglichen Verhältnisse, Beziehungen, Veränderungen der Hände sind.

Es ist auffallend klar, daß jede Hand mit dem Körper, dessen Glied sie ist — natürlicher Weise (d. h. außerordentliche Zufälle ausgenommen) — in der möglichsten Analogie steht. Die Knochen, die Nerven, Muskeln, das Blut, die Haut der Hand sind offenbar Fortsetzungen derselben Knochen, Nerven, Muskeln, desselben Blutes, derselben Haut des ganzen Körpers, dasselbe Blut im Herzen, im Haupte und in der Hand: die dem Kinde begreiflichste Sache, die nicht angeregt werden sollte, und doch angeregt werden muß, weil darauf das angestaunte, angelachte Geheimniß der Handphysiognomie beruht.

Nicht zu irgend einem andern Körper, als gerade zu dem, dem sie zugehört, kann irgend eine Hand passen.

Beweist Ihr das Gegentheil von dem, was Ihr beweisen wollt. Einmal — wäre viel von dieser Homogenität zu reden — wer soll davon urtheilen? — Ich meine der Physiognomist — oder Niemand — der Physiognomist, der die Harmonie der verschiedenen Theile des Körpers oft innig gefühlt, zergliedert und wieder zusammengefühlt hat. — Und der Physiognomist? — Der vermißt eben unaussprechlich oft diese Homogenität; der bemerkt eben beinahe in allen Werken der Kunst diese Zusammenflickung des Heterogenen. „Aber wo nun dieß Homogene in die Augen fällt?“ Da ist keine Zusammenflickung, da hat der Künstler sein Original — glücklich idealisirt? nein, ganz erträglich copirt; ein Original, oder das Zusammengelesene war analog, und ließ sich, zwar auch nicht zusammenflicken, sondern zusammenmaßen, ansetzen und verstreichen, so daß es für homogen passiren könnte.

Gewiß bleibt es immer, und nicht nur gewiß, sondern auch klar, daß keine Hand, kein Finger der Natur an irgend einen andern Stumpf von Hand oder Arm, als gleichfortlaufend so, daß es nicht Flickwerk sey, angepaßt werden kann. Ob die Kunst (die doch nichts, gar nichts als Nachahmerin der Natur ist, seyn

kann) gescheidter sey als die Natur, laß ich dahin gestellt seyn. Die Kunst, deren Wesen Beschneidung, Stümmelung, Flickwerk ist, übertüncht freilich, und wenn sie es auf's Höchste getrieben, hat sie unmerkbar übertüncht. Die Natur wirkt von innen heraus, die Kunst von außen hinein. Die Natur wirkt auf alle Puncte, die Kunst auf Einen. Die Natur umfaßt das Ganze zugleich, die Kunst immer nur Oberfläche, nur einen Theil der Oberfläche. Wenn also etwas am Menschen charakteristisch ist, oder welches gleich viel ist, wenn sich nicht alle Menschen in Bildung und Charakter vollkommen ähnlich sind, so ist auch die Hand besonderer Charakter des besondern Menschen, dem sie angehört. Sie ist also so gut, als irgend etwas, ein Gegenstand der Physiognomik, und ein sehr bedeutsamer, und vorzüglich bemerkenswerther Gegenstand, wegen ihrer Unverstellbarkeit sowohl, als wegen ihrer Beweglichkeit.

Aber auch wegen ihrer Beweglichkeit. Kein beweglicheres, articulirteres Glied am menschlichen Körper. Mehr als zwanzig Gelenke und Charnieren machen sie auf verschiedene Weise beweglich. Diese Beweglichkeit zeigt nicht nur den physiognomischen Charakter der Hand, mithin auch des Körpers, von dem sie ein so unmittelbarer Theil ist, sondern auch den Temperamentscharakter und sehr viel von dem Charakter des Geistes und des Herzens.

Ruhend und bewegt spricht die Hand. Ruhend zeigt sie die natürlichen Anlagen, bewegt mehr die Leidenschaften und Verrichtungen des Menschen.

Wie der ganze Körper, so ist die Hand. Wie die Bewegung des Körpers, so die der Hand.

Die Hand, Kleinod und Ehre der Menschheit, Siegel seines hohen göttlichen Adels, ist also auch Ausdruck der innern Menschheit.

Man durchgehe West's und Vandyk's Hände, und man wird unglaubliche Dinge sehen.

Tafel 13. (a) Neun Händeumrisse.

Eine Sammlung von nachgegossenen Händen von Wachs oder Gyps, sammt einer genauen Beschreibung von dem Charakter der Person, von welcher sie abgegossen sind, wie leicht zu machen von einem Fürsten! Welch eine Schule für den Physiognomisten! Carl August von Weimar und Göthe, wollt Ihr den Anfang machen?

Hier eine Tafel, worüber ich wenig zu sagen weiß, weil sie nur nach Zeichnungen aus der Papiertasche eines geschickten Malers copirt sind. Was ich darüber sage, ist bloß dunkles physiognomisches Gefühl, denn ich glaube nicht, daß ich über fünf oder sechs Frauenzimmerhände nur angesehen habe. Die fünfte und neunte ausgenommen, alles weibliche Hände und selbst die fünfte und neunte von weiblicher Zartheit.

Unter allen keine rohe, gewaltsame, freche, alle von zartreinlichen, edlen Personen.

1. und 3. wettstreitend mit 5. um den Ausdruck von Reinheit und Adel.

2. scheint weiblicher als 1. und 3., und weniger Frauenzimmer-Kunstfertigkeit zu besitzen.

4. noch zarter und noch weniger kunstgeschickt.

5. Ich wollte fast wetten dürfen, sie ist eines äußerst edlen, reinlichen, geschmackvollen Zeichners, ohne Genie.

6. Ich finde sie ohne alle Größe und Kleinheit sehr sanft und edel.

7. Diese scheint mehr Adel und Größe zu haben.

8. herzgut und mittheilsam und sehr weichlich.

9. mag von einem ganz feinen, guten, zarten Manne seyn, der aber gewiß nie etwas Großes unternehmen konnte.

Wenn ich eine Gesellschaft von guten mitleidigen Menschen zeichnen wollte, ich würde von diesem Blatt wenigstens acht dazu entlehnen.

Taf. 14. (B) Dreizehn Händeumrisse.

1. Obgleich die Zeichnung etwas verfehlt seyn mag, sicherlich keine Hand eines edlen, fein fühlenden, weislich wirkenden Mannes.

2. auch keines rohen, eines feinen und beherzten Mannes.

3. eines beinahe erhabenen Künstlers oder Kunstfähigen. Viel Ausdruck davon scheint schon allein in diesem Umrisse des Daumen zu liegen.

4. viel gemeiner, doch kann sie noch eines Künstlers Hand seyn; nur gewiß keines so erhabnen, so fein fühlenden, wie 3.

5. eines beredten, leichtthätigen, gescheidten Mannes von Geschmack.

6. sehr wahrscheinlich eines Phlegmatisch-Sanguinischen, der gewiß in seinen Schriften und seinem Hauswesen keine Ordnung hat.

7. eine wirklich erhabene, edle Hand.

8. durch die Länge, Form der Finger, noch um einen merklichen Grad erhabener.

9. nicht nur der Stellung, sondern auch der Zeichnung nach eines beredten, geschäftigen, wohlanstelligen Mannes.

10. von demselben Charakter.

11. gewiß keines harten, spröden, gewiß keines neidischen, keines steifen, hartnäckigen.

12. eines äußerst edlen, feinen, talentreichen Mannes von Geschmack, der gewiß in seinem Anzuge Reinlichkeit und Ordnung liebt in seinem ganzen Hauswesen.

13. sehr wahrscheinlich von einem gesunden, wackern, arbeitsamen, guten Manne.

Die Hand — 14. eines sehr fein denkenden, festen, obgleich zarten, unweichlichen, doch nicht erhabenen.

Beilage.

Hier noch einige Proben, zuvörderst sechs Silhouetten von männlichen Händen.

Ich weiß immer über besondere menschliche Hände noch sehr wenig zu sagen, weil ich noch wenige Zeichnungen davon habe können machen lassen. Bei der großen Schwierigkeit, Hände genau nachzuzeichnen, bleibt ohne die Abgüsse nichts übrig, das leichter und sicherer wäre, als Silhouetten von Händen. Eine große Sammlung solcher muß uns ganz natürlich und leicht auf die mächtigen redenden Unterschiede der Umrisse von Händen führen, und uns unwiderstehlich fühlen lassen: die Hände sind verhältnißmäßig so verschieden und so charakteristisch, als die Gesichter.

Hier sind sechs männliche rechte Hände, deren Unterschiede sich am leichtesten durch Vergleichung der Daumenfinger und des äußersten Umrisses desselben bis an's Ende bemerken lassen. Sie sind alle der Statur der Personen, denen sie zugehören, vollkommen ange-

ssen, so daß man aus jeder nicht nur die Statur
e Größe des Ganzen und einzelner Theile, sondern
h den physiognomischen Charakter des Gesichtes er-
nnen kann. Wie die Umrisse der Hand, so
e Umrisse des Gesichtes. Sind die einen
ich, sind es die andern auch, gewaltthätige Zufälle
d übermäßiges Arbeiten ausgenommen, wiewohl auch
se den Grundriß der Hand nur so wenig merkbar
rderben, als etwa die Leidenschaften die Form des
chedels verändern. An seinem Orte soll, will es
ott, dies Verhältniß unwidersprechlich dargethan wer-
n; und was ist damit dargethan? dargethan, daß
lles am Menschen Eins ist; daß, wie Gott allen sei-
n Werken etwas von seinem Charakter eingedrückt
t, also der Geist des Menschen aus allen seinen
liedern zu erkennen ist; daß Alles Eins, Alles Of-
nbarung des Einen in Allem ist; daß, wenn die
Wurzel heilig ist, es auch die Zweige sind.

Ganz trocken will ich nun mit zwei Worten ge-
issenhaft den Hauptcharakter von jeder, wie er mir
ekannt ist, hersetzen.

1. hat viel Talente, die noch an Genie gränzen,
efen musikalischen Sinn, und ist kurz, trocken und
st in seinen Worten und Thaten; die Statur lang,
ankend, fleischig, unscharf; der Charakter etwas rauh,
ber treu und wohlbehalten.

2. hat viel Talente zur Musik. Die Statur ist
twas kürzer als 1., stiller, unzulänglich. Die Umrisse
des Gesichtes flach, einfach, niedlich.

3. von einem Jünglinge von vielen Talenten und
feinem Geschmack, mittelmäßiger Statur und runder,
einahe etwas aufgeblasener Gesichtsform.

4. eines jungen Künstlers von der größten Hoff-
nung. Die schönste unter allen, wie mir däucht. Läng-
licher runder Statur, runder Gesichtsform.

5. eines jungen Künstlers von vielem Fleiße, vie-
ler Bestimmtheit und scharfer Aufmerksamkeit. Die
Statur ist mittlerer Art. Alles vollrund, wie ge-
drechselt.

6. eines sehr talentreichen, schlauen, — aber nicht
delicaten, feinfühlenden Jünglings, kurzer Statur, ecki-
ger Gesichtsform.

Die nur dem Fleische nach mit einem Bleistift ge-
zeichneten Hände (auf derselben Tafel 7. 8. 9.) sind
von einer langen, schlanken, gut gebildeten Person, de-
ren Kopf länglich wie die Statur, und obenher rund
ist, wie Arme und Finger. Ich darf, obgleich sie meine
Frau ist, sagen: sie bezeichnen, wie ihr Gesicht, sanfte
weibliche Stille, Wohlanstelligkeit, Sittsamkeit, Rein-
lichkeit und keine heftige Leidenschaften.

Hier folgen rechte Hände von drei andern Frauen-
zimmern (10—12).

Wem ist der charakteristische Unterschied zwischen
Dieser und Jener nicht auffallend; wer sieht nicht das
weniger Zarte, weniger Feine und Sanfte darin? Alle
drei von sehr verständigen Personen, die mittlere von
einem Mädchen von 13 Jahren, von großen Talenten.
1. ist härter und zäher, und dennoch schnell empfind-
licher, als 3. Dieß scheint wie durchaus in allen Fin-
gern von Beiden auffallend, und so ist auch Gestalt
und Charakter. 2. wird leicht — 3. selten Thränen
vergießen.

Einige Daumen.

Die Verschiedenheit dieser Daumen ist für ein ge-
übtes Auge so sprechend als die Gesichtsform. Man
lasse mich's noch einmal wiederholen: die Gesichts-
form wird mit der Zeit so gewiß aus dem bloßen
Daumen gefunden werden können, als bereits von je-
dem nicht ununterrichteten Zeichner die Gesichts-
länge daraus gefunden werden kann.

13. ist von einem feinfühlenden, witzreichen, ver-
ständigen Manne von etwas weichfleischiger, mittelmä-
ßiger Bildung.

14. von einem sehr geschickten Clavierspieler, der
weniger schlank ist als der vorige.

15. von meiner Frau, die wir schon kennen.

16. von einem jungen äußerst geistvollen Knaben
von 13 Jahren, der nicht eben schön, aber sehr pro-
portionirt gebildet, und dessen Gesichtszüge so bestimmt
gezeichnet sind, wie diese Umrisse des Daumens.

17. meines Knabens, mittlerer Statur, bestimmt
gezeichnet, gutmüthig lebhaft, und fest entschlossen.

18. zuletzt hat nur zwei Glaiche, und kann also
vorne sich nicht zurückbiegen. Er ist von einer läng-
lichen, beinahe etwas steifen Statur, sonst von einem
lebhaften, activen, leicht beweglichen und dennoch im
Grunde festen Charakter.

19. ist vielleicht bis auf einige poetische Aehnlich-
keiten der höchste Contrast von 13. von einer kurzen,
kleinlichen, doch wohlgebildeten Statur. Etwas Breites
und Eckiges hat der Kopf.

LX. Von dem Charakter der Hand-schriften.

Kann man es nicht als ein Axiom über die mensch-
liche Natur annehmen, oder steht nicht zu hoffen, daß
man es, bei mehrerer Erforschung der menschlichen Na-
tur, als ein Axiom annehmen werde:

„In der menschlichen Natur ist kein wahrer Con-
trast oder Widerspruch."

So viel ist gewiß: kein Glied am menschlichen
Körper widerspricht dem andern. Keines hebt das an-
dere auf; jegliches ist mit jeglichem zusammenhängend;
jedes jeglichem untergeordnet; jedes wird von Einem
und demselben Geiste bewegt; jedes ist von der Natur
und dem Temperamente des andern, obgleich sich dieses
Temperament in dem einen mehr als in dem andern
zeigen und äußern mag. Inzwischen hat jedes Glied
am Menschen den Charakter des ganzen Körpers; es
ist nichts Zusammengeflicktes in der Natur. Nur die
Kunst schneidet weg und flickt an. Die Unerreichbar-
keit der Natur wird immer ihre Ganzheit und Homo-
genität seyn. Sie setzt nichts an, sie schafft alles aus
Einem, bildet alles aus Einem heraus. Die Hand aus
dem Arm und mit dem Arm die Finger aus beiden
und mit beiden . . . Die offenbarste, die nicht gefühl-
teste Wahrheit . . . Fundament abermal aller Physio-
gnomik . . Siegel der Allbedeutsamkeit aller Theile des
menschlichen Körpers — Siegel der großen, nicht er-
kannten, erst einem folgenden Jahrhundert aufbehalte-
nen Wahrheit: „daß aus Einem gesunden Gliede, Ei-
nem richtigen Stück Umriß auf den ganzen Körper,
mithin auf den ganzen Charakter geschlossen werden
kann." Das ist mir Wahrheit, wie meine Existenz.
Es wird Wahrheit bleiben, so lange die Natur — Na-
tur bleibt . . .

Ohne weiter zu entwickeln oder zu beweisen, werde
ich nun wohl weiter gehen, und ohne Besorgniß eines
Widersprechers behaupten dürfen:

Daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen
sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter

— modificiren; daß jede Bewegung des Klugen anders ist, als dieselbe Bewegung des Unklugen; daß der Choleriker anders schreitet und sich trägt, als der Phlegmatiker; der Sanguiniker anders als der Melancholiker. „Daß (ich glaube, Sterne sagt es oder Labruyere) der Weise seinen Hut ganz anders von der Stelle nimmt, wo er ihn hinlegte, als der Thor."

Ferner — daß unter allen Bewegungen des menschlichen Körpers keine so mannigfaltig sey, als die der Hand und der Finger.

Und unter allen Bewegungen der Hand und der Finger keine so mannigfaltig als die, welche das Schreiben verursacht. Das einfachste Wort, das sobald hingeschrieben ist: wie viele verschieden angelegte Puncte enthält es! aus wie mancherlei Krümmungen ist es zusammengebildet!

Ferner ist offenbar, daß jedes Gemälde, jede Figur im Gemälde, und für den Kenner und Beobachter jeder Zug den Charakter des Meisters hat.

Kein einziger Zug aus einem Kupferstiche von Wille hat den vollkommenen Charakter irgend eines einzigen Zuges aus einem von Schmidt.

Laßt hundert Maler, laßt alle Schüler Eines und desselben Meisters dasselbe Bild nachzeichnen, und alle Copien dem Original auffallend ähnlich seyn: jede Copie wird dennoch sicherlich einen eigenthümlichen Charakter, den Charakter ihres Verfassers, wenigstens eine Tinctur davon haben.

Die Sache bedarf keines andern Beweises, als des bloßen Anschauens. Sollte dieses von den Zeichnungen und Figuren, die man Handschriften nennt, weniger wahr seyn? Wird diese Verschiedenheit aller Handschriften nicht allgemein anerkannt? Was sag' ich? richten nicht sogar förmliche Tribunale, die sonst auch die Physiognomie des ganzen Menschen verwerfen, über die Physiognomie der Handschrift? das heißt: setzt man es nicht als die höchste Wahrscheinlichkeit voraus, daß (seltene Menschen ausgenommen) jeder Mensch seine eigene, individuelle und unnachahmbare, wenigstens selten und schwer ganz nachahmbare Handschrift habe?

Und diese unläugbare Verschiedenheit sollte keinen Grund in der wirklichen Verschiedenheit der menschlichen Charaktere haben?

Man wird einwenden: „Eben derselbe Mensch, der doch nur Einen Charakter hat, handelt oft, dem Anscheine nach wenigstens, so verschieden wie möglich." Und dennoch, selbst seine verschiedensten Handlungen haben Ein Gepräge, Eine Färbung, Einen Gehalt. Der Sanftmüthigste kann zornmuthig seyn, aber sein Zorn ist nur sein Zorn und keines Andern. So zürnt kein anderer Zornmüthiger und kein anderer Sanftmüthiger, wie er. Sein Zorn hat dasselbe Gepräge, dieselbe Tinctur, wie seine Sanftmuth. Sein Blut behält eben dieselbe Mischung, wenn er zürnt, wie wenn er sanftmüthig ist, oder bekommt wenigstens nicht die Mischung, die das erhitzte Geblüt des Zornmüthigen hat. Er hat nicht die Nerven, nicht die Empfindsamkeit, die Reizbarkeit, die den Zornmüthigen zum Zornmüthigen macht. Gerade so mag es sich auch mit der Handschrift verhalten. Wie der Sanftmüthige zürnen kann, so kann der Schönschreiber schlecht schreiben, aber seine schlechte Schrift hat dennoch durchaus einen andern Charakter, als die des Schlechtschreibers, wenn er schlechter als gewöhnlich schreibt; seine schlechte Schrift hat dennoch etwas von dem Charakter seiner Schönschrift, und die schlechte Schrift des Schlechtschreibers etwas von dem Charakter seiner bessern Schrift.

Dem möchte aber auch seyn, wie man wollte, so würde diese Verschiedenheit der Schrift eines und desselben Menschen kein Beweis wider die Bedeutsamkeit der Handschrift, sondern vielmehr ein klarer Beweis dafür seyn; denn eben aus dieser Verschiedenheit erhellet, daß sich die Handschrift eines Menschen nach seiner jedesmaligen Lage und Gemüthsverfassung richte. Derselbe Mensch wird mit derselben Tinte, derselben Feder, auf demselben Papiere seiner Schrift einen andern Charakter geben, wenn er heftig zürnt, und wenn er liebreich und brüderlich tröstet. Wer will es läugnen, daß man es nicht oft einer Schrift leicht ansehen könne, ob sie mit Ruhe oder Unruhe verfaßt worden? ob sie einen langsamen oder schnellen, ordentlichen oder unordentlichen, festen oder schwankenden, leichten oder schwerfälligen Verfasser habe? Sind nicht überhaupt beinahe alle weiblichen Handschriften weiblicher, schwankender, als die männlichen? Je mehr ich die verschiedenen Handschriften, die mir vor die Augen kommen, vergleiche, desto sicherer werde ich, daß sie physiognomische Ausdrücke, Ausflüsse von dem Charakter des Schreibers sind. Dieß wird schon dadurch einigermaßen wahrscheinlich, weil jede Nation, jedes Land, jede Stadt, im Ganzen genommen, bei aller innern himmelweiten Verschiedenheit, dennoch einen eben so leicht merkbaren Hauptcharakter im Schreiben hat, als es ihre Physiognomien und Bildungen überhaupt haben. Dieß mag jeder wissen, der weitläufige Correspondenz hat. Und wenn er nur wenig Beobachter ist, wird er oft aus der bloßen Adresse (ich meine nicht bloß dem Style der Adresse, der freilich mehrmals, wie die bloßen Aufschriften der Bücher, auch sehr entscheidend von dem Charakter ihres Verfassers zeugen), ich meine, aus der bloßen Handschrift der Adresse auf den Charakter des Briefstellers schließen können.

Alle Nationen beinahe, alle Städte haben Nationalhandschriften, so wie sie Nationalgesichter haben, davon jeder etwas vom Charakter der Nation hat, und dennoch jedes von jedem so verschieden ist; so mit den Schülern desselben Schreibmeisters; alle schreiben ähnlich, und jeder dennoch mischt eine Tinctur seiner Selbstheit bei, oder er piquirt sich bloß nachzuahmen.

Um dieser Materie einiges Licht und Gewißheit, wenigstens einige Anschaubarkeit zu geben, habe ich einige Tafeln Handschriften genau nachstechen lassen. Hier sind sie mit wenigen Anmerkungen.

Erste Tafel.

Handschriften. Die erste Schrift ist vom Herrn von Haller; nachlässig und hingeklext scheinen die Buchstaben, aber die Zeilen sind parallel. Das erste ist Phlegma, das zweite Ordnungsliebe. Leichtigkeit und Reinlichkeit sind auffallend.

2. von einer sehr activen, anstelligen, beredten, schnell und klugwürdigen Frau.

3. vom Herrn D. Sulzer. Wer wird sagen: eines langsamen? dummen? wer nicht: eines witzreichen, leicht anstelligen Schnellschreibers?

4. vom Herrn Professor Minster, einem unbeschreiblich gelenksamen, fruchtbaren Menschen. (Sein Charakter ist in Selchow's Briefen an Welmar unübertrefflich wahr geschildert, und mit 2. bezeichnet.)

Alle vier von leichten schnellen Arbeitern und Geschäftsmenschen aus vier verschiedenen Orten ... Alle vier liegend und schwungreich.

Zweite Tafel.

Von Herrn Crügot, dem Verfasser des Christen in der Einsamkeit ... Leicht hingesetzt mit der äußersten Federspitze! Leichtigkeit, Geschmack, Beredsamkeit.

2. Von einem sehr feinen, leichtthätigen, geschmackvollen, scharfsinnigen Manne.

3. Von einem außerordentlich entschlossenen, schnellthätigen, anstelligen Manne.

Dritte Tafel.

1. Wie fest, klug, reinlich, ordentlich bedächtlich, quadrat „So soll es seyn!“ Des Herrn Canonicus Breitinger!

2. Bei weitem nicht die Festigkeit, Kraft, Bedachtheit von 1.

3. Wie schulmeisterhaft, und von einem Schulmeister.

4. Von einem frommen, redlichen, alten, ehrwürdigen Dechant.

Vierte Tafel.

1. Phlegmatisch, aber von einem Manne äußerst reinen Geschmacks und helldenkenden Verstandes.

2. Von meiner Wenigkeit. Welch ein Gemisch von Kindheit und gewaltsamer Anstrengung.

3. Von mir, wenn ich sudle. Wer sieht das sanguinisch Unständige nicht darin?

Fünfte Tafel.

Erklärt sich selber.

Ich fasse zusammen:
der Kern und Leib des Buchstabens;
die Form, der Schwung des Buchstabens, seine Höhe und Länge;
die Lage des Buchstabens;
der Zusammenhang der Buchstaben;
die Weite und Enge der Buchstaben;
die Weite, Enge, Geradheit und Schiefheit der Zeilen.

Die Reinlichkeit der Schrift, Leichtigkeit, Schwerheit sind zu unterscheiden. Wenn alles dieß harmonisch ist, das ist, als harmonisch auffällt, ist es sehr leicht, etwas Bestimmtes von dem Hauptcharakter des Schreibers zu entdecken.

Und noch ein Wort zur Prüfung: — ich finde eine bewunderungswürdige Analogie zwischen der Sprache, dem Gange und der Handschrift der meisten Menschen.

LXI. Kunst, Künstler; Maler, Musiker, Dichter.

Allgemeine Betrachtungen.

Kunst ist Nachahmung, Künstler, — Nachahmer der Natur. Je mehr der Künstler die Natur bis zur Täuschung nachahmen kann, desto größer; je edlere Natur er nachahmt, desto edler und geistiger seine Kunst.

Wesentlich gehören also zur Bildung des Künstlers folgende Stücke:

a) Natur, schöne Natur.
b) Sehen der Natur.
c) Beobachten der Natur.
d) Fühlen der Natur.
e) Kraft und Folgsamkeit und Freiheit der Hand.
f) gute Werkzeuge.
g) Anlässe und Ermunterungen, bildende Schicksale von außen.

a) Natur — schöne Natur! diese bildet, wenn ich so sagen darf, in ihrem Schooße den Künstler. Und der Künstler, den sie bildet, bildet sie nach sich. Sie bildet ihn anders in London, und anders in Amsterdam, anders im Heiligthume der Alpen, und anders im brandenburgischen Sandlande.

Wie die Natur, so der Nachahmer der Natur.

Kein schweizerischer Maler wird sich über die Majestät seiner Berge und Rheinfälle erheben, und kein italienischer über die Erhabenheit seiner schönen Menschengewächse.

b) Aber nun zur Natur, Auge, allererst zum Sehen. Gutes, gesundes, leicht bewegliches, einfältiges Auge, das Tageslicht tragen mag, und durchdringen die Dämmerung.

c) Dann Auge zum Beobachten. Millionen Augen sehen, sehen gut, und beobachten nicht. Es gibt sogar mittelmäßige Augen, die sehr gut beobachten. Nicht alle Falkenaugen sind Beobachtersaugen. Freilich ist ein gutes, scharfes Auge zum Beobachten besser, als ein schwaches.

Und was gibt nun Beobachtungsgeist dem mittelmäßigen oder guten Auge?

d) Gefühl und Liebe.

„Aber unzählige kalte Seelen sind die besten Beobachter?“ Ja und nein, kalt und gefühllos in tausend andern Dingen; aber das, was leicht und hell beobachtet werden muß, muß dem Beobachter lieb seyn, für das muß er Sinn und Gefühl und Fibern und Nerven haben. Es bleibt ewiges Gesetz der Natur, daß die Liebe die sehendste Beobachterin ist. Liebe — Sympathie, anerkannte oder unerkannte Mitstimmung mit dem Objecte. Liebe oder auch Haß? Haß? auch ja! denn was ist Haß, als Liebe der Freude an Unvollkommenheiten Anderer? der schärfeste Fehlerbeobachter ist es nur durch Liebe der Fehler des Andern. Also bleibt es mir ausgemachte Erfahrungssache, daß Liebe die Seele der Kunst ist; Wohlgefallen an irgend einer Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Natur. Wohlgefallen an Adel und Schönheit bildet Raphaels, Wohlgefallen an Mißgestalt und lächerlichen Charakteren Hogarths. Also keine Kunst in der Welt ohne Liebe, ohne Gefühl, ohne Rührung gewisser Saiten in unserer Natur durch gewisse Objecte; der rohgebauteste Künstler also muß wenigstens für das, was den Gegenstand seiner Kunst ausmacht, einen feinen Sinn, ein elastisches Gefühl haben.

Und dann e) Kraft, Folgsamkeit und Freiheit der Hand, und das kann nicht fehlen. Wo Gefühl ist, da ist Kraft, im Verhältniß mit dem Gefühle; derselbe Nerv ist in der Hand, der sich in deiner Brust sanftzitternd zu schwingen scheint, wenn du den geliebten Gegenstand erblickest. Wichtige Wahrheit, Leser! wo Gefühl ist, da ist Kraft. So viel Gefühl, so viel Kraft, Kraft nämlich in der Anlage; unentwickelt vielleicht, aber da ist sie! da, und der Entwickelung fähig ist sie. Gefühl wächst und fällt mit der Kraft, Kraft wächst und fällt mit dem Gefühle. Warum aber dann so oft so feines Gefühl im Beobachten der Natur und so wenig Kraft, nachzuahmen? Weil Folgsamkeit und Freiheit fehlt, die nur Uebung geben kann. Liebe macht freilich einen langen Weg kurz, und einen beschwerlichen leicht; aber Uebung im Gehen wird doch immer vorausgesetzt, wenn sie es wagen soll, den Weg

zu geben, den sie Kraft hätte zu geben. Freiheit ist entwickelte, geübte, durch Uebung losgebundene Kraft. O wenn der Knabe gleich den Bleistift nähme, nachzukritzeln den Felsen, den Baum, der seine erste Liebe gewinnt und sein Vertrauter wird, wie bald würde seine Kraft werden, wie sein Gefühl! Nicht ganz wie sein Gefühl, das versteht sich, so wenig irgend eine physische Linie der mathematischen gleich rein seyn kann, aber doch in trefflichem Verhältnisse, doch sich seinem Gefühl sehr nähernd.

Nun gebt dem Künstler f) noch gute Werkzeuge; ihr gemeinern Menschen, gebt ihm Papier und Bleistift und Pinsel und Farben und hohe Zimmer, und Gott wird ihm dann gewiß:

g) Veranlassungen und Ermunterungen von außen, die ihn völliger ausbilden, nicht versagen. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sagt das Sprichwort, und Physiognomik sagt: „dem gab Gott Verstand, Pfand, daß er ihm auch Amt, auch Wirkungskreis, Feld und Segen geben werde." Mir ist es Beobachtung und Ahnung. Wie die Physiognomie des Menschen, so sein Schicksal. Der geborne Künstler oder eigentlicher der feinfühlende, gewißfühlende, schnellfühlende, tieffühlende, langfühlende, der es Kraft seiner Organisation und Bildung ist, der findet, was er sucht.

Es ist eben so große Thorheit zu fragen, warum ward Raphael ein großer Maler? als zu fragen: warum hat der Urheber der Natur sichtbare Gegenstände für's Auge gemacht? Der große Künstler ist nur mit Gefühl sehendes Auge; seinem durch's Gefühl sehenden Auge müssen also höhere Dinge erscheinen, wie Staub dem Auge des Maulwurfs. Ein Jeder wird, was er werden soll. Was Gott anfängt, vollendet Gott. Wie Physiognomie des Künstlers, so sein Schicksal, so seine Kunst. Alle drei entwickeln und bilden sich mit einander aus; wohl verstanden, wir sprechen nicht vom glücklichen oder unglücklichen Schicksale, wir sprechen vom Schicksale, das den Künstler bildet. Und wir wissen, daß widriges Schicksal oft ihn schneller und besser bildet, als das, was man glücklich nennen mag.

Allen meinen Betrachtungen zufolge sind die entscheidendsten Züge des Künstlers beinahe immer im Auge und in der Stirne, sehr oft bloß in den Augenbrauen. Bloß, das heißt, da am sichtbarsten, am sprechendsten.

Scharfe Augen, fest gezeichnete Umrisse der Augen, die auch in Stein oder Gyps, ohne Farbe, ohne Feuer, offen, keck, kühn scheinen würden, sind der großen; hell leuchtende, lichtvolle Augen der erhabenen Künstler. —

Die Werke des Künstlers sind wie seine Augen. Der Physiognomist sieht sein Auge in seinem Werke, und sein Werk in seinem Auge.

Künstleraugen mit zurückgeschobenem obern Augenlied arbeiten gemeiniglich vortrefflich im Detail; mit Augenliedern, die etwas schmachtend über den Augapfel herabsinken, tingiren alle ihre Werke mit Liebe, mit Geist.

Je kleinere beschnittene Lippen, desto netter und fester, je größer und geschweifter, desto kraft- und saftreicher ihre Werke. —

Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasenrücken von der Wurzel an bis zum Kopfe parallel und von merklicher Breite ist.

Musik ist Nachahmung der Naturtöne. Was der Maler sehen muß, muß der Virtuose hören. Der Maler muß Sinn haben für Einheit des Moments, der Musiker für die Succession. Hier sollte man denken, scheiden sich sogleich ihre Wege von einander. Physiognomien, die bestimmt sind, Momente zu fixiren, sollten also wesentlich verschiedenen Charakter haben von denen, die bestimmt sind, Successionen darzustellen; die Physiognomie des Malers sollte demnach stehender, die des Musikers fließender seyn.

Schwebender, unbestimmter, flüssiger, lockerer, wie es die Natur der Empfindungsempfänglichkeit und der Empfindungsmittheilsamkeit zu erfordern scheint, sind alle Musikergesichter, als die der Maler. Noch Eins! Verzeihet mir, Virtuosen und Tongenies! Ich weiß nicht, ob es Raphaele in der Musik gibt, aber das weiß ich, daß ich noch kein Raphaelsgesicht von einem Musiker gesehen habe, und darf ich es sagen: ich zweifle, ob es eins geben könne? warum? die Natur des Schwebens, des beständigen Schwebens, das Wesentliche der Musik läßt nicht die ruhigstätige, stehende Gesichtsform zu, die zur Schöpfung einer momentanen Welt nöthig ist.

Ferner — noch ein Wort, das nicht so unsicher ausgesprochen werden darf. Der Blick des bloßen Malers ist gewiß überhaupt immer ruhiger, fester, dadurch treffender, als der irrende, schwebende des Musikers.

Man sollte glauben, der Charakter des bildenden Künstlers sollte in seinem Hauptsinn, dem Auge, und der physiognomische Charakter des Tonkünstlers im Ohre seyn. Die Ohren der Virtuosen habe ich noch nicht zu untersuchen Gelegenheit gehabt, doch zwei unter dreien waren obenher sehr dünne und beinahe ohne Rand. Menschenforscher! sammelt hierüber genaue Beobachtungen! Fürsten! ihr könnt es den Menschenforschern erleichtern. Thut es, und Ihr thut etwas Gutes.

Der Dichter ist Maler und Musiker zugleich, und mehr als beide zusammen.

Unzählige Wesen und Geistigkeiten kann kein Maler nachfärben oder nachzeichnen, kein Musiker nachtönen, die der Dichter aus Seele in Seele geben kann.

Schall des Dichters ist Musik in Prosa, Gedanke des Malers ist Dichterei im Geiste.

Wer ist Dichter? der Versebilder? Wortfärber? Teppichen gleich Gedankenausspanner? Bildergeber? Bardenphraseologe? Aber siehe! das Bild, das er hertönt, hat weder Materie noch Form, weder Knochen noch Fleisch, weder Farbe noch Seele, und wenn Geistigkeit keinen Körper bekommt, nicht Unsichtbarkeit sichtbar wird, wo dann die Dichtung? Da wo die Malerei ist, wenn der Maler statt farbiger Gestalten den willkührlichen Namen hinsetzt; doch welcher Maler ist unsinnig genug, das zu thun, und dieß Geschäft Malerei zu nennen, und doch wie viele hochberühmte Dichter und Dichter mit echter Dichtungskraft thun das! „Daß Anfang und Vollendung hebt den donnernden Fuß!" das heißt: für's Ohr blitzen? für's Auge donnern? Sind das Dichter? welchen Namen wollen wir ihnen geben? Namen müssen sie doch haben. Prosaische und flache Köpfe sind es gewiß nicht. Nun! mit dem Namen sey es noch dahin gestellt; es ist doch wenigstens ein Talent, Göttersprache zu sprechen . . Aber Dichter? . .

Wer ist Dichter? . . Ein Geist, der fühlt, daß er schaffen kann, und der schafft, und dessen Schöpfung

nicht nur ihm selbst innig, als sein Werk gefällt, sondern von dessen Schöpfung alle Zungen bekennen müssen: „Wahrheit! Wahrheit! Natur! Natur! wir sehen, was wir nie sahen, und hören, was wir nie hörten, und doch was wir sehen und hören, ist Fleisch von unserm Fleisch und Gebein von unserm Gebeine."

Nicht beleidigen will ich, aber wie kann ich unbeleidigend fragen: Wo sind Dichter? Dichter, die ihrer eignen Seele Schöpfungen oder vielmehr das, was sie mit Liebe sahen und hörten, und nur das und das rein und ganz herausblitzten, herausleuchteten, strömten, darstellten? Schöpfungen, in denen sich die Seele wie die Gottheit in ihren Werken erspiegelt? Schöpfungen, die der ewige Schöpfer durchregt und durchhaucht, in denen man, wie im lebenden und liebenden Antlitz, voll gegossen die lebende und liebende Seele erblickt, lieb gewinnt, anschmachtet, verschlingt? Schöpfungen, unangetastet vom Hauche, Ton, Schimmer, irgend einer Mode, Convention, künstlichen Manier?

Aber ist es möglich, ohne Ton und Manier Dichter zu seyn? **Bodmer, Geßner, Ramler, Wieland** (doch wenig), **Lenz** (am wenigsten vielleicht), **Klopstock, Stollberg** Dichter, wie kaum eine lebende Nation aufweisen kann, sind nicht ohne Manier. Ist es also möglich, ohne Manier so zu dichten, in solcher inconventionellen Einfalt und Wahrheit seine eigene Seele mit allen ihren Wahrnehmungen, Gefühlen, Bewegungen, in seinen Bildungen und Schöpfungen darzustellen und mitzutheilen, wie die Sonne Strahlen ausstrahlt, ohne Grimaße, und was weiß ich noch mehr? so rein, einfältig, unbefangen, wie man im anmaßungslosesten Zustande für sich hin existirt, und lebt, und athmet, ohne an Zeugen oder Beobachter zu denken? — Konnte doch Raphael selbst sich nicht über die blechernen Glorien, die sein Zeitalter forderte, erheben? und ist nicht selbst von seinen erhabensten Werken fern alle Täuschung?

Dennoch wollen wir uns, so zusammengesetzt immer dieses Dichters oder anderer Dichter Charaktere seyn mögen, so schwer es ist, den bloßen Dichter herauszuscheiden, und, so unmöglich der herauszuscheiden ist, weil auch der wieder Resultat aller Empfindungs- und Wirkungskraft der Natur ist, dennoch wollen wir's versuchen, etwas über Dichterphysiognomien hinzuwerfen.

Elasticität ist wohl das Wesentlichste im Charakter und der Physiognomie des Dichters. Leichte Rührbarkeit, Erschütterlichkeit, wiederhallende Schnellkraft, Möglichkeit und Disposition, Alles leicht und rein und ganz zu empfangen, und leicht und rein und ganz zurückzugeben; mit einem Zusatze zwar von seiner eigenen echten Individualität, welcher homogene Zusatz aber das nur aufhellt und reinigt, nicht trübt und befleckt, was man empfängt und gibt, und Medium wird allen Sinnen aller Menschen, das wahrnehmlich und fühlbar zu machen, was ihnen sonst unwahrnehmlich und unfühlbar wäre.

Der Dichter ist Prophet der Schöpfung und der Vorsehung Gottes, Mittler zwischen der Natur und den Söhnen und Töchtern der Natur. Bedarf es gesagt zu werden: Alle Propheten Gottes waren Poeten. Wer war es mehr, als David, Moses, Jesaias und Johannes? Die Sprache der Offenbarung ist Sprache der Dichtkunst, was Kunst! Sprache dichterischen, das ist vollempfangenden, vollgebenden Gefühls. Poesie geht der Philosophie vor, wie der Herbst dem Winter. Wie, wie also muß der Dichter, der Prophet Gottes, und Offenbarer der Natur, ohne den die Natur Niemand kennt, so wie vom Umfange der Welt her nie ohne Poesie und Prophezie erkannt ward, wie muß der Mann Gottes und der Menschen gebildet seyn? wie nicht gebildet?

Von vorne her ließ es sich schon bestimmen — daß er die feinste, sensibelste Bildung haben muß;

daß aber diese Bildung nicht nur markig, locker, rührbar zum Empfange;

daß sie auch elastisch, wiedertönend, zurückschnellend seyn muß zum Geben;

daß sie also weder aus bloß geraden oder harteckigen Linien und Umrissen, noch aus bloß weichen, abgerundeten, unwiderstehenden, leidsamen bestehen kann und soll.

Daß es schlechterdings keinen Dichter geben kann, der eine Stirne so) oder eine Stirne so (hat.

Dichter, sage ich, laßt mich die unangenehme Wahrheit wiederholen, oder zwei Männ.r nennen, die meinen Gedanken erklären, wenn er Erklärung bedarf.

Freunde, legt es der Physiognomik zur Last, wenn sie Linien und Charakter, wie sich vom **Pope** und **Voltaire** abstrahiren ließen, nicht unter reine Dichterzüge aufnehmen will. Lacht nicht, wenn sie vor solchen Gesichtern nicht sogleich laut und entscheidend ruft: „Dichter! Dichter!" Die Zeit wird kommen, und sie ist nahe, hoffe ich, daß man der Physiognomik allein das Monopolium nicht geben, denn sie hat es schon, aber zugestehen wird. „Sie soll a. Dichtertalent, b. Dichtergefühl, c. Dichtergeist, d. Dichtergenie, e. Dichter entscheiden!" oder wenn Ihr das noch nicht für möglich haltet, wartet auf die Entscheidungen der Nationen, laßt nur ihre Ideale hinter den Vorhang treten, das Händeklatschen vertönen, das Geblicke kühl werden und einen wahren Dichter unangekündigt auftreten, oder seine wahre Dichtung in die Nation hineinwerfen und davon gehen! Oder stellt **Milton** und **Shakespeare**, neben die **Pope** und **Addissons**, die **Voltaire** und **Boileaus**, neben **Jean Jacques, Rousseau**, und wenn Ihr wollt, von allem deutschen Dichtervolke, das unterm Himmel ist, neben — Ihr wißt, wen ich meine, und dann vergleicht ihre Werke mit ihren Gestalten, und entscheidet, wer ist Dichter? und entscheidet: wer soll entscheiden? Nun solltet Ihr mich nicht mehr mißverstehen, Leser, wenn ich Euch frage:

Habt Ihr auch schon einen Dichter gesehen?

Mit scharf und festgezeichneten, groß oder kleinen sehr tief liegenden Augen?

Einen mit Augenbrauen von starken gedrängten, jedoch kurzen Haaren, mit Augenbrauen, die nahe auf den Augen lagen?

Einen mit flach ausgebogener von der Nase zum Mund ungefähr so (fortgehender Oberlippe?

Einen mit scharf verbissenen Lippen?

Einen mit brauner, lederartiger, trockner, schwer beweglicher, gleichgespannter Haut?

Einen mit eben flachem Schedel, mit perpendiculärem Hinterhaupte?

Leser, denen es um Wahrheit und Gewißheit zu thun ist, forschet, prüfet, aber nicht obenhin, sondern scharf; ich will meine Prüfungen mit den eurigen fortsetzen, und in den physiognomischen Zügen will ich es wagen, Linien von Köpfen hinzuzeichnen, die Dichter seyn müssen, und von Köpfen, die nicht Dichter seyn können.

LXII. Genie.

Was ist Genie? Wer's nicht ist, kann nicht, und wer's ist, wird nicht antworten *). Vielleicht kann es und darf es einigermaßen, wer dann und wann gleichsam in der Mitte schwebt, und dem es wenigstens bisweilen gegeben ist, in die Höhe über sich und in die Tiefe unter sich hinzublicken.

Was ist Genie? was ist es nicht? Ist es bloß Gabe ausnehmender Deutlichkeit in seinen Vorstellungen und Begriffen; ist es bloß ungewöhnliche Leichtigkeit zu lernen, zu sehen, zu vergleichen? ist es bloß Talent?

Genie ist Genius.

Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, sagt, schafft, vergleicht, sondert, vereinigt, folgert, ahndet, zielt, meinet, — als wenn es ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art dictirt oder angegeben hätte, der hat Genie; als wenn er selbst ein Wesen höherer Art wäre, ist Genie.

Einen reichen oder weisen Freund haben, der uns in jeder Verlegenheit räth, in jeder Noth hilft, und selbst reich seyn, und Andern in jeder Noth helfen; selbst weise, Andern in jeder Verlegenheit rathen zu können: siehe da den Unterschied zwischen Genie seyn und Genie haben.

Wo Wirkung, Kraft, That, Gedanke, Empfindung ist, die von Menschen nicht gelernt und nicht gelehrt werden kann, da ist Genie. Genie, das allerkennbarste und unbeschreiblichste Ding! fühlbar wie es ist, und unaussprechlich wie die Liebe.

Der Charakter des Genies und aller Werke und Wirkungen des Genies ist, meines Erachtens, Apparition ... Wie Engelserscheinung nicht kommt, sondern da steht, nicht weggeht, sondern weg ist; wie Engelserscheinung in das innerste Mark trifft, unsterblich in das Unsterbliche der Menschheit wirkt, und verschwindet und fortwirkt nach dem Verschwinden, und süße Schauer und Schreckenthränen und Freudenblässe zurückläßt: so Werk und Wirkung des Genies.

Oder nenne es, beschreibe es wie du willst. Nenne es Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist; nenne es Kraft ohne ihres Gleichen, Urkraft, kraftvolle Liebe; nenne es Elasticität der Seele oder der Sinne und des Nervensystems, die leicht Eindrücke annimmt, und mit einem schnell ingerirten Zusatze lebendiger Individualität zurückschnellt; nenne es unentlehnte, natürliche, innerliche Energie der Seele; nenne es Schöpfungskraft; nenne es Menge in- und excentrischer Seelenkräfte, Sammlung, Concentrirung aller Naturkräfte; nenne es lebendigen Darstellungslauf; nenne es Meisterschaft über sich selbst; nenne es Herrschaft über die Gemüther, nenne es Wirksamkeit, die immer trifft, nie fehlt in all ihrem Wirken, Leiden, Lassen, Schweigen, Sprechen; nenne es Innigkeit, Herzlichkeit, mit Kraft sie fühlbar zu machen; nenne es Centralgeist, Centralfeuer, dem nichts widersteht; nenne es lebendigen und lebendig machenden Geist, der sein Leben fühlt, und leicht und vollkräftig mittheilt, sich in alles hineinwirft mit Lebensfülle, mit Blitzeskraft; nenne es Uebermacht über alles, wo es hintritt; nenne es Ahndung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Zukünftigen im Gegenwärtigen; nenne es tiefes erregtes Bedürfniß mit Ahndung innerer Kraft, die das Bedürfniß stillt und sättiget; nenne es ungewöhnliche Wirksamkeit durch ungewöhnliches Bedürfniß erregt und unterhalten; nenne es ungewöhnliche Schnelligkeit des Geistes, entfernte Verhältnisse mit glücklicher Ueberspringung der Mittelverhältnisse zusammenzufassen, oder Aehnlichkeiten, die sich nicht herausforschen lassea, im eilenden Vorbeiflug zu ergreifen; nenne es Vernunft im schnellsten Flammenstrome der Empfindung und Thätigkeit. Nenne es Glaube, Liebe, Hoffnung, die sich nicht geben, nicht nachäffen läßt, oder nenne es schlechtweg nur Erfindungsgabe, den Instinct. Nenne es und beschreibe es, wie du willst und kannst, allemal bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie, heißt bei allen Nationen, zu allen Zeiten Genie, und wird es heißen, so lange Menschen denken und empfinden und reden. Genie blitzt, Genie schafft, veranstaltet nicht, schafft! so wie es selbst veranstaltet werden kann, sondern ist! Genie vereinigt, was Niemand vereinigen, trennt, was Niemand trennen kann, sieht und hört, und fühlt, und gibt und nimmt auf eine Weise, deren Unnachahmlichkeit jeder Andere sogleich innerlich anerkennen muß, unnachahmlich und über allen Schein von Unnachahmlichkeit erhaben, ist das Werk des reinen Genius. Unsterblich ist alles Werk des Genies, wie der Cherub Gottes, aus dem es fließt. Ueber kurz oder lang alles herabgewürdiget, was schwachen Köpfen Genie schien und nicht war; nur Talent, nur gelehrt, nur nachgeahmt, nur faltig war, nicht Geist war aus Geist, nicht Quell aus unleerbarem Drange der Seele, nicht war Kind der Liebe, Abdruck des innern Menschen, Ausgeburt und Ebenbild der verborgensten Kraft. Lauf alle Reihen der Menschen durch, die ganze Nationen und Jahrhunderte mit Einer Stimme Genie nannten, und deren Werke und Wirkungen unsterblich sind, und fortleben von Geschlecht, und nie zu verkennen, nie auszulöschen sind, wenn noch so viele, noch so stürmende Stürme über sie brausen; nenne unter allen Einen, der nicht gerade um deßwillen Genie heißt und war, weil er Ungelerntes und Unlernbares empfand, sprach, dichtete, gab, schuf! Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies und seiner Wirkungen, wie aller Werke und Wirkungen Gottes! Unnachahmlichkeit, Momentanität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahndet, aber nicht gewollt, nicht begehrt werden kann, oder was man hat im Augenblicke des Wollens und Begehrens, ohne zu wissen wie? was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott, oder vom Satan.

Genie! tausendmal, und wann mehr, als in unserer Aftergeniezeit weggeworfenes Wort; aber der Name bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg, jedes kleine Talentmännchen nennt ein noch kleineres Genie, damit dasselbe hinwiederum zu kleinern herabrufe: seht die Höhe hinan —

*) Ne cherchez point, jeune artiste, ce que c'est que „as-tu pas: tu ne le connaîtras jamais.“ Rousseau. „Le Génie qu'as-tu: tu le sens en toi-même.“ — Diction. de musique p. 360.

Der Cherub eilt mit vollen Flügeln,
Und überfliegt dich, Libanon.

Aber Flieger, Rufer und Staunner, die sich einan- r wechselsweise hinauf- und herabrechneten und ver- mieten — die Sonne geht auf, und wenn sie unter- gangen ist, wo seyd ihr? Genien, Lichter der Welt! Sitz der Erde! Substantive in der Gram- atik der Menschheit! „Ebenbilder der Gott- eit, der Ordnung, Schönheit und unsichtbaren Schö- fungskräfte? Schätze eures Zeitalters! Sterne n Dunkeln, die durch ihr Wissen erleuchten und schei- en, so viel es die Finsterniß aufnimmt!" Menschen- ötter! Schöpfer! Zerstörer! Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dol- metscher der Natur! Aussprecher unaus- prechlicher Dinge! Propheten! Priester, Könige der Welt . . . die die Gottheit organisirt nd gebildet hat, zu offenbaren durch sie sich selbst nd ihre Schöpfungskraft und Weisheit und Huld; Offenbarer der Majestät aller Dinge und ih- es Verhältnisses zum ewigen Quell und Ziel ller Dinge; Genien, von euch reden wir, euch ragen wir: hat euch die Gottheit bezeichnet und wie? vie hat sie euch bezeichnet? eure Gestalt, eure Züge, ure Miene . . . Geberde? was ist es, das euch aus- eichnet vor allen Sterblichen, die an eurer Rechten and Linken vorbeigehen? Bezeichnet seyd ihr, so wahr ihr seyd! wo immer nur das Zeichen Gottes zu finden seyn möge . . .

Der Mann mit Mondstrahl im Gesicht
Wird's suchen und wird's finden. —

Natur versteht die Natur, und Genie ahndet das Genie. Blick des Künstlers faßt den Künstlerblick, wie Schwärmer den Schwärmer anzieht. Vor aller Ver- gleichung, vor allem Räsonnement, aller Ueberlegung fühlt das Genie die Nähe des Genies; sie erkennen sich, sobald sie sich sehen, entweder durch kräftige An- ziehung oder mächtige Zurückstoßung. Dieß gehört zur Natur der Genien, was zur Natur des Magnets ge- hört, mit dem einen Pol anzuziehen, mit dem andern zurückzustoßen. Dennoch gibt es bestimmte und unbe- stimmbare lehr- und lernbare Kennzeichen von verschie- denen Hauptklassen von Genien. Ohne mir anzuma- ßen, nur die wichtigsten bestimmen zu können oder alle u kennen, will ich das Wenige sagen, was ich hier- über bemerkt habe.

Wenn es wahr ist, was ich bis dahin immer wahr gefunden habe, daß Genie das Genie sieht, ohne zu beobachten, d. h. ohne sehen zu wollen; daß ihm zu sehen gegeben wird; daß es seine tiefsten, richtigsten richtigsten Bemerkungen im Vorbeifluge macht, ob sie gleich nachher der Verstand läutern und in's Reine bringen kann; daß es nicht sucht, sondern findet, so wie es, wie gesagt, nicht kommt, sondern da ist, nicht weggeht, sondern weg ist; daß weder Ver- stand allein, so groß er seyn mag, noch Imagina- tion allein, so lebhaft sie seyn mag, Genie ist; daß Blick Genie ist, die Seele in den Blick concentrirt, Blitzblick der schnellgespannten Seele — so ließe sich vielleicht schon a priori erwarten: hier zeigt sich das Genie, wenn es sich irgendwo zeigen muß. Nicht daß es sich da allein zeige, nicht daß es nicht in allen Muskeln und Nerven Sitz und Stimme habe, nicht daß es in jeder Ader zucke und spucke . . . ich sage nur, es zeigt sich nirgends, es ist nicht vor- handen, wenn es sich da nicht zeigt; nicht, daß nicht Uebung und feiner Beobachtungsgeist dazu gehöre, die so oft so erstaunlich nahe an einander gränzenden Schweifungen dieses Umrisses zu unterscheiden. Wirk- lich große Zeichner, die sich nicht besonders geübt ha- ben, diese feinen Unterschiede zu bemerken, sind hierin ganz unzuverlässig. Ich werde in den physiognomi- schen Linien, wenn einmal einige meiner Zeichner Blick und Sinn dafür werden gebildet haben, genaue Be- stimmungen dieser Art vorlegen. —

Noch etwas von dem Auge des Genies, das sich nicht wohl zeichnen läßt, das aber nicht allen Genien gemein, wenigstens nicht an allen spürbar ist. Das ist nicht nur das Treffende, Blitzende, das sich aus der Zeichnung des Auges ergeben mag, sondern das Aus- fließende, wenn ich so sagen darf. Sey es nun wirkliche Emanation, wie Licht aus Licht oder sey es nun Bewegung der Materie des Elements, die licht, magnetisch, elektrisch oder wie sie will, heißt, das Auge des Genies, des gesalbten Gottes, scheint Aus- flüsse zu haben, die auf andre Augen physisch und un- mittelbar wirken. Ich rede nicht von Ausflüssen, welche die Gestalt des genialischen Menschen haben solle, so etwas träumte ich mir nie! Ich bestimme die Natur dieser Ausflüsse auf keine Weise. Nur von einer Er- fahrungssache rede ich, die beinahe zum Sprichworte geworden ist; von einer Erfahrungssache, die kein Mensch einen Augenblick bezweifeln kann, der einen Unterschied der Farben zugibt. Wie jeder Körper das Licht auf eine ihm eigene Art zurückwirft, die etwas von der Natur dieses Körpers, wo nicht an sich hat, doch ausdrückt: so gibt jedes Auge dem Lichtstrahl, der von ihm ausgeht, eine eigene Direction und Fibration; das Auge des Genies gibt ihm eine solche, die spür- barere Sensation auf jedes Auge macht, als jedes un- genialische Auge. Von dieser Art Augen sind aus ih- ren Porträten zu schließen, z. B. die vom Cardinal Retz, Vandyk, Raphael. Der Blick des Genies in seiner höchsten Trefflichkeit, wenn ich so sagen darf, ist beinahe wunderwirkend, unwiderstehlich, aller- kannt, göttlich; ihm beugen sich die Kniee, ihm schla- gen sich die Augen nieder, ihm gehorchen, wie einer Gottheit, Alle, die er trifft. Durch diesen Blick voll allempfindbarer Ueberlegenheit, wie Rousseau so wohl sagt, verwandeln wahre Genies die andern in sich selbst. Ihre Macht ist in einem weiten Umfange geschäftig, innerhalb dessen man ihnen nicht widerstehen kann; kaum lernt man sie kennen, so gelüstet es uns sie nach- zuahmen, und in ihrer Hoheit ziehen sie Alles, was sie umringt, zu sich hinauf.

Das wahre, volle, ganze Genie, das Licht bringt, wohin es seinen Blick wirft; Meister ist, wo sich sein Fuß hinsetzt, das Oeden und Wüsten vor sich und hin- ter sich zurückläßt, das anzieht, wenn es anziehen, zu- rückstößt, wenn es zurückstoßen will; das kann, was es will, und nur das will, was es kann; das nie sich kleiner fühlt, als wenn es am größten ist, weil es noch unendlich höhere Welten voll Genies und Kräf- ten und Wirkungen über sich findet, je höher es sich hinaufschwingt, nur um so viel höhere Höhen entdeckt; das Genie, gewurzelt in die Erde, wie Nebukadnezars Stammbaum, unter dessen weit verbreiteten Aesten alle Thiere des Feldes schattendürstend sich lagern; das Ge- nie, das immer emporstrebt, wenn tausend Widerkräfte an ihm hinaufkrabbeln, es nach der Erde herunter zu reißen; das den Schmeichler zu Boden blitzt, den Ver- ächter verachtet, in's Bubengelächter mit der Bonbom-

wie eines Reichen, den man arm lügt, hineinlächelt; das Genie, das über Alles herrscht, wie Daniels heilige Wächter schnellen vollendenden Rathschluß über Alles gibt; das Urgenie, dessen Denken Anschauung, dessen Empfindung That, dessen That unwidertreiblich und unaustilgbar ist: das hat seinen Hauptausdruck und das Siegel Gottes, nicht im obern Theil der Stirne, nicht im Blick und Augausdruck allein, sondern vornehmlich in einer breiten, jedoch über den Sattel etwas gerundeten, gedrängten, etwas vorgebogenen Nasenwurzel, „da wohnen (nach dem vortrefflichen Ausdruck eines neuerlichen Schriftstellers, den man mit mir zu verwechseln mir die höchst unverdiente Ehre anthat) da wohnen fürchterliche Leiden, verschlungen in die Riesenkraft, die sie trägt und überwindet, eingewurzelte Festigkeit und Fülle des Geistes."

Doch habe ich auch große allanerkannte Genies ohne dieß Zeichen, ja mit den schwächsten Nasenwurzeln gesehen. Aber ihre Genialität war auch von jener wesentlich verschieden. So mächtig und stark sie waren, ihre Stärke war nicht innerlich festgewurzelter Zustand, war nur hohe Gespanntheit. Diese waren allemal sinnlicher, reizbarer und von einer gewissen Seite schwächer, weibischer; hatten mehr ruhigen Verstand, Vernunft, Abstractionsgabe, Zergliederungsfähigkeit, verbreiteten sich mehr, hatten mehr Imagination, mehr Liebe, mehr Empfindung, mehr Vernunft als Geist, mehr Reizbarkeit als Kraft, zogen mehr an, als sie zurückstießen.

Intensische Genies, die auf einen Punct mächtig wirken, sind stärker geknocht, haben festeres Fleisch, sind schwerer und einfacher in ihren Bewegungen, haben festere Stirnknoten und perpendiculärere Stirnen, als

Extensische Genies, die auf weiten Umfang wirken. Diese sind zärter, länglicher, luftiger, lockerer gebildet, haben zurückgehende Stirnen u. s. f.

Alle Genies des Sehens, Empfindens, Handels, alle Genies in der Welt, glaube ich, lassen sich überhaupt in drei Classen bringen: Genies des Details, Genies für's Ganze, Genies für beides.

1. Inspirationsähnlicher Sinn, unnachahmliche Kraft für's Kleine, Abgesonderte, Genie für's Detail, gemeiniglich Künstlergenie genannt (Hamiltons Papilion und Eidexe und Teniers Köpfe machen es kennbar) hat seinen Adelsbrief im Scharfblick, größtentheils in dem hineingeschobenen obern Augenliede und der Intension eines unanziehenden ausflußlosen, nur einem Raubvogel gleich herausholenden Blickes und kleinlich scharf gezeichneten Gesichtszügen. Sehet Augsburger und Nürnberger Maler und Künstler die Menge.

2. Inspirationsähnlicher Sinn und unnachahmliche Kraft für ganze Felder, ganze Tableaux, ganze Massen, Genie für's Große, mit Vorbeigehung, Verachtung des kleinen Details, hat sein Zeichen in größern Gesichtstheilen und weniger kleinlichen Zügen, wie Rubens, Vandyk.

3. Inspirationsähnlicher Sinn und unnachahmliche Kraft für's Große und Kleine zugleich. Ganzer Natursinn, denn die Natur schafft die ganzen herrlichen Bäume, und bildet jedes Blatt auf's fleißigste, bestimmteste aus. Die Natur ist frei ohne Zügellosigkeit, und bestimmt ohne Härte; dieß allein reine, allein echte Genie, wo ist es, wo sind erläuternde Beispiele? In der Künstler-, Dichter-, Philosophen-, Heldenwelt? Wo Umfasser des Ganzen und Entzifferer jeder Einzelheit? Wo, daß ich ihm Züge bezeichnen und sie auf den ersten Blick kennbar machen könne? Ich kenne nur zwei, die ich nicht nennen und deren Köpfe ich nicht hersetzen und sie von dieser Seite commentiren mag, weil sie meine Freunde sind, und weil ich mein Werk nicht weiter, wie einer von ihnen sagte, zu einer Schädelstätte meiner Freunde machen darf. So viel aber kann ich sagen, im Ganzen, im Ganzen ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihrer Bewegungen, ihres Ganges u. s. f. in allen Theilen, allen Zügen, allen Nüancen muß sich dieß ausdrücken; nicht hier und dort, nicht dann und wann, nur Ein Zug, Ein Blick, Ein Ton, Ein Tritt! Alles ist Harmonie, Leben Alles, Alles Ein Leben, das selbe belebende Leben! Ihre Gestalt ist fest und schnell beweglich zugleich, ihr Blick weit umsehend und schneidend, immer Mikroskop oder Teleskop — nach Belieben — divergirend und convergirend, langsam und schnell, ihre Farbe gelblichblaß oder violetröthlich, niemals weißlich milchig, niemals hochroth, oft sich wandelnd und wendend; ihr Gang ist leicht und fest, schwebend und auftretend; sie fliegen und wurzeln sich, treten unanfhörbar und stampfen u. s. f.

In dem Eschenburgischen brittischen Museum für Deutsche ist eine zwar nicht tiefe, jedoch lesenswürdige Abhandlung über den Einfluß des Genies auf Temperament und Charakter 2c.

Hier ein Paar Gedanken aus diesem Aufsatze mit einigen Anmerkungen.

„Wahres Genie bringt natürlicher Weise eine Wärme und Empfindlichkeit des Temperaments hervor (oder auch umgekehrt). Es verträgt sich nie mit einer kalten oder phlegmatischen Gemüthsart. Alle seine Gefühle und alle seine Neigungen sind feurig, lebhaft und ausnehmend.

Dieß ist durchaus nicht allgemein wahr. Das phlegmatische Temperament ist dem Genie so unentbehrlich, als das cholerische immer. Das cholerische allein ist vielleicht an sich so wenig genialisch, als das phlegmatische; und der Zusatz an Phlegma ist zur Temperatur des Genies so wesentlich, als es eine Dosis von Gaben zu seyn scheint. Feuer und Wasser bestimmen beide gleich mit der Reizbarkeit der Nerven, von denen alles abhängt. Die feurigsten Leute sind oft die gefühllosesten, die genielosesten; ja ein bloß Feuriger ist gewiß keiner wahren Begeisterung fähig; freilich auch der bloß Phlegmatische nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß Kälte und Phlegma für tausend Dinge, die Andre rühren, oft Wärme und Theilnehmung für Eins zeigen können, was Niemand rührt. Und dieß Eine kann auch den kältesten, phlegmatischsten Mann zum Genie machen, d. i. ihn quasi inspiriren. Ich kenne sehr kalte Leute, die unerschöpflich sind im unlernbaren Originalgedanken. Man muß also nie schlechterdings von kaltscheinenden Menschen sagen: Ohne Genie. So wenig sich von allen feurigen Köpfen sagen läßt: Genie. Kälte an sich ist so wenig Ungenie, als Wärme an sich Genie ist. Vielleicht macht beides zusammen noch nicht Genie, sondern eine glückliche Mischung, oder vielmehr eine solche Mischung, da sich alle die sogenannten vier Temperamente wechselsweise stoßen und reizen, läßt erst den Funken entspringen, der Genie heißt.

„Weder die Ergötzungen noch die Leiden des Ge-
s sind von der gemeinen Art. Es gibt in seiner
npfindlichkeit für beide eine gewisse Feinheit, die dem
meinen Haufen völlig unbekannt und unbegreif-
ist."

Alles, was eigentlich in's Gebiet des Genies ge-
rt, ist schlechterdings unbegreiflich. Der Effect ist
ist gewiß, ist spürbar, aber unverkennbar, undenk-
r die Ursache. So wenig Religion, die als solche
chts als Genie ist, gottesgeistig, sich lernen
er lehren läßt, ich spreche von unmittelbarem
ottesgefühle, nicht von Theologie; von weltüberwin-
ndem Glauben an die Zukunft, nicht vor ei-
m hyperbolischen, auswendig gelernten Glaubens-
kenntnisse; so wenig etwas wahrhaft Göttliches
h lernen oder lehren läßt, ohne daß der innere Sinn
r Empfänglichkeit dazu vorhanden sey, so wenig es
h begreiflich machen, vertheidigen, demonstriren läßt:
unbegreiflich, unvertheidiglich ist alles eigenthümliche
ine Wesen des Genies. Sich über Sachen des Ge-
ies vertheidigen, Genialität darthun, begreiflich ma-
en wollen, heißt demonstriren wollen, daß man ist.
ie Göttlichkeit aller göttlichen Dinge muß gefühlt
erden, wie die Göttlichkeit einer Physiognomie durch
ine Zergliederung dem fühlbar gemacht werden kann,
er sie nicht vor der Zergliederung fühlte. Wer Ge-
ie vertheidigt, ist gewiß kein Genie, und wer Verthei-
igung fordert, gewiß ein schwacher Kopf. Der Ge-
ius des Sokrates hielt ihn ab, sich vor dem Blutge-
richte zu vertheidigen. Die Dunse, die die Messiade
n Empfang nahmen, vermochten mit all ihrem Ge-
schrei Klopstocken nicht, mit einem Worte sich zu
vertheidigen. Die Schreier haben sich verlaufen, und
die Messiade steht. Alle Insektenthiere von Regelmän-
nern, die von Milton und Shakespeare nagen,
haben sie ein Haar von ihrer Genialität beugen kön-
nen?

„Meister Duns — mit welcher Wonne
Des Neids bekritelt er — Genie?
Sieht jedes Fleckchen an der Sonne,
Und sieht die Sonne selber — nie!"

Unbegreiflich ist jede Empfindung des Ge-
nies dem Ungenie, wie das Licht dem Blinden.
Und so ist's auch seine Physiognomie. Das, was sie
als Genie charakterisirt, ich meine dem Gefühle, ist
ein anziehender und zurückstoßender Geist, der von sei-
nem Gesichte, besonders von seinen Augen auszugehen
scheint, etwas Schreckendes, Fliegendes, Unerhaschbares,
das jeden Pinsel toll macht.

„Das Genie erweckt gemeiniglich ein blutreiches und
hoffnungsvolles Temperament; allein wenn gleich das
Genie einen natürlichen Trieb hat, eine muntere und
sanguinische Stimmung der Seele hervorzubringen,
welche seine gewöhnliche Gefährtin ist, und welche es
sorgfältig zu erhalten sucht, wenn nicht wiederholte
Mißlingungen ihm den Muth niederschlagen, so pflegt
es doch auch zu gleicher Zeit ein anderes, noch merk-
licheres und minder wandelbares Kennzeichen an sich
zu tragen, nämlich eine erhabene, sanfte und tiefsinnige
Melancholie. Diese Gemüthsverfassung ist wirklich die
unzertrennlichste Gefährtin des Genies. (Ich möchte
sagen: die Mutter des Genies). Diese Gemüthsver-
fassung gibt dem ganzen Charakter einen Anstrich, wo-
durch er mehr ernsthaft als heiter, mehr tiefsinnig als
leichtsinnig wird. Sympathie ist die unzertrennliche
Gefährtin des Genies."

Ich thue hinzu, Sympathie, und nicht das Wesen
des Genies, Genie selbst, doch Quelle des Genies!

LXIII. Vermischte Gedanken über Genie, Geniesprache, Menschengestalt.

(Aus einem apokryphischen Buche. Altona 1761. Ohne Anmerkungen.)

1. Wie der Mensch nach der Gleichheit Gottes er-
schaffen worden, so scheint der Leib eine Figur oder
Bild der Seele zu seyn.

2. Gewisse Schriftsteller müssen sich nicht schämen
nährender Zeit, die Dichtersprache, so gut sie können,
nachzulallen, die am Hofe des Gottes zu Delphos ein-
geführt war, nach bekannten Sprichwort —

Ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

3. Nichts ist also mehr übrig, als die Grenzstrei-
tigkeiten des Genies mit der Tollheit zu untersuchen.
Das größte Schisma (Joh. 10, 20.) hierin ist unter
den Juden gewesen über den Vortrag eines Propheten
aus ihren Brüdern. Einige sagten: ΔΑΙΜΟΝΙΟΝ
εχει και ΜΑΙΝΕΤΑΙ, und sahen die Manie gleich-
falls für die Wirkungen eines Genies an, ja wun-
derten sich gar, daß es Menschen von gesundem Bauern-
verstande möglich wäre, ihm zuzuhören. Auch Festus
urtheilte, daß die viele Belesenheit den Paulus ver-
wirrt gemacht, und gab seinen fanatischen Schwindel
den Büchern Schuld.

Die Beobachtung ist noch älter, daß alle Meister,
die sich in der Philosophie, Politik, Poesie
und Technik hervorgethan, Invaliden gewesen.

Da Jehu herausging zu den Knechten seines
Herrn, sprach man zu ihm: „Sehet es wohl? war-
um ist dieser Rasende zu dir gekommen?" Er sprach
zu ihnen: „Ihr kennet doch den Mann wohl und was
er sagt!" Der Mann war Elisa.

Aristoteles führt den Ajax, der in seinem
Wahnwitz Wunder that, und Bellepharon, welcher
dergleichen gesehen haben mag, den Sokrates, den
Plato, als vorzügliche Beispiele solcher Märtyrer an,
die an der schwarzen Galle gelitten, und vergleicht
daher die schwarze Galle sehr weitläufig mit dem Wein
in ihren Eigenschaften, erklärt auch alle Symptome
der Bacchanten und Propheten nach eben der Me-
thode, in welcher Eli und die ungläubigen Juden das
Zeichen der Zungen sich vorzustellen beliebten, über das
Entsetzen der großen Haufen lächelten und den Schluß
machten: Sie sind voll süßen Weins.

Die Vermuthung würde unterdessen zu weit gehen,
wenn man alle mit mancherlei Seuchen und Qual Be-
haftete, die Besessenen, die Mondsüchtigen und
Paralytischen, deren in den Evangelien erwähnt
wird, für Genies jener Zeit und jenes Landes halten
wollte. — Ungeachtet Hippokrates sich schon viele
Mühe gegeben, das *Θειον*, dieß Kreuz der Kunst,
zu vernichten, so entfährt ihm doch am Ende seiner
Abhandlung der neue Grundsatz

παντα θεια και ανθρωπινα.

4. Der Geburtstag eines Genies wird ge-
wöhnlich von einem Märtyrerfest unschuldiger Kinder
begleitet.

5. Alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu,
ein unmittelbares Gefühl zu ersetzen, und nichts, als

die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß bahnet uns den Weg zur Vergötterung.

6. Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buches (eines Genies und Geniewerkes) sind gleich den Elementen unsichtbar *), und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist.

7. Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt — zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Schluß des Urhebers löset die verwickelsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, das Aeußerste der Arme, sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen. Doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns. Exemplum dei quisque est in imagine parva. Herz, sey ein stilles Meer! höre den Rath: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, die da herrschen! — Siehe die That — und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß. Vergleiche Rath und That — bete den kräftigen Sprecher **) mit dem Psalmisten — den vermeinten Gärtner ***) mit der Evangelistin der Jünger und den freien Töpfer mit dem Apostel hellenischer Weltweisen und talmudischer Schriftgelehrten an.

8. Die Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserem Gemüthe ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu begreifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Creatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur und daß wir seines Geschlechtes sind.

Der dieses schrieb — verachtet und zertreten von allen Pharisäern und Sadducäern seiner und meiner Zeit — ist in meinen Augen ein Genie ohne seines Gleichen! Und damit auch die Welt in seinem Unsinn Sinn vermuthe, habe ich zum Beschlusse dieses seltsamen Fragmentes, das mir theurer seyn soll, als alle meine Fragmente, eine Stelle des Philosophen Baco, citirt von diesem Theosophen, beigefügt: „Sciant itaque homines, quantum intersit inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas: Humanae mentis idola nil aliud sunt, quam abstractiones ad placitum: divinae mentis ideae sunt vera signacula creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas imprimuntur et terminantur.

„Haeque ipsissimae res sunt veritas et utilitas, atque opera ipsa pluris facienda sunt, quate[...] sunt veritates pignora, quampropter vitae co[...]moda."

O Physiognomik, wann wirst du Schlüssel d[...] Geheimnisse — Ohr und Auge für alle Gottes[...]heit seyn!

LXIV. Einige physiognomische Gedanken.

Das Ganze der betreffenden Abhandlung be[...] ich vielleicht kaum. Ich hebe mehr nur einzelne, [...] nur Nebengedanken aus, die ich für wichtig [...] wichtig falsch oder unbestimmt halte.

1. Man sagt, Leute mit gewölbten, zugespitzten [...]sen sind witzig, Leute mit Stumpfnasen eben nicht.

Nähere Bestimmung ist hier sehr nöthig. [...] Zeichnung ist die Bestimmung fast unmöglich. [...]wölbte Nasen, gewölbt in der Länge oder Breite?

Gewölbte Nasen, wie gewölbt? Das ist beinahe [...] unbestimmt, als wenn man von gewölbten Stirnen spricht. Alle Stirnen sind gewölbt. Unzählige Nasen sind gewölbt — der Witzigsten, der Dümmsten; wo ist der höchste Punct der Wölbung? wo hebt sie sich an? wo läuft sie aus? wie stark ist sie?

Wahr ist es, Leute mit zarten, feinen, scharf gezeichneten, eckigen, unten spitzen, etwas gegen die Lippen niederhängenden Nasen sind witzreich, wo sonst nichts Widersprechendes, Aufhebendes da ist. — Aber nicht umgekehrt durchaus wahr; „Leute mit Stumpfnasen eben nicht;" mit gewissen Stumpfnasen wohl; es gibt äußerst witzreiche Stumpfnasen, deren Witz freilich von ganz anderer Art ist, als der Spitznasen. Ich kenne ein allerliebstes Männchen mit einem unvergleichbaren Stumpfnäschen, das witzeln muß, sobald es die Feder ergreift, durch den Witz empfindet, durch den Witz liebt und haßt, und unerträglich trocken und witzlos im Reden ist.

2. „Es fragt sich: Ist die gewölbte Nase (vorausgesetzt nur einen Augenblick, daß sie Witz, und die Stumpfnase Unwitz bedeute) ein bloßes Zeichen, daß der Mensch witzig sey, so daß sein Witz in andern uns unbekannten Ursachen seinen Grund habe, oder ist die Nase die Ursache seines Witzes?"

Ich antworte, Zeichen, Ursache und Wirkung zugleich.

Zeichen, denn sie zeiget Witz an. Sie ist unwillkührlicher Ausdruck vom Witze. Ursache, wenigstens Ursache des nicht größern, nicht geringern, nicht anderartigen Witzes, Grenzursache.

Wirkung des Geistes, der so und so ein Maß von Wirksamkeit hatte, daß unter derselben die Nase nicht kleiner bleiben, nicht größer werden und sich nicht anders formen konnte. Nicht nur die Form, sondern auch der Stoff, der die Form bildet, dessen Bildsamkeit durch seine Natur und Ingredienzien bestimmt wird, ist in Betrachtung zu ziehen. Dieser Stoff ist vielleicht der Urgrund der Form. Auf so und so ein Maß dieses gegebenen Stoffes mußte das unsterbliche, durch ihn beschränkte Θειον im Menschen gerade nach der Empfängniß so und so wirken. Von diesem Momente an begann die bestimmte Federkraft dieser Geistigkeit. Wie die Stahlfeder erst durch Widerstand, Einsperrung, Beschränkung wirksam wird.

Also ist es nicht wahr, und wahr, daß wenigstens gewisse Stumpfnasen eine ewig unübersteigliche Vermauer sind, jemals zum Witze zu gelangen. Nicht wahr.

*) — — — Small and indigui Shable
Like far-off montains tourned indo Clouds.
**) Psalm 33, 9.
***) Joh. 20, 15. 17.

wahr, denn bevor die Nase so stumpf ausgezeichnet und umrissen ward, war die Möglichkeit nicht da, daß sie in dem gegebenen Körper, dem gegebenen Maße, in der bestimmten Organisation, deren Resultat sie ist, anders geformt würde; es fehlte dem Geiste, dem Leben, dem Ich, das nach der Absicht des Schöpfers nicht so witzreich werden sollte, Spielraum sie herauszuspitzen. Nicht sowohl also die Nase an sich ist diese Vormauer.

Wahr aber und gewiß ist, daß gewissen Stumpfnasen ein gewisses Maß von Witz durchaus uneinpfropfbar ist, und daß sich also, jedoch mehr witzig als philosophisch sagen läßt, „sie seyen eine unübersteigliche Vormauer."

3. „Die Uebereinstimmung der äußern Figur mit den innern Eigenschaften ist nicht die Folge des äußern Anstandes, sondern des physischen Zusammenhanges. Die Sache verhält sich also wie Ursache und Wirkung, mit andern Worten: die Physiognomie ist nicht bloß Bild des innern Menschen, sondern wirkende Ursache." — Ich sage lieber Grenzursache. — „Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt die Denk- und Empfindungsart eines Menschen," und, thue ich hinzu, „wird hinwiederum von dem Geiste des Menschen bestimmt."

4. „Man sagt, daß eine breite, vielumfassende Stirn Tiefsinn verrathe. Natürlich, zum tiefen Denken ist der Stirnmuskel ein unentbehrliches Werkzeug. Enge zusammengeschrumpft würde er doch wohl die Dienste nicht so leisten können, als nun, da er gleichsam wie ein Segeltuch ausgespannt ist." Ohne dem Verfasser in Ansehung der Hauptsache zu widersprechen, füge ich nur die nähere Bestimmung bei. Wahr ist es, wenn man will, überhaupt: Je mehr Gehirn, desto mehr Geist und Erkenntnißfähigkeit. Die hirnlosesten Thiere sind die dümmsten, die weisesten die, so am meisten Hirn haben. Der Mensch überhaupt, weiser als alle Thiere, hat mehr Hirn als alle Thiere, und der Schluß scheint also, der Analogie nach, sehr richtig: Die weisesten Menschen müssen mehr Hirn haben als unweise. Allein genaue Beobachtungen lehren, daß auch dieser Satz vieler Bestimmungen und Einschränkungen bedarf, wenn er brauchbar seyn soll. Wo der Stoff und die Form des Gehirns gleich ist, da ist gewiß eine größere Masse des Gehirns Wohnplatz, Zeichen, Ursache oder Wirkung mehrerer und tieferer Erkenntnißkräfte. Also caeteris paribus, ist eine große Gehirnmasse, mithin eine große, geräumige Stirn verständiger als eine kleinere. Allein wie man in einem kleinen wohl eingerichteten Zimmer oft weit bequemer ist, als im geräumigsten, so gibt es mannigfaltige kleine, kurze Stirnen, die weit weniger Gehirn haben, wenigstens zu haben scheinen, als Andere, und in denen doch ein weiser Geist bequem wohnet. Mir sind sehr kurze, schief stehende, geradlinige oder auch wohl gewölbte Stirnen die Menge bekannt, die ungleich weiser, verständiger, scharfsehender sind, als die breitesten, geräumigsten, denn deren sah ich schon sehr viele an äußerst schwachen Menschen. Ja noch viel allgemeiner scheint mir der Satz: „Kurze gedrängte, unausgespannte Stirnen sind weise und verständig," wiewohl auch dieß, nicht näher bestimmt, noch lange nicht allgemein wahr wäre. Aber wahr ist, daß gerade die großen, geräumigen Stirnen, welche, wo ich nicht irre, Galen und nach ihm Huart als Wohnplatz der vollkommensten Denkenskraft angibt, die gleichsam eine Halbkugel ausmachen, gemeiniglich die allerdümmsten sind. Je mehr eine Stirn (ich rede nicht von dem ganzen Hirnschedel), je mehr eine Stirn der Halbkugel nahe kommt, desto schwächer, weibischer, denkensunfähiger ist sie; das sage ich nach vielfältigen Beobachtungen. Je mehr gerade Linien eine Stirn hat, mithin je geräumiger sie ist; — denn je gerundeter, desto geräumiger, je geradliniger, desto enger; — je mehr gerade Linien eine Stirn hat, ohne ganz bretähnlich zu seyn; — denn vollkommene Bretähnlichkeit hebt allen Verstand auf; — je mehr gerade Linien eine Stirn hat, desto mehr Verstand und desto weniger Empfindung hat der Mensch. Es gibt aber unstreitig breite viel umfassende Stirnen, die zum tiefen Denken vorzüglich geschickt sind, die keine geraden Linien haben; allein diese zeichnen sich sodann durch die Schweifungen der Umrisse aus.

5. Was der Verfasser von den Schwärmern sagt, bedarf wiederum vieler Bestimmung, ehe es wahr angenommen werden kann. Doch vielleicht bin ich mit den Schwärmern im Ausstande.

„Man sagt, daß die Schwärmer gemeiniglich glatte perpendiculäre Gesichter haben." Lieber länglichrunde, cylindrische oder oben zugespitzte. Die Schwärmer nämlich, die es mit Ruhe, Kälte und ihr ganzes Lebenlang sind. Andere Schwärmer, d. h. solche Menschen, die Einbildungen mit Empfindungen verwechseln, Täuschung mit sinnlicher Erfahrung, haben selten cylindrische Spitzköpfe. Die Spitzköpfe, wenn sie schwärmen, schwärmen mit Worten und Zeichen, deren Bedeutungen, deren Inhalt sie nicht verstehen, sind philosophische, unpoetische Schwärmer. Die Schwärmer der Imagination oder der Empfindung haben selten platte, eiförmige Gesichtsbildungen.

6. „Eigensinnige Leute haben das mit den Schwärmern gemein, daß ihre Stirnen perpendiculär sind." Perpendicularität zeigt immer Kälte, Unelasticität, Beschränktheit; daher Feste, die Standhaftigkeit, die Eigensinn, die Schwärmerei werden kann. Ganz perpendiculär und ganz Null an Verstand ist Eins.

7. „Einer jeden Geistesdisposition entspricht eine gewisse Miene oder Bewegung der Gesichtsmuskeln. Hieraus folgt, was für Mienen einem Menschen am natürlichsten und geläufigsten sind; eben die entsprechenden Geistesdispositionen werden ihm natürlich und geläufig seyn. Nämlich die Gesichter sind ursprünglich so gebildet, daß dem einen die, dem andern jene Miene leichter wird. Einem Dummkopf wird es platterdings unmöglich seyn, eine scharfsinnige Miene zu machen; könnte er es, er wäre scharfsinnig. Einem offenen Menschen unmöglich, eine diebische Miene zu machen; könnte er es, er würde ein Dieb werden." Alles vortrefflich, bis auf die letzte dieser Behauptungen. Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht unter gewissen Umständen ein Dieb werden könnte. Wenigstens ist keine physische Unmöglichkeit da, es zu werden. Er ist so organisirt, daß ihn die Lust anwandeln, die Versuchung reizen kann, zu stehlen. Die Möglichkeit zur Diebsmiene muß also da seyn, wie die Möglichkeit der Dieberei. Er muß also diese Diebsmiene, wenn er sie an einem Diebe bemerkt, nachmachen können, ohne daß er deßwegen ein Dieb wird. Ganz ungleich verhält es sich, meines Bedünkens, mit der Möglichkeit, gute Mienen anzunehmen. Die schlechten Mienen sind von guten Menschen immer eher anzunehmen, als die guten Mienen von den schlechten angenommen werden können. So wie es offenbar viel leichter ist, böse zu

werden, wenn man gut ist, als gut zu werden, wenn man böse ist. Verstand, Empfindung, Talent, Genie, Tugend, Religion kann viel leichter verloren als gewonnen werden. Herabsteigen kann der beste Mensch, so tief er will, aber nicht hinaufsteigen so hoch er will. Der Weise kann physisch ohne Wunder ein Narr und der Tugendheld ein Bösewicht werden, aber ohne Wunder kann der geborne Dummkopf kein Philosoph, der krumme Bösewicht nicht edeln und reinen Herzens werden. Die alabasterweiße Schönheit kann schwarz werden und verschrumpfen, aber der Mohr kann sich nicht weiß waschen. Ich werde auch deßwegen nicht ein Mohr, weil ich mich ad imitationem schwarz färbe, und so nicht deßwegen ein Dieb, weil ich allenfalls eine Diebesmiene einem Diebe entlehne.

8. „Der Physiognomiker darf nur untersuchen: welche Mienen werden diesem Gesichte am leichtesten? Hat er diese gefunden, so weiß er auch schon, was für Geistesdispositionen diesem Menschen gewöhnlich sind. Nicht daß das Physiognomisiren deßwegen eine leichte Sache sey! Im Gegentheile, dieß zeigt vielmehr, wie viel Genie, wie viel Einbildungskraft und Talente sich in einem Physiognomiker vereinigen müssen. Der Mann muß nicht nur auf das achten, was er sieht, sondern auch auf das, was er in dem und dem Falle sehen würde." — Vortrefflich, und ich thue hinzu: Wie ein Arzt entscheiden, ahnden, vermerken kann, welche Farben, Mienen, Verzerrungen aus einer gewissen Krankheit, von deren Daseyn er nun einmal gewiß ist, entstehen müssen, so weiß der echte Physiognomiker, was jede Muskelart und jeder Stirnbau für Mienen, für Ausdrücke, für Spielungen zuläßt, nicht zuläßt, schwer oder leicht macht, und wie jedes gegebene Gesicht bei jedem Vorfalle sich falten oder nicht falten kann und wird.

9. „Wenn ein Anfänger im Zeichnen ein Gesicht zeichnet, so wird man finden, daß dieß ordentlicher Weise ein dummes Gesicht wird, nie ein hämisches, satyrisches oder dergleichen. (Wichtige Bemerkung!) Sollte sich hieraus nicht das Wesen eines dummen Menschen abstrahiren lassen? O ja, denn woher rührt diese Erscheinung? Der Anfänger weiß keine Bezeichnung hineinzubringen, seine Striche fallen ohne Verbindung hin. Was ist also ein dummes Gesicht? Ein solches (unter andern), dessen Theile mangelhaft verbunden, dessen Muskeln mangelhaft gebildet und geordnet sind. Das Geschäft des Denkens und Empfindens, wozu sie unentbehrliche Werkzeuge sind, wird also auch nur schläfrig von Statten gehen."

10. „Außer den Muskeln gibt es noch eine andere Substanz am menschlichen Körper, die den Physiognomiker beschäftiget, der Schedel nämlich oder überhaupt die Knochen. Auch von diesen hängt die Lage der Muskeln ab. Würde wohl der Stirnmuskel die zum Denken vortheilhafte Lage haben, wenn das Stirnbein, über das es ausgespannt ist, nicht gerade die Fläche und Wölbung hätte? Der Schedel bestimmt also durch seine Figur — Figur und Lage der Muskeln, und diese bestimmt unmittelbar die Denk- und Empfindungsart."

11. „So sieht es auch mit den Haaren aus, aus deren Partbien und derselben Lage unter einander geschlossen wird. Woher hat der Mohr seine Wollenhaare? Von der Dicke seiner Haut, in der sich bei der unaufhörlichen Ausdünstung immer mehr Partikel ansetzen, die sie undurchsichtig machen und schwärzen. Es fällt also dem Haare schwer, durchzudringen; kaum ist es etwas vorgedrungen, so krümmt es sich schon und hört auf zu wachsen. Das Haar richtet sich nach der Form des Schedels und der Lage der Muskeln. So wie diese liegen, so fällt es und gibt dem Physiognomiker Anlaß, von ihm auf die Lage der Muskeln und so weiter zu schließen."

Mich dünkt, unser Verfasser ist auf dem besten Wege. Der erste, der einzige bisher, der meines Wissens die Ganzheit, Zusammenstimmung, Einförmigkeit der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers physiognomisch kennt und fühlt. Was er von den Haaren besonders sagt, daß auch schon aus diesen auf die Natur des Körpers und weiter auf den Geistescharakter geschlossen werden kann, können tägliche Erfahrungen dem mittelmäßigen Beobachter lehren. Weiße, zarte, reine, flache Haare zeigen immer eine schwache, feine, reizbare oder vielmehr schreckbare, drückbare Organisation an. Schwarze krause werden sich nie an einem sehr feinen, zarthäutigen menschlichen Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch, wie das Fleisch, so die Muskeln, wie diese, so die Nerven, wie diese, so die Knochen. Wie eins, wie alles von diesen, so die Kraft des Geistes zu wirken und zu leiden, zu empfangen und zu geben. Die wenigste Reizbarkeit ist immer bei dem kurzen, harten, krausen Haare, die meiste bei dem flachsweißen, zarten; Reizbarkeit nämlich ohne Federkraft. Schwerdrückend ohne Federkraft ist jenes, schwergedrückt ohne Widerstand dieses.

Wo viele Haare, viele Fettigkeit. Daher keine Gegenden am menschlichen Körper mit mehrern und längern Haaren bedeckt sind, als der Kopf, die Höhle unter den Achseln u. s. f. An diesem Orte, wie Wilhof*) bemerkt, liegen sehr viele kleine Fettschläuche, wo keine solche, keine Haare.

Aus der Elasticität der Haare ließe sich gewiß auch auf die Elasticität des Charakters schließen.

Die Haare sind natürliche Feuchtigkeitszeiger und zu Feuchtigkeitsmessern nicht ungeschickt.

Die in kalten Gegenden wohnen, haben weißeres, und hingegen die in heißeren Gegenden wohnen, schwärzeres Haar.

Lionel Wafer hat beobachtet, daß die Einwohner der amerikanischen Meerenge milchfarbiges Haar haben. Grünes Haar haben wenige, außer die, die mit Kupfer umgehen.

In den Signalementen wird man wenig weiße Haare finden, wohl aber viel dunkelbraune, auch wohl schwarze Hauptbaare und weiße Augenbrauen beisammen. —

Längere Haare haben die Weiber als die Männer. Männer mit langen Haaren (und diese langen Haare sind mehrentheils weiß, schwarze habe ich wenigstens noch keine von sonderbarer Länge gesehen) haben immer mehr Weibisches als Männliches. Darum ist es auch keinem Manne Ehre, wenn er lange Haare hat. Die schwarzen Haare sind härter als die hellen, so wie die Haare der Erwachsenen härter als der Jungen. Die Alten geben die, welche hartes Haar haben, für wild aus.

Hispida membra quidem et durae per brachia setae
Promittunt atrocem animum.

12. „Da auf die Beschaffenheit der Muskeln ankommt, so ist klar, daß, was für Muskeln zu einer

*) Allgemeines Magazin 4r Theil.

gewissen Art des Denkens und Empfindens hauptsächlich gebraucht werden, in denen auch der Ausdruck einer gewissen Denk- und Empfindungsart zu suchen ist." — Allerdings da zu suchen, thue ich hinzu, aber vielleicht schwerer zu finden und gewiß schwerer zu bestimmen, als durch die Stirnform.

13. „Für den abstracten Denker ist die Stirnmuskel das wichtigste Werkzeug. Dieß ist die Ursache, warum man hier den Ausdruck in der Stirn sucht." Vermuthlich in der Gegend in und zwischen den Augenbrauen, und besonders in dem Augenblicke zu bemerken, da dich der Denker hört, da er sich auf eine scharfsinnige Einwendung oder Beantwortung gefaßt macht. Dieser Moment erhascht, und du hast wieder ein großes wichtiges Zeichen gefunden.

14. „Bei Leuten, die nicht abstrahiren, bei denen alle Seelenkräfte thätig sind, als bei Witzlingen, schönen Geistern, thätigen Genien müssen auch alle Muskeln vortheilhaft gebildet und geordnet seyn. Daher sucht man den Ausdruck mehr im ganzen Gesichte." Und kann ihn dennoch auch wieder allein in der Stirn finden. Diese Stirn ist weniger scharf, weniger geradlinig, weniger perpendiculär, weniger gefurcht; die Haut weniger gespannt, leichtbeweglicher, weicher.

15. „Wie viel Mühe hat es gekostet, die Leute zu überzeugen; daß die Physiognomik nur überhaupt nützlich ist." Und dieß darf, indem ich dieß schreibe, noch von unermeßlich starken Geistern bestritten werden! wie lange noch? und doch sollte ich glauben, auch der, den die Sonne an einem schwülen Sommertage auf den Nacken brennt, und der ihr flucht, sollte, wenn er in der Kühle ist, den unüberdenklichen Nutzen der Sonne deßwegen nicht bestreiten." — Wie kränkend wäre es, von großen Gelehrten, Leuten, von denen man erwartet, daß sie die Grenzen des menschlichen Verstandes weiter hinausrücken sollen, oft die allerleichtesten Urtheile zu hören! Wie sehr ist der große Zeitpunct zu erwünschen, da die Menschenkenntniß ein Theil (warum nicht der Haupttheil, der Mittelpunct?) der Naturhistorie werden, Psychologie, Physiognomik, Physiologie Hand in Hand gehen, und uns dem Ziele jeder allgemeiner Erleuchtung näher bringen werden.

LXV. Physiognomischer Sinn, Genie, Ahndung.

Alle Menschen haben ein gewisses Maß von physiognomischem Sinn, so wie sie alle Augen haben. So wie man weiß und schwarz ohne Räsonnement sogleich auf den ersten Blick unterscheidet, so unterscheidet jeder Mensch ohne Räsonnement, ohne Abstraction, sogleich auf den ersten Blick eine Menge guter und schlimmer, weiser und thörichter Physiognomien.

Durch nichts wird die Physiognomik so sicher als göttliche Wissenschaft dargethan, als durch ihre einnehmende, natürliche Allgemeinheit, ihre Unaustilgbarkeit aus der menschlichen Natur.

Lasset alle Sophisten in der Welt zusammentreten, und Euch in die Länge und Queere demonstriren — „es gibt keine Physiognomik, das menschliche Gesicht trügt! seht auf die Handlungen, nicht auf das Gesicht!" — sie werden Euch nur so lange und länger nicht überzeugen, als Ihr keine Menschen sehet; sobald Ihr wieder in den Kreis der Menschen tretet, werdet Ihr diese Sophistereien vergessen und Wahrheit fühlen. Es verhält sich mit dem physiognomischen Gefühle gerade wie mit dem moralischen. Schwatzt es weg, wie Ihr wollt, und seht einen Menschen einen andern mit eigener Lebensgefahr vom Tode retten: Ihr werdet der Narren und Unmenschen lachen oder sie beweinen, die dieses Gefühls spotteten.

Alle Menschen ohne Ausnahme haben physiognomischen Sinn, physiognomisches Ahndungsvermögen. Das Kind hat es, der Dümmste hat es, der Thor hat es, das Insect es.

Dieser Sinn ist ein Band, das alle lebenden Wesen mit einander verbindet. Hundertmal schon sagte ich es, und sage es auch hier wiederum: Am Namen liegt mir nie etwas, worüber doch immer so viel Streitens und Geredes entsteht. Ist dir dieser Name Sinn, Gefühl nicht recht, nenne es wie du willst, Ahndungsvermögen, Instinct, natürliche Sympathie und Antipathie, unwillkührliches Urtheil, Natururtheil, Genie, wie du willst! Da ist nun einmal so etwas in dem Menschen, habe es nun Namen, welche man will, oder keinen Namen; was ist, ist nicht um des Namens willen, ist ohne Namen wie mit Namen; da ist nun einmal im Menschen ein Sinn für die Charakteristik der Natur.

Und zwar, damit wir entwickeln, so viel wir können —

Für das Erste: Ein allgemeiner pathognomischer Sinn für die Charakteristik weiblicher Gemüthsbewegungen.

Zweitens: Ein allgemeiner pathognomischer Sinn für den leidenschaftlichen Charakter überhaupt.

Drittens: Ein allgemeiner physiognomischer Sinn für Geisteskräfte im Puncte ihrer Bewegung und Activität.

Viertens: Einer für die Geisteskräfte in Ruhe.

Fünftens: Einer für die Harmonie und Disharmonie des Menschen mit uns, und

Sechstens endlich einer für den zukünftigen, noch im gegenwärtigen verschlossenen Charakter des Menschen; für das, was sich von einem Menschen erwarten oder nicht erwarten läßt; freilich im Grunde ein Sinn, der aber alle diese Naturausdrücke versteht oder verstehen kann.

1. „Es ist in dem Menschen ein allgemeiner pathognomischer Sinn für die Charakteristik wirklicher Gemüthsbewegungen."

Noch kein Mensch hat, meines Wissens, geläugnet oder bezweifelt, daß Zorn und Neid, Wollust, Stolz, Güte und Mitleiden, in actu, in der höchsten Bewegung, nicht ihre gewissen Züge haben, die von selbst, und ohne daß sie gelernt werden dürfen, von allen Menschenaugen, auch ohne alle Namen, eben so verstanden oder vielmehr empfunden werden, wie angenehmer Kitzel und Peitschenschläge unmittelbar ohne Räsonnement und ohne Verstand empfunden werden. — Hierüber also weiter kein Wort. Wer hieran zweifelt, zweifelt am Daseyn menschlicher Gesichter und an seinem eigenen Daseyn.

2. „Es gibt aber auch einen allgemeinen pathognomischen Sinn für den leidenschaftlichen Charakter überhaupt."

So wie ein zürnendes Gesicht von einem gesunden ordentlich organisirten Menschen schwerlich nicht verstanden werden und denselben Eindruck, als wenn es sanft wäre, machen wird, so hat das zornmüthige ebenfalls seine allem Räsonnement vorgehende Erkennbarkeit. So das sanftmüthige, so das stolze, so das grausame, so das edle, offene, heitere, gefällige. Eine Armee in Schlachtordnung vor dem Angriffe ist

dieselbe Armee im Sturme des Angriffes, ist dem Auge des Feindes auf den ersten Blick furchtbar oder nicht, nachdem sie stark oder schwach, so oder so gestellt, so oder so bewaffnet ist. Der Angriff einer Armee ist wie die Armee, d. h. hat ein bestimmtes Verhältniß zu der Größe und Stärke und Fertigkeit, kurz zu der Natur der Armee. So ist der Zorn eines Zürnenden wie seine Zornmüthigkeit. Zornmüthigkeit ist stehender Zorn, feiner freilich gezeichnet, uncolorirt, unschattirt; so wie das natürlich sanftmüthige Gesicht stehender Ausdruck sanftmüthiger Bewegung ist. Ist also Zorn und Sanftmuth z. B. in Bewegung allgemein erkennbar und empfindbar, sind wir überhaupt so gebaut, daß das Eine uns drückt und reizt, das Andere uns wohl macht und anzieht, ohne Räsonnement, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden; so sollten, deucht mir, auch die, obgleich leisern Züge des stehenden Zorns und der stehenden Sanftmuth durch das bloße Gefühl erkennbar seyn.

Auch wird, so viel ich weiß, die Physiognomik der leidenschaftlichen Charaktere, oder die Pathognomik im weitesten Sinne, noch so ziemlich allgemein zugestanden.

Warum aber überhaupt die Pathognomik mehr erkannt und erkennt werde, ist sehr begreiflich, weil die Bewegung und Beweglichkeit, mithin das Leidenschaftliche eines Gesichtes, die unmittelbarste, treffendste Beziehung auf uns hat, weil sie entweder das Verhältniß des Moments ausdrückt, in welchem sie mit uns steht, weil sie gewissermaßen ein Brennpunkt der Totalkraft des Menschen auf uns ist, oder weil sie uns lehrt, was wir von einem Menschen zu hoffen oder zu fürchten haben. Daher der Punkt der Leidenschaft, wie diese noch erkennbarer, als die Verstandeskräfte; die Verstandeskräfte in Bewegung erkennbarer, als die in Ruhe. Nicht aber, als ob die Ruhe an sich nicht so erkennbar sey, aber das Interesse, das die Bewegung wirkt, spannt unsere Empfindung. Fehlt dieß Interesse, so sehen wir oft das Allersichtbarste nicht. Der Weise hat Augen für den Weisen, der Gute für den Guten, der Arme für den Reichen, der Wollüstige für reizende Schönheit. Das Interesse macht alles Unsichtbare sichtbar, und das am Allersichtbarsten, was die unmittelbarste Beziehung auf unser gegenwärtiges Bedürfniß hat. Daher das allgemeinste Bemerken der Leidenschaften, von denen unser Glück oder Unglück, abhängt. Es interessirt den gemeinen Armen viel mehr, daß ihm Jemand viel gibt, als daß er viel hat. Darum bemerkt er leichter und schneller die Miene des Gebenden, als des Habenden. Nur feinere, stärkere, freiere Seelen interessirt das Haben Anderer mehr, als ihr actuelles Geben. Bewegung des Gesichtes, leidenschaftlicher Ausdruck kündigt uns mehr an, was der Mensch in dem gegebenen Momente für uns ist, uns geben, uns nehmen will, und wir wissen, wie sich gemeiniglich die ganze Existenz eines Menschen durch das Interesse eines Augenblicks bestimmt und fixirt. Daher je mehr Leidenschaft in einem Gesichte spricht oder schweigt, desto allgemeiner, erkennbarer und fühlbarer ist das Gesicht dem pathognomischen Sinn Anderer.

Daher gibt es so unzählige Gesichter, die unzähligen Gesichtern auf den ersten Moment sogleich gefallen oder mißfallen; und ob man gleich gemeiniglich den Grund davon nicht eben so geschwind angeben kann, und obgleich dieß Gefallen und Mißfallen schlechterdings nicht auf Erfahrungen, nicht auf Räsonnement beruhet, so wird sich doch allemal bei genauer Untersuchung finden, daß nur diejenigen Gesichter allgefällig sind, die gewisser drückender und kränkender Leidenschaften beinahe unfähig sind; die hingegen mißfällig, welche sich zu leicht kränkenden und drückenden Gemüthsbewegungen reizen lassen; folglich, daß die Natur uns eben sowohl einen Sinn für ruhende Leidenschaften, als für die bewegten gegeben hat. Dieß Gesicht gefällt Jedermann, warum? Es ist nicht nur ohne widrige Leidenschaft, sondern es drohet auch keine widrige Leidenschaft. Jenes Gesicht mißfällt allgemein, warum? Nicht eben, weil es gerade jetzt voll einer in Bewegung gesetzter Leidenschaften ist, warum dann? — weil es uns mit dieser Leidenschaft drohet. Nicht daß wir klare Zeichen dieses Drohens sehen, nicht daß wir der Leidenschaft sogleich ihren eigenen Namen müssen geben können; aber unsere Nerven werden von diesen Zügen auf eine ähnliche Weise afficirt, wie durch die bewegte Leidenschaft selbst. Auch muß es eben nicht Erinnerung an den Effect einer solchen in Bewegung gesetzten Leidenschaft seyn, die diese Abneigung einflößt. Das Kind und das Thier hat sie mit dem Räsonniren und Abstrahiren gemein. Es liegt in der Natur. Solche Züge an sich reizen und drücken organische Wesen physisch und unmittelbar. Es ist nicht Räsonnement, nicht Furcht vor irgend einer folgenden übeln Wirkung, daß unsern Ohren das Sägen der Kreide, unserm Geruch asa foetida unerträglich ist. Natürlich und unmittelbar ziehen sich beim Hören und Riechen dieser Dinge unsere Gehör- und Geruchnerven auf eine uns unangenehme Weise zusammen. Die Erinnerung von der Wirkung dieser bewegten oder ruhenden Leidenschaften kommt freilich gemeiniglich hinzu; aber auch ohne diese Aus- oder Rücksicht, an sich schon und vor und ohne alle dem ist der bloße Eindruck physisch angenehm, physisch unangenehm, wie bei einem schönen oder häßlichen Gemälde, einer harmonischen oder disharmonischen Musik.

Ich kenne Leute, die den unschuldigen Menschen auf alle nur erdenkliche Weise zu schaden oder doch wehe zu thun suchen, und ihr Anblick hat für diese Unterdrückten, Verfolgten, Wundgeschlagenen, nichts Revoltantes, nichts Entfernendes; sie können es nicht begreifen, wie so viel Verfolgungssucht in so freundlichen Gesichtern wohnen kann, und sind daher geneigt, ihre ganze Handelsart einem schiefen Gesichtspunkte zuzuschreiben, aus dem sie nun einmal Alles anzusehen und zu beurtheilen gewohnt sind. Sie könnten ihnen um den Hals fallen und sie, wie Joseph seine Brüder, mit Thränen umarmen. Andere hingegen, die uns schmeicheln, uns aufrichtig dienen, uns anbeten, können wir nie ohne geheimen Widerstand umarmen *). Wir sind in ihrer Gegenwart gehemmt und gedrückt, und nicht nur wir, sondern wer sie sieht, führt die Klage, woher das? Es müssen gewisse Züge in ihrem Gesichte seyn; die Ausdrücke sind zurückgehaltene Leidenschaften, die, wie ein banger schwüler, Himmel Ungewitter verkündigen, die dennoch vielleicht nie losbrechen.

3. „Aber auch die Verstandeskräfte des Menschen kündigen sich dem menschlichen Auge, dem allgemeinen

*) Ein merkwürdiges Beispiel des Abscheues eines Frauenzimmers gegen eine Weibsperson in Mannskleidern, die so gänzlich unerkannt war, daß man das Frauenzimmer, alles ihres Widerstandes ungeachtet, zur Heirath zwang, findet sich im 5ten Theile des allgem. Magazins.

Sinne der Menschen, durch ihre Charaktere unmittelbar und ohne alles Räsonniren und Abstrahiren an." Gewiß Verstandeskräfte oder Dummheit in Bewegung, in der Action. Eine sehr denkende Miene, eine sehr aufmerksame, ist sicherlich allen Menschenaugen auf den ersten Blick so erkennbar, als eine sehr undenkende, sehr unaufmerksame. Man führe dem unerfahrensten Kinde, das nur so viel Verstand hat zu unterscheiden, was weise und dumm ist, einem Kinde von sechs bis acht Jahren ein sehr weises oder ein sehr dummes Gesicht in einer denkenden und undenkenden Stellung, wie es gewiß noch keines gesehen haben kann, vor, oder man zeichne ihm aus der Imagination ein erzdummes und ein weises Gesicht in einer Action, und frage: welches ist weise? welches ist dumm? Wenn es seiner Empfindung folgt, wird es so richtig urtheilen, als wenn Ihr ihm eine sehr moralisch gute und eine sehr moralisch schlimme Handlung anschaulich genug zur Beurtheilung vorleget.

4. Und eben so gewiß, obgleich freilich noch weniger entwickelt, ist der Sinn für die Geisteskräfte in Ruhe; sobald es gewiß ist, daß wenigstens gewisse extreme Linien allen Menschenaugen als weise oder dumm auf den ersten Blick erkennbar sind, so ist die Allgemeinheit auch dieses Sinnes erwiesen. Denn wenn er nicht da wäre, so könnte er in keinem Falle allgemein seyn. Nun ist sicherlich kein Mensch auf dem weiten Erdboden, der nicht sogleich einen Menschen mit einer offenen, breiten, geräumigen, oben mit gewölbten, bei den Augenknochen scharf eckigen Stirne, mit tiefen scharfgezeichneten Augen, horizontalen, dachförmigen, festen Augenbrauen, einer festen, breitrückigen, knorpeligen Nase, einem geschlossenen unfleischigen Munde, einem spitzen Kinne, nicht auf den ersten Blick für verständiger halte, als einen Menschen mit einer kurzen, schmalen, runzeligen Stirne, wo das Haupthaar sich nahe an die Augenbrauen anwurzelt; einen Menschen mit hoch hinauf sich sträubenden kahlen Augenbrauen, mit kleinen, matten, vorstehenden Augen, mit einer lockern Nase, einem weit offenen, kaum schließbaren Munde, in welchem die Zähne unordentlich gereiht sind, einem stumpf zurückgehenden, großen, fleischigen Kinne, einem dicken, kurzen, kröpfigen Halse.

Es ist nicht Beobachtung, nicht Erfahrung, nicht Ueberlegung, es ist schnelles Urtheil des Gefühles, entspringend aus der Erschütterung unseres Nervensystems, nicht unsres besonderen Nervensystems; des allgemeinen Nervensystems der Menschheit. Jeder Mensch, wie seine Organisation sonst immer beschaffen seyn mag, wird dem Gesichte ansehen und empfinden: es ist dumm, es ist unfähig feiner Empfindungen und einer edlen Erziehung.

5. Bisher haben wir von dem allgemeinen physiognomischen Menschensinn geredet, aber gibt es nicht auch einen besondern Sinn in Absicht auf das, was von andern Menschen für uns besonders harmonisch oder disharmonisch ist? — Ich glaube ja! recht verstanden, wir sprechen nicht von zufälliger Harmonie oder Disharmonie, die von Treue oder Interesse abhängt, sondern wir sprechen von physisch wirkender, unmittelbar anziehender Harmonie, unmittelbar zurückstoßender Disharmonie, von derjenigen Sympathie und Antipathie, die sich nicht auf bürgerliche, literarische oder andere Verhältnisse gründet, sondern bloß auf das Verhältniß der Physiognomien, und die hiermit zwischen zwei Personen, die sich das erstemal sehen, und nicht die mindeste Kenntniß ihres Charakters hätten, möglich wäre; von Physiognomien sprechen wir, die nicht allgemein als niedrig, oder als allgemein gefällig erkannt würden, sondern nur unter sich sehr harmonirend oder disharmonirend wären. Ich glaube ganz sicherlich, es gibt solche Physiognomien, und „es gibt in jedem Menschen einen mehr oder minder entwickelten und geübten Sinn für die mit ihm besonders harmonischen oder disharmonischen Gesichter." Und da möchte ich ja wohl jeden Menschen bitten, den mit ihm auf den ersten Anblick innerlich widrigen Gesichtern zwar alle mögliche Gerechtigkeit, Güte und Liebe, die sie als Bürger, Menschen und Christen verdienen mögen, zu beweisen, oder sich mit ihnen, so sehr sich auch immer dieser erste Eindruck wieder verlieren und auswischen lassen möchte, in Freundschaft, in unmittelbare Herzensvertraulichkeiten einzulassen. Gott, unser Vater, will, daß wir Alle einander lieben, das ist, aufrichtig Gutes wünschen und Gutes thun; aber das will er nicht, und der Urheber unserer Natur kann's nicht wollen, daß wir Menschen, die uns, wie jene canaitischen Weiber dem Geiste Isaaks und Rebekens, zuwider sind, in das Ehebette oder in's Allerheiligste unserer Freundschaft aufnehmen sollen, d. i. er will nicht und kann nicht wollen, daß wir dem Menschen, der in natürlicher, von allen Beleidigungen oder Nichtbeleidigungen unabhängigen Antipathie mit uns steht, sagen sollen: „Ich sympathisire mit dir!" Unser Herr liebte gewiß auch den Judas, aber sympathisirte doch gewiß nicht mit ihm wie mit dem Johannes, und vertraute ihm auch, obgleich er sich bisweilen von ihm mußte küssen lassen, die Geheimnisse nicht, die er dem Jünger, den er liebte, der auch beim Nachtmahle an seiner Brust lag, vertraute. Hierin betrog mich meines Erinnerns mein Gefühl noch nie. Die ersten, schnellsten, unräsonnirtesten Bewegungen sind immer die wahrsten, sie sind eine Art von Inspiration. Es sey fern von mir, die Gründe davon angeben oder auch nur auffinden zu wollen, aber die Erfahrung, daß es solche unüberwindliche Antipathien gibt (es gibt die Menge unüberwindliche) die läßt sich gewiß nicht wegdisputiren.

6. Noch mehr. Ich glaube: „Es ist in uns ein Sinn, nicht für den gegenwärtigen, sondern auch für den zukünftigen, noch im gegenwärtigen verschlossenen Charakter des Menschen." — Wir können nicht nur ahnden, was der Mensch ist, sondern auch was er seyn und nicht seyn wird? wie dieses oder jenes Gesicht in diesem oder jenem Falle urtheilen, handeln, leiden wird! Und ob es gleich wenige Menschen geben mag, die ohne Uebung hierüber Aussprüche wagen werden, so sollte ich's dennoch auf Probe und Erfahrung ankommen lassen, ob nicht alle gesund organisirte Menschen, denen man von gewissen Gesichtern voraussagte, was sie sagen und thun werden, sogleich einmüthig unterschreiben und Ja sagen würden, obgleich keiner das Gesicht kannte. Wohl verstanden, Unzähliges läßt sich nicht vorsagen. Aber auch Unzähliges läßt sich so vorsagen, daß Alle, auch die, welche sich nie in physiognomischen Beobachtungen und Urtheilen geübt haben, einstimmig sagen werden: So wird's ergehen, oder wenn auch das nicht zugegeben werden sollte, so wird doch wenigstens zugegeben werden müssen, daß sich von unzähligen Gesichtern mit Zuverlässigkeit voraussagen läßt, welche unzählige Dinge sie nicht thun werden.

Das physiognomische Genie wird im Knaben den künftigen Tugend- oder Lasterhelden, den Taugenichts

oder den Minister, den Hasenfuß und den Philister ahnden, d. h. ahnden, was er werden *kann*, was er unter gewissen günstigen oder ungünstigen Umständen werden wird. Es wird mit schnellem Blicke hundert Situationen durchfliegen, in die er taugt oder nicht taugt. Nicht das *muß* er werden, sondern das *kann* er werden, wird der weise Physiognomist sagen.

Nicht der geübte Physiognomist allein, auch das physiognomische Genie und im geringerem Maße jeder Mensch wird sich immer etwas von dem künftigen Charakter und der Handlungsart des Menschen vorstellen können.

Je mehr Ahndung, vorlaufendes richtiges Gefühl von dem Charakter des Menschen Einer hat, desto größer das physiognomische Genie. Richtiges Gefühl heiße ich Gefühl, das die Erfahrung nachher bestätigt, und wovon hernach die Vernunft die Zeichen, die Bestandtheile, die Ingredienzien allenfalls finden kann. Ich brauche immer das Wort Ahndung, und weiß zur Zeit noch kein besseres. Ahndung, Vorempfindung, Sinn für etwas Gegenwärtiges, aber in sich selbst Unsichtbares, Sinn für den Geist der Sache.

Nicht daß der echte Physiognomist die ruhige anatomirende Beobachtung vernachlässige, bei Leibe nicht! aber das physiognomische Genie wird seine ersten unräsonnirten Schnellgefühle fest zu halten und ja diese nicht zu rectificiren, sondern zu bestimmen, zu zergliedern und in bestimmte Zeichen aufzulösen suchen, um so seinen Sinn nicht zu verderben, sondern zu vervollkommnen. Das physiognomische Genie ahndet nicht nur, was da ist, sondern was nicht da ist, da seyn *könnte*, und auch das, was nicht da seyn kann, was der Mensch werden kann und wird, und nicht kann und nicht wird, was der Mensch in jeder Lage, jeden Umständen thun und nicht thun, sprechen und nicht sprechen wird. Er ahndet jeden facticen, heterogenen Zug in jedem Gesichte, jeder Miene, und in jedem dieser Züge künftige Thaten, zu deren Wirklichkeit nichts als Veranlassung fehlt. Daher sich auch eine *weissagende Physiognomik* denken läßt, d. h. das physiognomische Genie sieht solche *Schicksale* vorher, die sich aus dem *Charakter des Menschen* ergeben. Wenn es bisweilen sagt: „diesem Menschen steht der Galgen auf der Stirn," so sagt es uns damit nichts mehr und nichts weniger, als: „ich sehe Leidenschaften, Plane, Trugsinn in diesem Gesichte, die zu Thaten führen können, welche des Todes werth sind." Es denkt sich nicht deutlich, imaginirt sich nicht klar diese oder jene besondere That; es sagt auf den ersten Blick von gewissen Menschen: „auf den Thron oder zum Galgen." Oft geschieht's, oft geschieht's nicht, und seine Ahndung kann dennoch richtig seyn. Der Mensch kann dieses oder jenes wirklich verdient haben.

Das Genie ahndet, d. h. sein Gefühl läuft der Beobachtung vor. Das Genie als Genie beobachtet nicht. Es sieht, es fühlt. Man hebe diesen Gedanken nicht sogleich aus, um ihn zu spießen; man verstehe mich recht: Beobachtung bewahrheitet, popularisirt, was das Genie nicht beobachten wollte, sondern sah. Das Genie wird sein Sehen durch Beobachtungen mittheilbar machen, aber als Genie wird es nur sehen, fühlen, ahnden. Beobachten kann man lernen und lehren Jeden, der sehen kann. Aber nicht Jeden, der Augen hat, sehen lehren, geschweige dem, der keine hat.

Ich kenne physiognomische Genies, die nicht die mindeste Beobachtungsgabe besitzen, die nichts vergleichen, nichts ruhig auf alle Seiten wenden, nicht den Charakter der Dinge ausfinden und herausheben können. Ihr erster Blick ist Blick treffender Wahrheit. Sie ahnden beinahe alles Gute und Schlechte im Menschen, sobald sie ihn sehen. Ich wollte von ihnen lernen, sie um Erklärungen bitten, um Anzeige der besonderen Züge, die ihnen den Charakter so schnell und so richtig aufgeschlossen, und sie wußten nichts zu sagen. Wie Licht als Licht erfreut, ohne daß man sagen kann, warum es uns wohl macht, Finsterniß als Finsterniß traurig macht und mißfällt, ohne daß man Ueberlegungen erhalten oder Gründe davon angeben muß; so erfreuen und betrüben gewisse Gesichter das physiognomische Genie, d. i. den, dessen allgemeiner physiognomischer Sinn ungewöhnlich scharf, gesund, reizbar, unschuldig ist, ohne daß es einen Grund oder einen besondern Zug bestimmt anzugeben weiß. Freilich alle Fähigkeiten bedürfen zu ihrer Entwicklung und Zeitigung Veranlassung und Uebungen. Gewiß dies Ahndungsvermögen auch. Beobachtung wird immer seine beste Nahrung bleiben. Aber wie das Leben der Nahrung vergeht, so das Genie der Beobachtung. Ein großes Maß lebendigen Sinnes für die Charakteristik der Natur, das man sich nicht geben kann, heiße ich Genie. Ich habe ein sehr geringes Maß dieses physiognomischen Sinnes, aber durch Uebung und Beobachtung hat er sich schon gar merklich verfeinert und gesichtert, und seltsam ist, daß es nun gewisse Arten von Gesichtern gibt, deren Charakter ich sogleich, ohne sie, oder ähnliche vorher auf irgend eine Weise gekannt oder gesehen zu haben, ohne mir irgend einen Grund angeben zu können, auf den ersten Blick gleichsam divinire, da es mich hingegen viele Mühe kostet, unzählige andere, die weit ungeübtere Physiognomien auf den ersten Blick kennen, zu entziffern.

Ich bin daher nicht ungeneigt zu glauben, daß es für jeden Menschen eine besondere Art von Gesichtern gibt, für die er ausschließenden Sinn, und zu deren schnellrichtigen Beurtheilung er eine Art von Monopol hat.

LXVI. Apostolische Gesichter.

1. Ein alter Kopf nach Vandyk. (Taf. 17.)

Ein Vandykischer Evangelist? wird es wohl seyn müssen, recht so im italienisch-theatralischen Modegeschmack, wovon der Sinn ist, *ich weiß nicht was*! *Verzerrung*, *Mißtrauen*, *Stellung*; besonders der unbestimmt offene Mund, der sich zu weit von der Nase entfernt, und das Vandykisirte Haar: Alles ruht auf dem Gesichte, die evangelische und evangelistische Einfalt. Ich wähle diesen Kopf, der Vielen, wenigstens wenn er sanfter radirt wäre, *malerisch* schön heißen möchte (und freilich immer einen großen Urheber vermuthen läßt), um ein Wort wider diese Manier für Jeden, der Sinn hat für Wahrheit, dabei niederzulegen. Diese Manier macht mir beinahe alle italienische Gesichtsmaler unerträglich. Ich bewundere Kühnheit der Zeichnung, Keckheit des Pinsels, Schwung der Kraft, aber alles dieses ist Verschwendung und Tollheit, wenn *Ausdruck einfacher Wahrheit* dem Gesichte und der Miene fehlt. Man will immer Leidenschaft in's Gesicht bringen, und die Leidenschaft durch Gewaltsamkeit und Verzerrung sichtbar machen. Und wie selten dachten die Maler darüber nach: „daß die meisten ihrer Gesichter, wenn man sich dieselben in

uhe denkt, derjenigen Leidenschaft unfähig sind, in
lcher sie dieselben auftreten lassen." Die wenigsten
aler sind Physiognomen, die wenigsten sage ich,
il ich nicht sagen darf: Kein einziger ist es!
ber doch sagen darf ich: „Ich kenne keinen, der es
rchaus ist." Allenfalls kennen sie allgemeine Züge
r Leidenschaft, die sie gleichsam wie Larven jedem
esichte nachäffen. Aber wo ist der Maler, wo der
nzige, der das menschliche Gesicht in Ruhe, das ist
m Geist der Grundphysiognomie des Men-
hen studirt hat, und auf diese Grundphysiognomie
ur die Leidenschaften pflanzt, oder vielmehr keine dar-
uf pflanzt, nur die daraus blicken läßt, die darin lie-
en, sie so herausblicken läßt, daß man ihnen ansieht:
Sie sind da zu Hause, und stehen auf ihrem eige-
en Grund und Boden." Unser Evangelist zeigt
eine Spur dieses Studiums. Er hat sein Buch
omme il faut in der Hand (die freilich mehr Phy-
iognomie hat, als das ganze Gesicht(. Er schaut
comme il faut in die Höhe, ohne zu wissen, wenig-
tens ohne merken zu lassen, wohin und warum? Das
Geschweifte der Augenbrauen, der Umriß des Auges
owohl als die Lage ist comme il faut, unnatürlich.
Es ist ein Evangelist comme il faut, d. h. es kann
keiner seyn, weder Matthäus, Marcus, Lucas,
noch Johannes, und so viel mag genug seyn zur
Erläuterung unseres Textes.

2. Fünf Apostelköpfe.

Alle fünf haben apostolischen, und dennoch jeder einen sehr verschiedenen, sehr eigenen Charakter.

1. Stirn und Nase zeigen feinsichtige, gerade, edle Treue. Nicht ganz so gerade und edel ist Blick und Mund.

2. Frei, offen, muthvoll, groß; Hauptform, Stirn, Augenbrauen, Nase, das Auge selbst etwas zu kleinlich zu dieser Form. Herrlich edel Haar und Bart. Die Oberlippe etwas zu klein. Unwahr und klein der Umriß des linken Backenknochens.

3. Größer als 2., aber nicht so edel und mehr Leidenschaft. Die Augenbrauen nicht so edel als 2. Das zu hohe Ohr und der auf der linken Seite zu breite Bart beleidigen.

4. Einfalt, Demuth, Innigkeit, Truglosigkeit und ernste Warnung vor dem Laster. Vielleicht auch Zweifel und Kleinmuth.

5. Unter allen diesen der schwächste. Die Nase treu, gerecht und einfältig. Augen und Mund beinahe schwach.

Fünf andere Apostelköpfe.

Wie die vorigen nach Wilsburg. In allen ein Geist der Stille, der Ruhe, der Einfalt, Unverworrenheit, Planlosigkeit und auch nichts von dem Drange Raphaelischer Gesichter. Der sie zeichnete, muß gewiß ein sanfter, stiller, feinfühlender, einfacher, prachtloser Mensch gewesen seyn. Man wird den, der Johannes seyn soll, in der Mitte leicht erkennen. Ein Engelsgesicht, voll gütigster Unschuld, aus dem sich Form und Miene der Harmlosigkeit abstrahiren lassen. Aber nicht der Donnerssohn, der Feuer vom Himmel herunter gebieten will, der's dem wehrt, in Christus Namen zu exorzisiren, der ihm nicht nachfolgt. Aber der weiseste, beste, sanfteste Stillseher, der Ruher an der Brust Jesu. 4 hat die unapostolische Nase und den schwächsten Verstand. 2. hat etwas Fades, besonders im Munde; in Stirn und Augenbrauen am meisten Verstand. 1. hat am meisten Aufmerksamkeit und viel Blödigkeit. 5. hat am meisten Ausdruck unbefangener Ehrlichkeit und weniger Anmaßung als 2.; wenn die Augen nicht verzeichnet und bestimmter, die Augenbrauen etwas mehr von einander abstehend, so würde der untere Theil des Gesichtes den Ausdruck von Weisheit nicht verlieren.

Von dem Gesichte 1. auf Taf. 20 sage ich nur: so blickt gedankenvoll und still eine große Seele nach einem Elende herab, und gebiert in theilnehmendem Hinschauen einen Plan der leisesten und kräftigsten Hülfe.

Der Umriß einer Madonna, 2. von einer unbekannten Hand, hat weder Reinheit, noch Einfachheit, noch Unschuld und Adel genug, noch bestimmten Punct der Leidenschaft, hat viel Kleinliches, besonders unter der Nase.

LXVII. Ueber Christusbilder.

Vielleicht sollte es kein Sterblicher wagen, ein Bild von Christus zu zeichnen. Gewiß kann Keiner ein würdiges zeichnen.

Es ist sonderbar, daß uns die Evangelisten, selbst der Schooßjünger des Herrn, nichts von seiner Gestalt und seiner Gesichtsbildung sagen.

Und dennoch denke ich nicht, daß wir uns kein Bild von ihm machen dürfen. Es ist theils nach der eigenen Beschaffenheit und Lage der Dinge unausweichlich, theils nach der Natur unserer Einbildungskraft unmöglich, uns ihn nicht in irgend einer unbestimmten oder bestimmten Menschengestalt zu denken.

So unmöglich es aber ist, daß wir uns ein würdiges, d. i. richtiges Bild von ihm machen, so ist es dennoch sehr leicht möglich, die Unwürdigkeit und Unrichtigkeit so vieler Bilder von ihm zu fühlen. Ohne ein Ideal von ihm entwerfen zu können, können wir mit Gewißheit sagen: Von allen vorhandenen Christusköpfen ist keiner des großen Charakters würdig *).

Alle, die wenigstens ich gesehen, sind wo nicht erweisliche Lästerungen, doch gelind ausgedrückt, entweder zu sehr menschlich oder zu wenig, ohne jedoch deßwegen göttlich zu seyn **).

Es ist immer wenigstens ein Hauptingredienz, ohne welches Christus nicht mehr Christus ist, vergessen oder vernachläßigt. Entweder das Menschliche, oder das Göttliche, oder das Israelitische oder das Messianische ***).

---

*) „Caracci hat den Heiland als einen jungen Helden ohne Bart gebildet, und demselben eine hohe Idee gegeben, die er von den schönsten Köpfen der Alten genommen hat, um den Schönsten der Menschenkinder vorzustellen. Ein ähnliches, heldenmäßiges Gesicht ohne Bart hat Guercino seinem verstorbenen Christus in einem schönen Gemälde des Pallastes Pamfili, auf dem Platze Ravenna gegeben, zu Beschämung der niedrigen und pöbelhaften Gestalt des Heilandes in dessen Köpfen von Michael Angelo." Winkelmann.

**) Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unserer Religion zu wünschen, die ihn nicht bloß von unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. Herder.

***) Warum findet sich unter allen antiken Köpfen keiner, von dem irgend ein Maler oder Menschenkenner jemals sagen würde: „Der dürfte vielleicht Christus ähnlich seyn!" Unter andern vielen Gründen, weil Demuth und Liebe fehlen? Apollo hat keinen Funken vom Geist einer Christusphysiognomie, und dieser ist noch der menschlichste der alten Götter. Viel weniger hat es irgend ein Jupitersgesicht. — Kein Göttergesicht ist, von dem man sagen könnte: In una sede morantur majestas et amor.

Und wenn allenfalls zur höchsten Seltenheit diese vier Charaktere noch so ziemlich zusammengeschmolzen sind, so sind sie es höchstens nur für *wenige Momente*, sondern man frage zuvörderst: „Paßt diese *Gesichtsform* zu *allen* bekannten charakteristischen *Momenten des göttlichen Sohnes*, der immer zugleich *Menschensohn* und *Messias* war?" — Nicht nur: „Sagt dieß Gesicht *gerade jetzt* ungefähr das, was es sagen soll?" sondern „Kann dieß Gesicht *Alles* sagen und *leiden* und *thun*, was wir von Christus wissen?" Die Miene für den Moment täuscht uns gar oft, besticht unser Urtheil für den ganzen Charakter, und wenn die Miene vorüber ist, so sehen wir nichts mehr. Ueber das beste Gesicht kann oft, wie über den hellsten Himmel, ein Wölkchen einer schlechten Miene hineilen, und umgekehrt: der echte Maler studirt den Hauptcharakter und die Grundform. Die *Kraft* zu wirken und zu leiden, zu Boden zu stürzen, und *Vater vergib* zu flehen, hebe dich Satan, und ich bin gekommen, das Verlorne zu suchen und selig zu machen; dieselbe *Eine Kraft* durch annähernde, einfache und zusammengeflickte Linien auszudrücken: hoc opus hic labor! — es ist möglich, solche Linien zu finden, aber unmöglich, alle zu finden, und alle mit einander zu verbinden; denn wenn der geschickteste Maler Christum vor sich sähe, wäre an keine gute Copie zu denken, entweder würde der Maler die Hoheit und Unerreichbarkeit des Urbildes fühlen oder nicht. In beiden Fällen könnte er nicht treu copiren. Die Liebe, die ihm die Augen aufschlösse, würde ihm die Hände binden. Und freie Hände, ohne geöffnete Augen, was wären sie? Indessen ist es doch wichtig, daß man strebe, Versuche zu machen, „non ut dicatur quid," wie *Augustin* bei einem gewissen Anlasse sagt: „sed ne taceatur."

Bessere Christusbilder verdrängen schlechtere, und löschen den fatalen Eindruck von diesen aus, und machen sie unerträglich.

Ferner: Je *bessere* Christusbilder, desto mehr Glauben an Christus. Ein schönes Christusgesicht wirkt Glauben an Christus. Der Vater kann durch Alles zum Sohne ziehen. Alles gibt Christus Zeugniß. Das allgemeine tausendstimmige Zeugniß von Christus zu sehen und zu hören, heiß' ich *Glauben* und *Geist* haben.

Wer Christus lebendes Gesicht erkannte, in ihm das Ebenbild des Vaters sah, der glaubte und hatte Sinn für alle Wahrheit und Göttlichkeit.

Nur Mangel an physiognomischem Sinn war es, daß man Christus nicht glaubte. Nur dieß Nichtgefühl der Einfalt und Unschuld seines Gesichtes konnte rufen: *Hinweg mit ihm!* Pilatus fühlte etwas von dieser Unschuld, und darum kostete es ihn so harten Kampf zu urtheilen, daß ihr Begehren geschehen sollte, aber er fühlte es nicht ganz; doch wusch er sich die Hände. *Ich finde keine Schuld an ihm.* Hätte er sein Gesicht ganz gefühlt, er hätte sich nicht übertäuben lassen. „Aber es mußte so zugehen, damit die Schriften erfüllet würden. Wenn sie ihn erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt." — Noch ein Paar Jahre wird es Gelächter, dann ernste heilige Wahrheit seyn. „Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt physiognomischer Sinn; mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt die Schönheit der Christusgemälde."

Nicht jeder Christ kann ein Christusgesicht zeichnen, aber gewiß der geschickteste Maler ohne Glauben und Liebe zu Christus wird nichts Erträgliches schaffen. Jeder Maler malt mehr oder minder sich selbst *). *Wie einer ist, so malt er auch.* Jeder Christ hat so gewiß Züge von Christus, Mienen von Christus, so gewiß er vom Geiste Christus hat. Wer das bestreitet, hat gewiß wenig Menschen- und Christuskenntniß. Demuth, Geistesstärke, Geduld, Glaube, Liebe, Hoffnung haben in allen Welten dieselben wesentlichen *Grundzüge*. Tugend Einer Art hat Einen Charakter, *Christustugend*, *Christuscharakter*. Haben alle religiöse Gesellschaften, die man Sekten heißt, einen Geist der Gesellschaft in ihren Mienen, sollte die geistreichste Gesellschaft der Gesalbten Gottes keinen eignen unentlehnten Charakter haben! Vielleicht aber, wer ganz glaubt und liebt, kennt Christus nicht nach dem Fleisch und will ihn nicht kennen, oder zittert, einen Entwurf zu wagen. Wagt es doch Keiner, die volle Sonne zu malen!

Der Kopf auf Tafel 21 sehr mißzeichnet, seelenlos; dagegen hat der auf Tafel 23 1. Kraft, Adel, Größe in der kurzen Stirn, dem kräftig bestimmten, tiefern Auge — und der feinern, festern, einfachern Nase. Schade, daß der Mund schief gezeichnet ist. Aber auch dieser Kopf ist an sich weder *Jude* genug, noch viel weniger *Messias*-Kopf — und die Stellung zu andern — um nicht zu sagen theatralisch.

Christus nach Vandyk, Taf. 23. großduldend, ein edler Mann der Schmerzen, im Ganzen viel beinahe Erhabenes; sehr viel Unleidlichkeiten im Einzelnen. Z. B. die obere Lippe zu klein, zu groß die untere, das Nasenloch zu unmännlich; mißzeichnet das obere Augenlied. Sonst hat er vier Hauptcharaktere, wie wenige haben: *Einfalt*, *Stärke*, *Treue*, *Frömmigkeit*.

Christus nach Chodowiecki, Tf. 24. 1. viel Adel, aber nicht viel Kraft. Stirn und Nase — (der unterste Theil und das Nasenloch ausgenommen) still und groß. Das Auge fein und treu, aber schwach. Die Augenbraue ruhig, aber keiner großen Thaten fähig. Der Uebergang von der Nase zum Munde so gemein bürgerlich und kalt wie möglich. Im Munde Zartheit und Geschmack. Das Kinn ist unbestimmt und kraftlos. Das Ohr schön — aber nicht männlich genug. Der Umriß des Ober- und Hinterhauptes vortrefflich. Die Stellung und der Blick — uns unthätig neugierig, jedoch mit Ueberlegung hinausblickend.

Von 2. ist die Stirn zu gerade, der Augenknochen zu hart, die Nase unten zu breit, zu weich der Mund und die Stellung zu zaghaft.

Diesen Charakter haben auch, nur etwas mehr männliche Kraft, die Umrisse 1 und 2 auf Tafel 25. Das kindisch Kleinliche von der Nasenspitze zum Munde ist ärgerlich; 2. hingegen ist männlicher und hat mehr ruhige Einfalt.

Nahe an Raphaels Christus stellte ich so gern einen von dem mißkannten, aber beinahe Raphaelischen *Holzer*, dem zu lieb ich so gern eine Wallfahrt nach Augsburg machte. Auch aus den schlechtesten Copien nach ihm zu schließen, hatte dieser Künstler seines Gleichen nicht unter den Sterblichen. Wenn die nachstehende Copie von ihm noch so beschaffen ist, welch

ein

*) In einer Ausführung Christus von Rubens, die Herr von Mechel in Basel besitzt, ist das Christusgesicht der leibhafte Rubens.

ein göttlicher Genius muß über dir geschwebt haben, unersetzlicher Mann!

Das gewöhnliche Christusbild im Umriß Taf. 22. 2. das allererste Original dieses fast in allen Haushaltungen sich befindenden Bildes muß gewiß von einer erhabenen Seele herrühren. Denn diese, vielleicht tausendste Copie, freilich nicht die schlechteste, hat noch so viel Ausdruck von sanfter, unermessender, trugloser Güte, Einfalt und unbefleckter Ruhe der Seele. Dieser harmlose Friede der Unschuld ergießt sich über das ganze Gesicht, ist in der Form, ist in der Harmonie der Theile, ist ganz herrlich im Auge, herrlicher in der Nase, am herrlichsten im Munde. — Wenn ich einen solchen Menschen mit solcher Ruhe erblickte, ich glaube, daß ich seine Kniee umfassen würde. Nichts freilich von der Superiorität der Kraft und des Genies, das wir so gern dahinein idealisirten. Und doch keine Spur von Feigheit und Schwäche. Ruhe des unraubbaren Besitzes, Ruhe, die unendlich mehr werth ist, als aller Enthusiasmus und alles Brausen des Genies und glänzender Thätigkeit. Ruhe und Demuth, die alles Göttliche und das Göttlichste von allem Göttlichen so unnachahmlich charakterisirt. Thorheit Gottes, wenn ich diesen kühnsten aller Ausdrücke hier brauchen darf, Thorheit Gottes, weiser als die Menschen. Welch ein Traum, welch unverführbare Reinheit, welche Treue! Wenn die Stirn allein, Aug' allein, Nase allein, Mund allein, jedes Einzelne ist stehender Ausdruck reiner Güte. Ich neige mich vor dem Schatten des Mannes, der dieß Bild erfand, schuf, und sich in diesem Schatten erquickte. Man hört aus diesem Munde Worte des ewigen Lebens: „Selig sind die Sanftmüthigen, die Barmherzigen, die reines Herzens sind, die Friedliebenden!"

Es ist Alles aus der Seele herausgesprochen, es kann kein Betrug in diesem Munde gefunden werden. Je mehr ich es ansehe, desto mehr liebe ich, desto mehr zittert mein innerstes Mark nach einem Hauche dieser göttlichen Ruhe und Einfalt. O wer kann zürnen in der Gegenwart dieser Sanftmuth? wer diese Wahrheit läugnen? wer, als Gewalt der Finsterniß, könnte Hand an dich legen!

Auf Taf. 25, 3. ein feiner, edler, großmüthiger, verständiger. Wo Ihr diese Stirn, Nase und Augen seht, steht still, blickt dem Mann in die Seele, und bittet: Erlaube mir, dir nachzufolgen, wo du hingehst!

Die Copie des Holzer'schen Bildes in Augsburg, auf Taf. 26. 1. wenn sie wie immer beschaffen, welch ein göttlicher Genius muß über dir geschwebt haben, unersetzlicher Mann!

2. auf derselben Tafel ein Umriß ohne Geist und Adel noch Weihe.

LXVIII. Ueber die Animalitäts-Linien.

(Tafel 27 — 29.)

Auszug.

Unzählige Versuche, die Abstufungen der Menschen- und Thiergattungen, den Uebergang von brutaler Häßlichkeit zum idealischen Schönen, von der Satanität zum göttlich Erhabenen, von der Animalität des Frosches, des Affen, zur anfangenden Vermenschlichung des Samojeden, von diesem hinauf zu einem Newton und Kant, in eine inductionsmäßige Norm zu bringen und gewissermaßen die eigenthümlichen absoluten Grundlinien jeder gegebenen Abstufung physiognomisch-mathematisch zu bestimmen, sind nicht fruchtlos geblieben. Einige Notizen darüber füge ich noch bei.

Unstreitig ist die Form des Schedels und der Knochen die wesentlichste Grundlage bei solchen Beobachtungen; von ihr hängt die Proportion, die Entwicklung, die Ausbildung und zum Theil die Verrichtung der weichen Theile ab; aber die weichen Theile sind der magische Spiegel, der die Halbtugenden und Halblaster, das Sinken und Steigen unseres innern Fonds, unser Thun mit Gottes Geschenk anzeigt.

Je spitziger im Allgemeinen ein Profilwinkel ist, dessen Schenkel sich entweder vom Schluß der Zähne gegen die Oeffnung des Ohres und die äußerste Protuberanz der Stirne oder vom äußersten Ende der Nase gegen den äußern Augenwinkel und die Ecke des Mundes, die sich immer da endet, wo beim Schedel der erste Backenzahn anfängt, ausdehnen, je thierischer je unstrebsamer und unproductiver das Geschöpf seyn wird.

Mit Recht kann man diesen Winkel den Gesichtslinien-Winkel nennen.

Diese Winkel haben für jede Thierart und jede Menschenrace eine charakteristische äußerste Größe und äußerste Kleinheit, eine Minimum und ein Maximum. Den ersten der eben bestimmten Winkel setzt Camper für seine Stufenfolge vom Affen zum Apollo fest; den zweiten brauchte ich schon lange, ehe mir Herrn Camper's ähnliche Idee bekannt wurde, zur Richtschnur bei meinen Beobachtungen. Nach diesem liegen zwischen meinem Gesichtswinkel von 60 und 70 Graden alle und jede Geschöpfe, die wir unter dem Namen Mensch begreifen, mit allen ihren Anomalien; nach jenem zwischen 70 und 80 Grad, der Chinese hat 75 solcher Grade, der schönste Europäer 80, und kein wirklicher, natürlicher Schedel, aus keinem Zeitalter, kein griechischer, persischer, ägyptischer hat und hatte mehr. Was über 80 Grade läuft, findet sich nicht in der gesunden Natur, wohl zuweilen bei Mißgeburten im Wasserkopf und in der Kunst bei den römischen, und noch auffallender bei den griechischen Götter- und Heldengesichtern, deren Winkel sich auf 100 Grade erhebt; ein sprechender Beweis, daß die Antiken, man finde sie nun schön oder häßlich, wenigstens nicht natürlich schön, nicht menschlich wahr sind; eine Thatsache, die auch die eifrigsten Bewunderer antiker Schönheit zugeben müssen. Was sich unter 70 Grade dem Gesichtswinkel des angolischen Negers und des Kalmucken neigt, verliert allmähig jede Spur von Menschenähnlichkeit; die Gesichtslinie des Orang-utangs macht einen Winkel von 58 Graden, die des geschwänzten Affen (Simia cynomolgus) einen Winkel von 42 Graden; verkleinert man diesen Winkel noch mehr, so erhält man einen Hund, einen Frosch, einen Vogel, eine Schnepfe, die Gesichtslinie wird immer und immer horizontaler, die Stirne verkürzt sich nothwendig von selbst, die Nase verliert sich, das Auge wird rund und hervortretend, der Mund breit, und für die Zähne bleibt zuletzt kein Platz mehr übrig, welches die natürliche Ursache der Zahnlosigkeit der Vögel zu seyn scheint.

Um diese Idee sich noch anschaulicher zu machen, bedarf es nur eines Blickes auf die nachstehenden Probetafeln, die eine Probe meiner Evolutionstheorie enthalten. Der einfache Uebergang von einem Froschkopf zum Apollo, der, wenn man nur die 1. und 24. Figur neben einander hält, beinahe unmöglich, wenigstens

nicht ohne künstliches Schrauben, nicht ohne ein Salto mortale möglich scheint, ergibt und entwickelt sich gewissermaßen von selbst, und dieß auf eine so einleuchtende Weise, daß uns die Sache weniger ihrer Außerordentlichkeit, als ihrer Natürlichkeit wegen überrascht; auch ohne ein einziges erklärendes Wort finden wir sogleich in unserm Gefühl einen Commentar dazu. Die erste Figur ist so ganz Frosch, so ganz stellt sie den aufgeblasenen Repräsentanten abscheulicher Bestialität dar, die zweite ist auch noch völlig Frosch, doch von etwas bescheidener Art; der 3. Frosch mag allenfalls schon ein klügerer Frosch seyn; der 4. hat noch etwas Froschheit, noch einen Schein von Frosch; der 5. ist schon nicht mehr Frosch; der 6. noch weniger, das runde Auge hat sich veroblongt; in der 7. Figur zeigt sich ein langsames Vorrücken zu Nase und Kinn; in der 8. ist dieser Fortschritt nur klein, doch ist dieser Winkel von Mund und Auge bei jedem ganz niedern Thier unmöglich; merklicher ist der Fortschritt zur Profilheit in der 9. Figur; die 10. hat noch etwas mehr Lippenbestimmtheit, hier beginnt die erste Stufe zur Unbrutalität; in der 11. ist noch mehr Anbahnung zu Stirn und Mund; mit der 12. Figur fängt die unterste Stufe der Menschheit an, der Gesichtswinkel ist zwar nicht viel über 60 Grade, äußerst wenig über die Thierheit erhaben; näher noch dem Orang-utang als dem Neger, dennoch qualificiren die hervorstehende Nase und die bestimmten Lippen zur anfangenden Humanität; 13. Figur drückt schwache, begränzte Menschheit aus, Aug' und Stirn ist noch nicht menschlich; die 14. zeigt gutmüthige Schwäche; in der 15. sind alle Attribute der Humanität da, und der Gesichtswinkel hält 70 Grade; der 16. Kopf erhebt sich allmählig zur Vernunft; der 17. ist schon etwas vernünftiger, aber Aug', Stirn und Kinn sind schwach; beim 18. zeigen sich Spuren von Verstand, merklicher aber noch beim 19.; beim 20. ist der Fortschritt nicht merklich, nicht ausgedrückt, wie er seyn sollte, im eigentlichen Sinn ein nichtssagendes Supplicantengesicht; weit verständiger ist der 21. Kopf; die drei letzten Köpfe sind im Ganzen schön, aber alle drei mißzeichnet; am gefälligsten ist der 22.; eine so dumme Stirne, ein so stieres Auge, wie die 24. Figur hat, paßt für den Fernhintreffenden nicht.

Allerlei Mangelndes, Wünschenswürdiges.

Unter unzähligen Dingen, die meinen Fragmenten mangeln, und die ich nebst den hin und wieder angezeigten von einer andern Hand geleistet wünschte, will ich einige nennen:

1. Ich wünschte ein physiognomisches Wörterbuch, wo alle Gesichter und Gesichtszüge und Gesichtsformen und Fleisch- und Nervenarten bezeichnenden Wörter vorkämen, und genau bestimmt würden, alle übersetzbaren physiognomischen Wörter aus andern Sprachen gesammelt und übersetzt, alle unübersetzbaren nationalisirt würden. Besonders gehörten dahin die Menge idiotischer, größtentheils pöbelhafter Schweizerwörter, von so treffender spezieller Bedeutung, deßgleichen alle physiognomischen Sprichwörter aus allen Zungen und Völkern.

2. Eine ausführliche Abhandlung vom Lachen, Weinen, von der Stimme, vom Gesang.

3. Eine umständliche Widerlegung des Helvetius von der natürlichen Gleichgeschicklichkeit aller Menschen zu allen Sitten, Fertigkeiten, Künsten.

4. Eine National-Physiognomik.

5. Eine Familien-Physiognomik.

6. Eine für Fürsten besonders; eine für Richter und Verhörer.

7. Zeichnungen und Charakterisirung allerlei Arten Melancholikern, Angefochtenen, Schwärmern.

8. Eine Talent-Physiognomik.

9. Physiognomik der Dichter.

10. Für Herrschaften, für Dienstboten.

11. Eine unermeßliche für Hofleute.

12. Eine für Gelehrte und Schriftsteller.

13. Eine besondere für Geistliche, Pfarrer, Lehrer.

14. Eine für Aeltern und Erzieher.

15. Eine besondere für Maler und Bildhauer.

16. Für Patrioten eine.

17. Eine für Jünglinge, Jungfrauen, Frauenzimmer.

18. Eine Semiotik- und Temperaments-Physiognomik für Aerzte.

19. Eine für Kaufleute.

20. Eine für Reisende.

21. Eine für Liebende, für Freundschaftsbedürfnisse, für Freunde.

22. Eine für Menschenfreunde, für Gutherzige, für Schwache.

23. Eine für Kranke.

24. Eine für Hartherzige.

25. Für Argwöhnische.

26. Für Blinde.

27. Eine Pantomimik oder Geberdenlehre.

28. Eine besondere Abhandlung von der Natur- und Gesichtsform überhaupt.

29. Eine Farben-Physiognomik.

30. Eine Physiognomik der Augen allein. Und so aller einzelnen Glieder.

31. Mathematische Demonstration der Schedelumriß-Verhältnisse.

32. Moralische Regeln und Gebote für verschiedene Classen von Gesichtern.

Endlich wünschte ich einen bestimmten Plan zu einer physiognomischen Akademie.

Das Innere der Physiognomik habe ich mit keinem Worte zu berühren ermessen wollen. Ich habe eine Menge Fragen, deren Beantwortung man hier suchen wird, unbeantwortet und beinahe unberührt gelassen. Z. E. „Wie kann der freithätige, selbständige Geist des Menschen auf die Organisation wirken? Wie wirkt die Organisation auf die Seele? Wie weit erstreckt sich die Rückwirkung von der Organisation auf die Seele, von dieser auf jene? Was vermag Arznei, Diät, Erziehung auf Physiognomie? was nicht!" — u. s. w.

Ich schrieb als Beobachter, Erfahrer, Empfinder. Was ich nicht wußte, erfuhr, ahndete, war nicht in meinem Kreise. Und was die Urgründe der Physiognomik betrifft . . . Ich bescheide mich gern, nichts davon zu wissen. Beinahe überall bin ich in der spekulativen Metaphysik abgestorben. Reduction des Unbekannten auf das Bekannte; Aufsuchung dessen, was wirkt, in der Wirkung, ohne die innere Natur des Wirkens und der Wirkung erforschen zu wollen; siehe da meine Philosophie, die es immer mehr werden wird, je mehr mir Gott die Erhabenheit und die Beschränktheit der menschlichen Natur offenbaren wird. Ich lasse jedem das Seinige. Mir ist nicht mehr gegeben: ge-

ug gegeben, um mich alle Tage mehr meines Daseyns, meiner Menschheit und der Gottheit Gottes über allen Ausdruck zu freuen!

Allerlei dieß Werk Betreffendes.

Die Verschiedenheit des Inhaltes dieses Werkes wird Niemand ärgern, als den die Verschiedenheit der Produkte ärgert. — Es wird sich nun fragen: „Ist es dem Titel und Zwecke des Werkes gemäß?"

Wenn ich zehn- und hundertmal geirrt habe, das beweiset nur wider meine physiognomische Einsicht, nicht wider die Physiognomik.

Viele, ja unzählige eingesendete Silhouetten und Zeichnungen konnte ich, wollte ich nicht brauchen. Ich schreibe, was ich schreiben kann und will, nicht was man mich schreiben lassen will. Ich sage, was ich weiß, und gab Niemanden ein Recht oder einen Anlaß, von mir zu fordern, daß ich Alles wissen soll. Auch ohne das wäre, wenn auch nur ein Zehntheil gebraucht worden wäre, das Werk unermeßlich geworden.

Ich habe Fragmente geliefert, und kann nichts mehr liefern.

Wer einen Plan oder ein System oder etwas Vollständiges von mir fordert, weiß nicht, was er fordert, weiß nicht, von wem er es fordert, und verdiente wahrlich kein Wort Entschuldigung auf seine Forderung. Wie unendlich vergraben ist das wenige Wahre und Bestimmte, das seit Jahrhunderten bis auf diese Stunde darüber geschrieben worden! Wie unermeßlich viel ist es, was zu suchen und zu finden und nicht zu finden ist, wie viele Hülfsmittel und Vorkenntnisse bedarf es, die von einem einzigen Menschen kaum erwartet werden können, was bedarf jeder Theil des menschlichen Körpers ein eigenes weitläufiges Studium, wie wäre über jeden ein physiognomisches Buch zu schreiben, — und von mir, was dürfte, was könnte man erwarten und mit Billigkeit fordern? von mir, dem dieß Studium eine Nebenbeschäftigung und Erholung war? von mir, dem beim ersten Anfange und Fortgange dieses Werkes notorisch die Arbeit auf mannigfaltige und zum Theil unerhörte Weise von Fremden und Einheimischen, Fernen und Nahen bis zum Ekel erschwert werden sollte!

Billige oder nur nicht grausame Leser! setzt Euch einen Monat in meine Lage, und urtheilt, was ich leisten konnte! Urtheilt, ob ich in dieser Zeit mehr leisten oder mehr Zeit auf dieses Werk wenden konnte? Urtheilt, welche Frage vernünftiger ist: „Hat der Verfasser lang oder kurz an seiner Schrift gearbeitet? oder hat er mehr und gut geschrieben?"

Keine andere Zeit meines Lebens war zu diesem Unternehmen bequemer, als gerade diese. Entweder mußte ich nichts schreiben, oder es mußten Fragmente seyn. Das und mehr nicht habe ich versprochen, und wie war ein vollkommener Plan möglich? Für's Erste, von wie vielen Händen und Zufällen hing die Verfertigung und der Fortgang dieses Werkes ab? Jetzt war eine Tafel bestellt, versprochen, erwartet. Voraus konnte der Text nicht gemacht werden. Sie kam oder kam später, oder kam nicht zur bestimmten Zeit, oder sie war unbrauchbar. Sie mußte also verschoben werden. Ferner kein Tag, wenigstens keine Woche verging, daß ich nicht neue Beobachtungen machte; — sollte ich diese zurückbehalten? . . . Oeffentliche und besondere Aufsätze erschienen während der Verfertigung dieses Werkes, die sehr wahrscheinlich ohne dasselbe nie zum Vorscheine gekommen wären. Sollte ich dieselben nicht benützen? Seltsam überhaupt, daß jeder müßige Kopf, der den ganzen Tag zusieht, wie Andere bauen, sich berechtigt hält, dem, der nach seinem besten Vermögen Steine bricht, haut, zuschleppt, zusammenreiht, und nie ein Gebäude aufzuführen sich weder äußerte, noch in den Sinn kommen ließ, unaufhörlich zu rufen: „Warum baut ihr nicht so fort ein vollkommenes, durchaus brauchbares Haus?" Man hat gut rufen, wenn man keinen Steinregen will, und gut sagen: Was nützen Fragmente? wenn man . . . .

Gott im Himmel bete ich an, daß ich bin, wo ich bin, und daß er mich unterstützte, das zu leisten, was ich geleistet habe! Gott im Himmel will ich anbeten, wenn einem Andern so viel mehr gegeben wird, daß das Werk als coexistent angesehen werden kann. Ich weiß und Gott weiß, daß ich keinen Schriftsteller beneiden werde, den Wahrheitsliebe begeistern wird, diese Fragmente durch ein vollkommenes Werk zu berichtigen.

Und nun lege ich auch jetzt die physiognomische Feder nieder . . . und mit welcher Empfindung? — — Gewiß, Leser! nicht mit der stolzen des Triumphes; gewiß mit dem tiefsten Gefühle der Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten meines Werkes; gewiß mit der Ueberzeugung, unendlich viel weniger geleistet zu haben, als geleistet werden kann. Gleichsam nur an der Schwelle habe ich hin und her gedeutet und Wege gezeigt, die ich ging — und Wege, die ich als gangbar vermuthete, und vorgelegt nach Möglichkeit, was ich fand auf meinem Wege. Viel versprach ich nicht. Kann die Welt nicht zufrieden seyn, wenn ich allenfalls vielleicht etwas mehr geleistet, als ich versprach, so kann mein Herz zufrieden seyn, wenn es hoffen darf, durch dieses Werk, und zwar durch jedes Fragment desselben Menschenkenntniß und Menschenliebe befördert und erweitert zu haben.

Von Herzen verachte ich alle Selbsterhebung autorschaftlicher Eitelkeit und Anmaßung; von Herzen auch alle Selbsterniedrigung: die nicht aus innerstem Drange herrührt. Also kann und darf ich weiter nicht viel von dem Werthe oder Unwerthe gegenwärtiger Versuche sagen.

Die Billigkeit wird sich es ohne mein Erinnern zur Pflicht machen, alles, was in diesem Felde geleistet worden vor mir, zu messen und zu vergleichen mit dem, was ich nun geleistet habe, und nach der Beschaffenheit meines Berufs und meiner Vorzüge leisten konnte.

So viel aber muß man mir und meiner Ueberzeugung zu sagen erlauben:

Den Werth haben diese Fragmente, daß nichts blindlings nachgeschrieben, sondern Alles, richtig nun oder unrichtig, gut oder schlecht, alles selbst durchgedacht ist, was ich als Räsonnement, Selbsterfahrung, alles, was ich als besondere Bemerkung und selbst geahndet, was ich als Ahndung gab. Ich gab nichts, als was mir wenigstens so, wie ich es gab, Wahrheit war, und wie ich glaubte, nützliche Wahrheit.

Diese Ueberzeugung allein ist es, die mich jetzt am Ende tröstet, hält, trägt, beruhigt und mir jedes unverdiente Lob und jeden unverdienten Tadel im gleichen Grade unbedeutend macht.

In diesem heißen, aus des Lebens Thaten und Em-

pfindungen aller zusammenstrahlenden Brennpunkte, was wird meinem Herzen Kühlung seyn, als du, süße Empfindung, daß es für die Menschheit kein göttlicheres Vergnügen gibt, als Wohlthun durch Wahrheit.

Jeden Moment, der mir gegeben ist vom Vater, sammle mein Herz Schätze dieses Vergnügens am milden Strahle der Sonne, die nichts ist als **Wahrheit** und **Liebe**.

Beschluß.

Nicht Namen hat die Menschenherrlichkeit!
Wer gibt mir zehentausend Stimmen?
Und jeder Stimme lebendigen Geist?
Nicht Namen hat die Menschenherrlichkeit!
Nein Menschenvater, Namen nicht!
O du, Erstaunen meiner Sinnen all'!
Anbetung du der Unermeßlichkeit,
Verstummen aller Zungen, du!
Gestalt unfähiger — Gestalter
Des Menschenangesichts!
Mit welchen Stimmen, die die Erde
Den Erdenlüften abentlehnt,
Mit welcher Thräne geschöpft aus Maienthau,
Getrunken mit Morgenblicken der Anbetung,
Oder entschlürft der heiligsten Mondnacht?
Mit welcher Thräne jauchz' ich aus
Die immer frohere Freude:
Ich bin ein Mensch!
O du, der Unerforschlichkeiten Aller
Unerforschlichste!
Du höchste der Höhn! der Tiefen tiefste!
Unaussprechlichkeit! . . . Gott! . . .
Der Lichter Licht, und dunkler
Als Erde-Mitternacht!
Du in den Höhen Weltenträger,
Korallenkrümmer am Felsen des Meers!
Du Licht des Nachtwurms in der Hecke!
Und Licht der Nebelsterne, Höchster!
Du Sonnenbestrahler!
Und Menschenbeseeler im Traume der Nacht!
O du, den ich im Menschenangesicht
Erblick'! O da, den mir verkündigt
Bescheidner Weisheit stilles Lichtaug'!
Der mit mir spricht durch holde Lippen
Des Bruders und der Gattin!
Der auf der keuschen Unschuld reinen Zahn
Wirft einen Mondstrahl seiner Herrlichkeit!
O du, durch den mein Auge Freude schöpft,
Aus allen Sichtbarkeiten;
O du, durch den mein Angesicht
Dem weiten Lichtgewölbe
Und aller Majestät der stillen Sterne
Offen ist, und offen ist dem Auge
Des Bruders und der Gattin!
Wie sprech' ich aus die froheste der Freuden:
Ich bin ein Mensch!
O du Erstaunen aller Ewigkeiten!
Von deines Angesichtes Licht ein Strahl!
Nicht Erde nur, ein ew'ger Hauch
Von dir, von dir!
Ein Spiegel dein, indem ich dich erkenne!
Ein Spiegel dein, in dem du dich erkennst:
Zu hebend ist und markdurchschauernd
Das Hochgefühl der Menschenherrlichkeit,
Versagt mir Verstummen und Sprache!
O Seyn, o Seyn der Menschheit!
Nicht Pflanzenwärme nur,
Nicht Adlersonnendurst
Gabst du dem Staube, der meinen Namen trägt;
Gabst Schmachten ihm nach dir und dich,
Nach Ewigkeiten Durst,
Und Ewigkeiten!
Und gabst ihm Licht, zu seyn im Bruderauge,
Und zu verstehn den Blick der Ewigkeiten,
Und in dem Blick, was Welten schuf
Und Lichtes Unerschöpflichkeit
Der Sonne gab;
Den Vaterstrahl aus deinem Angesicht!
O Seyn, o Seyn der Menschheit!
O das, was Welten schuf,
Und Lichtes Unerschöpflichkeit
Der Sonne gab,
Und Vaterstrahl und Ewigkeit
Im eignen Auge tragen:
Wer fühlt sie aus der Würden höchste?
Hat Worte? Wer? der Seligkeiten
Seligste zu nennen?
O du, ich Offenbarung dein,
Für jedes Angesicht,
Dem Ewigkeit dein Auge gab!
O du mir Offenbarung
In jedem Angesicht, in das du sprachst
Gedanken der Unsterblichkeit!
Mir ewig Offenbarung im Angesichte deß,
Durch den du sprachst in jedes Angesicht
Gedanken voll Unsterblichkeit!
O du, zu nennen nicht von allen Zungen!
Nicht auszupreisen von aller
Unsterblichkeiten Entzückung!
Im Angesichte Jesus Christus
Werd' ich dich sehn, wie du mich siehst. Amen! Amen!

LXIX. Physiognomische Positionen *).

Auszug.

1. Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vortheilhaft für ihn; verschob sein erster Eindruck nichts in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt oder genirt; fühltest du dich in seiner Gegenwart so gleich und immer froher und freier, lebendiger, und mit dir selbst, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedener: so sey sicher — der wird bei dir, in sofern Niemand zwischen Euch steht, nie verlieren, immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit sehr Wenigem sehr Vieles sagen können. — Studire nur genau, und bezeichne die sprechendsten Züge.

2. Wer sich am ungleichsten und gleichsten, d. i. so mannigfaltig und so einfach wie möglich, so veränderlich und unveränderlich wie möglich, so harmonisch bei aller Lebendigkeit und Wirksamkeit, — wessen bewegteste Züge den Charakter des festen Ganzen nie verlieren, sondern demselben conform sind, der sey dir heilig.

Aber wo du das Gegentheil, auffallenden Widerspruch zwischen dem festen Fundamental-Charakter und den beweglichen Zügen wahrnimmst, da sey zehnfach vorsichtig auf deiner Hut, — da ist Narrheit oder Schiefsinn.

3. Sehr klug, oder sehr kalt, oder sehr dumm, nie aber wahrhaft weise, nie echt lebendig, nie fein empfindsam, nie zärtlich sind die, deren Gesichtszüge sich nie merkbar verändern. Sehr klug, wenn die Gesichtszüge wohl proportionirt sind, genau bestimmt, scharf prononcirt. Sehr dumm, wenn die Gesichtszüge flach, ohne Nuanzen, ohne Charakter, ohne Beugung oder Schweifung sind.

4. Wessen Figur schief,
wessen Mund schief,
wessen Gang schief,
wessen Hand schief ist,

das ist — nach ungleichen sich durchkreuzenden Directionen geht: dessen Denkungsart, dessen Charakter, dessen Manier zu handeln, ist schief, unconsequent, einseitig, sophistisch, falsch, listig, widersprechend, kalt, schalkhaft, hart, gefühllos.

---

*) Nach Lavater's Tode besonders erschienen. Können zum Theil gewagt scheinen, sind aber Summarien, mehr oder weniger motivirt im Haupttexte des Werkes.

5. Stirn.

Wenn eine schön gewölbte Stirn in der Mitte zwischen den Augenbrauen, besonders wenn die Augenbrauen markirt, gedrängt regulär sind, eine leicht sichtbare, perpendiculäre, nicht gar zu lange oder zwei parallele Falten dieser Art hat, so gehört sie sicher zu den Stirnen erster Größe. Solche Stirnen sind nur zuverlässig klugen und männlich reifern Charakteren eigen, und wenn sie sich an Frauenspersonen finden, so wird man schwerlich etwas Klügeres, Honetteres, königlich Stolzeres und Bescheideneres finden.

6. Jede Stirne ist schwachsinnig, die in der Mitte und untenher eine auch nur kaum merkbare längliche Höhlung hat, mithin selbst länglich ist. — Ich sage eine kaum merkbare, sobald sie merklich ist, ändert sich Alles.

7. Längliche Stirnen mit scharf angezogener, faltenloser Stirnhaut, wo auch bei seltener Freude keine lieblich-lebendige Falte sich äußert, sind kalt, hämisch, argwöhnisch, bitter, eigensinnig, überlästig, prätentiös-kriechend, und können wenig vergeben.

8. Je weniger Buchten, Wölbungen, Vertiefungen, je mehr einfache Flächen oder geradlinig scheinende Umrisse an einer Stirn wahrzunehmen sind, desto gemeiner, mittelmäßiger, ideenärmer, empfindungsunfähiger ist die Stirn.

9. Es gibt schön gewölbte Stirnen, die beinahe groß und idealisch scheinen, und doch beinahe närrisch und nur halbklug sind; an dem Mangel oder an der Wildheit und Verworrenheit der Augenbrauen entdeckt man ihre Klugheitsäfferei.

10. Lange Stirnen, oben mit etwas sphärischen Knoten, sind gemeiniglich nicht sehr zurückgehend, haben immer einen untrennbaren, dreifachen Charakter: — genialische Blicke mit wenig ruhig zergliederndem Verstande, — Starrsinn mit Wankelmuth, Kälte mit Höflichkeit; daneben haben sie etwas Feines und Edles.

11. Stirnfalten.

Schiefe Falten in der Stirne, besonders wenn sie ungefähr parallel sind oder scheinen, sind sicherlich ein Zeichen eines armseligen, schiefen, argwöhnischen Kopfes.

12. Parallele, regulirte, nicht gar zu tiefe Stirnfalten oder parallel gebrochene, findet Ihr selten anderswo, als an sehr verständigen, weisen, redlichen und geradsinnigen Menschen.

13. Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders zirkelbogigen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos ist, sind ganz zuverlässig dumm und aller Abstraction beinahe unfähig.

14. Stirnfalten, die bei der geringsten Bewegung in der Mitte sich tief abwärts senken, sind der Schwachheit schon sehr verdächtig. — Sind die Züge stehend, tief eingegraben, sehr tief herabsinkend, so zweifelt nicht an Geistesschwäche oder Stupidität, mit Kleinsinn und Geiz gepaart.

Merkt aber wohl, daß die talentreichsten Genies eine Linie, die in der Mitte sich merklich abwärts senkt, unter drei beinahe horizontal parallelen zu haben pflegen.

15. Verworrene, stark gegrabene, gegen einander streitende Falten in der Stirne sind immer ein Zeichen eines rohen, verworrenen und schwer zu behandelnden Charakters. Zwischen den Augenbrauen noch eine gedierte Fläche oder eine rohrförmige, faltenlose Breite, die faltenlos bleibt, wenn um sie her sich Alles roh furchet, so ist es ein sicheres Zeichen der höchsten Schwachheit und Verworrenheit.

16. Roh, derb, indelicat, argwöhnisch, ehrgeizig, bei manchen guten Eigenschaften, sind alle, in deren Stirn sich

scharfe,
verworrene,
schiefe

Falten formen, wenn sie seitwärts schielend, scharf lauernd, mit verschobenem Munde horchen.

17. Augen.

Augen, die sehr groß und zugleich äußerst blauhell, beinahe durchsichtig sind, wenn sie im Profil angesehen werden, sind von leichter und großer Capacität, aber zeigen zugleich äußerst empfindliche, schwer zu behandelnde, argwöhnische, eifersüchtige, sehr leicht gegen Jemand einzunehmende Charaktere an; auch sind sie von Natur wie zur Wollust, so zur Ausforschungsbegierde sehr geneigt.

18. Kleine, schwarze, hellfunkelnde Augen, unter starken, schwarzen Augenbrauen, tief liegend bei spöttischem Lächeln — sind selten ohne Schlauheit, Tiefblick, Feinanstelligkeit und Schikane; sind sie ohne spöttischen Mund, so sind sie tiefsinnig-kalt, geschmackvoll, elegant, genau und mehr zum Geizhals als zur Generosität geneigt.

19. Augen, die, im Profil angesehen, mit dem Profil der Nase beinahe gleich laufen, ohne jedoch (à fleur de tête) vorzustehen und unter den Augenliedern sich vorzudrängen, zeigen immer eine schwache Organisation, und wenn nicht entscheidende Gegenzüge sind, blöde Geisteskräfte.

20. Augen, die keine Falten oder sehr viele kleinliche, lange Falten werfen, wenn sie sich fröhlich oder liebend zeigen wollen, sind immer nur an

kleinlichen,
blöden,
schwachmüthigen

Charakteren oder total Imbecilen zu sehen.

21. Augen mit langen, spitzen, besonders horizontalen Winkeln, d. i. solchen, die nicht abwärts gehen, mit dickhäutigen Deckeln, welche den Apfel halb zu bedecken scheinen, sind sanguinisch-genialisch.

22. Augen, die groß, offen, helldurchsichtig, unter parallelen, schmalen, scharf gezeichneten Oberaugenliedern schnell beweglich funkeln, haben sicherlich allemal fünf Eigenschaften:

schnellen Scharfblick,
Eleganz und Geschmack,
Zornmüthigkeit,
Stolz und
furiose Weiberliebe.

23. Augen mit schwachen, kahlen, schmalen Augenbrauen und sehr langen hohlen Wimpern zeigen theils schwächliche Leibesdispositionen, theils phlegmatisch-melancholische Geistesschwäche.

24. Ruhendkräftige, schnelltreffende, sanft durchdringende, wolkig-serene, schmachtende, schmelzende, sanft sich bewegende Augen, die hören, indem sie sehen, genießen, schlürfen, ihren Gegenstand gleichsam mit sich selbst tingiren und coloriren, ein Medium des wollüstigsten und geistigsten Genusses sind, sind nie sehr rund, nie ganz offen, nie tiefliegend, oder weit hervorstehend, nie stumpfwinkelig oder abwärts spitzwinkelig.

25. Tiefliegende, kleine, scharf gezeichnete, glanzlose blaue Augen, unter einer beinernen, beinahe perpendiculären Stirn, die unter sich etwas tief eingesenkt, obenher merklich sich vorwärts rundet, sind zwar nur an scharfsinnigen und klugen, doch meistentheils stolzen, argwöhnisch harten und kaltherzigen Charakteren wahrzunehmen.

26. Je mehr das obere Augenlied, die Haut unten über dem Augapfel vorstehend, und abgeschnitten scheint, den Augenstern beschattet, oben sich unter den Augknochen zurückschiebt, desto mehr Geist, Freisinn, Verliebsamkeit, genialischer Geschmack, treuherzige, beherzte, zuverlässige Delicatesse.

27. Augen, die den ganzen Stern und über und über dem Sterne noch Weißes zeigen, sind entweder in einem gespannten, unnatürlichen Zustande, oder finden sich nur an unruhigen, leidenschaftlichen, halb närrischen, nie ganz correcten, reifen, gesundgeistigen, ganz zuverlässigen Menschen.

28. Gewisse weit offene, vorrollende Augen bei faden Gesichtern sind eigensinnig, ohne Standhaftigkeit, dumm mit Prätension von Weisheit, kalt, und wollen gern warm scheinen, und sind höchstens hitzig ohne einwohnende Wärme.

29. Augenbrauen.

Eine nette, dichte, dachförmige, schattende Augenbraue, an welcher keine wilde Auswüchse vorstehen, ist immer ein zuverlässiges Zeichen eines gesunden, männlichreifen Verstandes, selten von originellem poetischen Genie. — Nie von volatiler, duftiger, amoroser Innigkeit und Geistigkeit; Staatskabinetsmänner, Rathgeber, Planmacher, Prüfer, aber sehr selten kühne, fliegsame Wagegeister der ersten Größe.

30. Horizontale Augenbrauen, dicht, reich, nett, zeigen immer Verstand, Kälte des Herzens, planreichen Sinn; wilde Augenbrauen sind nie an einem sanften, horchsamen, schmiegsamen Charakter. Hoch über den Augen schwebende, kurze, dichte, unterbrochene, nicht lange, nicht breite, sind meistentheils bei gedächtnißreichen, schlauen, schmiegsamen, frömmelnden Charakteren.

31. Dichte, starke, schwarze, abwärts sinkende Augenbrauen, die auf den Augen hart aufzuliegen scheinen, tiefe große Augen beschatten, und von einer scharf eingeschnittenen, langen, ununterbrochenen Wangenfalte, die bei der leisesten Bewegung Verachtung, Trotz, kalten Hohn zeigt, begleitet sind, und über sich eine sichtbar knöcherne Stirn haben, sind nur als Rathgeber, wenn man sich rächen oder sich die Wolfslust des Webethuns machen will, zu brauchen, sonst so ausweichend wie möglich, und das Ausweichen so verbergend wie möglich zu behandeln.

32. Nase.

Sehr abwärts sinkende Nasen sind niemals gut, wahrhaft froh, oder edel oder groß. — Immer sinnen sie erdwärts, sind verschlossen, kalt, unherzlich, unmittheilsam; oft boshaft-witzig, übellaunig, oder tief hypochondrisch, oder melancholisch, obenher gebogen, furchtbar wollüstig.

33. Nasen, die vorne etwas aufwärts gehen, und bei der Wurzel merklich vertieft sind, unter einer mehr perpendiculären als zurückgehenden Stirn, — sind von Natur geneigt zur Wollust, Bequemlichkeit, Eifersucht, Eigensinn, dabei aber können sie feinsinnig, redlich, gabenreich, gutmüthig seyn.

34. Nasen ohne allen auffallenden Charakter, ohne Nüancen, ohne Beugung, ohne Undulation, ohne irgend eine angebliche Bezeichnung, können zwar bei vernünftigen, guten, allenfalls auch edlen Charakteren gefunden werden, nie bei großen und vorzüglichen.

35. Nasen, an beiden Seiten mit vielen Einschnitten, die bei der geringsten Bewegung sichtbarer werden, und bei der völligsten Ruhe nicht ganz unsichtbar sind, sind ein Zeichen eines schwerfälligen, drückenden, oft hypochondrischen, oft boshaft schalkhaften Sinnes.

36. Nasen, die sich leicht und alle Augenblicke rümpfen, sind so wenig an echt guten Menschen, als Nasen, die sich kaum rümpfen könnten, wenn sie auch wollten, an erzbösen Menschen zu finden seyn werden. — Wenn die Nasen, die sich nicht nur leicht rümpfen, sondern auch schon eingegrabene Wünsche haben, an guten Menschen gefunden werden, so sind diese gutgesinnten Menschen — Halbnarren.

37. Aufgeworfene Nasen an rohen, cholerischen Menschen, unter hohen, dennoch unter vorgebogenen, verständigen Stirnen, bei vorhängender Unterlippe sind sie gemeiniglich unerträglich, hart und furchtbar despotisch.

38. Hundert aufgeworfene Nasen sind an sehr klugen, besonders talentreichen Köpfen, sobald aber die aufgestülpte Nase sehr klein ist, und eine lange (uneigentliche) Oberlippe hat oder sie einen Grad der Stumpfheit überschreitet, so kann kein anderer Zug des Gesichts sie rectificiren.

39. Wangenzug.

Der Zug vom Nasenläppchen gegen das Ende des Mundes ist immer einer der bedeutendsten. Von seiner Schweifung, seiner Länge, seiner Nähe oder Entfernung von dem Munde hängt die Sichtbarkeit des ganzen Charakters ab. Ist er bogenförmig, ohne Nüancen und Undulation, so ist es ein sicheres Zeichen von Dummheit.

So auch, wenn sein Aeußerstes ohne Zwischenraum an's Ende der Lippe gränzt. So auch, wenn er sich vom Ende der Lippe weit entfernt.

40. Wenn beim Lächeln sich drei parallele, zirkelförmige Bogen bilden, so sind es Fonds von Narrheit in dem Charakter eines Menschen.

41. Mund.

Jeder Mund, der völlig einmal so breit ist als das Auge, ist der Mund eines Dummkopfes, d. h. von der Spitze gegen die Nase bis an's innere Ende des Augapfels, beide Breiten nach demselben flachen Maße gemessen.

42. Wenn die Unterlippe mit den Zähnen, die Hälfte der Mundbreite im Profil horizontal vorsteht, so rechne, je nach den übrigen Nüancen, auf eins von allen vieren oder auf alle vier:

Dummheit,
Rohheit,
Schalkheit,
Geiz.

43. Nimm nie etwas an wider einen Menschen, der schweigend und sprechend, horchend und fragend, antwortend und erzählend, lachend und weinend, trauernd und fröhlich, einen entweder gratiosen oder doch arglosen Mund hat, der immer in schöner Proportion bleibt, und nie einen fatalen Schalkszahn sehen läßt. — Wer aber mit den Lippen, besonders der einen Hälfte der Oberlippe zittert, und dieß Zittern zu ver-

n sucht, dessen Spott kann dir zwar lehrreich, aber
ird tief verwundend für dich seyn.

44. Alle Disproportion zwischen Oberlippe und Un-
ppe ist ein Zeichen der Narrheit oder Bosheit.

45. Wer Verachtung auf den Lippen hat, der hat
Liebe im Herzen. — Wessen Lippenende sich merk-
und geschweift abwärts senken, der hat Verachtung
den Lippen und Lieblosigkeit im Herzen, besonders
n die Unterlippe größer und vorhängender ist, als
obere.

46. Wie die Höhle in der Mitte der Unterlippe bei
m sonst nicht geistlosen Menschen, so die Laune, so
witzreiche Schalkheit so die Kälte des Herzens, so
lauernde Arglistigkeit.

47. Wenn bei einem sonst geistreichen und kraft-
en Menschen unfern vom Mittelpunct der Mittel-
e des Mundes eine Oeffnung ist, die sich kaum oder
nicht schließt, und den Zahn sehen läßt, auch wenn
Mund geschlossen ist, so ist dieß ein Zeichen kal-
, unbarmherziger Strenge, hohnlachender Bosheit,
sich wohlthut durch Wehethun.

48. Scharf gezeichnete, lippenlose, sich an den En-
aufwärts ziehende Mittellinien des Mundes, unter
er im Profil anzusehenden, bogigen (uneigentlichen)
erlippe, von der Nase an gerechnet, sind selten an-
s, als bei schlauen, activen, industriosen, kalten, har-
, schmeichelnden und terrassirenden Geizhälsen.

49. Ein kleiner, schmaler Mund unter einem klein-
chen Nasenloch und einer zirkelbogigen Stirn ist im-
er leicht erschreckbar, furchtsam blöde, schwach, eitel
d unberedt. — Kommen große, hervorstehende, un-
lle Augen dazu, und ein oblonges, beinernes Kinn,
dürft Ihr, besonders bei offenem Munde, des Blöd-
nns noch sicherer seyn; doch ist es beinahe so, so
nd die Charaktere häuslich brauchbar und fromm.

50. Kinn.

Wenn das Kinn decidirt klug ist, so hast du sicher-
h einen ganz Klugen. Das Kinn ist decidirt klug,
elches in der Mitte etwas eingebogen oder gebrochen
, dessen unterer Theil etwas vorsteht, und das mit
rschiedenen Nüancen, Einkerbungen, Zügen markirt
d unten in der Mitte etwas vertieft ist.

Ein langes, breites, grobes Kinn — ich rede vom
inernen Kinn — ist nur an rohen, harten, stolzen
d gewaltthätigen Menschen.

51. Stirn und Mund.

Sieh auf die Stirn mehr, als auf alles Andere,
enn du das wissen willst, was der Mensch von Na-
r ist, oder seiner Natur nach werden kann — und
uf seinen ruhenden geschlossenen Mund.

Der offene Mund zeigt den gegenwärtigen Zustand
r Habitualität. Ein ruhig, unangespannt, zwanglos
schlossener Mund mit proportionirten Lippen, unter
ner charakteristischen, zurückgehenden, zarten, sanften
d beweglich häutigen, schön linirten, nicht scharfge-
chten Stirn, sey dir ein Heiligthum.

52. Narr.

Wer mit schiefer Lippe zwecklos lächelt, — wer oft
olirt, ohne bestimmte Tendenz und Direction steht, —
er mit aufrechtem Körper, wenn er grüßt, nur den
opf vorwärts nickend bewegt, — ist ein Narr.

53. Vielseitige Charaktere.

Kurze, perpendiculäre, oben knotige, zwischen den
Augenbrauen flache, stark und verworren gefurchte
Stirn, große, helle, blaugraue Augen, kleine Nase,
lange (uneigentliche) Oberlippe, blasse Farbe, ruhelose
Lippen fand ich an verständigen, gedächtnißreichen, ac-
tiven, intriganten, vielseitigen, bald gutherzigen, bald
derbstrengen, bald sehr hell, bald äußerst schiefsehenden
Menschen.

44. Sophistische Schälke.

Kleine, matte, schlecht gezeichnete Augen, mit lau-
erndem Blicke, eine bleifarbige Gesichtshaut, flache,
kurze, schwarze Haare, eine aufgeworfene Nase, eine
mächtig vorstehende, aufwärts stehende Unterlippe, —
unter einer wohlgebauten, verstandreichen Stirn, —
werdet Ihr selten anderswo finden, als an schiefen, in-
famen Sophisten, bösen Erzzänkern, listigen, schalkhaf-
ten, kabalisirenden, argwöhnischen, eigennützig-niedrigen,
abominablen Menschen.

55. Eigensinn.

Je höher die Stirn, und je kleiner scheinend dage-
gen der übrige Theil des Gesichts, je knotiger die hohle
Stirn, je tiefer das Auge, je weniger Vertiefung zwi-
schen Stirn und Nase, je geschlossener der Mund, je
breiter das Kinn, — je perpendiculärer das längliche
Gesichtsprofil: desto unbeugsamer der Eigensinn, desto
härter der Charakter.

56. Weiber.

Kein schnippisches Weib taugt zur Freundschaft,
und schnippisches Wesen kann kein Weib, wie klug oder
listig sie sey, verbergen. Betrachte nur die Bewegung
ihres Nasenflügels und ihrer Oberlippe im Profil, wenn
von einer Rivalin oder Nichtrivalin, die Sensation
macht, die Rede ist.

57. Weiber mit braunen, behaarten oder borstigen
Warzen am Kinn, besonders am Untertheile des Kinns
oder am Halse, sind zwar gemeiniglich thätig, wacker,
gute Hausmütter, aber äußerst sanguinisch und bis zur
Narrheit, ja zur Tollheit verliebt. — Sie schwatzen
viel und schwatzen gern nur von Einem. Sie drin-
gen sich leicht auf, und sind sehr schwer wieder weg-
zubringen. Man muß sie sehr schonend, ruhig-freund-
lich behandeln, und sie mit sanft-kalter Würde immer
drei Schritte vom Leibe entfernt zu halten suchen.

58. Ist der Gang eines Weibes fatal, entschieden
fatal, nicht nur unangenehm, sondern impetuos, schief,
ohne Würde, verächtlich, seitwärts vordringend, so
reize dich weder eine Schönheit an ihr, noch täusche
dich ihr Verstand, noch locke dich ihr Vertrauen. Ihr
Mund wird seyn wie ihr Gang, und ihr Betragen
hart und falsch wie ihr Mund. Sie wird dir für
Alles, was du ihr thust, nicht danken, und für das
Kleinste, was du unterläßt, sich fürchterlich rächen.
Vergleiche Gang und Stirnlinien, Gang und Falten
um den Mund: Ihr werdet über die Harmonie zwi-
schen beiden erstaunen.

59. Weiber mit rollenden Augen, zartbeweglicher,
faltenreicher, schlaffer, beinahe hängender Haut, gebo-
gener Nase, röthlichen Wangen, selten stillem Munde,
merklichem Unterkinne, wohlgerundeter, faltiger, zart-
häutiger Stirn, — sind nicht nur beredt, imaginations-
reich, ehrgeizig, Gedächtnißheldinnen, sondern auch von
Natur aus zur Galanterie äußerst geneigt, und verges-
sen sich bei aller Klugheit sehr leicht.

60. Warzen.

Eine breite braune Warze am Kinn werdet Ihr an keinem wahrhaft weisen, ruhig-edlen Menschen, aber sehr oft an merklich imbecilen finden. Wenn Ihr sie auch an einem Weisen findet, so wird er gewiß häufige Momente der völligsten Gedankenlosigkeit, Geistesabsenz und einer unglaublichen Schwäche haben.

61. Es gibt an sehr verständigen, angenehmen Menschen Warzen an der Stirn, die nicht braun, nicht groß sind, zwischen den Augenbrauen, die nichts Widriges, nichts Fatales zeigen, aber eine starke braune Warze an der Oberlippe, besonders wenn sie beborstet ist, werdet Ihr an keinem Menschen finden, dem nicht etwas Wesentliches zur Ganzheit mangelt, der sich nicht wenigstens durch einen Capitalfehler auszeichnet.

62. Vorsicht.

Sey vorsichtig gegen jeden Leisesprecher und Scharfschreiber, gegen jeden Wenigsprecher und Vielschreiber, gegen jeden Wenig lacher und Viellächler, dessen Viellächeln nicht rein von Hohn und Verachtung ist. — Kurze Stirnen, stumpfe Nasen, sehr kleine Lippen oder dann vorstehende Unterlippen und große Augen, die dich nie direkt anschauen dürfen, und besonders breite, rohe Kinnladen, ein aufstehendes, unten fest-fettes Kinn zeichnen sie aus.

63. Heuchelei, Wankelmuth.

Schwäche und Eitelkeit ist die Mutter der Heuchelei. Wo du entscheidende Züge von beiden bei äußerlicher Artigkeit und zuvorkommendem Wesen findest, unmarkirte, falsche Züge, mit einiger Grazie in der Bewegung, mit Kälte bei Höflichkeit, da erwarte, wo nicht Heuchelei, doch Wankelmuth, der noch an Heuchelei gränzt.

64. Lächeln.

Wer beim Lächeln gewinnt, und beim Lachen nicht verliert, — wer ohne Lächeln huldreich zu lächeln scheint, und schweigend friedliches Behagen um sich her verbreitet, — wer auch im witzreichsten und witzfrohsten Lächeln oder Lachen nie kalt verachtenden Hohn verräth, — wer lieblich lächelt, wo er Freude der Unschuld bemerkt, Lob des größten Verdienstes vernimmt, in dessen Physiognomie wird Alles edel, Alles harmonisch seyn.

65. Zweideutige Charaktere.

Wer schnell seine Gesichtszüge und Gesichtsfarbe ändert und sehr sorgfältig ist, diese schnellen Abwechslungen zu verbergen und plötzlich eine gelassene Miene annehmen kann; wer besonders seinen Mund leicht an- oder abzuspannen weiß, ihn gleichsam im Zaume halten kann, und besonders wenn das Auge des Beobachters sich regt, zur Wendung gegen ihn, — der ist minder redlich als klug, mehr Weltmann als Philosoph, mehr Politiker als Ruhigweiser, mehr guter Gesellschafter als treuer Freund.

66. Denker.

Es gibt keinen echten Denker, dem man nichts zwischen den Augenbrauen und im Uebergang der Stirn zur Nase ansieht; fehlt es da an Buchten oder Tiefe, Feinheit oder Energie, so wirst du im ganzen Gesichte und im ganzen Menschen und in allen Handlungen und Geistesoperationen den Denker umsonst suchen, das ist den Mann mit dem tiefsten Bedürfnisse wahren, klaren, bestimmten, consequenten und menhängenden Begriffen.

67. Harte Charaktere.

Einige Ingredienzien:

a) Perpendiculäre, knotenreiche Stirnen, sehr oder sehr kurz.

b) Sehr spitze, kleine, kurze — oder rohrunde sen mit weiten Nasenlöchern.

c) Scharf eingeschnittene, lange, unterbrochene gen oder Nasenzüge.

d) Untere Zähne, merklich vorstehend, unter langen oder sehr kurzen.

68. Zum Fliehen.

Fliehe große Augen in kleinen Gesichtern, bei nen Näschen, kleinen Figürchen, welche mitten im chen dich fühlen lassen, daß sie nicht froh sind, mitten in der Freudenbezeigung über deine Nähe schalkhaftes Lächeln nicht verbergen können.

69. Große, massive Körper mit kleinen Augen, den Wangen, vollen, niederhängenden Backen, gen Lippen, sackähnlichem Kinne, die immer mit eigenen Körperlichkeit beschäftigt sind, immer räus spucken, Taback nehmen, kauen, schnäuzen, auch gar alles, wovon sie sich entladen, dem freien anvertrauen, sind im Grunde eitle, fade, kraftlose, süchtige, lenksame, vielwissende, unsichere, leichtsinnige wollüstige, schwer zu behandelnde, vielgierige, genießende Charaktere — und wer wenig genießt, gibt wenig.

70. Wie klug, wie gelehrt, wie scharfsinnig, gewandt, wie brauchbar und nützlich immer ein Mensch wenn er sich immer mißt oder zu messen scheint, er Gravität affectirt, um den Mangel innerer, ger Kraft zu bedecken, wenn er gemessenen Schritts seines Ichs keinen Augenblick vergessend, sich im pfe, sich im Halse, sich im Schulterblatte tragend, hergeht, und dennoch im Grunde leichten Sinnes schalkhaften Humors ist, und sobald er allein ist, Würde, Gravität und Selbstverläugnung, sein Ich nie vergißt: er werde nie dein Freund.

71. Warnung.

Wenn ein rascher, roher Mensch bei dir sanft, gelassen, höflich ist, und immer zu lächeln lächeln zu machen sucht, so wende dich „mir nicht dir nichts“ — und schnell kehre dich zurück, ehe seine Falten dir wieder gefällig machen kann; — die Falte in der Stirn, die in den Wangen, die seiner künstlichen Bemühung unmittelbar vorgeht, und sich in diesem Moment fast immer stark zeigt, ist wahre; diese beiden zeichne dir, und sie heißen in deinem Alphabete der Physiognomik.

72. Was nicht zusammen taugt.

Hast du eine lange hohe Stirn, so mache nie Bekanntschaft mit einem beinahe kugelrunden Kopfe; hast du einen beinahe kugelrunden Kopf, so mache nie Bekanntschaft mit einer hohen, langen, beinernen Stirn. Besonders taugen solche durchaus nicht zu Ehepaaren.

73. Männliche Charaktere.

Beinahe furchenlose, nicht perpendiculäre, nicht sehr zurückgehende, nicht sehr flache, nicht kugel-, sondern schalenförmige Stirne, — dichte, nette, reiche,

Stirn

Stirn auffallend begränzende Augenbraunen, über mehr als halboffene, jedoch nicht ganz offene Augen; — eine mäßige Vertiefung zwischen der Stirn und einer etwas vorgebogenen, breitrückigen Nase; — merklich geschweifte, nicht offene, nicht scharf geschlossene, nicht sehr kleine, nicht große, nicht disproportionirende Lippen; — ein weder sehr vorstehendes noch sehr zurückgehendes Kinn, sind zusammen entscheidend für reifen Verstand, männlichen Charakter, klugthätige Festigkeit.

74. Wer den großen oder merklich kleinen Kopf rückstrebend emporhebt; wer die kurzen Füße, Aufmerksamkeit erregend, spiegelt; wer die großen Augen größer machend, geflissentlich seitwärts dreht, als müßte er alles über die Achseln ansehen; wer lange stolzschweigend horcht, und dann trocken, kurz und absprechend antwortet, und mit kaltem Lachen endigt; sobald du zur Replik die Lippen regst, supercilios und stillschweigend und gebietend dich anbrummt, der hat von drei lieblichen Qualitäten nur eine minder als vier: Eigensinn, Stolz, Härte, mit allen ihren Symptomen, und obendrein höchst wahrscheinlich noch Lügenhaftigkeit, Schalkheit und Geiz.

LXX. Lavater's Lebensabriß.

Auszug.

Dieser merkwürdige Mann wurde den 15. November 1741 zu Zürich in der Schweiz geboren. Sein Vater, Heinrich Lavater, war Doctor der Arzneikunst und Mitglied der Zürichischen Regierung; ein Mann von anerkannter Redlichkeit, von natürlich gutem gesunden Verstande, übrigens weder besonders gelehrt, noch scharfsinnig, weder ein Genie, noch ein philosophischer Kopf. Sein Wandel konnte als ein Beispiel eines unsträflichen Bürgers angesehen werden. — Seine Mutter hatte großen Verstand, eine erstaunliche Einbildungskraft, eine unersättliche Neu- und Wißbegierde. Sie hatte einen planmachenden, ausführenden, durchsetzenden Geist, das ehrlichste, bis zur Pedanterie gewissenhafte Herz; aber ein Herz voll unergründlicher Tiefen, in denen allen jedoch nur eine Leidenschaft steckte, die Eitelkeit, doch nicht jene gemeine Eitelkeit, die so leicht in Koketterie ausartet; sie war die Ehrbarkeit selbst, und von aller Geschlechtseitelkeit sehr weit entfernt. Sie hatte eine zum Erstaunen große Hochachtung für alles Edle, Große, Verstandreiche. Sie war eine treffliche Hausmutter, eine treue Gattin, die ihrem Manne unermüdet in seinem Berufe Beistand leistete. Schon von ihren Aeltern her war ihr eine religiöse Ehrlichkeit unauslöschbar in's Herz gepflanzt.

Daß diese Charaktere der Aeltern einen bedeutenden Einfluß auf den Sohn und seine Erziehung haben mußten, liegt in der Natur der Sache, so wie auch Lavater selbst eine merkwürdige Bestätigung für eine seiner Behauptungen ist, die nämlich, daß besondere Geistesanlagen eher von der Mutter als vom Vater sich ererben. Seine erste Erziehung war, nach seiner eigenen Aeußerung, genau nach dem allgemeinen Schlage guter Haushaltungen der damaligen Zeit unter einer Bürgerklasse, die zu den vornehmern, aber nicht vornehmsten gehörte. Weder die körperliche, noch die erste moralische Erziehung zeichnete sich aus. Er war in seiner frühesten Jugend sehr sanft, still, gutmüthig, sehr lebhaft, bisweilen recht heftig, sehr schnell und sehr furchtsam; äußerst zart und unbeschreiblich empfindlich, nichts weniger als lernsam, sehr unachtsam, flüchtig, ungeduldig, schnell auffahrend, unbedachtsam und unweise; man wußte von ihm nicht den mindesten Zug von Witz, keinen Einfall, kein Bonmot, wie von den meisten seiner Geschwister. Schwerlich fand man einen stillern und lebhaftern, einen suchendern und fliehendern Knaben, als er in seiner ersten Jugend war. Die Neugier trieb ihn zu Allem hin, und die Furcht von Allem weg. Immer schwebte er in der Höhe, und immer klebte er an der Tiefe. Sein Herz trieb ihn immer zu diesem, jenem Menschen, und ward gleich wieder zurückgejagt. In der deutschen Schule, in die er früh kam, machte er nur langsame Fortschritte im Lesen, Schreiben und Auswendiglernen, war unordentlich, und hatte nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Zu Ende seines sechsten Jahres kam er in die lateinische Schule.

Eine ziemlich lange Zeit war seine erste und beinahe einzige Jugendbeschäftigung, aus Siegelwachs allerlei Figuren zu bilden. Im siebenten Jahre fingen sich die ersten Gefühle der Religion, des Gottesdienstes, des Gottsuchens merklich in dem Knaben zu regen an. Schon hier findet man die ersten Keime des gottsuchenden Mannes. Lange war er Gott selten treu und in solchen Zeiträumen, wo er nicht ernsthaft und fromm war, war er, sobald er wenigstens vom mütterlichen Auge sich entfernen konnte, über alle Schranken muthwillig; aber doch war er ihm auch selten lange untreu. Phantasien, Gemüthsregungen, Liebe zum ungeheuer Großen trieb ihn immer um. Immer war er in seinen Gedanken Baumeister, Erfinder und Erbauer hoher babylonischer Thürme u. s. w. Immer fing er hundert Dinge an und vollendete keines. Oft hatte er eben die Freude, das, was er gemacht, zu zerstören, als er gehabt hatte, es zu beginnen. Diesen Hang zu immer neuem Beginnen und unvollendeten Liegenlassen bekämpfte er sein folgendes Leben hindurch mit großem Eifer und gutem Gelingen.

Von frühester Jugend an machte es ihm Vergnügen zu geben. Er konnte nie einen Armen ohne Mitleid ansehen, und litt unbeschreiblich viel bei der Noth Anderer. Er war indessen in der Schule aus einer Classe in die andere immer höher gerückt, als in seinem zehnten Jahre durch einen Zufall mit einem Male sich bei ihm die Bestimmung zum geistlichen Stande entschied. Ein angesehener Pfarrer, einer der ersten Aufseher des Gymnasiums, kam einstens in die Schule und fragte unter andern die Knaben, was sie werden wollten? wer Pfarrer von ihnen werden wollte? Lavater sagte ohne die mindeste vorhergehende Ueberlegung und ohne innern Trieb sogleich: Ich! Als er es nun einmal gesagt hatte, so wurde es ihm auch gemüthlich, in Zukunft Pfarrer zu werden, und er machte seinen Entschluß jetzt auch seinen Aeltern bekannt, die damit nicht ganz zufrieden waren. Thorheiten, Kindereien, Muthwilligkeit, sogar mitunter kleine Bosheiten ließ er sich bald da, bald dort zu Schulden kommen. Damit war zugleich auch wieder Blödigkeit, Gutmüthigkeit, naiver Kindeseinfall vergesellschaftet. Verstellung oder klug verschlagene Zurückhaltung war ihm unmöglich. Der Knabe sagte alles schlechtweg heraus, was er empfand, bemerkte, wußte. Bei aller seiner Flüchtigkeit aber und dem Hange zum Lustigmachen fühlte er doch immer wieder etwas Zurückziehendes, Ernsthaftes, Melancholisches in sich, verwünschte jedes Lächeln, verdammte jede Gottesvergessenheit, ging in's Einsame und weinte bittere Thränen, und fühlte sich

durch das Mitmachen mit Andern innerlich so tief unter sich selbst erniedriget, daß er weder Himmel noch Erde, weder Gott noch Menschen anblicken zu dürfen glaubte.

Von seiner frühesten Jugend an, bis er aus der Fremde von Reisen zurückkam, schien ihm alle Gabe zu reden, etwas zu erzählen, besonders alle Gabe zu räsonniren, gänzlich versagt zu seyn. Solch ein reichliches Maß von Diction und Beredsamkeit ihm auch in der Folge zu Theil wurde, so ließ sich doch seine ganze Jugendzeit hindurch von diesem Talente keine Spur sehen, so daß er sich auch von seinen Mitschülern dieser Blödigkeit und Unbehülflichkeit im Reden wegen den Namen des Unmündigen verdiente. Bei aller seiner außerordentlichen Blödigkeit lag doch auch wieder eine gewisse männliche, unüberwindliche Entschlossenheit in seiner Seele. Er war zahm wie ein Lamm, aber auch wild wie ein Löwe. Er floh jeden Knaben, der die Hand gegen ihn aufhob, ward er aber ergriffen, so biß er um sich, wie ein gereizter Dachs. Durch Unrecht aufgebracht, setzte er sich mit einer rasenden Kühnheit und Alles vergessendem Muthe selbst männlicher Stärke entgegen. Ein Unrecht, welches ihm oder Andern gethan wurde, empfand er mit einem Schmerze, der alle seine Kräfte zu einer fürchterlichen Höhe hob. Er kam aus aller Fassung, sobald er eine leidende Unschuld sah.

Im Jahre 1753 wurde er gefährlich krank. Langsam erholte er sich wieder, und seine Zeitverkürzungen während der langsamen Erholung waren optische Versuche, Gläser zusammenzusetzen und kleine Handperspektive zu erkünsteln, und es pflanzte sich ihm dabei eine Liebhaberei für diese Sache ein, die sich nie ganz aus seiner Seele verlor. Uebrigens machte diese Krankheit einige Zeitlang recht gute Wirkung auf sein Herz.

Um diese Zeit kam Wieland zum Erstenmal nach Zürich, was in der Stadt großes Aufsehen erregte, das auch bis in die Schule drang, in welcher sich Lavater jetzt befand. Da erzählten sich die Knaben unter einander von dem Manne, der so viele Sprachen verstände, der mit dem bloßen Blicke ein Zimmer ausmessen und sagen könne, wie viele Linsen in demselben Raum hätten. Dieß erregte bei Lavater so großes Erstaunen, so neugierige Theilnahme, afficirte ihn so innig, daß er nun nichts mehr dachte als Wielanden, und dieses großen Mannes Schüler zu werden wünschte. Dennoch kam er noch in keine nähere Bekanntschaft mit ihm. Nur einmal sah er ihn, da er in einem benachbarten Hause einen Besuch machte. Sein Blick ruhte so auf dem Manne, trank sein Bild so in sich, daß er hernach oft zu sagen pflegte, Wieland's Bild habe sich seit dieser Zeit seiner Seele auf immer eingeprägt.

Um diese Zeit fing er auch an, eine starke Leidenschaft für die Lectüre zu gewinnen; aber ohne Plan, ohne Absicht, ohne einige Ordnung machte er sich an die Bibliothek seines Vaters, fiel bald über ein physikalisches, bald ein chemisches, bald ein historisches Buch her, und las darin flüchtig hier und dort herum. Er hatte weder Festigkeit, noch Geduld, etwas zu Ende zu lesen; was Geduld und Nachdenken erforderte, war ihm zuwider. Sein Fleiß in der Schule war noch immer nicht von besonderer Bedeutung; was er zur Noth wissen mußte, das wußte er, den Fleiß ließ er an sich kommen. Sollte er etwas wissen, so war er acht oder vierzehn Tage fleißig, und holte dann die Andern leicht ein. In Ansehung des Herzens blieb er sich jetzt überhaupt gleich, war schwach und lenksam, zum Unrecht unverführbar, sehr leicht verführbar zum Muthwillen und Leichtsinn, größtentheils voll reiner, absichtsloser Gutmüthigkeit. Er that nach seinem geringen Vermögen bis zur Verschwendung Gutes, machte Freuden, wo er konnte, und litt immer entsetzlich bei den Leiden Anderer. Das Gebet blieb immer unter allen Stürmen des Leichtsinns ein unaustilgbares Bedürfniß seines Herzens und seiner Umstände, es half ihm aus so vielen Verlegenheiten und Beängstigungen. Von seiner Glaubensstärke in diesen Jahren kann man sich kaum einen Begriff machen.

Er hatte nun das Ende seines Schulkursus erreicht, und rückte 1758 in das akademische Gymnasium. Uebrigens blieb er, der er gewesen war, gut und fromm, wie es ihm ankam, leichtsinnig und gottesvergessen, wenn wieder eine Leidenschaft sich regte. Sein Bedürfniß nach Freundschaft fand jetzt eine schöne Befriedigung in den Brüdern Heinrich und Felix Heß und in Heinrich Füßli, welche mit ihm Theologie studirten. Er wechselte häufig mit ihnen Briefe, ob sie gleich täglich einander sahen, über ernsthafte Gegenstände, besonders religiös-moralische, so wie er schon damals ein eifriger Verehrer der Bibel war. Das Ausgezeichnete seines Verstandes blieb Bodmern und Breitingern, die damals unter den vornehmsten Arbeitern am Gymnasium standen, nicht unbemerkt, und er wurde von ihnen mit seinen obenerwähnten Freunden sehr hervorgezogen. Im Jahr 1759 besuchte Lavater zuerst die Collegia, welche über Philosophie gelesen wurden. Er brach sich um diese Zeit viel vom Schlafe ab, studirte gemeiniglich bis nach Mitternacht, und saß des Morgens um 5 oder 6 Uhr schon wieder an seinem Schreibtisch. Am Ende des Jahres 1759 wurde er in die theologische Classe aufgenommen. Das Studium der Theologie, der Bibel und die Anwendung der biblischen Wahrheiten auf jeden vorkommenden Fall war schon damals Lavater's Hauptsache. Auch verfertigte er jetzt schon viele religiöse Poesien und Lieder, wovon hernach Einiges in seine Sammlung von geistlichen Liedern gekommen ist. Ungeachtet des jetzt recht sehr in ihm arbeitenden religiösen und moralischen Sinnes, der immer stärker bei ihm wurde, führte er doch über sich selbst so bittere und jammervolle Klage, daß man hätte denken sollen, er habe sich eigentliche Verbrechen vorzuwerfen, oder er sey in die dunkelsten Melancholien versunken, und doch war durchaus keines von Beiden.

Im Jahre 1762 mußte er noch als Studiosus eine Uebungspredigt über Pred. Salom. 7, 3.: „Es ist besser, man gehe in's Trauerhaus als in das Trinkhaus, denn daselbst sieht man das Ende aller Menschen,“ halten (es war die zweite in seinem Leben), und er hielt sie mit einem Ernste, mit einer feierlichen Würde, die etwas ganz Ungewöhnliches hatte. Der junge Redner wußte schon damals mit einer Freiheit, die oft selbst dem Geübten mangelt, die Umstände schnell zu benutzen, auf die er freilich bei der Verfertigung seines Concepts noch nicht rechnen konnte. Er hatte etwas länger gesprochen, und die Stunde schlug, die den ihm angewiesenen Raum begränzte. Mitten in seinem ernst anwendenden Vortrage hatte er sich eben so ausgedrückt: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir sind nur Gäste und Fremdlinge hier auf Erden, ach, daß ich doch so glücklich wäre, Euch die Wichtigkeit dieser Wahrheit recht fühlbar zu machen! Wir sind sterblich, und die Stunde unseres Todes wird

gewiß nicht ausbleiben. Sind wir nicht allzeit dem Ziele unseres Lebens sehr nahe? Legen wir nicht mit jedem Augenblicke einen Schritt zur Ewigkeit zurück? Sind nicht alle unsere Augenblicke gezählt?" — Jetzt gerade schlug die Uhr. Lavater hielt eine Weile stille, ließ den Glockenschlag verhallen, und fuhr dann feierlich mit neuem Ernste fort: „Hört, Brüder, auch diese Stunde ist wieder dahin, ja auch diese wieder dahin, wir Alle sind unserm Ende wieder eine Stunde näher!" u. s. w.

Im Jahre 1762 wurde er auch, nachdem er auch seinen theologischen Cursus vollendet, in's Ministerium aufgenommen. — Sehr früh fing sich sein Umgang mit den allerverschiedensten Classen der Menschen an, und seine beständige Beobachtung ihres religiösen, moralischen und intellectuellen Charakters erwarb ihm wirklich eine Volkskenntniß bis auf die untersten Classen der Menschen, die selten ist.

Jetzt erfolgte ein Auftritt in Lavater's Leben, der die erste Grundlage zu dem Ruhme wurde, den er nachher erhielt. Jene Rechtsliebe und jener Muth, den man schon an dem Knaben gewahr wurde, zeigte sich jetzt bei dem Jüngling in all seinem Feuer. Lavater und sein Freund Heinrich Füßli (der als Maler nachher so berühmt geworden) hatten viel von der schreienden Ungerechtigkeit eines damals regierenden Landvogts in einer der Zürichschen Landvogteien gehört. Die Klagen wurden immer lauter, die Ungerechtigkeiten immer beweisbarer, dennoch war es seinen Herrschaftsangehörigen äußerst schwer, mit ihren Klagen bei dem Züricher Magistrate anzukommen, indem der damalige Bürgermeister (der erste im Staate) gerade der Schwiegervater dieses Landvogts war. Es erschwerte dieß auch Lavatern allerdings sein patriotisches Unternehmen. Dazu kam noch, daß Lavater's Aeltern mit diesem Bürgermeister in naher Bekanntschaft standen. Lavater und sein Freund Füßli wendeten sich zuerst, anonym zwar, doch so, daß Lavater die Anfangsbuchstaben seines Namens J. C. L. unterzeichnete, an den Landvogt selbst, mit Forderung, seine bisherigen Bosheiten und Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, und das Geraubte zu erstatten, und mit der Drohung, im Falle dieß nicht geschehe, eine öffentliche Klage wider ihn zu erheben. In hartem Tone wurde ihm das Register aller seiner Ungerechtigkeiten vorgelegt. Der getroffene Landvogt gab kein Zeichen von sich, daß er den Brief empfangen habe. Allein wer so begann, wie Lavater, der konnte nun freilich nicht schweigen und zurücktreten. Als der von ihm und seinem Freunde dem Landvogte bestimmte Termin verflossen war, traten sie öffentlich gegen ihn mit einer Klagschrift: „Der ungerechte Landvogt, oder Klage eines Patrioten", betitelt, auf, die gedruckt und sodann in die Häuser der vornehmsten Regierungsmitglieder gebracht wurde. Endlich kam die Sache vor den Rath zu Zürich, und es wurde eine scharfe Untersuchung veranlaßt, wo denn doch die Sache der Gerechtigkeit über das Familien-Interesse siegte. Als man die Verfasser von Raths wegen öffentlich sich zu nennen aufforderte, so traten Lavater und Füßli unerschrockenen Muthes aus ihrer bisherigen Finsterniß hervor. Der Landvogt indessen wartete die Untersuchung nicht ab, sondern suchte sein Heil in der Flucht. Die genaue Untersuchung und Beendigung des Geschäfts rechtfertigte die muthvollen Ankläger, und machte der Gerechtigkeitspflege des Zürich'schen Rathes Ehre. Das unrecht erworbene Gut wurde wirklich erstattet, und die dem Landvogte selbst zuerkannte Strafe war angemessen. Man kann sich jetzt gar keinen Begriff mehr davon machen, was es damals hieß, ein Regierungsglied anzugreifen, das mit den ersten Häuptern des Staates in genauen Familienverhältnissen stand.

Lavater unternahm jetzt zu seiner weitern Ausbildung eine Reise, auf der ihn seine Freunde, Felix Heß und Heinrich Füßli, in gleicher Absicht begleiteten. Lavater und Heß hatten den damaligen Präpositus Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern aus seinen Schriften kennen gelernt, und versprachen sich von einem Aufenthalte bei ihm gerade das Hauptsächlichste, was sie durch Reisen sich zu erwerben wünschten. Sie gingen zuerst von Zürich nach Winterthur, wo sie den Professor Sulzer fanden, unter dessen Begleitung sie ihre Reise bis nach Berlin machten. Von Winterthur nahmen sie ihren Weg über St. Gallen, wo sie dem Professor Wegelin, der nachher bei der Ritterakademie in Berlin stand, und den Prediger Jacob Huber kennen lernten. Ueber Lindau, Augsburg, Nürnberg gingen sie darauf nach Leipzig. Sulzer verschaffte ihnen nicht nur alle die Bekanntschaften, welche ihnen interessant seyn konnten, sondern seine Mitreise an sich war ihnen sehr nützlich und erwünscht. Hier fing er an, nicht auf theoretische Speculationen, sondern auf practische Wahrnehmungen gegründete Menschenkenntniß zu sammeln. Er lernte den berühmten Ernesti, den liebenswürdigen Gellert, den rechtschaffenen Zollikofer, den seltsamen und tiefsinnigen Gellius, den geistvollen Oeser kennen. Sie hielten sich aber in Leipzig nicht lange auf, um sich von dem Hauptzwecke ihrer Reise, Spalding sich zu nähern, nicht zu entfernen. In Magdeburg sahen sie Gleim, dessen seltsames Feuer und Lebhaftigkeit Lavater an dem sanften und naiven Dichter nicht gesucht hatte.

Endlich kamen sie zu Berlin an. Bald machte sich auch da Lavater mit den besten und verehrungswürdigsten Männern bekannt: Dietrich, Sack, Mendelssohn, Rammler, Stahl, Beguelin u. A. Vier Wochen währte sein Aufenthalt in Berlin, aber diese vier Wochen waren ein halbes Jahr werth, so geizte er mit der Zeit. Ohne die Werke der Kunst zu verachten, die sich seiner Aufmerksamkeit darboten, ohne sich bloß auf sein Zimmer zu sperren, und sich die erlaubtesten Freuden eines neugierigen Fremden zu versagen, studirte er doch sehr viel. Niemals ging er eher zur Ruhe, als bis er das Wichtigste, was er den Tag über bemerkt oder gelernt, niedergeschrieben hatte.

Lavater verließ nun mit seinen Freunden Berlin wieder, und ohne einigen Aufenthalt ging es auf Barth zu, wo Spalding sie mit offenen Armen empfing. Mit großen Erwartungen ging Lavater nach Barth, und fand sie alle nicht nur erreicht, sondern übertroffen.

Auch jetzt schon zeigte der 22jährige Lavater eine rastlose Thätigkeit, die ihn hernach zu dem Grade von Wirksamkeit erhob, die allgemein an ihm bekannt war, und seine innere rege Thätigkeit war auch da schon immer durch Hinsicht auf seinen Zweck geleitet. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend war er immer mit den besten theologischen, philosophischen und poetischen Schriftstellern im Umgange, und las so zu sagen fast nie, ohne die Feder in der Hand. Er machte sich Auszüge, oder schrieb sein Urtheil dar-

über nieder, oder war mit Verfertigung eigener Aufsätze beschäftigt, die Menge von Briefen nicht gerechnet, die er schon damals schrieb und empfing, oder er saß mit Spalding auf dem Zimmer, spazierte mit ihm in dem Garten in Gesprächen, deren Hauptinhalt er sich jedesmal in seinem Tagebuch aufzeichnete, und der selten etwas Anderes war, als die zweckmäßigste und lehrreichste Unterhaltung.

Die Poesie hatte für ihn große Reize, aber immer folgte er nur dem Winke der ernsten Muse. Zuweilen beschäftigte sich Lavater auch in den Erholungsstunden mit Zeichnen, und zwar waren es immer Porträte, die er zeichnete. Er hatte ein entschiedenes Talent dafür, ohne welches er auch in seinen physiognomischen Studien nie dahin gekommen seyn würde, wo ihn seine physiognomischen Werke zeigen. Der Aufenthalt bei Spalding wirkte zugleich kräftig mit, um Lavatern zu dem Grade von Toleranz zu bringen, die ihn sein ganzes Leben hindurch so schön auszeichnete, und bei aller seiner festen, nie wankenden Treue an eigenen Grundsätzen doch immer gegen jeden Andersdenkenden so sanft und liebevoll machte.

Um diese Zeit und während seines Aufenhaltes in Barth fing Lavater auch seine ersten schriftstellerischen Werke an. Unbekannt zwar, und ohne seinen Namen beizufügen, war er ein sehr thätiger Mitarbeiter an den „Ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit, nebst andern zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen," welche 1763 zu Lindau, Frankfurt und Leipzig herauskamen. „Der Christ in der Einsamkeit" von Crugot war erschienen, und der damals sehr orthodoxe Carl Friedrich Bahrdt änderte eigenmächtig das Buch um, und gab es unter dem Titel: Der Christ in der Einsamkeit verbessert, Leipzig 1763, auf's Neue heraus. Diese Unverschämtheit, die Schrift eines noch lebenden Verfassers ohne sein Wissen umzuändern, und unter einem Titel herauszugeben, der die Leser vermuthen ließ, daß sie von ihrem ursprünglichen Verfasser so umgeändert worden, noch mehr aber, daß Bahrdt die vernünftigsten und christlichsten Ausdrücke mit einer Schamlosigkeit, die nicht größer seyn konnte, verdächtig machte, die Grundsätze des Verfassers verdrehte und verfälschte u. s. f., konnte Lavater nicht ungerügt lassen. Er wendete sich geradezu an Bahrdt in einem Briefe, den er auch nachher drucken ließ, verwies ihm mit aller Freimüthigkeit sein Unternehmen, und vertheidigte Crugot gegen ihn.

Spalding hatte indessen, noch während des Aufenthaltes seiner Freunde bei ihm, der bis in den 9ten Monat dauerte, den Ruf zum Consistorialrath und Propst nach Berlin erhalten. Seine Fremdlinge begleiteten ihn bei einer vorläufigen Reise dahin, und mußten sich alsbald von ihm trennen. Nachdem sie noch einige Wochen in Berlin zugebracht, traten sie ihre Rückreise nach Zürich an. Männer zu sehen, die sich durch Größe oder Gelehrsamkeit oder Religiosität auszeichneten, war Lavatern sein ganzes Leben hindurch ein ganz besonderes Vergnügen, und es wurde ihm auch in einem seltenen Maße zu Theil. — In Quedlinburg machte er mit Klopstock und Resewitz Bekanntschaft, in Braunschweig mit Jerusalem und Gärtner. Auch Ebert, Zachariä und Schmidt sah er hier. In Göttingen interessirte ihn Michaelis und Kästner am meisten, in Frankfurt am Main Moser.

Von mehreren dieser merkwürdigen Männer, die er auf seiner Reise hatte kennen lernen, entwarf er kurze Schilderungen, die er den Briefen an seine Freunde einwebte. Seine Urtheile ließen in dem Jünglinge schon den Mann sehen, der mit Wenigem so viel sagte, in seinem Urtheil so richtig traf, wenn auch keine lange Bekanntschaft ihm eine detaillirte Kenntniß eines Menschen verschaffte, sondern nur sein Takt ihn leitete. Er verband mit diesem Schnellblick seines Geistes noch eine eben so ausgezeichnete Humanität. Sein Beobachtungsgeist ließ die mannigfaltige Gelegenheit nie außer Acht, die sich darbot, Menschen aller Art kennen zu lernen. Immer arbeitete er sich gerne dahinein. Das Auffallende wurde aber nicht bloß von ihm bemerkt, sondern bis in seinen verborgenen Quellen, so viel er es vermochte, aufgespürt. Für jede ausgezeichnete Geisteskraft hatte er große Achtung, selbst wenn sie durch Mißbrauch zur Abscheulichkeit geworden war, so wußte er doch den Keim derselben, die Anlage, das Edle und Große zu schätzen, das erst durch den Mißbrauch entstellt wurde. Mit dieser Bemerkung der auffallendsten Charaktere verband er zugleich eine scharfe Beobachtung der besondern Gesichtszüge und der körperlichen Bildung des Menschen, wozu ihm seine Anlage zum Porträtmalen sehr behülflich war

Nach einer jährigen Abwesenheit befand sich nun Lavater wieder 1764 in seinem Vaterlande, in seinem häuslichen Kreise, im Cirkel seiner Freunde. Noch hatte er keine bestimmte Geschäfte, aber sein immer thätiger Geist war dennoch unermüdet, Alles zu thun, was er thun konnte, zur Ausbildung seiner selbst. Er predigte oft, und ganz ungemein war der Beifall, den er fand. Die auffallende Kraft und Wärme, die besondere Deutlichkeit seiner Vorträge machten noch mehr auf ihn aufmerksam, als die damals neue und von der gewöhnlichen abgehende Form seiner Predigten. Im Jahre 1766 verheirathete er sich mit Anna Schinz, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Zürich, die sich schon damals als junges Mädchen durch stille, demüthige Frömmigkeit auszeichnete.

Einige von seinen Predigten erschienen jetzt theils mit, theils ohne seinen Willen im Drucke. Seine Zeit war immer zwischen dem Lesen der damals erscheinenden, besonders theologischen und ascetischen Schriften, und zwischen eigener Verfertigung mannigfaltiger Aufsätze getheilt. Die geistliche Poesie, der um diese Zeit vorzüglich Klopstock und Cramer einen neuen Schwung gegeben hatten, der Alles übertraf, was die Deutschen bisher in diesem Fache geleistet hatten, war Lavatern eine große Lieblingssache, und er arbeitete in diesen Jahren seiner Blüthe schon mit großem Interesse darin. Auch eine gereimte Uebersetzung der Psalme beschäftigte ihn jetzt. Viele prosaische und poetische Aufsätze mancherlei Art erschienen in dem Erinnerer, einer Wochenschrift, in der Lavater der Hauptarbeiter war. Bei Gelegenheit der Versammlung der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach hatte Professor Planta es zur Sprache gebracht, wie nützlich es seyn würde, und wie sehr tugendhafte und großmüthige Gesinnungen bei dem Volke erweckt werden könnten, wenn die schönsten und edelsten Thaten der Väter in einfachen populären Liedern dargestellt würden. Dieß leuchtete Lavatern ganz vorzüglich ein. Er machte sich mit Freuden daran, und so er-

hienen 1767 seine Schweizerlieder. In eben
m Jahre gab Lavater sein Christliches Hand-
üchlein, die ersten seiner ascetischen Arbeiten, her-
us. Zwei andere schriftstellerische Arbeiten, die ihn
zt beschäftigten, waren seine Uebersetzung von Bon-
ets Palingenesie und die Aussichten in die
Ewigkeit. In den Jahren 1767 und 1768 formte
ch seine eigentliche Meinung von der Schriftlehre in
Ansehung des Glaubens, des Gebetes und der
Gaben des heiligen Geistes. Das Resultat
dessen, was er schon um diese Zeit darüber nieder-
schrieb, ist in dem ersten Bändchen seiner vermisch-
ten Schriften enthalten. Die Grundzüge davon
waren und blieben seine Ueberzeugung bis an das Ende
seines Lebens.

Lavatern schien es sonderbar, und wenigstens bei
keinem andern Buche als der Bibel angewendete Methode, nach den allfälligen Erfahrungen oder Nichterfahrungen viel späterer Jahrhunderte das bestimmen zu wollen, was die Schriftsteller viel früherer Jahrhunderte sollen gesagt haben. Es lag ihm aber die Sache so sehr am Herzen, und er wünschte so dringend auf einen festen Standpunkt durchaus wahrer und richtiger Ansicht zu kommen, daß, so wenig ihm auch diese Manier zur richtigen Exegese zu führen schien, und so sehr er für sich überzeugt war, daß die Menge der von ihm erwogenen Stellen der Schrift nach einer gesunden und ihren wahren Regeln treu bleibenden Exegese für seine Meinung entscheidend sey, er doch auch von dieser Seite die Sache nicht ununtersucht lassen wollte. Auch darüber forderte er in einem gedruckten Briefe seine Freunde und Mitforscher der Wahrheit auf, ihm auch bei dieser auf Erfahrungen sich beziehenden Untersuchung behülflich zu seyn.

Lavater wurde jetzt der Stifter der ascetischen Gesellschaft in Zürich, die anfangs einen eingeschränkten Zweck hatte, der aber nach und nach immer mehr erweitert wurde. Im Jahre 1769 erhielt er die Diakonatsstelle an der Waisenhauskirche zu Zürich. Hier fand er einen sehr schönen und fruchtbaren, zum Theil äußerst lieblichen und zum Theil höchst lehrreichen, auch für ihn selbst höchst lehrreichen Wirkungskreis. Die Schaar der Waisenkinder war seine Heerde, bei der er, nach seiner außerordentlichen Liebe, die er zu Kindern hatte, mit Herzensfreude arbeitete. Hier entwickelte sich sein Talent, Kinder zu unterrichten, worin er es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit brachte. Er wußte mit ungemeiner Geschicklichkeit die Begriffe nicht nur zu vereinfachen, sondern sie auch durch treffliche Bilder und Gleichnisse zu erklären und anschaulich zu machen. Im Jahre 1770 verlor er seinen Heinrich Heß durch den Tod, nachdem ihm schon 1768 Felix Heß gestorben war. Dafür erwarb er sich einen neuen Freund an Johann Conrad Pfenninger. Der seiner vertrautesten Jugendfreunde beraubte Lavater, dem innige Freundschaft und ein Herz, das ihn ganz verstand, ein wahres Bedürfniß war, schloß sich jetzt an diesen jungen Mann, den er schon lange gekannt, geschätzt und geliebt hatte, um desto fester an.

Nicht selten hat man Lavatern den Vorwurf der Proselytenmacherei gemacht. Er verdiente diesen Vorwurf nicht, denn in der That läßt sich kaum ein größeres Maß von Achtung für eines Jeden Ueberzeugung denken, als das, welches er hatte. Aber wo er Wahrheitsliebe fand, da achtete er seine eigene Wahrheitsliebe für Pflicht, das, was ihm Wahrheit war, so stark und einleuchtend darzulegen, als er konnte, und er besaß eine solche Gabe der Deutlichmachung und der kraftvollen Darstellung seiner Gründe, daß es leicht den Schein gewann, als lege er es darauf an zu überreden, was doch seine Sache nie war. Selbst seine Achtung und Liebe für Menschen, bei denen er tiefen Blick mit Wahrheitsliebe verbunden wahrnahm, brachte ihn zuweilen zu Schritten, von denen er hernach selbst wünschte, daß er ihnen mehr Ueberlegung hätte vorangehen lassen.

Dieß war der Fall bei dem Auftritte, den er mit Mendelssohn gehabt hatte, worüber Lavater's Gegner ganz anders urtheilten, als Mendelssohn selbst. Jene beschuldigten ihn der Proselytenmacherei, dieser fand in Lavater's Benehmen den Beweis der Wahrheitsliebe eben sowohl, als den der Achtung und Freundschaft für ihn selbst. Lavater hatte nämlich, auf seiner schon erwähnten Reise zu Spalding, in Berlin Mendelssohn kennen gelernt, und verehrte in ihm einen denkenden Freund der Wahrheit. Die philosophische Achtung, die Mendelssohn für den moralischen Charakter Jesus äußerte, hatte ihm besonders Ehrfurcht für ihn abgewonnen, und er glaubte es ihm schuldig zu seyn, auch öffentlich ihm diese Achtung zu beweisen, indem er seiner Untersuchung das unterwarf, was ihm selbst das Heiligste, was die unumstößliche Wahrheit war, und was er so gern Jedem gegönnt hätte, dessen Wahrheitsliebe ihn dazu fähig zu machen schien. Als er daher 1769 den zweiten Theil von Bonnet's Palingenesie oder die Untersuchung der Beweise für das Christenthum bearbeite und herausgab, dedicirte er geradezu Mendelssohn diese seine Uebersetzung, und forderte ihn auf, entweder Bonnet's Gründe zu widerlegen, oder selbst zum Christenthum übertreten. Mendelssohn war über diese Dedication wirklich sehr betroffen, antwortete aber mit einer seiner ganz würdigen Ruhe und in einem Tone, wie es Männern geziemt, mit Männern zu reden. Aber auch Lavater benahm sich hernach so, wie es seines Verstandes und Herzens würdig war; er bereute öffentlich den Schritt, den er gethan hatte. — Kaum aber war diese Geschichte und die dadurch veranlaßte Druckschrift in's Publikum gekommen, als die Federn der gelehrten Zeitungsschreiber, und die Zungen von Lavater's Gegnern in Bewegung waren, diesen Schritt auf das Gehässigste vorzulegen. Schon von seinen Jünglingsjahren an fehlte es Lavatern nicht an Freunden, aber auch nicht an Feinden, und so ging es ihm die ganze Zeit seines Lebens.

Unter den schriftstellerischen Arbeiten, womit er sich im Jahre 1770 beschäftigte, war: Das Nachdenken über mich selbst, eine kleine Broschüre, welche sein immer dringendes Gefühl moralischer Schwäche, die Sehnsucht nach Vervollkommung und den Durst nach Kraft von oben sehr stark ausdrückt; eine Ode an Gott; das christliche Handbüchlein für Kinder, welches im folgenden Jahre herauskam. Auch bearbeitete er in diesem Jahre das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst (es waren eigentlich Stücke aus seinem Tagebuche von 1768), durch dessen vertraute Mittheilung an Freunde er Nutzen zu stiften gedachte, und welches hernach ohne sein Wissen und Willen durch Freundeshand herausgegeben wurde. Ferner gehören in eben diese Zeit seine Mitarbeiten an den biblischen Erzählungen, deren mehrere ihn zum Verfasser haben, unter andern die Geschichte Josephs; auch sind die in der ersten Ausgabe beige-

druckten Verse am Ende jeder Geschichte von ihm. Auch einige einzelne Predigten, die er um diese Zeit gehalten, erschienen im Drucke. Schon 1764 hatte er verschiedene Orationen in lateinischer Sprache gehalten, deren Gegenstand Antistes Breitinger's Leben und Verdienste waren. Er übersetzte sie jetzt, und so erschien 1771 seine historische Lobrede auf Johann Jacob Breitinger, ehemaligen Vorsteher der Kirche Zürichs.

Wie sehr ihm die Bildung der Jugend Herzenssache war, sieht man aus dem Eifer, mit welchem er das um das Jahr 1771 erschienene Basedow'sche Elementarwerk allenthalben bekannt machte und mit ganz besonderer Wärme empfahl, wovon der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen ihm und Iselin in Basel zeugt.

Bereits in früheren Jahren richtete Lavater ein besonders beobachtendes Auge auf die Formen des menschlichen Angesichts. Er glaubte eine sichere, allemal zutreffende Uebereinstimmung zwischen dem menschlichen Geiste und seiner sichtbaren Hülle zu bemerken, und wurde je länger je mehr davon gewiß, daß das Wesentlichste der Geistesanlagen und des Charakters eines Menschen in seinem Angesichte vorzüglich, und in der ganzen Form seines Körpers, seines Hauptes freilich am meisten, lesbar seyn müsse. So lächerlich ihm auch alle die Chiromanten vorkamen, welche aus diesen oder jenen Linien, besonders der Hände, die Schicksale der Menschen herauslesen wollten, so fand er doch, daß, so wie bei allem Aberglauben, irgend etwas Wahres zum Grunde liege, wovon dieser auf Nebenwege des Irrthums ausgleite, so müsse auch da etwas Wahres seyn. Die menschliche Bildung müsse nothwendig mit den Anlagen und Kräften des Geistes, der darin wohne, in einem gewissen Ebenmaße nnd Verhältniß stehen. Wo er sich umsah, da bemerkte er Bestätigung seiner Ideen. So groß die Verschiedenheit der Gesichtsbildung war, eben so groß fand er auch die Verschiedenheit der Seele des Menschen, und er kam bald auf einige Resultate, welche in ihm den Gedanken erweckten, es müßten sich auch darüber feste Regeln auffinden lassen, die eben so gut wie jeder andere Gegenstand des menschlichen Wissens, systematisch gereiht werden können. Die vielfältige Gelegenheit, Menschen von aller Art zu sehen, und sie nach ihren Charakteranlagen und Geistesfähigkeiten näher kennen zu lernen, war seinem für die Beobachtung des Zusammenhanges des Aeußeren mit dem Inneren sehr aufmerksamen Blicke tägliche Nahrung. Mit seinem Freunde, dem Leibarzt Zimmermann in Hannover, wechselte er darüber nicht nur Briefe, sondern hatte sich auch schon, als dieser noch in Brügg lebte, oft mit ihm mündlich darüber unterhalten. So manche Einwendungen ihm dieser sowohl, als andere Freunde und Gelehrte machten, so war Lavater viel zu innig von der Wahrheit der Sache überzeugt, als daß er sich hätte irre machen lassen.

Ungeachtet er aber damals schon sehr viel im physiognomischen Fache arbeitete, und in dieser besondern Hinsicht außerordentlich starke Liebhaberei für Zeichnung und Malerei bekam, so blieb ihm dieß doch nur Nebensache.

Im Jahre 1772 gab er seine Predigten über die Geschichte Jonas heraus, das Jahrbüchlein, auch ein A=B=C=Büchlein für Kinder. Im Jahre 1773 erschien außer dem zweiten Theil seines Tagebuches eine Sammlung von Festpredigten. Die vermehrte Zahl seiner Freunde hatte auch die wirklich schon nicht unbeträchtliche Last seiner Correspondenz vermehrt. Er wollte doch gerne von Zeit zu Zeit seinen Freunden etwas geben, und kam deßhalb auf den Gedanken, in ganz kleinen Heften vermischte Gedanken zusammenzuschreiben, wie er sie für den Kreis seiner Freunde nützlich glaubte. Unter dem Titel: Manuscript für Freunde, ließ er einige solche Heftchen drucken, ohne sie in den Buchladen kommen zu lassen, und theilte sie unter seine Freunde aus. Sie wurden aber zu seinem großen Verdrusse bald nachgedruckt.

Im Jahre 1775 erschien der erste Band seiner physiognomischen Fragmente. Er hatte ferner mit einigen seiner Freunde ein Büchelchen herausgegeben, dem sie den Titel Allerlei vorsetzten. Es war Manches darin gesagt, was den Lavatern gegenüberstehenden Gelehrten nicht gefallen konnte. Dieß veranlaßte eine Gegenschrift unter dem Titel: Verlorenes aus Allerlei. Lavater's Freunde und Feinde befanden sich jetzt in einer gewissen Gährung. Diese suchten ihn auf jede Weise herabzusetzen, jene ihn zu vertheidigen. Beide schweiften, jene in ihrem Tadel, diese in ihrem Lobe nicht selten aus. Lavater blieb ruhig, und sah es ungern, daß seine Freunde es nicht auch blieben.

Ein Umstand in Lavater's Lebensgeschichte oder vielmehr in der Geschichte seiner Nachforschungen über das Wunderbare und Wunderbarscheinende, der hauptsächlich in die Jahre 1774 — 78 fällt, ist die Geschichte mit dem Pater Joseph Gaßner, der im Namen Jesu mancherlei Krankheiten zu heilen vorgab. Lavater wechselte unter andern Briefe über diesen Gegenstand mit dem Doctor Semmler in Halle, dem stärksten der damaligen Gegner der Dämonologie. Dieser Briefwechsel befindet sich in der „Sammlung von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit Anmerkungen von Semmler. Halle, 1776. 8.

Schon 1775 war Lavater Pfarrer an der Waisenhauskirche, wo er bisher als Diakonus stand, geworden. 1778 wurde er zum Diakonus an der St. Peterskirche erwählt, und dadurch sein Wirkungskreis erweitert. Er arbeitete jetzt Predigten über die Offenbarung Jesu an Johannes aus. Während er aber dieses Buch homiletisch bearbeitete, bearbeitete er es auch poetisch, und so erschien 1780 das Gedicht: Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn, in 24 Gesängen. Auch erschien in diesem Jahre sein religiöses Drama: Abraham und Isaak, und ein Taschenbuch für Dienstboten, so wie das zweite Hundert christlicher Lieder, deren erstes Hundert 1776 an's Licht getreten war. Steinbarts System der reinen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums, so wie die von Lessing herausgegebene Schrift: Vom Zweck Jesu und seiner Jünger, erregten starken Unwillen. Er glaubte, das Christenthum werde dadurch gefährdet, und ein feiner Deismus verbreitet. Lavater's wirklich sich selbst aufopfernde Wohlthätigkeit und sein Zutrauen zu der Redlichkeit Anderer überstiegen nicht selten alle Schranken, welche die menschliche Klugheit gebietet. In große Verlegenheit gerieth er durch die Uebernehmung des Selbstverlags der französischen Ausgabe seiner Physiognomik, wozu er hauptsächlich dadurch bewogen wurde, daß er einer Menge von Künstlern, die sich an ihn schlossen, Arbeit und Brod verschaffen konnte. Schon von da an, wo er seine ersten physiognomischen Arbeiten begann, sam-

melte er sich eine Menge von Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen; viel seltene Originalgemälde alter Meister kamen in seine Hand, eine beträchtliche zierliche Sammlung alter Handrisse, Handzeichnungen der besten Meister neuerer Zeit, vorzüglich von Chodowiecki, Lips u. dgl. zierten sein Cabinet *), und auch hier bewog ihn die menschenfreundliche Absicht, jungen Künstlern, in denen er vorzügliches Talent entdeckte, Uebung und Arbeit zu verschaffen, daß er einige große Porträts und Ideale copiren ließ, denen er seine physiognomischen Bemerkungen und Urtheile beischrieb.

Im Jahre 1781 ließ er das zweite Bändchen seiner vermischten Schriften drucken, welches eine Auswahl seiner Correspondenz enthält, deßgleichen Auszüge aus verschiedenen Predigten, die er bis auf dieses Jahr gehalten. Auch gab er seine Poesien in zwei Bänden heraus. Sie enthalten alle seine reimfreien größern und kleinern Gedichte, welche er des Druckes für Freunde würdig hielt. Ferner Briefe an Jünglinge, welche 1787 zum Zweitenmale aufgelegt wurden. In eben diesem Jahre arbeitete er an seiner „Messiade, seinem Pontius Pilatus, seinem Unterricht für denkende Jünglinge, und seinen Paraphrasen über die Evangelien," — ob diese Werke gleich erst später an's Licht traten.

Etwa um das Jahr 1783 verbreitete sich das Gerücht, Lavater sey heimlich ein Katholik, ja er sey eigentlich und förmlich katholisch geworden, wozu theils seine tolerante Gesinnung gegen andere Confessionen und der freundschaftliche Umgang mit mehreren katholischen Geistlichen, theils der Umstand Veranlassung gegeben hatte, daß er sich zur Bedeckung seines Scheitels eines schwarzen Käppchens nach Art der Katholiken bediente. 1782 gab er eine Wochenschrift: „Der christliche Dichter" heraus. Sie gehört unter seine Erbauungsschriften, die, wie beinahe alle seine ascetischen Arbeiten, auf einen gewissen Grad der Cultur seiner Leser berechnet waren. 1783 veranstaltete er die von Armbruster besorgte „Octavedition der deutschen Physiognomik." Armbruster hatte es nämlich übernommen, jenes größere Werk in ein kleineres, der Hauptsache nach ganz vollständiges Werk, zusammenzuziehen. Lavater selbst machte davon eine sehr genaue Recension. Es ist Lavater's eignes Urtheil, daß dieß Werk alles Wesentliche durchaus vollständig enthalte.

Von 1783 — 86 gab er heraus: Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen, 4 Bände. Man stellt sich auf einen unrichtigen Standpunkt, wenn man mit der Erwartung eines zusammenhängenden und in Eins verschlungenen epischen Ganzen das Buch ansieht, und es nach dieser vorgefaßten Meinung richten will. Seine Absicht war, die evangelische Geschichte, ohne ihr ein fremdes Beigemisch dichterischer Phantasie zu geben, doch durch Ausmalung wahrscheinlicher, wenigstens möglicher Umstände anschaulich zu machen. Seine Absicht war nicht zu dichten, denn er schrieb wahre Geschichte, der er nichts Fremdes beimischen wollte, sondern dichterisch zu erzählen. Auch erschien im Jahre 1783 von ihm der erste Band der „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien," ein Erbauungsbuch für ungelehrte, nachdenkende Christen, nach dem Bedürfniß der jetzigen Zeit. Der Leser wird nicht immer auf den Weg der Forschung selbst geführt, sondern die Resultate der Forschungen des Verfassers werden ihm vorgelegt, und das für Geist und Herz und christlichen Sinn Anwendbare mit steter Rücksichtnehmung auf den Geist des Zeitalters herausgehoben. Die homiletische Behandlung der Evangelien ist eigentlich diese Schrift: Pontius Pilatus, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, erschien von 1782—85. Im Jahre 1784 erschienen: „Herzenserleichterungen, oder Verschiedenes an Verschiedene." Sie können, so wenig sie eigentlich Geschichte enthalten, doch als Fragment seiner Lebensgeschichte angesehen werden. 1785 gab er eine kleine Sammlung von Sentenzen (ohne besondere religiöse Rücksicht) unter dem Titel heraus: Salomon, oder Lehren der Weisheit. Auch gab er in diesem Jahre gereimte Gedichte heraus, worin alle seine Reime bis auf das Jahr 1785 enthalten sind, die sich nicht in den „christlichen Liedern, den Schweizerliedern und dem christlichen Dichter" befinden. Ferner gab er in diesem und dem folgenden Jahre (1785 — 86) zu St. Gallen eine Sammlung von „Predigten über den Brief Paulus an den Philemon" heraus. Er erlaubte sich bei diesen Predigten vorzüglich, was er späterhin weniger that, an die vorhandenen Textworte Vieles anzuschließen, und eine Menge biblischer und christlicher Wahrheiten bei Anlaß derselben vorzutragen, zu denen die Texte selbst mehr nur schicklich veranlaßten, als daß eigentlich die Themate darin enthalten gewesen wären.

Er machte jetzt eine Reise nach Genf, wo er mit dem Magnetismus bekannt wurde. Eine solche Erscheinung konnte natürlich nicht anders, als großen Eindruck auf Lavatern machen, aus welchem Gesichtspunkt sie auch immer betrachtet werden mag, als Hülfe für leidende Menschen, als physische Heilkur oder als Aufregung unsichtbarer und bisher unbekannter Kräfte der menschlichen Organisation, oder als Eröffnung menschlicher Organe für den Einfluß unsichtbarer Wesen. Für einmal schien bei dem ersten Anblicke der Thatsachen, von denen er in Genf Augenzeuge wurde, jeder dieser Gesichtspunkte seine Wahrscheinlichkeit zu haben, und Lavater hätte nicht die lebhafte Empfindung für Alles, was die Menschheit interessirt, ihr Hülfe anzubieten und neue Kraft in ihr aufzuregen, oder ihr zu verschaffen scheint, haben müssen, wenn er nicht auch diesem Phänomen seine ganze Aufmerksamkeit hätte schenken sollen. Er erwartete aber zu viel davon, und machte späterhin, da er nicht auf die gehofften Resultate kam, bei weitem nicht mehr so viel aus der Sache, ob er sie gleich in ihrem medizinischen Werthe gelten ließ.

Im Jahre 1786 erhielt er den ehrenvollen Ruf zum dritten Prediger der St. Augustinerkirche zu Bremen, den er aber ausschlug. Er arbeitete jetzt das Buch aus: Nathanael, oder die eben so gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums, für Nathanaele, d. i. für Menschen mit geradem, ruhigen, truglosen Wahrheitssinn. Der Zweck dieser Schrift war nicht, die Göttlichkeit des Christenthums zu erweisen, sondern sie, als keines Beweises bedürfend, darzustellen, oder eigentlicher zu zeigen, wie das Christenthum durch seine innere Natur, seinen Geist sich jedem unverdorbenen Wahrheitssinn als absolut wahr von selbst erweise.

Noch am Ende des Jahres 1786 wurde er zum ersten Prediger oder zum Pfarrer an der St. Peterskirche zu Zürich erwählt. 1788 kam seine „Handbibel für Leidende" heraus, eine ascetische Schrift. 1789

*) Diese merkwürdige Sammlung kam nachmals in den Besitz des Grafen Moritz Fries in Wien.

erschien: „Zwei Volkslehrer," ein Gespräch, Winterthur 1789 — 90; ein Gedicht: „das menschliche Herz," eines seiner vorzüglichsten Gedichte, wovon auch nachher eine zweite Auflage gemacht wurde. Ferner erschien in diesem Jahre unter dem Titel: „Lavater's Antworten auf Fragen und Briefe" in einzelnen Heften, welche monatlich zu Berlin herauskamen, ein Theil seiner „Correspondenz," wozu Lavater dadurch veranlaßt wurde, daß so viele Fragen an ihn geschahen, die oft von einer beträchtlichen Zahl seiner Correspondenten Gewissensfragen oder Bitten um Aufschluß über diesen oder jenen religiösen Gegenstand enthielten.

Im Jahre 1790 entwarf er den Plan zu seiner „Handbibliothek für Freunde," wovon vier Jahre nach einander jedes Jahr 6 Bändchen in Duodez herauskamen, und deren erstes das Gedicht: „das menschliche Herz" enthält. Lavater hatte dieses Werkchen bloß für den Kreis seiner Freunde bestimmt, und es kam nicht in den Buchhandel. Wer ein Exemplar davon haben wollte, mußte es von ihm selbst erhalten, und er schrieb alsdann eigenhändig seinen Namen auf das Titelblatt. Noch erschien um diese Zeit: „Evangelisches Handbuch für Christen, oder Worte Jesu Christi." Es enthält einzelne Stellen und Worte Jesu, denen er allemal einige belohnende oder anwendende Bemerkungen beifügte. — Jetzt starb ihm sein Freund Pfenninger, und er schrieb sein: „Etwas über Pfenninger" zur Unterstützung der Familie.

Im Jahre 1793 reiste er auf mehrmalige Einladung des dänischen Staatsministers Grafen v. Bernstorf nach Copenhagen. Nach Beendigung derselben fing er an, sein Tagebuch darüber herauszugeben. Es machte aber nicht den gewünschten Eindruck, und erschien daher nur ein kleiner Theil des Ganzen im Drucke. Die Herausgabe des ersten Heftes dieses Reisetaschenbuches veranlaßte eine Art von Parodie, die ein allerdings sehr witziger Kopf (Frhr. v. Knigge) unter dem Titel: „Reise nach Fritzlar" drucken ließ. Es war dieß die letzte von den vielen Broschüren, die gegen Lavater im Publikum erschienen. Auch die einzelnen Aufsätze, die man hie und da in Zeitschriften gegen ihn einrückte, fingen an abzunehmen, und es scheint, daß seine Gegner selbst die Grundlosigkeit des Vorwurfs von geheimen Plänen und verstecktem Katholicismus einzusehen begannen. Doch wurde er jetzt noch einmal genöthigt, sich gegen eine Anklage zu vertheidigen, die in der Berlinischen Monatschrift gegen ihn geführt wurde. Nie in seinem Leben hatte Lavater eine Sekte bilden wollen oder wirklich gebildet, im Gegentheile war ihm alles Sektenmäßige vom Herzen zuwider, und er arbeitete jeder Anhänglichkeit an ihm, welche dahin zielte, oder welche in verba magistri schwört, so viel er konnte, entgegen. Nichts desto weniger entstand der Name Lavaterianer, mit dem freilich jeder belegt wurde, welcher, wenn auch nur zum Theile, und wenn auch mit der innigsten, eigenen, auf eigene Prüfung gegründeten Ueberzeugung, dieselben Ansichten hatte wie er, oder auch selbst jeder, der nur persönliche Hochachtung für den seltenen Mann, eine Sammlung von Briefen herauszugeben, über den neuen Sektennamen Lavaterianismus. — Diese Schrift zeichnet sich unter Allem, was für Lavater, selbst dem, was von Heß und Pfenninger geschrieben worden, am vortheilhaftesten aus.

Seit dem Jahre 1794 hatte sich Fichte ein Paar Jahre in Zürich aufgehalten, und mit einer Züricherin verheirathet. Er erhielt jetzt den Ruf nach Jena. — Lavater hatte für Alles, was Denkkraft und Geistesstärke heißt, immer eine unbedingte Hochachtung. Zwar hatte die Kant'sche Philosophie in Zürich ihr Feld nicht gefunden, allein Lavater wünschte doch durch mündlichen Vortrag derselben von einem Manne, der so großes Aufsehen machte, näher mit derselben bekannt zu werden. Es wäre, sagte er, unverantwortlich, einen solchen Mann wegziehen zu lassen, ohne ihn benutzt zu haben. Bald fand sich ein Kreis denkender und wahrheitliebender Männer zusammen, die Fichte baten, ihnen doch Vorlesungen über die kritische Philosophie zu halten, was auch mit vieler Bereitwilligkeit von ihm geschah, und wozu man sich in Lavaters Hause versammelte. Diese Vorlesungen kamen nachher mehr ausgearbeitet und erweitert, als „Grundriß der Wissenschaftslehre" in's Publikum. Lavater war überzeugt, daß das Christenthum darum, weil es Wahrheit ist, in einer echten Philosophie seine Begründung für ganz consequente Denker in sofern finden müsse, in wiefern es Gegenstand des spekulativen Denkens ist. In dieser Ueberzeugung bestärkte er sich jetzt, ob er gleich auch im weitern Fortschritte immer mehr überzeugt wurde, daß die reine Einfalt und der schlichte Glaube des gesunden Menschenverstandes weiter komme als die Speculation, welche so bald und so leicht durch ein kleines Uebersehen seiner praktischer Punkte von den Pfaden der Consequenz abgezogen und dadurch zur einseitigen Wahrheit, also zur ergiebigsten Quelle des Irrthums werden könne.

1794 gab er das letzte seiner epischen Gedichte: „Joseph von Arimathia" zu Hamburg heraus. Auch unter dem Titel: „Monatsblatt für Freunde" monatlich ein kleines Heft, die ganz das Gepräge hatte, wie die „Handbibliothek für Freunde." Deßgleichen Vorlesungen über die Geschichte Josephs. — Lavater hatte eine große Vorliebe für das Sententiöse in den Reden Jesu, und pflegte oft zu sagen: „Der Herr muß doch noch eine Menge solcher sententiöser Worte gesprochen haben, die von den sich so kurz fassenden Evangelisten nicht mit aufgenommen worden." Er lebte und webte so im Evangelium, daß ihn die Lust anwandelte, Worte Jesus zusammenzuschreiben, wie er sich's möglich dachte, daß Jesus bei dieser oder jener Gelegenheit gesprochen haben könnte. Ohne diesen bloß dichterisch erfundenen Worten eine andere Autorität beizulegen, als die, welche ihnen die Uebereinstimmung mit den wirklichen, historisch wahren Worten Jesu gab, die uns von den Evangelisten aufbewahrt sind, dachte er sich doch, daß sie, eben um dieser Uebereinstimmung willen, Gutes wirken könnten. Er ließ sie daher, wiewohl nur in geringer Zahl, abdrucken, um sie desto leichter in einem kleinen Kreise von Menschen bekannt zu machen. Im Jahre 1795 schrieb er auf dieselbe Art: „Einige Erzählungen eines christlichen Dichters, welche mögliche und wahrscheinliche Umstände, Geschichten und Aeußerungen aus dem Leben Jesu enthalten," wie er sie sich dachte. In eben diesem Grade gab er zu Zürich eine andere, ganz populäre ascetische Schrift unter dem Titel: „Sonntagsblatt, eine Wochenschrift." heraus. Sie enthält eine Menge verschiedenartiger, nur im Zwecke der Erbauung zusammentreffender Aufsätze, Auszüge aus Predigten, kleine Poesien, Stellen aus Briefen oder auch einzelne ausgeführte oder unausgeführte Gedanken. In der Fortsetzung erschien das Sonntagsblatt unter dem veränderten Titel: „Christliche Monatschrift für Ungelehrte." Ferner gab er heraus „Regeln für Kinder," ein kleines Werkchen, das mehr-

als aufgelegt worden ist, und äußerst faßliche Lehren ber die meisten, besonders Kindern wichtigen Pflichten thält. Deßgleichen ein kleines Büchelchen unter dem itel: „Anacharsis," welches Regeln zur Selbst= und Menschenkenntniß, vermischte Gedanken, freundschaftche Räthe u. dgl. enthält. 1796 schrieb er: „Geschenkchen an Freunde, oder hundert vermischte Gedanen," deßgleichen freundschaftliche Briefe an verschieene Freundinnen und Freunde. Deßgleichen erschien: „Johann Kaspar Lavater's Vermächtniß an seine Freune," Zürich 1796, in zwei kleinen Bändchen. — Ich nenne dieß Werkchen ein Vermächtniß, sagte er, weil ch es als das letzte, welches ich unmittelbar für meine Freunde schreibe, ansehe, und weil ich bei denselben den Gedanken an mein elendes Ende immer klarer zu machen suche. — Ich werde Manches darin niederlegen, was ich vor und nach meinem Tode von Euch beherzigt wünsche, so beherzigt, wie Freunde das Vermächtniß eines Freundes zu beherzigen pflegen.

Um diese Zeit brach die französische Revolution aus; bald ahnete Lavater auch für sein Vaterland böse Folgen. Er hielt es daher für heilige Pflicht, mit allem Ernste vor dem schrecklichen Verderben zu warnen, von dem er wohl wußte und deutlich genug sah, daß es wenige Menschen im rechten Lichte ansahen. Was er gefürchtet hatte, geschah. Allmählig fing auch der Revolutionsgeist sich in der Schweiz zu regen an. Lavater verwendete alle seine Kraft darauf, zu den möglichst milden Gesinnungen mitzuwirken, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, die Regierung gelinde und nachgebend, und die Regierten gehorsam und achtungsvoll gegen ihre Regenten zu machen. Nie verlor er Muth und Hoffnung, auch nicht in dem Augenblicke, als die französische Macht sich näherte. Bei den darauf folgenden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der neuen Gesetzgeber Helvetiens sprach er mit dem stärksten Feuereifer, mit welchem nur gesprochen werden konnte, muthig und unerschrocken bei allen Gefahren, die ihm drohten, auf der Kanzel, und wo es sonst nur immer seyn konnte. Es erschien von ihm „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation," welches im ersten Bande seiner nachgelassenen Schriften vollständig und richtig abgedruckt ist. Uebrigens wendete er alle Kraft seiner Beredsamkeit an, zu thun, was er konnte, um seine Landsleute zur ruhigen Unterwerfung und zum Gehorsam gegen die Obern nicht allein die Guten, sondern auch die Bösen zu bewegen. Er gab jetzt auch ein „christliches Wochenblatt" heraus. Sein Zweck dabei war Beruhigung, Stärkung, Aufmunterung, sowohl zur stillen Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes, als zum kindlichen Vertrauen auf Gott. Die Blätter enthielten Gebete, Predigten, Predigtfragmente, Briefe, Gedichte u. s. w. Alles mit moralisch=religiöser Beziehung auf die damalige Lage der Schweizer.

Schon lange hatten indessen seine kühnen Aeußerungen gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht den Widerwillen des helvetischen Directoriums gegen ihn rege gemacht, und man suchte ihm dieselben zu verleiden. Nachdem schon zehn der angesehensten und wackersten Züricher ohne allen rechtlichen Grund deportirt worden waren, traf auch ihn das Loos. Er wurde nach Basel gebracht. Weil aber durchaus in Rücksicht dessen, was man ihm anschuldigen wollte, nichts auf ihm haftete, und er sich in Allem rechtfertigen konnte, so wurde er wieder entlassen. Bei der Besitznehmung Zürichs durch die Franzosen, welche Sieger der Russen geworden waren, hatte er das Unglück, daß von einem Soldaten auf ihn geschossen wurde. Die Wunde war indessen so beschaffen, daß man hoffen durfte, sein Leben werde dadurch nicht gefährdet werden. Auch ließ es sich mit der Heilung recht gut an, und ob er gleich mitunter heftige Schmerzen empfand, und das Bette hüten mußte, so war er doch im Stande dabei zu arbeiten. Er suchte jetzt seine „freimüthigen Briefe über das Deportationswesen," die er schon vor seiner Verwundung angefangen hatte, zu vollenden. Deßgleichen schrieb er ein Bändchen „Privatbriefe von Saulus und Paulus," herausgegeben von Nathalion a sacra rupe. In diesem lateinischen Namen, der alle Buchstaben des seinigen enthält, versteckte er seinen eigenen und stellte das, was er gern von dem entschiedensten Hasse gegen Christus und seine Sache, so wie von der innigen Liebe gegen ihn gesagt haben würde, so vor, wie er es der Denkungsart desselben Mannes, des großen und seltenen Charakters eines **Paulus** würdig dachte, der aus dem bittersten Verfolger des Christenthums der wärmste und thätigste Beförderer desselben geworden war. Er kleidete die Sache in das Gewand, als wären es wirklich vorgefundene Briefe, die hier nur übersetzt erschienen. Das Letzte, was Lavater als Schriftsteller vollendete, war ein Gedicht voll Wahrheit, Kraft und Würde: „Zürich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts." Allein seine Anstrengungen, ehe seine Wunde noch völlig geheilt war, durch Predigen und andere Beschwerden, denen er sich unterzog, und welche sein Körper, der schon Jahre lang schwach und kränklich war, nicht auszuhalten vermochte, wurden ihm gefährlich und zogen ihm den Tod zu. Er starb den 2. Jan. 1801 im 60. Jahre seines Alters.

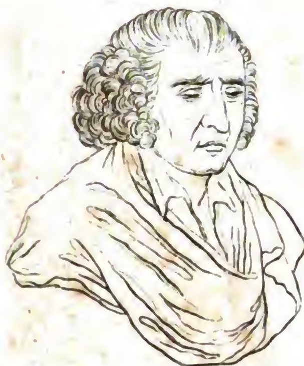
Berlin, gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



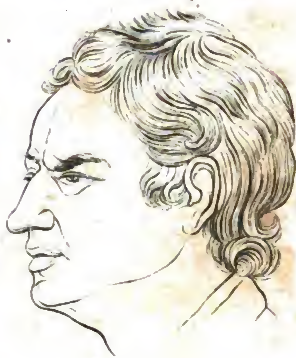
1.



2.



3.



4.



5.



6.



7.



8.



9.



10.



11.



12.



13.



14.



15.


16.


17.


18.


19.



20.



21.



22.



23.



24.



25.



26.



27.



28.



29.



30.


31.


32.


33.


34.


35.


36.


37.


38.



39.



40.



41.



42.



43.



44.



45.



46.


47.


48.


49.

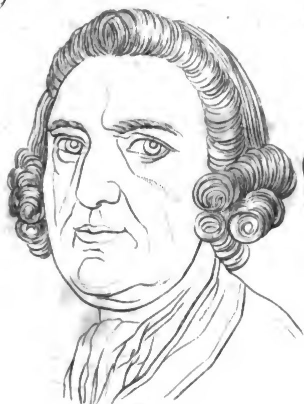

50.


51.


52.


53.

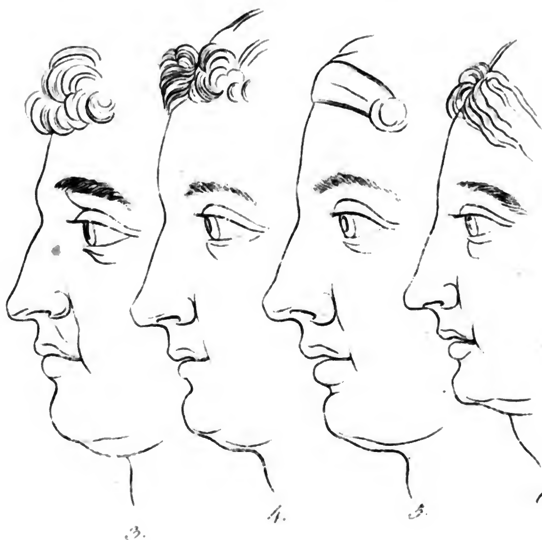

54.



1.



2.



3. 4. 5. 6.


7.
8.


9.


10.


11.


12.


13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.



25.



26.



27.



28.



1.



2.



3.



4.

I. Band.
Taf. 16.



5.



6.



7.



8.









12.



13.

14.


1.
2.


3.
4.
5


6.


7.


8.


9.


10.





11.



12.



13.



14.



15.



16.

I. Band.
Taf. 23.

Abschn. XX.

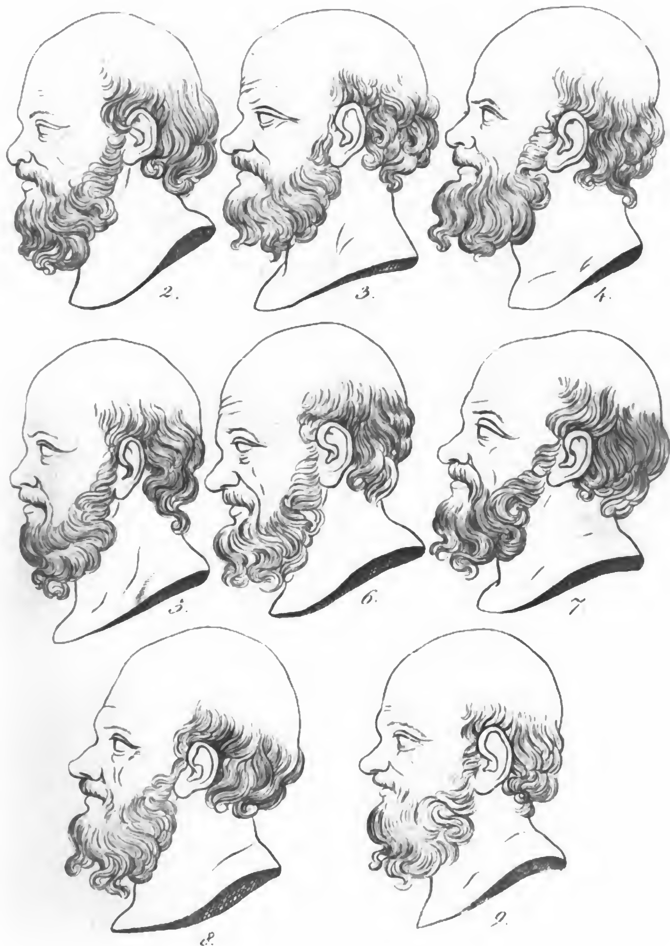


17.

Abschn. XXI.



1.


2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.

1.



2.



3.


4.
5.


6.
7.

I. *Band.* *Abschn.* XXII.
Taf. 27.

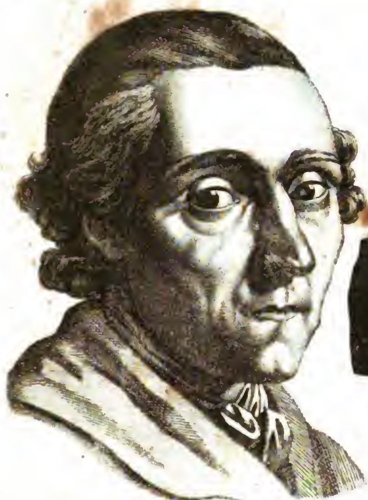



27.


28.


29.


30.



31



32.



33.



34.



35.



36.



37.



38.



1.



2.



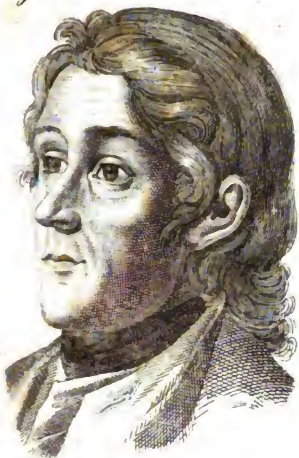
3.



4.



5.



6.

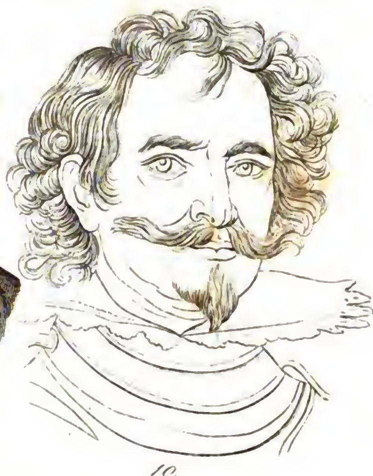


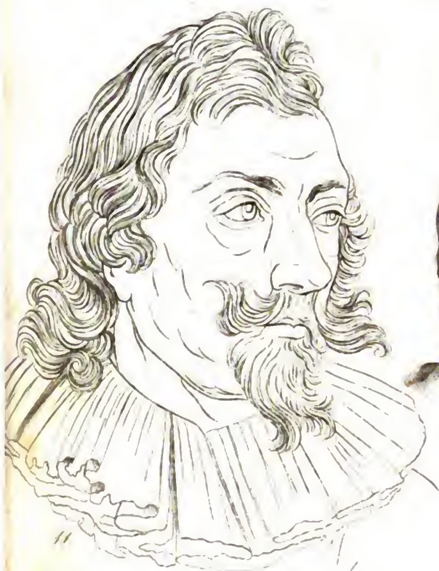
7.



8.


9.


10.


11.


12.


1.


2.


3.


4.


5.


6.


7.


8.


9.


10.


11.


12.


1.


2.


3.


4.


5.


6.


7.


8.


9.


10.


11.


12.


13.


14.


15.


16.


17.


18.


19.


20.


21.


22.

Abschn. VI.


23


24.


25.


26.


27


28.


29


30.


31.


32.



33.



34.



35.



36.



37.



38.



39.



40.



41.



42.



43.



44.



1.



2.



3.



4.



5.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.


1.


2.


3.


4.


5.


6.


7.


8.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.


1.


2.

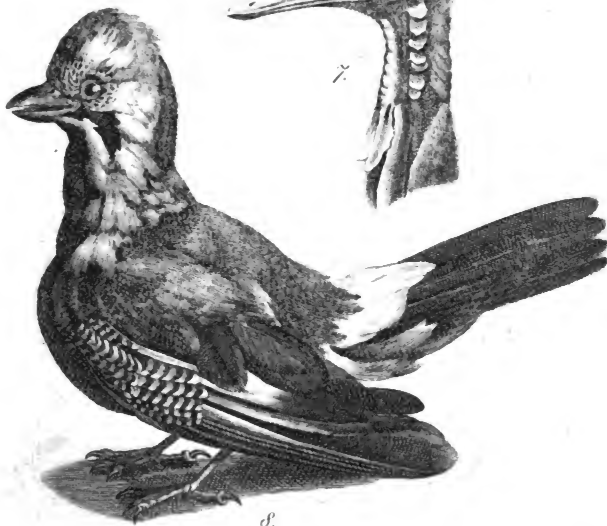

3.


4.

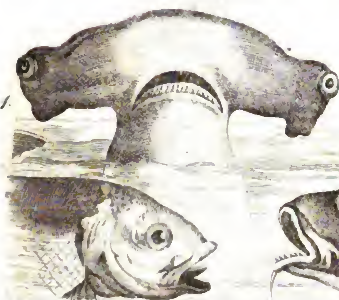

5.


6.


7.


8.













3.



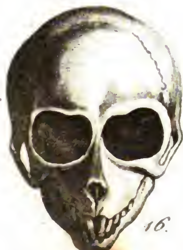
1. 2. 3. 4. 5.





















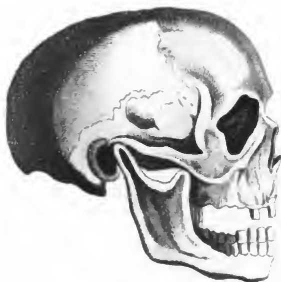








— 1. —





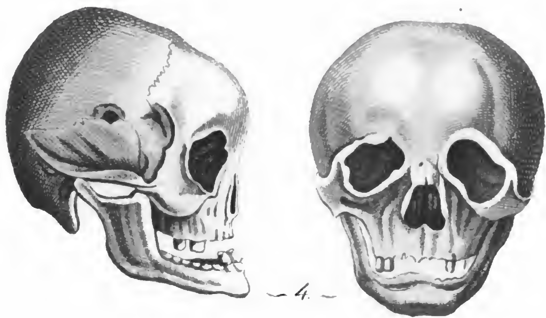
— 2. —

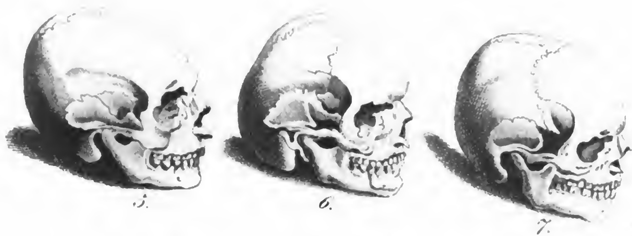


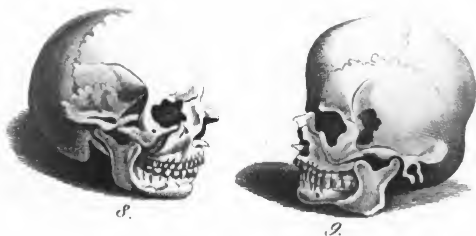


— 3. —





4.


5.
6.
7.


8.
9.


10.

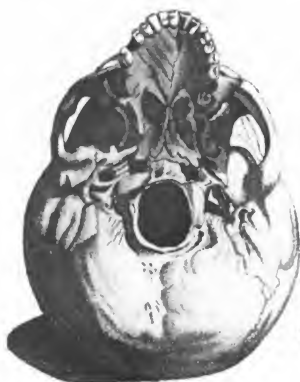

11.


12.


13.


14.


15.



16.



17.



18.



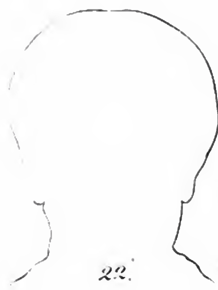
19.



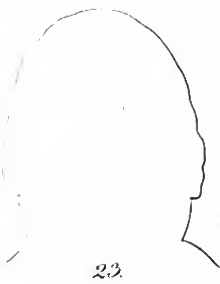
20.



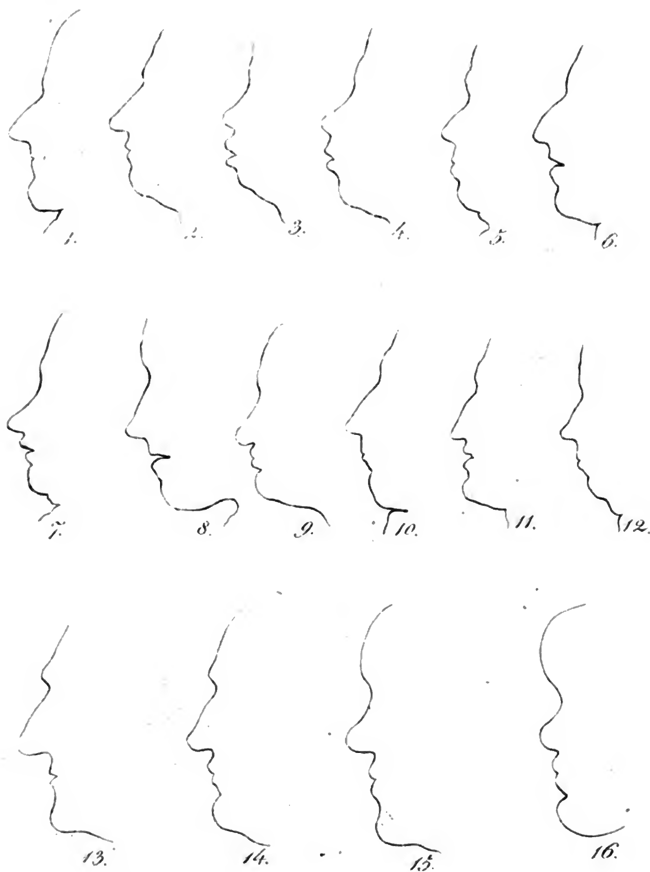
21.



22.



23.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.



17.



18.



19.



20.



21.



22.



23.



24.



25.



26.



27.



28.


29.


30.


31.


32.

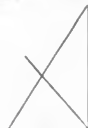

33.

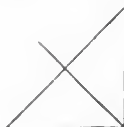

34.


35.

36.


37.


38.


39.



1.



2.



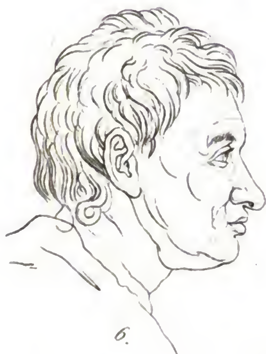
3.



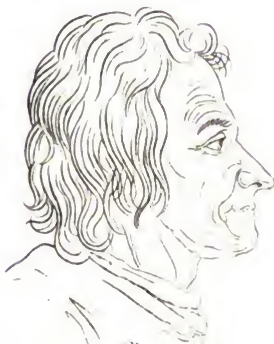
4.



5.



6.



7.


8.
9.


10.
11.


12.


13.


14.


15.



16.

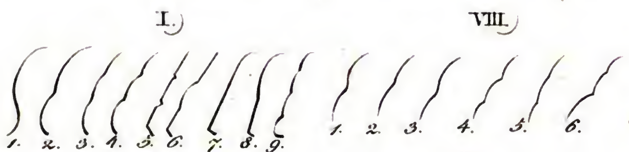


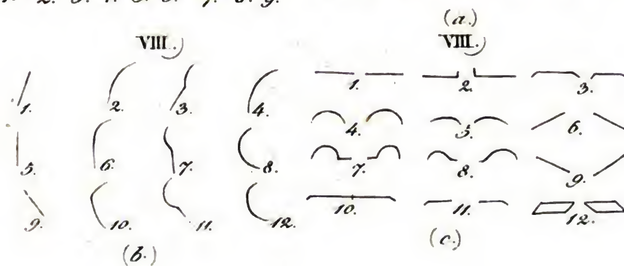
17.



18.


I.)
a.


I.)
VIII.)
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
1. 2. 3. 4. 5. 6.
(a.)


VIII.)
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
(b.)
VIII.)
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
(c.)

III. Band
Taf. 2.


1.


2.


3.


4.






7.


8.


9.


10.


11.


12.



13.



14.



15.



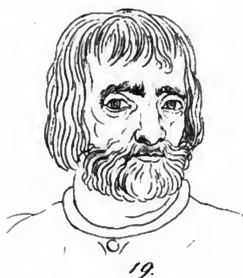
16.



17.



18.



19.



20.



21.



22.



23.


24.


25.


26.


27.


28.



29.



30.



31.



32.

III. *Band.* *Abschn.* XI.
Taf. 8.



.33.



.34.



.35.



.36.



37.



38.



39.



40.



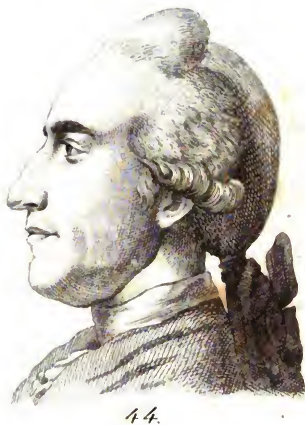
41.



42.



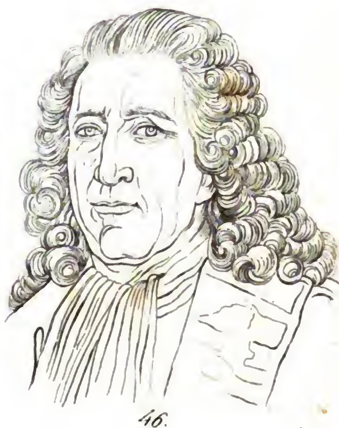
43.



44.



45.



46.


47.


48.) a.


48.) b.

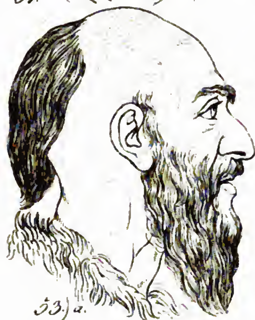

49.) a.

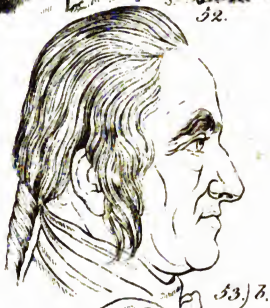

49.) b.


50.







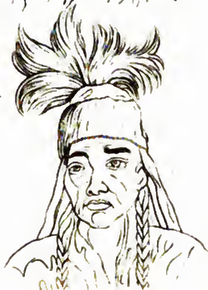






54.







55.



56.) a.



56.) b.



57.



58.



59.



60.



61.

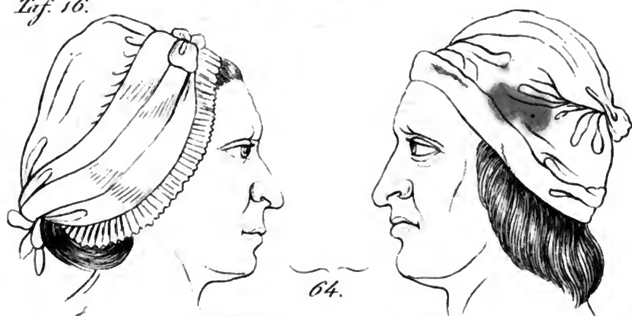




62.



63.



64.



65.



66. 67.


68.


69.


70.


71.


72.


73.


74.

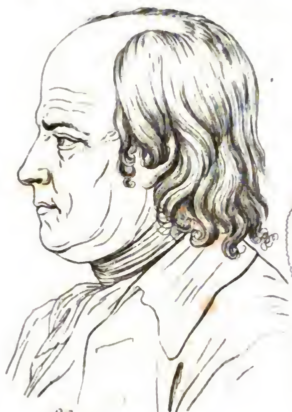

75.


76.

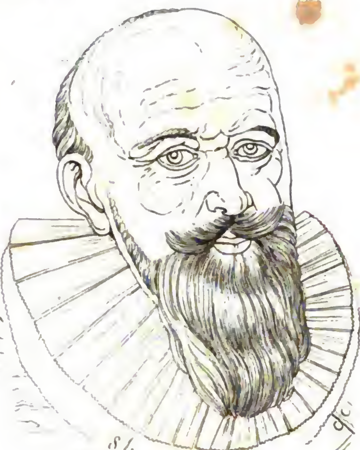

77.


78.


79.



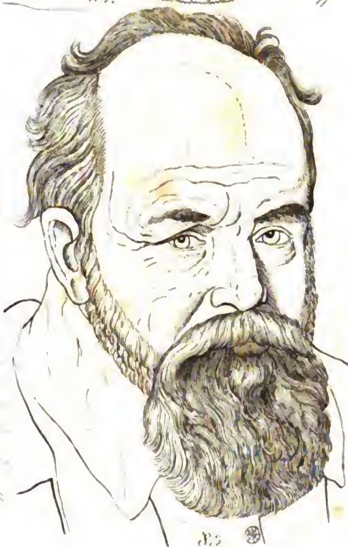
80.



81.



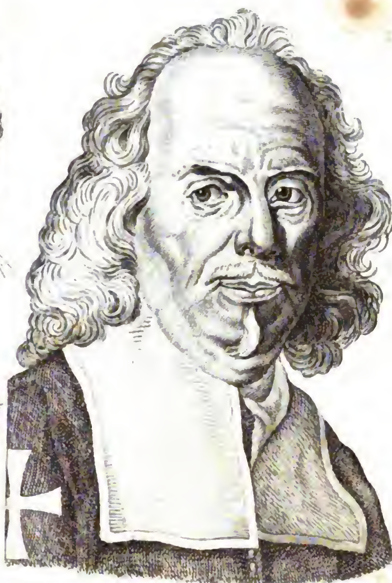
82.



83.



84.



85.



86.



87.



88.



89.



90.



91



92.



93.



94.



95.



96.



97.


98.


99.


100









101.



a.



b.



c.

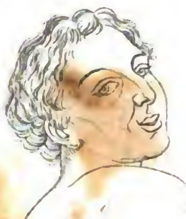
102.



d.


a.


b.

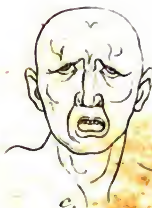


103.


d.

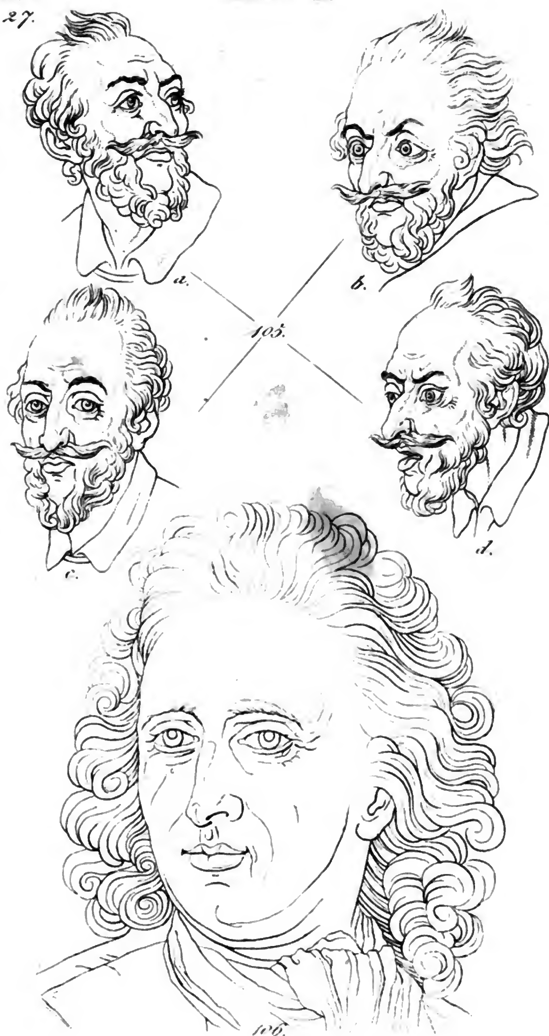

a.

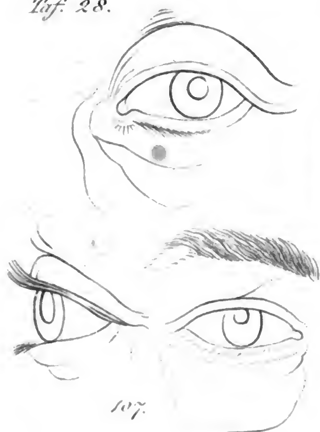

b.


c.

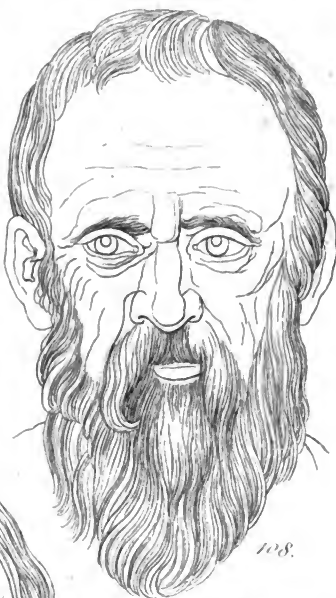
104.


d.


a.
b.
105.
c.
d.
106.



107.

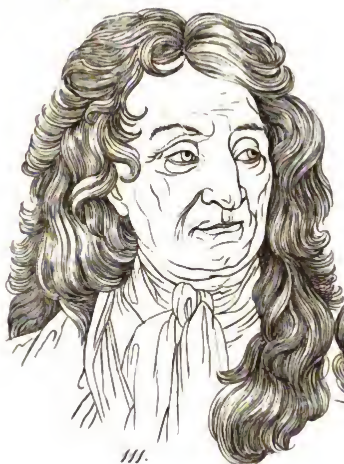


108.

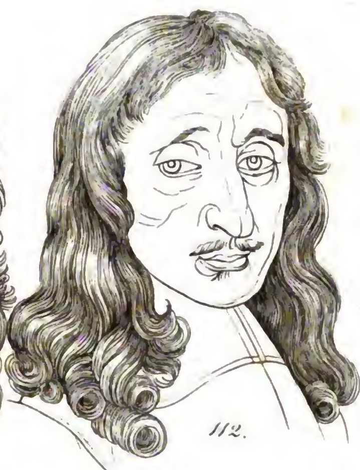


109.





111.



112.



113.



114.



115.

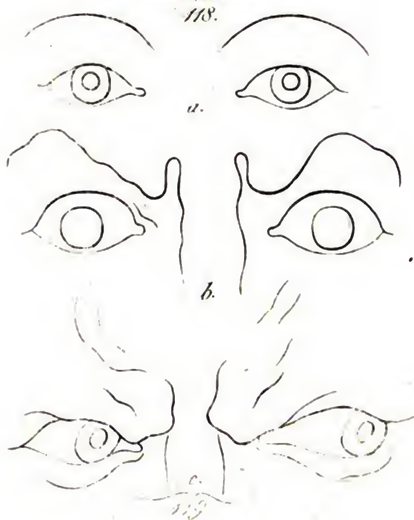


116.

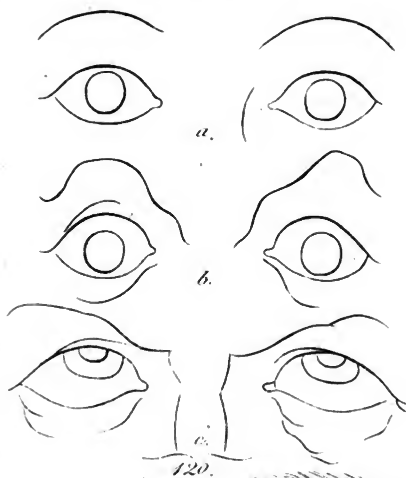
117.



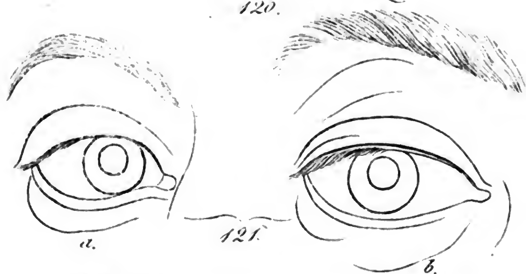
118.



119.



120.



121.



122.



123.



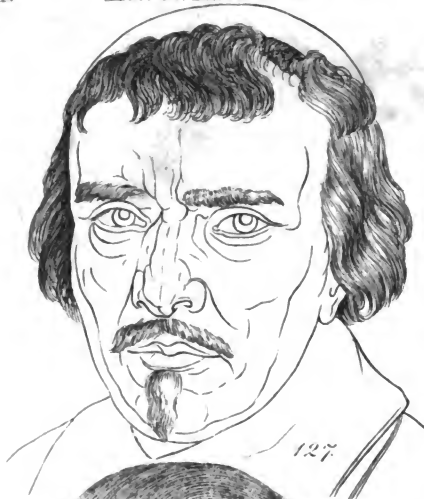
124.



125.

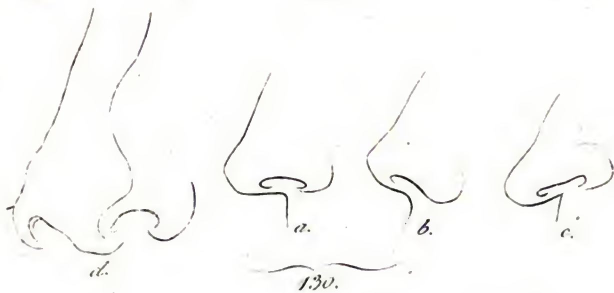


126.

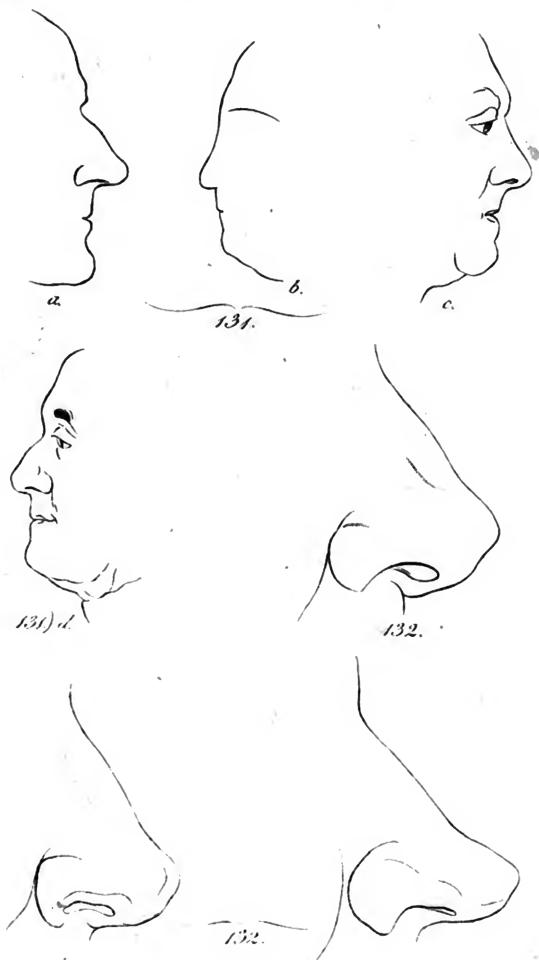


128.

129.



130.


a.
b.
c.
131.
131.) d.
132.
132.



133



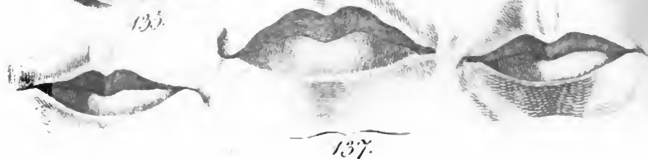
134.



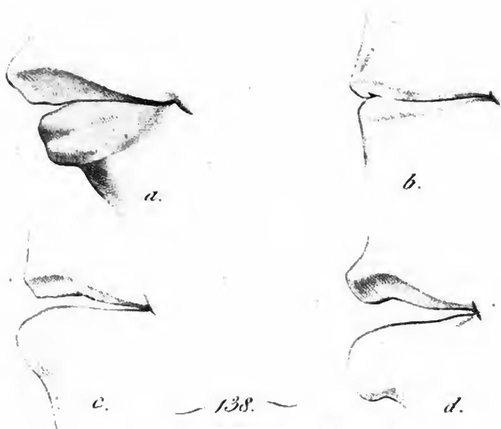
135.



136.



137.



138.



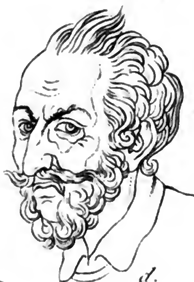
139.







140.





141



142.



143.



144.



145.



146.



147.



148.



149.

IV. Band. Abschn. IV.
Taf. 13.

(A.)



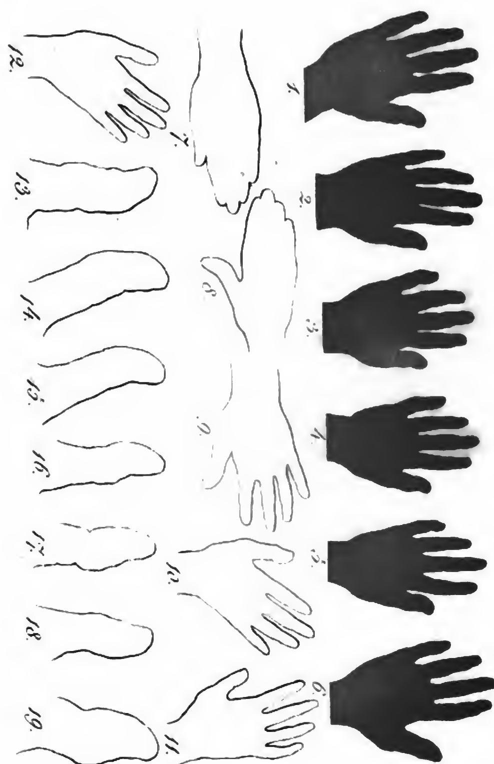
IV. Band.
Taf. 14.

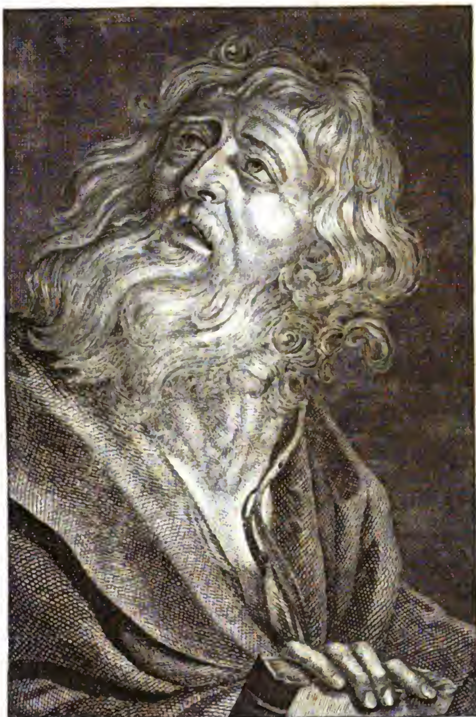
Abschn. IV.

(B.)



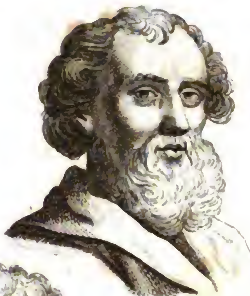

13.
11.
12.
(14.)


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.





1.



2.



3.



4.



5.



1.



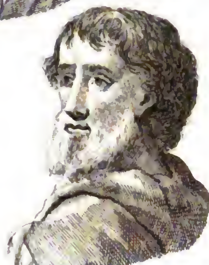
2.



3.



4.



5.



1.



2.




1.


2





1.



2.


1.
2.
3.

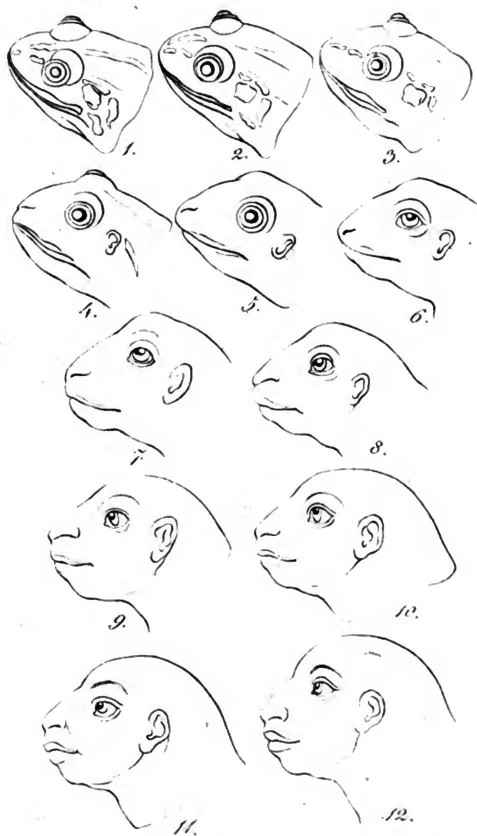


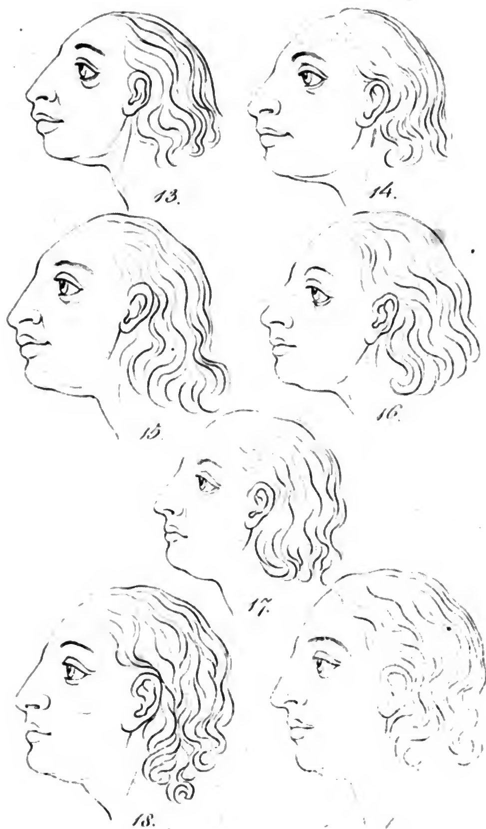
1.



2.

Abschn. XIII.




13.
14.
15.
16.
17.
18.


20.
21.
22.
23.
24.

